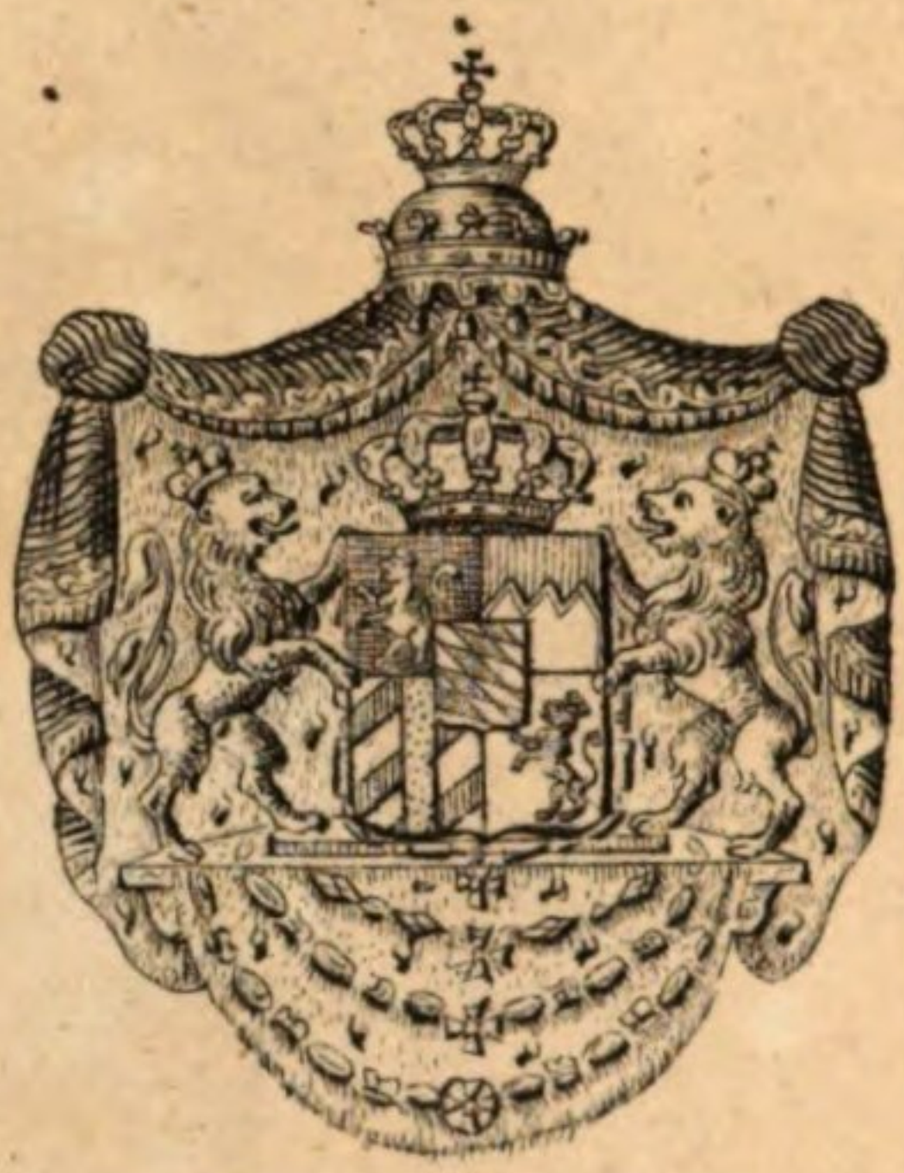
Bl. med. 353 b-17



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

M. med. 3536-7

MATERIA MEDICA

<366199783700011

<366199783700011

Bayer. Staatsbibliothek

Fortsetzung

der Abhandlung

von der

MATERIA MEDICA

des

Herrn Stephan Franz Geoffroy.

Siebender Theil,

von den Thieren.

Aus dem Französischen übersetzt.

Leipzig,
bey Christian Gottlob Hilschern, 1764

ДЛЯ ТАМ

ДЭІСЭНЭМ

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fortsetzung
von der
MATERIA MEDICA
des Herrn Geoffroy.

Das Thier-Reich.

AIЯETAM

AOIDEM

Das Thier-Reich.

Dritte Klasse.

Die Thiere, so im Wasser und auf dem Lande zugleich leben.

Von diesen Thieren überhaupt.

Die Thiere, so im Wasser und auf dem Lande zugleich leben, werden Amphibia genennt. Sie halten, so zu reden, das Mittel zwischen den Fischen und Land-Thieren, und sie nehmen an ihrer verschiednen Natur Theil. Diese besondre Eigenschaft dieser Thiere hat gemacht, daß die Naturforscher in der Ordnung, welche sie in der Klasse dieser Thiere gemacht, verschieden sind. Einige, welche nur auf diesen vorzüglichen Umstand gesehen, daß sie nämlich in beyden Elementen leben, haben unter den Thieren, welche im Wasser und auf dem

lande zugleich leben, alle die Thiere begriffen, in welchen sie diese Eigenschaft bemerket; die andern, welche mehr auf die größre und kleinre Aehnlichkeit, so sie mit den vierfüßigen Thieren hatten, gesehen, haben von dieser Klasse alle diejenigen getrennt, in denen sie eine genaue Gleichheit mit diesen letztern bemerket; und dieß um so viel mehr, da diese Thiere, ob sie gleich unter dem Wasser leben, doch nicht mehr als eine gewisse Zeit in selbigem leben können, und hernach genöthiget sind, wieder auf das Land zu kommen oder über das Wasser sich zu begeben, um neue Luft zu schöpfen, ohne welche sie erstickt würden, indem die Luft, welche mit dem Wasser vermischt ist, nicht hinlänglich ist, ihr Leben zu erhalten. Dieser nöthige Umstand, der sie, ausser dem, daß sie, wie die vierfüßigen Thiere, einen Körper haben, welcher mehr oder weniger mit Haaren bedeckt ist, den Landthieren gleichmacht, hat die Gedanken erregt, daß es natürlicher sey, unter die Thiere, so im Wasser und auf dem Lande leben, nur diejenigen zu setzen, welche nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den vierfüßigen Thieren haben, und hingegen zu der Klasse von den letztern diejenigen zu bringen, so sich ihnen sowohl der Gestalt als der Beschaffenheit nach am meisten nähern. Dieses ist die Art, der wir gefolget, und man wird unten in der Klasse der vierfüßigen Thiere alle diejenigen Thiere finden, welche man hier hätte herbringen können.

Coluber. Schlange.

Unter den verschiednen Arten von Schlangen, welche auf der Erde kriechen oder im Wasser schwimmen, unterscheidet man vornehmlich die Otter und die Wasserschlange: wir werden auch nur diese beyden Arten beschreiben, weil sie nicht nur die gemeinsten sind, sondern auch, weil sie hauptsächlich in den Apotheken gebräuchlicher als die andern sind.

Die Otter oder Natter; Vipera *Offic. Schroed.* 309. *Dal. Pharm.* 430. *Schwenkf. Rept. Sileſ.* 166. *Bellon. Obſ. Ed. Cluſ.* 123. *Geſn. de Serp.* 124. *Aldrov. Hiſt. Serp.* 108. *Ionſt. de Serp* 7. *Charlet. Exerc.* 32. *Merr. Pin.* 208. *Raji de Serp.* 285 Vipera noſtras, *Ind. Med.* CXXIII. Vipera Anglica fuſca, dorſo linea undulata nigricante conſpicua, *Petiv. Muſ.* 17. n. 103. Anguis cinerea, macula dorſi fuſca longitudinali dentata, *Act. Upſ.* 1736. p. 11. n. 4. Anguis ſcutis abdomilalibus 144. Squamis caudæ 39. *Amph. Gyllenb. Linn. Faun. Suec.* 260. Vipera vulgaris *Nonnull.* Französiſch Vipére.

Die Männchen und Weibchen von den Ottern, sagt Charas, die wir in Frankreich haben, sind in der Mitten des Körpers, wenn sie ihr Wachsthum erreicht haben, eines guten Daumens dick; der Körper von dem Weibchen aber ist dicker, wenn ihre jungen Ottern bereit sind, an das Licht zu kommen. Sie sind gemeiniglich zween gute Füße lang: man findet auch welche, so etwas länger sind. Ihr Kopf, welcher platt ist, hat um die äußersten Enden seines obern

Theils gleichsam einen Rand, und hierinnen ist sie von den Schlangen verschieden, bey welchen dieser ganze Rand stumpf und niedergedrückt, der Kopf aber spitziger uud nach Baschaffenheit des Körpers schmäler ist. Der Kopf ist bey der Otter in allem einen Daumen lang, und nach dem obersten Theil zu ist er sieben bis acht Linien breit; hernach ist seine Breite, da sie sich nach und nach vermindert, bey den Augen nur vier oder fünf Linien, und am Ende der Schnautze nur zwo Linien breit. Er ist zwo und eine halbe Linie hoch oder dick. Ihr Hals ist, im Anfange betrachtet, ohngefehr eines kleinen Fingers dick: der Hals bey den Männchen ist gemeiniglich ein wenig dicker, als bey dem Weibchen. Dem ohngeachtet aber finden sich einige, welche, wenn sie trächtig sind, einen dickern Hals, als bey den Männchen, zu haben scheinen: der Schwanz von diesen ist allemal länger und dicker, als bey den Weibchen, weil er außer den beyden Saamenbläschen, die beyden Glieder enthält, so zur Zeugung dienen. Er ist ohngefehr vier Querfinger lang; der Schwanz von den Weibchen aber ist noch nicht gar drey Finger lang. Der oberste Theil von dem Schwanz bey dem Männchen ist bey seinem Anfang in Ansehung der Dicke ihrem Hals ziemlich gleich, und endiget sich, wie bey dem Weibchen, in eine Spitze: beyde aber stechen nicht, und haben keinen Gift bey sich.

Die Otter hat eine sprenklichte Haut: der Grund der Farbe aber ist verschieden: denn er ist bald weißlicht, bald röthlicht, bald grau, bald gelb und bald castanienbraun. Dieser Grund ist allemal mit schwarzen Flecken besprengt, welche gleichsam gewisse Figuren

ren zu seyn scheinen, und sich in Zwischenräumen befinden, welche ziemlich gleich sind und ein Verhältniß gegen einander haben, vornehmlich über dem Körper und an den Seiten desselben; es befinden sich auch von selbigen auf dem Kopf und unter andern zween in Form der Hörner, welche ihren Ursprung zwischen den Augen haben, die sich öffnen und nach den beyden Seiten des obersten Theiles von dem Kopf erstrecken, und davon jedes bisweilen vier oder fünf Linien lang und eine halbe Linie breit ist. Der Mitten von diesen beyden Hörnern gegen über kömmt ein Fleck in der Größe einer kleinen Linse zum Vorschein, welcher die Form einer Lanze hat, und der, da er gleichsam der erste von allen diesen Flecken ist, selbige längst des Rückgrads zu führen scheint. Die Haut ist gänzlich mit Schuppen bedeckt, davon die stärksten diejenigen sind, welche sich unter dem ganzen Körper befinden; ihre Grösse und ihre Stärke ist nöthig, weil sie die Otter an dem schwächsten Ort stärken; ausserdem erhalten sie selbige und dienen ihr gleichsam als Füße zum Kriechen, und den Körper hier und da hinzutragen. Diese großen Schuppen haben allezeit von einem Ende zum andern eine stählerne Farbe, und sind von den Schuppen der Schlangen unterschieden, welche gemeiniglich mit einer gelben Farbe bezeichnet sind. Sie öffnen sich und hacken sich an, wenn sie zurückkriechen oder sich aufhalten will. Das Ende von diesen großen Schuppen ist unten an die andern kleinen Schuppen, welche den ganzen Körper bedecken, gleichsam angeheftet. Diese kleinen Schuppen sind auf eine wunderbare Art

und gut eingerichtet, und liegen, wie die Reihen der kleinen halbrund gehauenen Schiefer, so man an einigen Orten auf den Dächern sieht, über einander. Man bemerket nur sechs Oeffnungen an der Haut der Otter: die größte Oeffnung ist die Kehle; die andern sind die beyden Nasenlöcher, und diejenige, welche zu unterst des Bauchs ist, wo er sich mit dem Anfang des Schwanzes vereiniget; dieser enthält nicht allein die Oeffnung des Darms, welcher zur Entledigung der Excremente bestimmt ist, sondern auch die Oefnungen von den so wohl bey den Männchen als Weibchen befindlichen Zeugungstheilen. Diese Oeffnung wird von der letzten großen Schuppe vermacht, welche in Form eines halben Cirkels hervorragt und sich öffnet, indem sie sich zur Zeit der Begattung niederläßt, ingleichen, wenn die jungen Ottern herauskommen, oder die Ottern ihre Excremente von sich geben. Die Kehle öffnet und schließt sich, wie es dem Thiere beliebt; die Nasenlöcher bleiben allezeit offen, und die Augen haben Augenlieder, um sie im Nothfall zu bedecken. Es befindet sich in der Haut keine Oeffnung, welche zum Gehör führen könnte, indem die Natur die Oefnungen der Nase darzu gebraucht. Die Ottern legen gemeiniglich zweymal des Jahrs diese schuppichte Haut ab, unter welcher sie mit einer überzogen sind, welche ganz formirt ist, und welche Anfangs schöner und weit glänzender zu seyn scheinet, als diejenige ist, die sie abgelegt haben. Es entsteht auch noch unvermerkt eine neue, welche nach und nach geschickt wird, eben das zu verrichten, wenn sie die Reihe trifft, und sich diejenige, so sie bedecket, trennet;

net; dergestalt, daß die Otter zu allen Zeiten eine doppelte Haut hat: diese Häute sind, ob sie gleich mit Schuppen besetzt sind, dem ohngeachtet durchsichtig, wenn man sie am hellen Tage betrachtet.

Die Schnauze von der Otter besteht aus einem Knochen, der zum Theil knorplicht und mit einer schuppichten Haut bedeckt ist. Auf jeder Seite befinden sich zween Canäle, welche die Nase ausmachen, wovon jeder eine kleine runde Oeffnung und seinen eignen Nerven hat, der ihnen den Geruch mittheilt. Eben diese Canäle dienen auch zur Aufnahme zweener kleiner Nerven, davon jeder aus dem Seitentheil des Hirnschädels herausgeht, um das Vermögen zum Hören zu der Nase zu bringen. Der ganze Hirnschädel hat eine sehr dichte und sehr harte Substanz. In seinem obern Theil befinden sich drey Hauptnäthe, wo man die Form eines gut vorgestellten Herzens bemerkt, so in seiner Mitten liegt; nebst diesen befindet sich auch eine andre große Nath um die untern Seitentheile des Hirnschädels. Alle Näthe des Hirnschädels sind in ihren Fügungen so gut untereinander vereiniget, daß es schwer ist, sie zu unterscheiden, und noch mehr die Theile von einander zu trennen, ohne sie zu zerbrechen, wofern man den Hirnschädel nicht in einer Feuchtigkeit sieden läßt. Die Substanz des Gehirnes ist in fünf Haupttheile getheilt, davon die beyden ersten rund und länglicht sind, und zwischen den Augen liegen: aus diesen Körpern gehen die Geruchnerven. Die drey andern befinden sich in dem mittelsten Theil des Hirnschädels; zween sind in dem obern Theil auf beyden Seiten:

der dritte aber, der ein wenig kleiner ist, liegt unter der Mitten von beyden vorigen; und kann vielleicht das kleine Gehirne genennt werden. Das Rückenmark scheint mit diesem letztern ein Körper zu seyn, wiewohl es in dem hintern Theil des Hirnschädels seinen abgesonderten Ort hat; es hat eine Substanz, welche ein wenig weißer und weicher als der Körper ist, wovon wir itzt geredet, und welche die Größe eines Waizenkorns hat: es bringt einen Körper hervor, der eben die Substanz hat, der sich in die Länge erstreckt, und der, da er in gerader Linie mitten durch die Wirbelbeine des Rückgrads geht, bis zu dem Ende des Schwanzes geht. Die Körper des Gehirnes sind mit einer ziemlich dicken Haut bedeckt, welche ziemlich fest an ihnen anhängt, und die man die harte Hirnhaut nennen kann; sie sieht schwarz; daher ist es gekommen, daß einige Schriftsteller, welche sich nicht die Mühe genommen, es unter der Haut zu betrachten, gesagt haben, daß das Gehirne der Otter schwarz sey. Unter dieser harten Hirnhaut hat jeder Körper noch eine kleine Haut, welche ihn besonders einhüllt, und die man die dünne Hirnhaut nennen kann.

Die Augen der Otter sind sehr lebhaft, und ihr Ansehn ist sehr steif und muthig: sie haben ihre Nerven, ihre Muskeln, ihre Blutadern, ihre Pulsadern, ihren Augapfel, ihre crystallinischen Körper, ihre Traubenhäutchen, ihre durchsichtige Hornhaut, ihre Augenlieder und ihre andern Theile, welche den Theilen der Augen von andern Thieren ziemlich gleich sind. Die obere Kinnlade ist vorne in zwey Stück getheilet, und durch den knorplichten Knochen die

Schnauze getrennet, woselbst ihre beyden Enden auf jeder Seite mit einem Gelenke versehen sind; die großen Zähne, welche auf jeder Seite ausser ihrer Reihe liegen, dienen ihnen zur Vertheidigung. Die untere Kinnlade ist auch in zwey Stück getheilet. Die beyden Kinnladen hängen vorwärts, vermittelst eines Muskels zusammen, der sie, wie es dem Thier beliebt, öffnet oder zusammendrückt. Die Meynungen der Alten sind, was die Anzahl der großen Zähne bey der Otter betrifft, sehr getheilt gewesen. Die meisten haben gewollt, daß die Vielheit dieser großen Zähne eins der vornehmsten Kennzeichen sey, wodurch man das Weibchen von dem Männchen unterscheiden müßte: allein, man findet in beyderley Geschlecht bald mehr, bald weniger Zähne: wiewohl man bisweilen auf jeder Seite zween große feste Zähne von ohngefähr angetroffen, welche sowohl bey den Männchen als Weibchen ganz nahe beysammen gestanden, so trifft man doch gemeiniglich in beyderley Geschlecht auf jeder Seite nur einen großen festen Zahn an, welcher bis auf zwey Drittel seiner Länge mit einer ziemlich dicken Haut oder Bläschen umgeben ist, welches mit einer gelblichten durchsichtigen und mäßigflüßigen Feuchtigkeit angefüllt ist; und in diesem Bläschen befindet sich mitten in gedachtem Saft unter dem großen Zahn, eine Menge von verschiednen übelgesetzten Zähnen, davon einige länger als die andern, alle aber hackigt sind, deren man zween, bis fünf, sechs oder sieben auf einerley Seite zählet. Diese großen Zähne sind nur an dem obern Theil, und stehen auf der Seite ausser den Kinnladen,

wo-

woselbst sie gleichsam Bollwerke sind; sie sind ohngefehr zwo Linien lang; sie sind krumm, weiß, hohl, überall beynahe bis zu ihrer Spitze durchsichtig, welche sehr subtil und sehr stechend ist. Sie haben nach der Wurzel zu viele kleine Höhlen, in welchen die andern Zähne stehen. Diese Zähne bleiben gemeiniglich längst der Kinnlade liegen, und ihre Spitze kömmt nur alsdenn erst zum Vorschein, wenn die Otter beißen will; denn alsdenn richtet sie selbige auf, und rückt sie mit der obern Kinnlade vereint fort, welche von dem Knochen, der an dem einen Ende in ihrer Mitten und mit dem andern an der Wurzel des grossen Zahns mit einem Gelenke versehen ist, gezogen wird. Der in den Bläsgen enthaltene Saft dienet darzu, daß er die Bänder befeuchtet, und zur Biegung der Zähne geschickt macht, selbige aber auch nährt, und diejenigen, welche sich daselbst wie in einer Baumschule, oder so zu reden, als Wartezähne befinden, zum Wachsthum bringt, damit sie die Stelle der Hauptzähne vertreten, sie mögen nun durch die Gewalt oder von selbst ausfallen. Beyde Kinnladen sind mit krummen, hohlen durchsichtigen und subtilen Zähnen besetzt, welche eben so wie die großen Hundszähne sind; sie sind aber weit kleiner. Ihre Anzahl ist ziemlich ungewiß, weil entweder die Natur bald mehr bald weniger hervorbringt, oder weil ihre Subtilität sie zerbrechlich macht. Es ist nicht viel Unterschied zwischen der Anzahl der obern und der untern Zähne. Man zählet gemeiniglich in jeder Kinnlade acht Zähne, man trifft aber von selbigen bisweilen neune, zehne oder eilfe daselbst an. Die

vördersten sind ein wenig gröſser als die hintersten. Die Zähne und Kinnladen der Otter sind von den Zähnen und Kinnladen der Schlange gar sehr unterschieden; denn die Schlange hat keine Hundszähne, allein sie übertrifft die Otter in Ansehung der Anzahl der Kinnladen und der Zähne, indem sie oben vier und unten zwo Kinnladen und in jeder äuſserlichen obern Kinnlade dreyzehn Zähne, eben so viel in den untern Kinnladen und zwanzig Zähne in jeder innern obern Kinnlade hat; dergestalt, daſs man in einer einzigen Schlange zwey und neunzig Zähne zählen kann. Alle diese Zähne sind krumm, subtil, hohl, weiſs und durchsichtig, eben so, wie die Zähne der Ottern.

Da die Meynung der Alten, daſs der Sitz des Giftes bey der Otter in der Galle sey, und daſs er von da durch ziemlich übeleingebildete Gefäſse zum Zahnfleisch gienge, durch die artigen Bemerkungen des Herrn Redi, eines Florentinischen Edelmanns, dessen Verdienst allen Gelehrten bekannt ist, als falsch bewiesen worden, so habe ich ganz und gar keinen Scheu getragen, sagt Tharas, vielmal die Otterngalle eben so, wie den in den Bläsgen des Zahnfleisches enthaltenen gelben Saft zu kosten; und ich habe bey beyden die Warheit von alle dem gefunden, was er daselbst bemerket, nämlich in der Galle eine groſse Bitterkeit und groſse Schärfe, und in dem gelben Saft des Zahnfleisches einen ziemlich tauben Speichelgeschmack, der dem Geschmack des süſsen Mandelöls ziemlich nahe kömmt. Endlich habe ich nach vielen Untersuchungen Speicheldrüsen entdecket, welche

geschickt sind, diesen Saft zu bereiten und zum Kinnladen zu bringen. Diese Drüsen, welche sich in allen Köpfen der Ottern so wohl bey den Männchen als Weibchen befinden, liegen auf beyden Seiten des Hirnschädels in dem hintern Theil von jeder Augenhöhle. Jede Drüse hat ihr kleines Wassergefäße, welches sich in ein größers ergießt, so sich in das Bläsgen des Zahnfleisches begiebt. Die Otter ist nicht die einzige unter den Schlangen, welche Speicheldrüsen hat; denn ich habe auch deren in dem Kopf der Schlangen gefunden.

Die große Zahl der Knochen, welche nach den Knochen des Kopfs in dem Körper der Otter bleiben, bestehen nur in Wirbelbeinen und Ribben. Die Wirbelbeine fangen an dem hintern Theil des Hirnschädels an, an welchem das erstere durch ein Gelenke gefügt ist; die andern folgen in einer Reihe hintereinander, sind fest mit einander vereiniget, und gehen bis zu dem Ende des Schwanzes fort. Jede Otter, so wohl Männchen als Weibchen, hat vom Ende des Kopfs bis zu dem Anfange des Schwanzes hundert und fünf und vierzig Wirbelbeine und zwey hundert und neunzig Ribben, welches die doppelte Zahl von den Wirbelbeinen ist, indem an jedem Wirbelbeine zwo Ribben, auf jeder Seite eine, durch ein Gelenke angefügt ist. Ausser dem sind noch fünf und zwanzig Wirbelbeine von dem obersten Theil des Schwanzes an bis zu seinem Ende; und diese Wirbelbeine haben keine Ribben mehr; allein sie haben an ihrer Statt kleine Fortsätze, welche in der Größe eben so wie die Wirbelbeine abnehmen, indem sie nach dem

Ende des Schwanzes zu gehen. Die Wirbelbeine sind in ihrer Mitten hohl, und nehmen das Rückenmark in sich, welches aus dem hintern Theil des Kopfs herausgeht, und welches so viel Paar Nerven giebt, als Wirbelbeine sind, und welches bis zum Ende des Schwanzes fortgeht. Es sind vier große Muskeln bey ihr befindlich, welche an dem hintern Theil des Kopfs entstehen, und davon auf jeder Seite der spitzigen Fortsätze zween hinunterlaufen, indem sich einer mit dem Rückgrad und der andre ein wenig unter dem ersten sich anfügt, den er bis zu dem Ende des Schwanzes begleitet; die beyden andern großen Muskeln, welche eben so lang sind, sind an dem innern Theil der Rückenwirbel verbunden, und begleiten sie, wie die obern, von einem Ende zum andern. Wir bemerken auch auf jeder Seite so viel Rippenmuskeln, als Wirbelbeine sind, welche eben den Nutzen, wie bey andern Thieren, haben, und die Ribben von ihrer Wurzel bis zu ihrer Spitze trennen. Alle diese Muskeln sind, wie die größten, mit Blut und Pulsadern versehen.

Was die innern Theile der Otter betrifft, so kömmt die Zunge, welche sie herausteckt, und oft und sehr geschwind zurückzieht, zuerst zum Vorschein. Sie liegt zwischen den beyden untern Kinnladen, und besteht aus zween fleischichten, langen und runden Körpern, welche sich in eine sehr subtile Spitze endigen. Diese beyden nah an einander liegenden Körper hängen von ihrer Wurzel bis auf zwey Drittel ihrer Länge zusammen. Die innere Helfte von diesen Körpern sieht fleischfarben; allein die andere Helfte,

welche

welche oft aus der Kehle herausgetrieben ist, sieht schwärzlicht. Die Zunge kann in allem anderthalben Daumen lang seyn. Es giebt Ottern, deren Zunge bald drey bald vier Spitzen hat. Diese Spitzen, wiewohl sie oft mit Gewalt herausgestoßen werden, stechen nicht und thun niemand ein Leid; dem ohngeachtet aber könnten sie denen ein Schrecken einjagen, die es nicht wissen. Sie dienen den Ottern vornehmlich darzu, daß sie die kleinen Thiere, welche sie fressen wollen, erhaschen. Die Zunge ist von einem Ende bis zum andern mit einer Art einer Scheide umgeben.

Die Luftröhre hat ihren Anfang bey der Oeffnung der Kehle, wo sie ein eyrundes und erhabenes Loch vorstellt; sie hat an ihrem untern Theil gleichsam einen kleinen Schnabel. Sie bestehet anfangs aus vielen knorplichten Ringen, welche mit einander zusammengefügt sind, und ohngefehr einen guten Daumen lang fortgehen, und sich in die rechte Seite der Otter begeben, wo sie die Lunge antreffen. Die Luftröhre ist in allem acht oder neun Daumen lang. Die Lunge ist wie ein Netz gestaltet; sie hat keinen Lappen; sie hat eine sehr klare und sehr lebhafte rothe Farbe, und eine ziemlich dünne, ziemlich durchsichtige und etwas runzlichte Substanz; sie ist sieben bis acht Daumen lang, und einen kleinen Queerfinger breit; sie ist durch und durch mit Blut- und Pulsadern versehen.

Das Herz und die Leber liegen auch auf der rechten Seite bey der Otter und unter der Lunge. Das Herz hat die Dicke einer kleinen Bohne, ist

läng-

länglicht, fleischicht und mit seinem Herzbeutel umgeben, der aus einer ziemlich dicken Haut besteht; es hat zwo Herzkammern, davon sich eine auf der rechten, die andere auf der linken Seite befindet. Das Blut, welches aus der Holader kömmt, geht in die rechte Herzkammer, alsdenn geht es in die linke, und aus dieser in die große Pulsader, welche sich anfangs in zween große Aeste theilt, davon einer nach den obern Theilen zu geht, der andre aber, welcher unter dem Schlund weggeht, sich hernach in viele Aeste theilt, welche zu allen Theilen bis zum Schwanz gehen. Die Leber ist ein fleischichter rothbrauner Körper, welcher ein wenig unter dem Herzen liegt. Ihre Länge und Dicke ist ziemlich ungleich; die größten Lebern aber sind fünf bis sechs Daumen lang, und einen halben Daumen breit. Die Leber besteht aus zween grossen Lappen, davon der rechte einen guten Daumen weiter, als der linke herunter geht.

Die Otter hat kein Zwerchfell. Die Gallenblase liegt einen Querfinger unter der Leber; sie hat beynahe die Form und die Dicke einer kleinen Bohne, welche auf der platten Seite liegt. Die Galle sieht sehr grün; ihr Geschmack ist sehr bitter und sehr scharf; ihre Consistenz ist einem nicht sonderlich eingesottenen Syrup gleich. Dieser Saft hat eine balsamische Eigenschaft und hat gar nichts von Gift bey sich. Die Gekrösedrüse, welche alle Schriftsteller die Milz genennet haben, liegt ein wenig unter der Galle und auf der rechten Seite. Sie ist einer guten Erbse groß, und hat dem Ansehen nach eine fleischichte in der That aber drüsichte Substanz.

Der Schlund nimmt seinen Anfang in dem untersten Theil der Kehle; er liegt auf der linken Seite und läuft gerade an der Seite der Lunge und der Leber bis an den Ort, wo er sich mit den Magenmund vereiniget. Er besteht aus einer einzigen Haut, welche sehr weich ist, und sich sehr leicht ausdehnt. Er nimmt zuerst alle die Thiere in sich, welche die Otter mit ihren großen Zähnen getödtet und ganz verschlucket hat, indem er sowohl seiner Weite als Länge nach, welche einen guten Fuß beträgt, hierzu geschickt ist. Der Magen, der nach ihm folgt, ist weit dicker, und besteht aus zwo starken Häuten, welche an einander hängen. Er ist drey bis vier Daumen lang; seine Oeffnung ist ziemlich so weit, als seine Mitten; sein unterster Theil zieht sich nach und nach zusammen, und öffnet sich nur, um seine Excremente in die Gedärme zu bringen. Diese Gedärme haben an ihren Seiten die Hoden, die beyden Körper der Gebärmutter, und die Nieren mit ihren Gefäßen. Die Nieren bestehen aus vielen drüsichten Körpern, welche hart an einander liegen; sie sehen blaßroth: die rechte liegt in beyden Geschlechten höher als die linke. Alle Gedärme, die Hoden und die Nieren sind, mit einem sehr weißen, und sehr weichen Fett bedeckt, welches, wenn es zerlassen wird, so flüßig als ein Oel bleibt.

Das Männchen hat zwo Hoden, welche länglicht und rund, weiß und drüsicht sind. Ihre Länge ist ungleich; die rechte ist über einen Daumen lang, die linke ist kürzer, und ein wenig dicker. Das Männchen hat auch zwey ganz gleiche Zeugungsglieder, welche unter dem Schwanze bey einander liegen, davon

von jede aus zween langen und zellenförmigen Körpern besteht, welche sich an den obern Theilen zusammenfügen und inwendig mit vielen Stacheln versehen sind, welche sehr weiß, harte, spitzig und stechend sind, und ihre Spitze verschiedentlich gedreht haben.

Das Weibchen hat, wie das Männchen, zwo Hoden, so eben die Form haben, aber länger und dicker sind, an den Seiten und nach dem untersten Theil der beyden Körper von der Gebärmutter liegen, und ihre Oberhödchen (Epididym.) und Saamengefäße haben, welche weit kürzer als bey dem Männchen sind. Die Gebärmutter fängt mit einem ziemlich dicken Körper an, besteht aus zwo starken Häuten, liegt über den Gedärmen, und hat an eben dem Ort ihre Oeffnung, welche breit ist, und sich leicht ausdehnt, um bey der Begattung die beyden Geburtsglieder des Männchens auf einmal in sich zu nehmen. Dieser Körper theilt sich ganz nahe bey seinem Anfang in zwo kleine Taschen, welche in dem untersten Theil offen sind, und deren innere Haut harte und voller Runzeln ist. Die Gebärmutter fängt mit zwo kleinen Taschen an, sich in zween Körper zu theilen, davon jeder auf seiner Seite längst der Nieren bis zu dem untersten Theil des Magens steigt. Diese beyden Körper bestehen aus zwo weichen, dünnen und durchsichtigen Häuten: sie dehnen sich sehr leicht aus, um eine große Anzahl Ottern bis zu ihrer Vollkommenheit zu enthalten. Die Otter ist nicht die einzige unter den Schlangen, welche eine Gebärmutter hat, so in zween ähnliche Körper getheilt ist, davon auf je-

der Seite einer längst der Gedärme, durch die sie getrennt werden, liegt; denn man bemerkt dieses ebenfalls in der Schlange. Demnach werden die Eyer erst in den beyden Körpern der Gebärmutter gebildet, wovon jeder mit ihrer kleinen Haut bedeckt ist; dergestalt, daß alle Eyer bey einem Körper durch eine gemeinschaftliche Haut, die man ihren Eyerstock nennen kann, mit einander umgeben werden, daß sie daselbst wachsen, daß die jungen Ottern daselbst gebildet und vollkommen werden, daß sie hinter einander durch eben den Weg herauskommen, wodurch der Saamen von dem Männchen hineingekommen, und daß sie eben so, wie andre Thiere lebendig hervorkommen, ohne daß es nöthig sey, daß der Tod der Mutter darzwischen komme. Man hat nur bemerkt, daß der rechte Körper der Gebärmutter gemeiniglich weit mehr mit Eyern und jungen Ottern angefüllt sey, als der linke; daß die Anzahl der Eyer ziemlich ungleich ist; daß bisweilen nicht zwanzig oder fünf und zwanzig und bisweilen die Hälfte weniger da ist; daß die jungen Ottern ihre Bildung und Vollkommenheit in dem Ey, wo sie verschiedentlich liegen und eingehüllt sind, bekommen; daß eine jede von selbigen in ihrem Ey eine Art von Nachgeburt hat, welche an ihrem Nabel hängt, und durch welche sie ihre Nahrung erhalten; daß sie, wenn sie wachsen, selbige mit sich nehmen, daß sie zum Theil mit selbiger bedeckt sind; daß sie endlich ihre Mutter davon befreyt, und sie reiniget; indem sie dieselben leckt, wenn sie gebohren sind. Man weis demnach nicht, worauf die Alten, welche von der Otter

geschrie-

geschrieben haben, sich gegründet, wenn sie gesagt, daß das Männchen zur Zeit der Begattung seinen Kopf in die Kehle des Weibchens stecke, und daselbst seinen Saamen ergiesse, welcher von da in die Gebärmutter falle, woselbst erst Eyer und hernach junge Ottern entstünden; daß das Weibchen, indem es durch den Ausfluß des Saamens ein Kützeln empfände, mit den Zähnen den Kopf ihres Mannes abschnitte, und daß die jungen Ottern, so zum Wachsen bereit sind, die Gebärmutter und die Seiten ihrer Mutter durchborten, um sich einen Weg zu machen, dergestalt, daß sie also, indem sie ihm den Tod zuwege brächten, gewissermassen den Tod ihres Vaters rächten.

Die Otter kriecht langsam; sie hüpft und springt niemals. Wenn man ihr etwas zu leide thut, und sie beunruhiget, so wird sie rasend, und macht sehr durchdringende Bisse: allein sie greift niemals, weder die Menschen noch die Thiere an, wenn man ihr keine Gelegenheit darzu giebt. Doch greift sie diejenigen Thiere an, und tödtet sie, welche sie zu ihrer Nahrung fressen will, z. E. die spanischen Fliegen, die Scorpionen, die Frösche, die Mäuse, die Maulwürfe, die Eydexen und andere dergleichen Thiere, welche sie ganz verschlucket, nachdem sie dieselben mit ihren großen Zähnen getödtet hat. Die kleinesten bringt sie in ihren Magen, und die größten steckt sie zum Theil in ihren Schlund. Es kann aber kaum eine vollkommene Verdauung in dem Magen der Otter geschehen, weil so wohl die Wärme in selbigen wegen der grossen Oefnung, so an dem Ort ist, wo

der Schlund anstößt, nicht stark genug ist, als auch, weil derselbe nicht genugsam Feuchtigkeit besitzt, um die Gährung und die Verdauung der Speisen zu befördern. Demohngeachtet hindert dieses nicht, daß der Saft und der subtilste Theil von den Nahrungsmitteln nicht zu allen Theilen des Körpers sollte gebracht werden, um sie zu nähren; es geschieht aber solches nicht eher, als in vielen Tagen, binnen welchen die Excremente in die Gedärme gebracht, und die gröbsten Theile durch die Kehle ausgeworfen werden. Die Ottern können viele Monate ohne einzige Nahrung leben, und sie fressen nicht mehr, so bald man sie gefangen; denn alsdenn ernähren sie sich nur von der Luft, welche sie einschöpfen. Ihre schleimichte und feste Substanz zerstreut sich schwerlich; ihre schuppichte Haut, die sie vor der üblen Witterung beschützt, macht, daß die Lebensgeister sich so stark mit den Körper vereinigen, daß sie ihn nicht anders, als schwer verlassen; und man sieht, daß sie noch viele Stunden in den Kopf und in allen Theilen des Körpers bleiben, nachdem ihr die Haut abgezogen, alle ihre Eingeweide herausgenommen, und dieselbe in vielen Stücke zerschnitten worden. Daher dauert die Bewegung sehr lange Zeit in ihr fort, der Kopf ist im Stand zu beissen, und sein Biß ist so gefährlich, als wenn die Otter noch ganz ist, und das Herz, wenn es auch aus dem Körper gerissen worden, behält seine klopfende Bewegung einige Stunden lang. Die Otter wirft nicht viel Excremente aus, und sie sind auch nicht stinkend; an statt, daß die Excremente von der Schlange häufig sind, und einen stin-

keinen Geruch, wie aufgehobner und verfaulter Urin haben. Die Ottern machen kein Loch in die Erde, um sich darinnen zu verbergen, wie die andern Schlangen thun, sondern sie verbergen sich gemeiniglich unter die Steine oder unter die alten Mauren, wo sie sich oft in ziemlicher Menge und zusammengewunden befinden. Wenn es schön Wetter ist, so verbergen sie sich auch in die Gebüsche und dicken Kräuter. Sie begatten sich gemeiniglich zweymal des Jahrs; sie fangen im Monat März an, und tragen ihre jungen Ottern vier bis fünf Monat. Alle Jahr legen sie im Frühling und bisweilen auch im Herbst ihre Haut ab.

Wir haben, fährt Charas fort, dasjenige für sehr wahr befunden, was Redi von den Wirkungen der Tabaksessenz in die Otter sagt; nämlich, daß die Otter, wenn man ihre Haut mit einer Nadel durchsticht, in welcher sich ein Faden befindet, der in diese Essenz getaucht worden, und man diesen Faden in der Haut läßt, daß die Otter in weniger Zeit als einer viertel Stunde stirbt, und so harte wie Glockenmetall wird: bald darauf aber wird sie geschmeidig und faltig, als wenn sie zween Tage schon todt gewesen wäre. Wir haben auch wahrgenommen, daß ein zusammengerolltes Stückchen Taback, wenn es in den Hals derselben gesteckt wird, oder wenn der Tobacksrauch hineingebracht wird, eine ähnliche aber etwas langsamere Wirkung hervorbringt; daß beyde Arten Convulsionen und außerordentliches Ziehen bey der Otter erregen, worauf der Tod erfolgt, und daß, wenn alle Theile des Körpers der Bewegung beraubt sind, das

Herz ohngefähr noch eine halbe Stunde darnach schlägt: daß endlich eben auch der Taback oder seine Essenz den Schlangen eben sowohl als den Ottern den Tod zuwege bringt. Wenn die Otter in Weingeist getaucht wird, so kann sie eine gute Stunde darinne bleiben, ehe sie erstickt wird. Der Speichel eines Menschen, wenn er auch nüchtern ist, thut ihr keinen Schaden. Viele Schriftsteller haben geschrieben, daß die Otter eine angebohrne Feindschaft wider die Esche habe, und daß eine Otter, wenn man sie in einen Zirkel thue, davon die eine Helfte aus Eschenblättern, und die andre aus angezündeten Kohlen besteht, daß sie lieber sich verbrennen lasse, als den Eschenblättern nähere: allein wir haben das Gegentheil erfahren; denn nachdem man einen ganzen Kreis von Eschenblättern, der ohngefähr drey Fuß im Durchschnitt hatte, gemacht, so haben wir eine Otter in die Mitten gesetzt, welche sich sogleich unter diese Blätter verbarg.

Was den Unterschied betrifft, der zwischen Redi und mir ist so kömmt es vornehmlich darauf an, daß er behauptet, daß der gelbe Saft, welcher in den Bläschen des Zahnfleisches bey der Otter enthalten ist, der einzige und wahre Sitz ihres Gifts sey; daß dieser Saft nicht giftig ist, wenn er durch den Mund genommen wird, daß ers aber in den Bissen ist, welche sie, wenn sie lebt, anbringt, und auch bey denen, die man viele Tage hernach, nachdem sie gestorben, anbringen läßt, woferne nur der gelbe Saft darzwischen kömmt, daß dieser Saft, welcher aus einer lebendigen, und der, so aus einer todten Otter erhalten worden,

den, allezeit giftig ist, wenn er in die Wunden gebracht und mit dem Blut eines verletzten Thieres vermischt worden, man mag sich dessen nun als flüßig bedienen, oder nachdem er getrocknet und zu Pulver gemacht worden; daß er endlich überhaupt alle Thiere, in deren Wunden man ihn gebracht, tödte. Was mich betrifft, da ich keinen unter allen diesen Artikeln als denjenigen, der die Unschädlichkeit des durch den Mund hineingebrachten gelben Saftes betrifft, zugeben kann, und mich den andern allen widersetze, so sage ich, daß der Gift von der Otter nur in den beunruhigten Lebensgeistern ist; daß der gelbe Saft so wohl bey der lebendigen und sehr erzürnten, als auch bey derjenigen Otter, welche kürzlich oder seit vielen Tagen gestorben, keinen Gift bey sich habe, weder in den Bissen noch wenn er innerlich genommen, noch auch, wenn er in die Wunden gebracht, noch mit dem Blut vermischt worden, noch auf irgend eine Weise, die man gebrauchen könnte; daß er keine einzige Art von Thieren tödte noch vergifte, und daß er nur ein reiner und sehr unschädlicher Speichel sey. Demnach ist der Otterngift weder grob noch materiel, sondern unsichtbar und gänzlich spirituös.

Bis hieher sind wir einzig und allein dem Herrn Charas in seiner anatomischen Beschreibung, die er uns von der Otter gegeben, gefolgt, und wir haben diese Beschreibung eben so wohl genau als artig gefunden. Es ist unser Vorhaben nicht, den so bekannten und zwischen ihm und Redi so sehr geführten Streit von den Sitz des Giftes bey der Otter,

von neuen zu erregen; wir würden befürchten müssen, wenn wir es thäten, den Leser durch verdrüßliche Wiederholungen zu ermüden, und dies um so viel mehr, da er schon lange die Stücke dieses Streits besitzt und hierdurch im Stande ist, solches zu beurtheilen. Jtzt wollen wir sehen, was James nach der Abhandlung von den Giftarten, so Mead herausgegeben, sagt. Er drückt sich also aus:

Die Otter hat zwo Arten von Zähnen; nämlich große Zähne, in welchen der Gift sitzt, und kleine. Die erstern befinden sich in dem Knochen der obern Kinnlade; Sie sind krum und gebogen, wie die Hundszähne der meisten fleischfräßigen Thiere. Sie sind bis an ihre Spitze, welche sehr harte und sehr durchborend ist, damit sie besser in die Haut dringen, merklich hohl; so, daß es leicht ist, sie wahrzunehmen, wenn man die Zähne in der Mitten zerbricht. Diese Höhle endiget sich in dem wölberunden Theil des Zahns durch einen kleinen sichtbaren Spalt, der dem Spalt einer Schreibfeder sehr ähnlich ist, und dem Gift den Weg verschaft. Galenus beschreibt diese Structur ziemlich gut, wenn er sagt, daß die Markschreyer sich von der Otter beissen lassen, nachdem sie zuvor die Oefnungen ihrer Zähne, welche den Gift den Weg verschaffen, mit einem Kleister verstopft, damit sie die Zuschauer überreden, daß sie sich vermittelst ihres Gegengiftes für die üblen Wirkungen verwahren. Die Natur hat diesen Zähnen nur deßwegen eine krumme Figur gegeben, damit ihre Spitze, wenn die Otter beissen will, sich senkrecht an dem Theil befinde; denn da dieses Thier genöthigt ist, den Kopf deswegen in

die Höhe zu heben so würde der Zahn, der an der Kinnlade steht, wenn er gerade wäre, wegen seiner schiefen Beschaffenheit weder stark noch tief genug in das Fleisch dringen können.

Ausser diesen giftigen Zähnen, davon gemeiniglich auf jeder Seite einer, zween oder drey an dem ersten Knochen der obern Kinnlade stehen, habe ich noch einige andere aber kleinere Zähne entdecket, welche an eben diesen Knochen stehen: ihre Spitzen sind überaus harte und wie bey den andern gespalten: allein die Wurzeln sind weich und schleimig, wie die Wurzeln von den Zähnen der Kinder, und liegen allezeit längst der Kinnlade hin. Sie geben sich von den Knochen los, wenn man sie nur ein wenig berührt; daher einige Zergliederer geglaubt haben, daß sie an Muskeln oder Flechsen hiengen, weil sie ohnedies gänzlich unnützlich wären; sie sind deswegen gemacht, damit sie die Stelle der großen Zähne vertreten, welche durch einen Zufall ausfallen: sie werden auch hart und wachsen unvermerkt fort, bis sie auf den Punct kommen, da sie endlich mit den Knochen senkrecht werden. Daß sie nicht alle zu gleicher Zeit wachsen, ist daher klar, weil es einige giebt, so keine Härte haben, andre fangen an, an ihrer Spitze und so fort hart zu werden, bis sie ihre ganze Größe erlangt haben. Ihre Anzohl ist nicht beständig; denn bisweilen befinden sich sechs bis sieben auf jeder Seite in der Kinnlade und bisweilen weniger; und dieses hat ohne Zweifel die Meynungen der Alten, so die Anzahl der Zähne bey der Otter betreffen, getheilt. Die giftigen Zähne haben in dem innern

Theil ihrer Wurzeln kleine Oefnungen, welche den Gefäßen, die ihnen die nöthige Nahrung bringen, den Weg verschaffen. Es ist zu merken, daß die Natur den Ottern Zähne gegeben, deren Stärke von dem Alter nicht abhängt, damit sie sogleich, als sie zur Welt kommen, ihren Raub tödten können. Die kleinen Zähne, so die zwote Art ausmachen, sind wie die ersten krumm und gebogen, ausgenommen, daß sie weder einen Spalt noch eine Oefnung haben: sie machen vier Reihen aus, davon auf jeder Seite der Kehle zwo sind; sie befinden sich an dem dritten Knochen der obern Kinnlade und an dem zweyten der untern. Sie dienen der Otter darzu, daß sie ihr den Raub zu der Zeit, da sie beißt, gewiß machen, damit er nicht, wenn er sich bemüht, zu entwischen, derselben die großen Zähne ausreißt.

Nachdem die Instrumente, welche den Gift schiessen lassen, beschrieben worden, so will ich nunmehr diejenigen untersuchen, welche zu dessen Bereitung und Aufbehalten dienen.

Diese Feuchtigkeit wird von dem Blut durch eine Drüse abgesondert, welche auf jeder Seite des Kopfs in dem Vörder- und Seitentheil des Vorderhaupts gerade hinter der Augenhöhle liegt. Sie befindet sich unmittelbar unter dem Muskel, welcher die obere Kinnlade niederzieht, dergestalt, daß er nicht wirken kann, da er sie nicht drücken sollte; welches die Absonderung der Feuchtigkeit, die sie enthält, leichter macht. Diese Drüse gehört unter diejenigen, welche aus vielen andern kleinern Drüsen besteht, so in einer

gemeinschaftlichen Haut eingeschlossen sind, davon jede ein Absonderungsgefäße giebt, so sich in ein grösseres Gefäße ergießt, welches sich in dem Bläschen des Zahnfleisches ausleeret. Dieses Bläschen hängt an dem Grundtheil des ersten Knochen von der obern Kinnlade, so wohl als an dem äußersten Ende des zweyten, und bedeckt die Wurzel der großen Zähne; sie hat an dem obern Theil eine andere, dereu Vortertheil den Zähnen, welche den Gift von sich geben, den Weg verschafft. Sie besteht aus vielen länglichten und zirkelrunden Fasern, vermittelst welcher sie sich zu der Zeit, da die Zähne sich heben, zusammenzieht: und durch dieses Zusammenziehen kömmt der Gift in die Oefnung, welche an der Wurzel des Zahns angebracht worden, und geht durch diejenige heraus, welche an seiner Spitze ist. Man wird an der Wahrheit desjenigen, was ich vorgegeben, nicht zweifflen, wenn man weis, daß ich, um mich davon zu überzeugen, vielen lebendigen Ottern den Kopf abgeschnitten, und daß ich, nachdem ich ihnen die Kehle öfnen lassen, indem ich den Hals drückte, den Gift wie aus einer Spritze springen sehen. Wenn die Otter mit der geschlossenen Kehle ruhig bleibt, so bleiben die Zähne liegen, und sind mit den äußern Bläschen bedeckt: wenn sie aber beissen will, so öfnet sie die Kehle gar merklich, und zu gleicher Zeit geht das unterste Ende des zweyten Knochens von den gemeinschaftlichen Knochen vermittelst der Muskeln, so ihm eigen sind, hervor, und da er sich, wie in einem Mittelpunkt herumdreht, so treibt er die beyden Kinnladen, so mit den Enden zusammenhängen, vorwärts; immittelst geht

der unterste Theil des ersten Knochens von der obern Kinnlade hervor, indem das andre Ende sich in der Höhle seines Gelenkes, woselbst es durch Bänder angehängt ist, dreht. Da nun die Zähne auf diese Weise in die Höhe gerichtet werden, so werden die Bläschen, womit sie bedeckt waren, durch das Zusammenziehen ihrer langen Fasern hinterwärts getrieben, zu eben der Zeit, da die zirkelrunden Fasern die innere Tasche zusammendrücken und den Gift zwingen, sich in den Zahn zu begeben. Uebrigens so beißt die Otter niemals anders, als daß sie ihre Zähne bis an die Wurzel hineindrückt, und hierdurch leiden die Bläschen einen Druck, der das Herausfließen des Giftes noch leichter macht. Man bemerket, daß die Otter eine Seite von der Kinnlade bewegen kann, ohne daß sich die andre bewegt, weil sie an ihren Enden nicht wie bey den andern Thieren zusammengefügt sind; welches ihnen bey dem Hinunterschlucken überaus vortheilhaft ist, denn indem die Zähne von einer Seite unbeweglich und in dem Raub eingedrückt bleiben, damit er nicht entgehe, so rücken die Zähne von der andern Seite hervor, um ihn besser hineinzuziehen, und halten ihn feste, bis die ersten an ihre Stelle sich hervorbegeben: sie wirken also nach und nach, und stoßen das Thier ganz (denn die Otter hat weder Schneide noch Backzähne zum zermalmen) in den Schlund, dessen Muskelfasern allzuschwach sind, als daß sie wirken könnten.

Es wird nicht undienlich seyn, ehe wir die Natur dieses Giftes sowohl, als die Art untersuchen, wie er wirkt, anzumerken, daß die Natur nicht den Vorsatz

ge-

gehabt, durch die Erzeugung deſſelben dem menſchlichen Geſchlecht zu ſchaden, und daß ihr einziger Endzweck, wiewohl ihn die Schriftſteller nicht erkannt haben, dieſer geweſen, daß ſie auf die Erhaltung jedes einzeln Thieres geſehen, welches ſchlechterdings deſſelben nicht entbehren könnte; denn die Ottern ernähren ſich vornehmlich von Eydexen, Fröſchen, Kröten, Mäuſen, Maulwürfen und andern dergleichen Thieren, welche ſie ganz verſchlucken, ohne ſie zu kauen, und die ſie in ihren Magen bringen; oder geſetzt, daß derſelbe nicht groß genug ſey, ſie zu faſſen, ſo bleibt ein Theil im Magen und ein Theil im Schlund, welcher häuticht und zu einer großen Erweiterung geſchickt iſt, bis ſie durch die ſpeichelartigen Säfte dieſer Theile nebſt Beyhülfe der wirkenden Faſern des Magens und der Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibes in eine flüßige Subſtanz aufgelöſet worden, welche geſchickt iſt, ihnen zur Nahrung zu dienen; welches viel Zeit verlangt. Daher können dieſe Thiere drey oder vier Monat ohne einzige Nahrung leben; worzu man noch dieſes beyfügen kann, daß ihr Blut, da es gröber und ſchleimichter als bey den meiſten andern Thieren iſt, wenig durch die Ausdünſtung fortgeht; dergeſtalt, daß es nicht nöthig hat, ſo oft erneuert zu werden. Die vernünftigen Betrachtungen ſtimmen hier mit den Entdeckungen, welche vermittelſt eines Vergrößerungeglaſes angeſtellt worden, überein; denn da die Muskeln des Magens nicht Kraft genug haben, die Speiſen zu zermalmen, und ſie in den Milchſaft zu verwandeln, ſo muß nothwendiger Weiſe das Blut eine

dicke

dicke und schleimichte Beschaffenheit haben. Ueberdies hat das Herz der Otter eigentlich nur eine Herzkammer, und das Blut läuft daselbst auf eben die Weise, wie bey dem Frosch und der Schildkröte herum, in welcher nicht mehr als der dritte Theil dieser Feuchtigkeit durch die Lungen geht; daher sie von der Luft weit weniger als in andern Thieren verdünnet wird. Uebrigens erfordert eine ähnliche Art, sich zu nähren, nothwendiger Weise, daß der Raub so bald, als er gefangen ist, sterbe, damit er in den Magen gehen könne; denn man muß nicht glauben, daß die Stärke ihres Eingeweides allein zureichend sey, ihn zu tödten, indem die mit der Schwäche der Fasern vereinigte und subtile Beschaffenheit des lebendigen Thieres mehr als zu sehr hinreichend ist, diesem Schicksal zu entgehen, wie man in der That alle Tage in dem Magen derjenigen, welche Thiere gefressen, selbige lebendig findet. Hierzu sind nur die Zähne und der Gift, der sie verschliesset, bestimmt, und man muß sich nicht verwundern, daß die Otter sich bisweilen zum Schaden der Menschen Mittel bedient, welche die Natur ihr zum Tödten ihres Raubs gegeben, vornehmlich, wenn sie wütend wird, oder selbige auf irgend eine Weise zum beißen anreizt. Dieser vergiftete Saft ist in so kleiner Menge, daß es aufs höchste nicht mehr als ein Tropfen ausmacht, welcher den Tod zuwegebringt; und daher haben die Schriftsteller nur die Wirkungen dieses Bisses in verschiedenen Thieren versucht, ohne daß sie die Beschaffenheit des Giftes selbst untersucht haben. Ich habe demnach für genehm gehalten, um die Natur von

sel-

selbigem wahrnehmen zu können, viele Ottern zu fangen, doch so, daß ich nicht konnte gebissen werden, und sie bis dahin gereizt wurden, daß sie in etwas hartes bissen, und ihren Gift fahren ließen; und nachdem ich ihn auf eine Glasscheibe gethan, so habe ich so genau, als ich gekonnt, die Theile, die ihn ausmachen, mit einem Vergrößerungsglase betrachtet.

Ich habe anfangs nur einige kleine Salztheilchen entdeckt, welche mit vieler Geschwindigkeit in der Feuchtigkeit herumschwammen, die aber nach einiger Zeit in überaus spitzige und dünne Crystallen, und hin und her mit einigen Knoten, aus denen sie schienen herauszu gehen, verwandelt worden; dergestalt, daß alles ein Spinnegewebe aber unendlich dünner vorstellte; unterdessen haben doch diese durchsichtigen stechenden Substanzen eine solche Härte, daß sie viele Monate auf dem Glase geblieben, ohne einige Veränderung zu leiden. Ich habe mit dieser Feuchtigkeit viele Versuche gemacht, um zu erfahren, zu welcher Klasse von Salzen diese Crystallen gehörten; und da die Menge von der Feuchtigkeit klein ist und bey dergleichen Versuche Gefahr ist, so habe ich endlich nicht ohne Schwürigkeit entdecket, daß sie die Sonnenwenden-Tinktur eben so, wie die sauren Fenchtigkeiten, roth machen. Ich habe keinen so glücklichen Erfolg mit der Vermischung gehabt, welche ich mit dieser Feuchtigkeit nnd dem Veilchen-Saft gemacht: doch hat es mir geschienen, als wenn sie ihm eine röthliche Farbe gegeben; allein ich bin völlig überzeugt, daß sie selbigen nicht grün gefärbet, wie sie hätte thun müssen, woferne sie alkalisch gewesen wäre. Dieses muß hinlänglich

seyn, die Unrichtigkeit von der Meynung dererjenigen sehen zu lassen, welche ohne einzigen Versuch und nur zu Unterstützung ihres willkührlich und thöricht angenommenen Satzes vorgegeben, daß der Otterngift ein Alkali sey, und daß man ihn durch saure Mittel verbessern müsse. Allein, es ist weit leichter eine falsche Gedanke durch verfängliche Vernunftschlüsse als durch aufrichtige Versuche zu unterhalten, und rechte und nöthige Folgen daraus zu ziehen. Diese Entdeckung stimmt mit einer Erzählung vollkommen überein, welche dem D. Tyson von einer witzigen Person mitgetheilet worden, und die zur Erklärung dieser Materie so geschickt ist, daß ich sie hier mit eben den Worten, mit welchen sie in die Philosophical Transactions eingerückt worden, abschreiben will. Er sagt demnach, daß, als er in Indien gewesen, sich ihm ein Indianer mit verschiednen Arten Schlangen dargestellt und sich angeboten, ihm einige Versuche, so die Stärke ihres Giftes betroffen, zu zeigen. Der Indianer hat erst eine große Schlange hervorgezogen, von der er versichert, daß sie keinen Schaden thue; und nachdem er seinen Arm so, wie bey einer Aderlaß gebunden, so hat er ihn der Schlange bloß vorgehalten, welche, um ihn zu beißen, vorher zornig gemacht worden: er hat das Blut, welches aus der Wunde herausgelaufen, mit seinem Finger zusammen gesammelt und auf sein Dickbein gethan, bis er von selbigem einen Löffel voll gehabt. Hierauf hat er eine andre genommen, so den Namen Cobra de Capelo, gehabt, welche kleiner gewesen und von der er versichert, daß sie unendlich weit giftiger sey. Damit

er

er nun dieses bewiesen, was er vorgegeben, so hat er sie bey dem Halse genommen, und nachdem er ohngefähr einen halben Gran von der, in dem Bläschen des Zahnfleisches enthaltenen Feuchtigkeit herauslaufen lassen, hat er solche auf das Blut gethan, welches auf dem Dickbein genommen gewesen. Letzteres ist sogleich in eine heftige Gährung gerathen, eben so, als wenn man Bierhefen darauf gegossen, und hat eine gelblichte Farbe bekommen.

Dieser Versuch stimmt, wie ich gesagt habe, mit demjenigen sehr wohl überein, was ich in Ansehung dieser Feuchtigkeit vorgegeben; denn Boyleus hat schon längst dargethan, daß das Menschenblut keine Säure habe, und Pitkarn hat gezeigt, daß die sauren Substanzen von den Pflanzen, wenn sie in dem Magen aufgenommen worden, durch die Wirkung dieses Theils, wie auch durch die Wirkung des Herzens und der Lungen, nachdem sie in die Blutgefäße gekommen, eine alkalische Eigenschaft bekommen; dergestalt, daß die Feuchtigkeit in den Pulsadern nothwendiger Weise als eine solche muß betrachtet werden, welche Alkali enthält, und die, wenn sie mit einer Feuchtigkeit vermischt wird, welche eben die Natur wie der Otterngift hat, nach den Grundsätzen der Chemie eine Erscheinung hervorbringen muß, welche derjenigen ähnlich ist, welche man itzt angeführet.

Ohne uns, fährt James ferner fort, in diese Streitigkeiten weiter einzulassen, wollen wir sehen, ob wir nicht aus den vorhergehenden Bemerkungen einige Erläuterungen von der Natur und der Ursache

der Zufälle, welche auf den Otternbiß folgen, herausziehen können. Ich merke erstlich an, daß, da die stechenden Salze dieses Giftes mit Gewalt in die Wunde getrieben werden, solche gleichsam als so viel Stacheln, die empfindlichen Häute nicht allein reizen und zerreißen, und folglich eine größre Menge, als gewöhnlich, von thierischen Säften herzuführen können, wie es aus dem Unterricht des Bellini de stimulis erhellet, nach welchem der verletzte Theil schwillt, sich entzündet und blaulich schwarz wird: sondern sie können auch die Theile des Blutes, mit denen sie sich vermischen, dergestalt trennen, daß seine Mischung gänzlich verändert wird, und daher ein verschiedner Zusammenhang seiner Kügelchen, verschiedne Grade der Flüßigkeit und des Stoßes gegen die Theile entstehen, welche von denen, so die Feuchtigkeit zuvor hatte, so verschieden sind, daß es die Natur gänzlich verändert.

Dieses ist es, was James oder vielmehr Mead, den er, wie er selbst gesteht, nur abgeschrieben, sagt.

Es halten sich in vielen Provinzen von Frankreich, vornehmlich aber in Dauphine, Lyonois und Poitau mehr oder weniger Ottern auf. Demohngeachtet aber weis man, wie in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences gesagt wird, obschon die Ottern ziemlich gemein sind, noch nicht, worinne ihr Gift besteht; und man muß sich deshalben nicht verwundern; denn wenn man diese Thiere binden will, um ihre Zähne uud ihr Zahnfleisch zu betrachten, so lauft man allezeit Gefahr, seine Neugier theuer zu bezahlen; und viele Beyspiele lassen wahrnehmen,

daß

daß man gemeiniglich die andern auf seine Unkosten unterrichtet. Ambrosius Paräus, der erste Wundarzt der beyden französischen Könige Carl dem Neunten und Heinrich den Dritten, erzählet in dem ein und zwanzigsten Buch seine Werke, daß, als er zu Montpellier bey dem Gefolge des Königs Carls des Neunten gewesen, und die Zähne einer Otter, wie auch die Häute ihrer obern Kinnlade, die man für das Behältniß des Giftes ausgiebt, betrachten wollen, die Otter ihm an einen Finger zwischen dem Nagel und dem Fleisch gebissen. Eben dieser Zufall ist im Jahr 1658 einem jungen deutschen Edelmann begegnet, welcher bey den Versuchen, so Charas mit dem Otterngift angestellt, zugegen gewesen, und es hat nicht viel gefehlet, daß ihm seine Neugier nicht das Leben gekostet. Ein andrer Naturforscher, welcher eben die Versuche, so Charas zwey Jahr darnach wieder vorgenommen, sehen wollen, ist auch von einer Otter an dem Finger gebissen worden: und Charas selbst hat es, indem er die Versuche in der Versammlung der königlichen Akademie der Wissenschaften angestellt, nicht vermeiden können, so geschickt er auch diese Thiere anzubinden gewußt, daß er von einer Otter gebissen worden.

Die Ottern, so recht schwarz sehen, werden für die giftigsten gehalten. Man hat vorgegeben, daß die Otter sich nicht, wie die andern Schlangen, zusammen falten könnte: allein wir haben das Gegentheil erfahren; denn wir haben öftermals Ottern gefunden, welche sich an der Sonne wärmten und sich zusammengerollt hatten, wobey der Kopf sich in dem

Mittelpunkt der Krümmungen befand, unter andern haben wir eine angetroffen, welche, ob sie gleich von mittelmäßiger Größe war, demohngeachtet theils in ihrem Schlund, und theils in ihrem Magen eine große grüne Eydexe hatte, von der sie nur den Kopf verdauet. Ueberhaupt haben die Schlangen eine Bewegung, welche von allen Seiten frey ist, dergestalt daß sie ihren Leib auf eine Seite drehen können, auf welche sie wollen. Die Fortsätze von den Rückenwürbeln sind, wie Derham sagt, vornehmlich nach dem Kopf zu, bey der Otter kürzer: daher wendet die Schlange den Kopf leicht herum, und dreht ihn auf die Seite. Sie sind mit einer großen Anzahl kleiner Muskeln bedeckt, deren Flechsen die dornförmigen Fortsätze ziehen, sie von einander trennen und vornehmlich die Wirbelbeine nach den verschiednen Seiten zu biegen. Hierdurch erlangt die Otter diese wunderbare Beweglichkeit, nicht allein deswegen, weil, wie Aristoteles sagt, die Natur als eine gute und sorgfältige Mutter die Wirbelbeine biegsam gemacht, indem sie selbige mit knorplichten Fortsätzen versehen; sondern auch, weil sie Muskeln gemacht hat, welche eben so viel Instrumente sind, so zur Hervorbringung der Bewegung an dem Ort selbst bestimmt sind.

Demohngeachtet aber ist es gewiß, daß die Otter, ohnerachtet aller ihrer Beweglichkeit, die man ihr zuschreibt, langsamer als die meisten andern Schlangen kriecht. Cordus bezeugt, daß er niemals in Deutschland eine Otter gesehen: Linnäus aber sagt, daß sie sich häufig in Schweden befänden.

Es

Es giebt beynahe überall Ottern, in Malta, in Griechenland, in Aegypten, in Asien, in Italien, in Spanien, in Portugall, in England. Sie besuchen gern die bergichten, trocknen und steinichten Orte: sie halten sich aber niemals an den an der See gelegenen Orten auf. Es ist falsch, daß die Otter sich mit den Muraal (Muraena) begatten sollte, wie die Alten vorgegeben. Die Otter ist eigentlich kein Thier, welches auf dem Wasser und dem Lande zugleich lebt; denn sie geht von Natur nicht ins Wasser; und wenn wir sie unter die Thiere, so auf dem Lande und im Wasser leben, setzen, so geschieht es nur deswegen, weil wir sie in keine bequemere Klasse setzen können. Eben dieses muß man von den Eydexen, Kröten, Salamandern oder Molchen und den Schildkröten sagen, wovon wir hernach reden werden. Man hat Ottern mit zween Schwänzen und noch andre mit zween Köpfen gesehen. Galenus meldet, daß die Marsen, welche zu seiner Zeit lebten, keine eigne Kraft gehabt, wodurch sie sich für den Schlangengift zu schützen gewußt; sondern daß sie sich eines Betrugs bedient, um sich bey den gemeinen Leuten zu empfehlen. Matthiolus erzählet eben dieses von diesen Marktschreyern, welche sich von dem Geschlecht des heiligen Paulus hergerechnet und tausend Kunstgriffe angewendet, um das gemeine unwissende Volk zu betrügen und die Verwunderung der Zuschauer zu erwecken. Es ist vielleicht kein Thier, von welchem man so viel Erzählungen gemacht, als von der Otter, wie der gelehrte Redi in seinen Bemerkungen angemerkt. Die Otter pfeift, wenn sie zornig ist.

Die Griechen nennen die Otter bisweilen ὄφις, das ist vorzüglicher Weise die Schlange: gemeiniglich aber nennen sie das Männchen ἔχις, und das Weibchen ἔχιδνα. Sie heißt auf Italiänisch wie im lateinischen Vipera; Spanisch Bivora; Deutsch Natter, Otter, Brandt oder Schlange; Niederländisch Adderslange; Englisch, Viper oder Adder; Schwedisch Hugg-Orm. Es ist aber, wie einige vorgeben, die Otter deswegen Vipera genannt worden, weil sie nach dem Vorgeben der Alten mit Gewalt und schwer empfängt, und ihre Jungen zur Welt bringt; oder sie heißt, wie andre wollen, Vipera quasi Viuipara, und durch die Abkürzung Vipara oder Vipera, weil sie ihre Jungen lebendig gebärt. Allein sie ist nicht die einzige, welche es auf diese Weise thut; denn, ohne von andern Schlangen zu reden, so ist die Hornschlange, welche eine Schlange mit zwey Hörnern und in Libyen und Arabien gemein ist, wie auch diejenige Art, welche lateinisch Coecilia, französisch Orvet, oder Anvoye oder Anvot heißt, auch lebendig gebährende Thiere. Belonius merkt an, daß die Einwohner von Touraine und Maine die Otter Aspic nennen. Was die Jungen von der Otter betrift, so nennet man sie französisch Vipereaux oder Viperillons.

Die Otter enthält viel flüchtiges Salz und Oel und mäßig viel Wasser. Diese Art von Schlangen reicht der Medicin vortreffliche Mittel. Man bedient sich derselben, dem Gift zu widerstehen, das Blut zu reinigen, ferner bey dem Aussatz, bey der Krätze, bey hartnäckigen Schwinden oder Zittermaal und in bösartigen und pestilentialischen Fiebern. Man gebraucht

braucht sie innerlich. Es scheint, als wenn die vornehmste Kraft der Otter darinn bestehe, daß sie den Umlauf des Bluts beschleunige, die Vermischung desselben leichter mache, die in dem Blutwasser entstandenen zusammengeronnenen Substanzen auflöse und hierdurch die Drüsen von diesen groben und verstopfenden Säften befreye, welche, wenn sie in selbige kommen, sich darinn aufhalten und sauer werden, unendlich viel Krankheiten der Haut, die man kröpfichte und aussätzige nennt, zuwege bringen. Man hat diese guten Wirkungen dem wirksamen und durchdringenden Salz, welches die Ottern im Ueberfluß haben, und welches von den Eydexen und Maulwürfen kömmt, von denen sie sich nähren, zu danken; denn man weis, daß diese Thiere, wenn sie in dem Magen aufgelöst werden, eine große Menge flüchtiger Theilchen darreichen; und hierinne besteht der Unterschied des Fleisches von der Otter und andern Schlangen, welche, da sie nur von Pflanzen und Rasen leben, sehr weit entfernt sind, als daß sie die Eigenschaften besitzen sollten, die uns die Ottern in der Medicin so nützlich machen.

Die einfachsten und zugleich die besten Bereitungen von der Otter sind die Brühen, die Gallerte, die Syrupe und der Ottern-Wein. Wenn man die Brühen bereiten will, zieht man einer Otter die Haut ab, wirft den Kopf, den Schwanz und das Eingeweide weg, und behält das Blut, das Herz und die Leber: man schneidet alles in kleine Stücke, die man fünf Stunden lang im Wasserbad kochen läßt, man thut ein Glas gemein Wasser und, wenn es einem beliebt, ein Viertel von einem Vogel und eine Handvoll Kräu-

ter, so sich schicken, darzu. Das Gefäße muß mit einem Teig verkleistert seyn, damit die flüchtige Feuchtigkeit und das flüchtige Salz, welche die Güte dieser Brühe ausmachen, erhalten werden. Die Gallerte wird gemacht, wenn man so viel Ottern nimmt, als man will: man richtet sie wie zur Bereitung einer Brühe zu, und läßt sie fünf Stunden long im Wasserbad mit einer sortsamen Menge Wasser kochen; hernach seiht man alles durch und drückt es stark aus; man dampft das Decoct im Wasserbad ab und setzt es alsdenn an einen kühlen Ort, damit es sich zu einer Gallerte verdicke. Die Dosis von selbiger ist ein kleiner Löffel. Der Syrup, wovon man die Vorschrift in den Pharmacopöen findet, wird von zwo Drachmen bis zu einer Unze gegeben. Der Otternwein endlich wird gemacht, wenn man auf die in Stücken geschnittenen Ottern Most gießt. Man läßt alles gähren, und wenn der Wein klar geworden, so hebt man ihn zum Gebrauch auf. Die Dosis von selbigem ist ein Glas früh nüchtern, so man eine Zeitlang fortsetzt. Alle diese Mittel haben einerley Zweck und sind zur Wiederherstellung der, durch langwierige Krankheiten erschöpften Kräfte und zur Reinigung des verdorbnen Blutes vortrefflich.

Man findet bey den Apothekern zwo andre Bereitungen von den Ottern, die man statt der obigen gebrauchen kann; nämlich das Pulver und die Kügelchen oder Plätzchen (Trochisc.) von den Ottern. Wenn man das Pulver bereiten will, so schneidet man von den Ottern, die man gebrauchen will, den Kopf und den Schwanz ab: man kann, wenn es einem beliebt,

liebt, die Haut dran lassen, welche ebenfalls auch flüchtiges Salz enthält; hierauf wäscht man die Eingeweide, wirft nur die Gedärme weg, und hackt das übrige in kleine Stücke, um sie in einem Kolben im Wasserbad trocknen zu lassen: oder man hängt die Ottern auch an einem warmen Ort im Schatten auf, bis sie vollkommen getrocknet und von ihrem Wasser befreyt worden; dergestalt, daß nichts als das flüchtige Salz, das Oel und die andern wesentlichen Theile übrig bleiben. Wenn endlich alles nebst den Eingeweiden gut getrocknet ist, so macht man es in einem steinernen Mörsel zu Pulver, und befeuchtet es während des Reibens mit Weingeist, in dem Myrrhe oder Campher aufgelöst worden, welcher noch besser ist, wiewohl er leichte verfliegt. Zuletzt setzt man einige Tropfen vom destillirten Würznelkenöl darzu, und hebt alles in einem wohl vermachten gläsernen Gefäße unter dem Namen des Otternpulvers auf. Weder Fäulniß noch Würmer sind auf diese Weise zu fürchten. Die Dosis vom selbigem ist von zwölf Gran bis zu zween Scrupel. Die Otternkügelchen werden aus dem Stumpf, den Lebern und Herzen der Ottern gemacht, welche wie die obigen getrocknet worden: man reibt sie zu Puiver und macht mit Gummi Tragant, so mit spanischen Wein zubereitet worden, Kügelgen oder Plätzchen daraus: und damit keine Würmer darinne entstehen, so bestreicht man sie mit einigen Tropfen Peruvianischen Balsam. Die Dosis von selbigem ist von einem halben Scrupel bis zu einer Drachme. Diese Kügelchen sind weit besser, als die Kügelgen der Alten, welche mit Brodkrume

gemacht

gemacht sind, und die man noch in einigen Pharmacopöen findet, weil die Brodkrume, welche darzu kömmt, in selbigen, wenn sie getrocknet worden, dergestalt die Oberhand bekömmt, daß sie unschmackhaft und unkräftig werden: da man überdieß die Ottern in diesen Bereitungen kochen läßt, so beraubt solches dieselben ihres flüchtigen Salzes, welches durch das Ausdampfen vernichtet wird. Deswegen lassen einige von den neuern zu dem Theriak den thierischen Bezoarstein statt der Kügelchen, welche dazu verlangt werden, nehmen.

Unter allen den obigen zusammengesetzten Mitteln, muß man die erstern in der Ordnung, wie wir sie izt beschrieben, vorziehen, weil die Bestandtheile der Otter in selbigen am besten erhalten werden, und man von dem Mittel eine bessere Wirkung erwarten kann. Ueberdieß müssen die Kranken selbige lange gebrauchen, damit sie die schädliche Materie, welche die Blutmasse in den Krankheiten, wo sie zuträglich sind, verderben, vernichten und ausrotten: sonst ist keine Heilung zu erwarten. Man wird wohl das Uebel lindern und auf einige Zeit stillen; wenn aber das Verhalten nicht erhalten wird, so kömmt es bald so stark als zuvor wieder zum Vorschein. Daher ließen die Alten, welche dieses wohl wußten, die Ottern eine Zeitlang wie die Fische oder auf dem Rost gebraten essen, oder den Otternwein trinken; und hierdurch heilten sie die schrecklichsten und hartnäckigsten Krankheiten; Plinius meldet, daß Antonius Musa, der Arzt des Kaisers Augustus, ein geheimes Mittel gefunden, die Geschwüre, so man für unheilbar hielt, vermittelst eines Decocts, von Ottern zu heilen,

und

und Zelidäus von Padua erzählet in seinen Bemerkungen eine Historie von einer unfruchtbaren und aussätzigen Frau, welche durch die Otternbrühen von ihrem Aussatz geheilet worden, und hernach viele gesunde Kinder bekommen.

Das Herz und die Leber von der Otter läßt man an der Sonne trocknen; man reibt sie mit einander zu Pulver, und nennt dieses Pulver Bezoardicum Animale: es hat eben die Kräfte, wie der Körper von der Otter; man giebt es in einer Brühe oder in einer bequemen Feuchtigkeit von acht Gran bis zu einem Scrupel.

Dieses sind die einfachsten Bereitungen zu dem innern Gebrauch, den man von der Otter anwendet: allein die Chemie giebt uns viele andre von selbiger, welche unter einer verschiednen Form eben die Eigenschaften haben, dergleichen das destillirte Wasser, die flüchtige Feuchtigkeit, das flüchtige Salz und das Oel von der Otter ist. Das destillirte Wasser wird also gemacht: Man thut lebendige Ottern in einen irrdenen Kolben, auf den man einen Helm setzt und eine Vorlage vorlegt, und alles wohl verklebt. Man destillirt es aus dem Wasserbad, so lange etwas feuchtes kommen will. Dieses Wasser, welches mit flüchtigen Salzen angefüllt ist, giebt man von einer Drachme bis zu einer halben Unze in einem gehörigen Wasser; es unterläßt selten, Schweiß zu machen. Die flüchtige Feuchtigkeit und das flüchtige Salz sind die gebräuchlichsten Mittel, welche die Destillation der Otter darreicht. Sie besitzen allein die wesentlichen Kräfte dieses Thieres. Man bedient

sich

sich selbiger in bösartigen Fiebern, in Pocken, im Schlag, in der fallenden Sucht, in der Lähmung, in hysterischen Krankheiten, und wider den Stich von allen giftigen Thieren, wenn nämlich diese Krankheiten von der Entzündung frey sind; denn da diese Mittel die Bewegung des Blutes beschleunigen, so sind sie in den Fällen, wo sie zu fürchten ist, nicht dienlich, daher man sich also wohl in der Ausübung in acht zu nehmen hat. Die Dosis von der flüchtigen Feuchtigkeit ist zehn bis dreyßig Tropfen und die Dosis von dem fixen Salz ist sechzehn Gran in einer Brühe oder einem gehörigen Trank oder Julep. Das stinkende Oel, welches durch die Destillation herübergeht, ist für die hysterischen Frauenspersonen gut: man läßt sie daran riechen, um die aufsteigenden Dünste zu vertreiben. Man bedient sich auch dessen als einer flüßigen Salbe bey den Theilen, so mit einer Lähmung behaftet sind: aber der Geruch von selbigen ist unangenehm, daß man ihn kaum vertragen kann.

Was den äußerlichen Gebrauch der Otter betrifft; so ist ihr Fett ein vortreffliches Mittel bey den Zufällen der nervichten Theile, vornehmlich der Gelenke, welche von einer äußerlichen Ursache, wie von Quetschungen, Wunden, Stichen und andern ähnlichen Dingen kommen. Eben dieses Fett ist auch bey den Bläschen, Wunden und Geschwüren der Augen, wie auch bey der Entzündung derselben, dienlich, wie man hiervon viele Bemerkungen hat: man bestreicht das Auge des Kranken ganz gelind mit einem kleinen Pinsel, und diese flüßige Salbe vertritt die Stelle der wider die Krankheiten der Augen so sehr gerühmten Augen-

mittel. Sie ist auch, wie Ertmüller sagt, geschickt, die Runzeln im Gesichte zu vertreiben, und die Gesichtsfarbe zu schmücken. Man gebraucht sie allein, oder man vermischt sie mit Peruvianischen Balsam. Man muß das Fett, um sie zu machen, von den Gedärmen absondern. Man läßt es gelinde in einem irrdenen Gefäße über einem gelinden Feuer schmelzen; man seigt und drückt es hernach durch eine feine Leinwand, um es von seinen Häuten abzusondern; und wenn es kalt geworden, gießt man es in eine gläserne Flasche, um es zu erhalten. Das einfache Otternöl wird also bereitet: man läßt dieses Thier bey einem gelinden Feuer in einem gläsurten Gefäße, dessen Oeffnung schmal und gut verstopft ist, damit nichts wegdampfe, kochen, bis das Fleisch sich von den Knochen absondert. Man läßt alles erkalten: man seigt und drückt es hernach stark durch, und hebt das Oel zum Gebrauch auf. Es wird wider die Bisse von Schlangen und andern giftigen Thieren sehr hoch gehalten. Man bedient sich auch dessen zur Heilung der Schwinden (Impetigo) der Krätze und andrer Krankheiten der Haut.

Man macht aus den Otternköpfen Halsbänder, welche bey einer Art eines bösen Halses (Angin. spur.) sehr hoch gehalten werden.

Jedermann weis, wie sehr gefährlich der Otternbiß ist, und daß auf selbigen auch der Tod folgen kann, wenn man nicht schleunige Hülfe schafft, und dem Gift Zeit läßt, sich in die Gefäße einzuschleichen, und das Blut daselbst gerinnend zu machen. Die Zufälle, welche auf diesen Biß folgen, bestehen anfangs in einem stechenden Schmerz in dem verletzten Theil, nebst

einer

einer rothen Geschwulst, welche hernach braun und blau wird, und nach und nach die nahgelegenen Theile einnimmt. Auf diese Zufälle folgen beträchtliche Ohnmachten, ein öfterer tiefer und bisweilen unterbleibender Puls, Aufstoßen, gallichtes und convulsivisches Brechen, kalte Schweiße und bisweilen Schmerz um den Nabel, und, wenn man es aufschiebt, Mittel anzuwenden, der Tod selbst, wie wir itzt gesagt, woferne die Natur nicht Kraft genug hat, diese Zufälle zu überwinden; und in diesem Fall geht die Geschwulst eine Zeitlang nebst der Entzündung fort. Es giebt auch Fälle, wo sie zu Ende der Zufälle stärker als im Anfang ist. Die Wunde giebt oft eine dünne schlechte eiterhafte Feuchtigkeit, und es entstehen um selbige einige kleine Bläschen: die ganze Haut wird gelb, eben, so als wenn der Kranke die gelbe Sucht hätte. Diese Zufälle sind mehr oder weniger heftig, nachdem die Landesgegend verschieden, die Hitze im Jahre mehr oder weniger groß, der Zorn der Otter mehr oder weniger heftig, ihr Zahn mehr oder weniger dick, die Menge des Giftes, den sie zur Mittheilung in Bereitschaft hat, mehr oder weniger groß ist und andre dergleichen Umstände vorhanden sind: sie offenbaren sich aber gemeiniglich alle in allen Subjecten auf einerley Art, es sey denn, daß der Gift, welcher die Ursache von itzt erwähnten Zufällen ist, sich nach dem Biß nicht ergossen habe.

Das Verfahren, welches bey dem Otternbiß zuträglich ist, besteht in der Vernichtung des Giftes, der sich in die Wunde eingeschlichen. Man gebraucht deshalben sowohl innerliche als äußerliche Mittel.

Die

Die äußerlichen Mittel bestehen darinne, daß man, wenn man kann, den Theil über den Biß hurtig bindet, und den Verband fest zuzieht, damit der Gift nicht eindringt: wenn aber der gebißne Theil nicht kann gebunden werden, so muß man so gleich den Kopf von der Otter, welche das Uebel zugefügt, nachdem man ihn gut zerquetschet, oder in Ermangelung dessen den Kopf von einer andern Otter drauf legen; oder auch man läßt ein Messer oder ein andres plattes Stück Eisen im Feuer glüend werden, und bringt es nahe an die Wunde, um so viel möglich die Wärme ausstehen zu lassen; oder man läßt auch auf der Wunde ein wenig Schießpulver abbrennen; oder man schröpft endlich die Wunde und legt Theriak oder Knoblauch und Salmiac, so man mit einander stößt, darüber. James schlägt in seinem Dictionnaire de Medicine das Otternschmalz vor, womit man, so bald als man gebissen worden, die Wunde recht ausreiben muß. Er versichert, daß dieses Mittel hinlänglich sey; daß er es oft versucht, und daß die Otternfänger in England sich keines andern bedienen. Da dieses Schmalz aus schleimichten und zähen Theilen besteht, welche durchdringender und wirksamer als die Theile von den meisten andern ölichten Substanzen sind, so kann man mit allem Recht glauben, daß sie die flüchtigen Salze des Giftes umhüllen, und daß sie die Entwickelung von selbigen verhindern. Diese Art ist einfacher als die vorhergehende, und dem Kranken nicht so verdrüßlich, und dieß um so viel mehr, da es unnütze ist, selbigen durch vielen Theriak und Gegengift, so innerlich genommen wird, zu ermüden, und daß es hinreichend ist,

ihm einige Doses vom flüchtigen Otternsalz zu geben, welche man im Nothfall wiederholt, um ihn hurtig zum Schwitzen zu bringen. Man kann statt des Otternsalzes das Hirschhornsalz, oder das Urinsalz, oder das flüchtige Salz von dem Hirnschädel eines Menschen, oder auch den Theriak, wenn er alt ist, gebrauchen, weil der Mohnsaft, der darzu kömmt und der in dem frischen noch nicht durch die Gährung genugsam verdünnt worden, vielmehr geschickt ist, den Gift aufzuhalten und die Säfte zu verdicken, als zu verdünnen, und durch den Schweiß abzuführen.

Man hat auch in England seit einigen Jahren das bloße Olivenöl vorgeschlagen, womit man einzig und allein den gebißnen Theil bestreichen muß; und wenn die Verwundung sehr tief ist, so umwickelt man das ganze Glied mit einem Bleyweißpflaster und mit eben dem Oel: allein dieses Mittel, welches von dem Herrn Geoffroy und Hunauld bewiesen worden, wovon man die Versuche in den Memoires de l'Academie des Sciences, année 1737 findet, ist nicht von so besondrer Kraft, als man vorgegeben, gefunden worden. Also ist es besser, wenn man sich an die oben beschriebnen Mittel hält: übrigens mag man eine Curart äußerlich vornehmen, wie man will, so muß man die innerlichen Mittel nicht verabsäumen; denn da der Otterngift sehr subtil ist, so geht er allezeit in das Blut, man mag so viel Fürsichtigkeit anwenden, als man will, um es zu verhindern und nach außen zu ziehen. Man muß demnach den Kranken Mittel nehmen lassen, welche das von dem Gift geronnene Blut auflösen und den Umlauf desselben erwecken,

cken, und durch die Ausdünstung, wie auch durch den Urin dasjenige abführen können, was von selbigem in der Blutmasse kann zurück geblieben seyn. Die flüchtigen Salze der Thiere thun allen diesen Indicationen Genüge, weil sie alkalisch, sehr flüchtig, verdünnend, schweißtreibend und eröffnend sind; dergleichen sind, wie wir bereits gesagt haben, das flüchtige Otternsalz, das Hirschhornsalz, das Urinsalz, das flüchtige Salz aus dem Hirnschädel eines Menschen, der alte Theriak und andre Arten von Gegengift, deren flüchtigen Salze die vornehmste Kraft ausmachen. Vermittelst einiger von diesen Mitteln, welche innerlich genommen, und, nachdem es nöthig, wiederholt worden, ist man sicher, den Otterngift zu vernichten, und ihn durch Schweiße und durch eine häufige Ausdünstung nach außen zu zu treiben. Die Historie, welche wir so, wie wir sie aus den Memoires de l'Academie des Sciences, année 1747 ausgezogen haben, anführen werden, wird dieserhalben keinen Zweifel übrig lassen.

Als Jußieu der Jüngere den 23sten des Heumonats im Jahr 1747 mit seinen Zuhörern auf die Höhen von Montmorenci Pflanzen suchte, hat einer mit seiner Hand eine Schlange gefangen, wie er sie davor angesehen, und welche in der That eine Otter gewesen. Das erzürnte Thier hat ihn an drey Orten gebissen, nämlich an dem Daumen, an dem Zeigefinger der rechten Hand und an dem Daumen der linken Hand. Er hat sogleich in den Fingern eine Betäubung empfunden, und sie sind ihm aufgeschwollen. Die Geschwulst hat die Hände eingenommen, und ist

so beträchtlich geworden, daß er die Finger nicht mehr biegen können. In diesem Zustande hat man ihn zum Herrn Jüßieu geführt, welcher einige hundert Schritte davon entfernt gewesen. Die Betrachtung des Thiers ließ es ihn sogleich für eine sehr starke und sehr lebhafte Otter erkennen; und der Kranke, welcher sehr erschrocken gewesen, ist durch die Hoffnung einer schleunigen und sichern Hülfe beruhiget worden. Herr Jüßieu ist in der That sowohl durch die Ueberlegung als durch häufige Versuche, welche mit den Thieren angestellt worden, versichert gewesen, daß das flüchtige Alkali in diesen Fällen ein sicheres Mittel sey, wenn es nur hurtig angewendet wird: er hat glücklicher Weise ein Fläschgen mit Eau de Luce bey sich gehabt, welches, wie man weiß, nichts anders als eine Zubereitung vom flüchtigen Alkali ist, so mit Agtsteinöl vereiniget worden; er hat den Kranken sechs Tropfen von selbigem in einem Glas Wasser nehmen lassen, und auf jede Wunde so viel gegossen, daß man sie auswaschen und damit reiben können: es ist selbigemal Nachmittage um ein Uhr und sehr warm gewesen; um zwey Uhr hat der Kranke über Herzweh geklaget, und ist in Ohnmacht gefallen: man hat ihm an den rechten Arm, der sehr geschwollen gewesen, eine Binde umlegen wollen, allein Herr Jüßieu hat sie losmachen lassen, und die zweyte Dosis von eben diesem Mittel, welches in Wein genommen worden, hat die Ohnmacht gehoben. Alsdenn hat der Kranke verlangt, daß er an einen Ort gebracht würde, wo er die Nacht zubringen könnte; er ist von zween Studierenden, so der Medicin sich be-

flissen haben, dahin geführt worden, sie haben ihn besorgt und ihm das Mittel gegeben, wenn ihn eine Schwachheit überfallen; es ist solches in der That zweymal auf dem Wege geschehen: da er im Bette gewesen, hat er sich sehr übel befunden, einige Merkmaale eines Irreredens von sich gegeben, und alle sein Mittagsessen weggebrochen; allein diese Zufälle sind auf einige neue Doses von dem flüchtigen Alkali vergangen. Nach dem Brechen ist er ruhig geblieben, und hat ziemlich ruhig geschlafen. Herr Jüssieu, der um acht Uhr eingetroffen, hat ihn weit besser und nur von der häufigen Ausdünstung, die ihm das Mittel verursachet, beunruhiget gefunden; die Nacht ist sehr gut gewesen: den andern Morgen, da die Hände von der Geschwulst noch nicht befreyt gewesen, hat man sie mit Olivenöl, mit welchem man ein wenig flüchtiges Alkali vermischt hat, bestrichen. Die Wirkung dieses Mittels ist schnell gewesen; eine halbe Stunde darauf hat der Kranke seine Finger frey bewegen können; er hat sich angezogen und ist nach Paris gekommen, nachdem er mit gutem Appetit gefrühstickt hat: hernach hat er sich immer besser und besser befunden, und ist binnen acht Tagen gänzlich geheilet worden. Die Geschwulst, die Erstarrung der Hände und die gelbe Farbe, so sich den dritten Tag an den beyden Vorderarmen gezeigt, sind durch eben dieses Mittel vertrieben worden, von dem er dreymal des Tages zween Tropfen in einem Glas von seinem Getränke genommen.

Das Otternpulver kömmt zum Oruietano communi und zur Theriaca coelesti; das Pulver und

das flüchtige Salz kömmt zum Orvietano Pharm. Paris. die Otterngallerte kömmt zum Puluere e chelis cancrorum, und die Plätzchen zur Theriaca ordinaria *Pharm.*

Nimm eine junge Henne, welche ausgenommen und gerupft worden. Laß sie in einer sattsamen Menge Flußwasser zwo Stunden kochen, und mache eine Brühe daraus. Nimm hernach zwo abgezogene Ottern, denen der Kopf, der Schwanz und die Galle weggenommen, das Herz aber, die Lunge und die Leber gelassen worden; schneide sie in kleine Stücken; nimm alsdenn eine Handvoll Borretschblätter und eine halbe Handvoll Körfel. Laß alles drey Stunden lang in oben gedachter Brühe kochen; bedecke das Gefäße und verklebe es mit Kleister. Hernach seige sie durch, drücke sie stark aus und theile sie in Brühen. Lasse sie einen Monat lang eine früh nüchtern und die andre Abends um fünf Uhr nehmen. Diese Brühen sind in allen den Fällen zuträglich, wo man die Blutmasse reinigen muß, z. E. in der Krätze, bey Schwinden, bey Kröpfen und andern Krankheiten der Haut, wobey sich keine Entzündung befindet.

Nimm Kletten und Cardobenedictenwasser von jedem drey Unzen; von dem Pulver der zubereiteten Krebsaugen und dem schweißtreibenden Spießglaskalch, von jedem einen Scrupel; flüchtiges Otternsalz zwölf Gran; Frauenhaar-Syrup (Syrup. Capill. Vener.) eine Unze. Vermische alles; mache einen Julep daraus. Er ist bey wäßrichten Durchfällen dienlich.

Nimm

Nimm Erdrauch (Fumar.) Conserve eine Drachme; Nelkensyrup eine sattsame Menge. Mache hieraus einen Bolus und wickele ihn in Oblate ein. Er ist zur Erregung des Schweißes bey zurückgetretener Krätze dienlich.

Nimm Scabiosen- und Cardobenedictenwasser von jedem drey Unzen; Kornrosen (Papau. errat.) Syrup eine Unze; vom Diascordio, alten Theriak und Otternpulver von jedem einen Scrupel; flüchtigen Otternspiritus dreyßig Tropfen. Vermische alles; es ist ein Trank, der wider die Würmer oder den Gift dienet; man giebt ihn Löffelweise.

Nimm alten Theriak zwölf Gran; zu Pulver geriebene Kornrosen (Papau. err.) Blumen und Otternpulver von jedem zehn Gran; schweißtreibenden Spießglaskalch acht Gran; flüchtiges Otternsalz fünf Gran. Vermische alles mit Nelkensyrup und mache einen schweißtreibenden Bolus daraus, welchen man sogleich nehmen läßt.

Nimm zubereiteten Tutian eine Unze; zubereiteten Blutstein zween Scrupel; von der besten zubereiteten Aloe zwölf Gran; zubereitete Perlen vier Gran. Vermische alles mit einer sattsamen Menge Otternschmalz in einem steinernen oder gläsernen Mörsel, dessen Keule aus eben der Materie besteht, und mache ein Augenmittel daraus. Man bestreicht mit selbigen die kranken Augen früh und Abends, und fähret einige Zeit damit fort. Dieses Augenmittel, welches D. Hans Sloane, ein berühmter englischer Arzt, der

Welt mitgetheilet hat, wird für die Schwäche, für die dicke Feuchtigkeit und für die Röthe der Augen hoch gehalten.

Die Waſſer-Schlange; Serpens *Offic. Schroed.* 305. *Dol. Pharm.* 430. Anguis, *Goſa de Serp.* 43. Anguis, Coluber, *Merr. Pin.* 204. Serpens, Anguis *Schwenckf. Rept. Sileſ.* 137. Natrix torquata *Aldrou. Hiſt. Serp.* 287. *Ionſt. de Serp.* 29. *Raii de Serp* 334. *Charlet Exerc.* 35. Anguis vulgaris fuſcus, Collo flaueſcente, ventre albis maculis diſtincto, *Petiu.* Muſ. 17. Anguis ſcutis abdominalibus 177. Squamis caudae 85. *Amph. Gyllenb. Linn. Faun. Suec.* 259. Anguis ſeu Serpens torquatus; Myagrus veterum; Hydrus, Cherſydrus ſiue Enhydris minor; Coluber aquaticus, vel ſtagnorum incola, *Nonnull.* franzöſiſch Serpent a Collier.

Dieſe Schlange iſt mäßig dick, aber ziemlich lang; bisweilen erlangt ſie auch eine beträchtliche Größe. Sie hat einen etwas breiten und platten, runden und am Ende ſtumpfen Kopf; der Rachen iſt ſehr geſpalten und weit und mit kleinen krummen Zähnen beſetzt, welche nach dem Schlund zugedreht ſind; der Hals iſt an dem Kopf dünn und oben mit blaßgelben oder weißlichten Flecken bezeichnet, welche eine Art eines Halsbandes machen; dieſe Art des Halsbandes aber, welches eigentlich das Hauptkennzeichen von dieſer Schlange iſt, und wovon ſie im franzöſiſchen den Namen hat, macht nur einen halben Cirkel, der nicht ganz um den Hals herumgeht;

an dem untersten Theil des Halsbandes befindet sich auf beyden Seiten ein großer dreyeckichter Fleck dessen oberster Theil nach dem Schwanz zugeht; der oberste Theil des Kopfs ist mit breiten Schuppen bedeckt, welche dunkler als die übrigen am Körper sehen; die obere Kinnlade ist an den Seiten weißlicht, und hat fünf oder sechs schwarze senkrechte Linien; der Körper ist nach dem Bauch zu dicker, alsdenn nimmt er nach und nach an Dicke ab, und endiget sich in einen, sehr dünnen Schwanz; der Rücken sieht schwärzlicht oder grau-braun; der unterste Theil des Leibes ist beynahe an dem Kopf ganz weiß, ausgenommen einige schwarze Flecken an den Seiten; der Bauch hat eine vermischte, weiße, bläulichte und schwarze Farbe; dergestalt, daß sich die schwarzen Flecken bis zum hintersten und zum Ende des Schwanzes unvermerkt an der Zahl und der Größe vermehren; am Ende des Schwanzes sind beynahe alle Schuppen schwarz, ausgenommen beyde Enden, welche weiß sehen und ins blaue fallen; der ganze Bauch ist mit langen, einfachen und querlaufenden Schuppen bedeckt; der oberste Theil des Körpers ist mit kleinen Schuppen bedeckt, welche mit schwarzen Linien gemalt sind, die an den Enden der Schuppen des Bauchs anfangen und in gewisser Entfernung von einander nach der Mitten des Rückens zugehen; dergestalt, daß die Zahl dieser Linien auf jeder Seite bis auf achtzig geht, ohne die beyden Reihen der kleinen schwarzen nicht so merklichen Flecke zu rechnen, welche oben vom Kopf bis zum Schwanz gehen. Ueberhaupt pflegen die Farben, wie Linnäus sagt, verschieden zu seyn:

ihre Zunge, ihre Eingeweide und ihre Gedärme sind beynahe wie bey der gemeinen Schlange (Couleuvre.) Die Wasserschlange riecht nicht so übel, wie diese. Wir haben in ihren Kinnladen nicht, wie in den Kinnladen der Otter, diese Hundszähne oder langen spitzigen und krummen Zähne, welche den Gift in die durch den Biß entstandene Wunde lassen, sondern nur zwo Reihen kleine Zähne, welche an beyden Kinnladen wie eine Säge gestaltet sind, gefunden, welches uns nicht zweifeln läßt, daß man diese Schlange nicht unbeschadet angreifen könne: auch merkt Wormius mit Recht an, daß man viele Leute gesehen, welche sie mit den bloßen Händen angegriffen, und ohne eine üble Folge in ihrem Busen getragen. James sagt auch, daß die Schlangen in Frankreich, wie man gemeiniglich glaubt, kein Uebel zufügen; daß mit ihren Bissen keine Gefahr verbunden ist, und daß man ihnen oft ein Uebel zugeschrieben, welches die Ottern gethan. Die Schlange (Couleuvre) ist ebenfalls auch ohne Gift.

Die Wasserschlange bringt ihre Jungen, nicht wie die Otter, lebendig zur Welt, sondern sie legt ihre Eyer in die Löcher, welche nach dem Mittag zu liegen, längst der Dämme oder an den Ufern der Seen oder der stillstehenden Wasser, und gemeiniglich in die Misthaufen, woselbst die Jungen, nachdem die Eyer sowohl durch die Wärme des Misthaufens als durch die Sonnenstralen erwärmet worden, herauskriechen. Diese Eyer sind aneinander gepreßt und durch eine Art eines Leimens in Form einer großen

länglicht viereckichten Traube, zusammen geklebt, welche aus achtzehn bis zwangzig länglichten weißlichten Eyern besteht, die so groß wie die Elstereyer sind, zwischen welchen sich einige runzlichte oder helle befinden, welche, wenn sie in das Wasser geworfen werden, oben schwimmen, indem die andern, welche voll sind, auf den Grund des Wassers sinken. Jedes Ey ist mit einer Haut umgeben, welche dünn aber fest und sehr dichte gewebt ist; es enthält eine kleine Schlange, so sich zusammengerollt hat, und mit einer dem Eyweiß ähnlichen schleimichten Feuchtigkeit umgeben ist, nebst einem Mutterkuchen, dessen Nabelschnur ohngefähr einen Daumen breit von dem Hintersten an dem Unterleibe hängt. Wenn man das Ey öffnet, so kämmt das Thier anfangs unbeweglich heraus; hernach verlängert und bewegt sich dasselbe, aber ohne daß es kriechen kann. Gesner merkt an, daß die kleinen nach Beschaffenheit einen dickern Hals als die großen haben.

Die Wasserschlange ist in gewissen Ländern gemein, in andern selten; sie hält sich gern im Sommer in feuchten und sumpfichten Orten, in Wiesen und in Büschen auf; im Winter aber bleibt sie gemeiniglich in den Löchern zu unterst der alten Bäume oder in den Hügeln zu unterst der Zäune verborgen und erstarrt. Wormius sagt, daß sie sich von Kräutern, Insekten und alle dem ernähre, was sie antrift: sie frißt auch wie die Otter, Mäuse, Ratten, Eydexen und Frösche. Die Landleute erzählen, daß sie bisweilen in die Milchtöpfe krieche, um selbige zu

saufe

saufen; daß sie sich auch, indem sie sich um die Beine der Kühe winde, an ihre Eiter hänge, und die Milch bis aufs Blut aussauge, welches die Alten der Wasserschlange, so von ihnen Boa genannt wird, und ganz verschieden ist, zugeschrieben haben. Sie fügen noch hinzu, daß sie bisweilen in den Körper dererjenigen krieche, welche an den Wassern mit ofnem Munde schlafen, und daß man sie herausbringe, indem man sie durch den Dampf von siedender Milch herzuziehe.

So viel ist gewiß, daß diese Schlange, so klein sie ist, demohngeachtet eine sehr weite Oeffnung des Rachens, eine weite Kehle und Schlund habe, so sich überaus erweitern lassen; dergestalt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie Mäuse und Ratten und vielleicht auch größre Thiere ganz verschlucken kann. Sie vernichtet eine große Anzahl Frösche; so bald sie einen erhascht hat, so wendet er seine Kräfte vergebens an, ihr zu entgehen, und kläglich zu schreyen; er muß hinter: da sie aber alles, ohne zu kauen verschluckt, so hat es sich bisweilen zugetragen, daß man aus ihrem Körper einen Frosch herausgezogen, der ganz frisch verschluckt und halb todt gewesen, welcher, da er sich befreyt gesehen, seine Munterkeit wieder bekommen, und ins Wasser gesprungen. Sie kriecht auf der Erde und schwimmt im Wasser mit ziemlicher Munterkeit: Man kann, sagt Derham in seiner Theologia Physica, in den krummen Bewegungen, welche die Schlange im Kriechen macht, ein großes Ebenmaaß und beynahe geometrische Genauigkeit bemerken. Die ringelförmigen Schuppen, welche in dieser Wir-

kung

kung beyhelfen, sind von einer sehr besondern Structur: an dem Bauch befinden sie sich in der Quere und in einer solchen Ordnung, welche der Ordnung auf dem Rücken und an dem übrigen Körper entgegen ist; jede obere Schuppe stößt von dem Kopf an bis zum Schwanz nicht allein an die untere, sondern die Ränder gehen auch auswärts, dergestalt, daß der äußere Rand, da jede Schuppe von ihrem Muskel hinterwärts gezogen oder einiger Maßen aufgerichtet wird, sich ein wenig von dem Körper abgiebt und als ein Fuß dient, um den Körper auf der Erde zu unterstützen und auf diese Weise ihre kriechende Bewegung zu erleichtern. Es ist leicht, diese Structur in der abgezogenen Haut oder an dem Bauch einer jeden Schlange zu entdecken. Allein es ist noch ein anderer wunderbarer mechanischer Bau, den ich wegen des natürlichen Abscheues, so ich gegen diese Thiere habe, nicht sorgfältig untersuchen können; er besteht darinne, daß jede Schuppe ihren besondern Muskel hat, dessen äußerstes Ende an der Mitte der Schuppe, das andre aber an dem obern Rande der folgenden Schuppe hängt. D. Tyson hat diese Structur in der Klapperschlange entdeckt: und ich zweifle nicht, daß sie nicht eben so bey allen andern Schlangen seyn sollte.

Die Wasserschlange heißt im lateinischen Natrix, gleichsam Natatrix, weil sie schwimmen kann; griechisch ὑδρους oder χερσυδρους oder Ἐνυδρις, weil sie nicht allein ein Wasserthier ist, sondern auch auf der Erde und im Wasser lebt; welches die alten Franzosen durch das zusammengesetzte Wort Eau terrier

ausgedrückt; sonst ist sie Μυαγρος genennet worden, weil sie die Mäuse und die Ratten fängt; italiänisch heißt sie Marasso d'aqua; deutsch Natter; niederländisch Schnacken; englisch Watter-Adder; schwedisch Tomt-Orm oder Ring-Orm. Einige nennen sie im französischen Couleuvre d'eau, Serpent d'eau d'Etang oder de Marais, sonst Couleuvre serpentine; und sie haben bereden wollen, daß ihr Biß so giftig als der Otternbiß sey, welches schlechterdings falsch ist: andere nennen sie Anguille de haye, und essen sie wie den Aal.

Die Wasserschlange enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Ihr Fleisch, ihre Leber und ihr Herz sind schweißtreibend, und geschickt, der bösartigen Beschaffenheit der Säfte zu widerstehen, die Wechselfieber zu vertreiben, das Blut zu reinigen und den Urin zu treiben. Man schneidet alles in Stücken, so man im Wasserbad gelinde trocknen läßt, um sie in ein Pulver zu bringen, davon die Dosis ein halber Scrupel bis zu einer halben Drachme oder zween Scrupel ist. Es ist eine Art von Bezoardico Animali, welches man statt des Bezoardici Viperarum, (Otternpulver) gebrauchen kann, und welches eben die Kräfte aber in kleinern Grade hat. Man macht aus diesem Pulver mit etwas Theriak oder Hyacinthen-Confection einen Bolus; oder man mischt es auch zu einigen schweißtreibenden Tränken. Was wir hier von der Wasserschlange sagen, kann man auch von der gemeinen Schlange in Frankreich, so anders Couleuvre genennet wird, annehmen: sie hat eben die Bestandtheile, eben die Eigenschaften und folglich eben

den Nutzen. Die ganze Schlange wird, wenn man sie von ihrer Haut entblößt und den Kopf, den Schwanz und die Eingeweide weggeworfen hat, in der Verzehrung, beym Aussatz, bey der Krätze, bey eingewurzelten Schwinden und in allen Krankheiten angepriesen, wo man das Blut von einer fremden Materie befreyen, eine gelinde Ausdünstung erregen, die schwachen Kräfte wieder erstatten und die Unfruchtbarkeit heben muß. Man ißt sie auf dem Rost gebraten und macht Brühen daraus, die man im Wasserbad in einem Gefäße bereitet, welches mit einem Kleister verklebt worden, damit man das flüchtige Salz und die flüchtige Feuchtigkeit, welche die ganze Kraft von selbiger ausmachen, und die in einem offnen Gefäße verdampfen würden, erhalte.

Die Schlange wird für giftig gehalten; sie ist es aber nicht, woferne sie nicht erzürnt ist, und sie hat dieses mit vielen Thieren gemein, deren Verletzungen gemeiniglich keine schlimme Wirkung hervorbringen die aber gefährlich werden, wenn sie erzürnt sind: übrigens heilt man ihren Biß mit Betonien, wilden Nelken, Odermennig (Agrimon.) und Pastinak. Es ist zureichend, wenn man die Blätter von einer oder zwo Pflanzen stößt und auf die Wunde legt, und den Saft von selbigen im Wein trinkt, um die Heilung bey denen zu bewerkstelligen, welche von diesen Thieren gebissen worden. Man kann um mehrerer Sicherheit wegen, wenn man will, den Kranken flüchtiges Otternsalz oder Theriak einnehmen, und ihn die Leber und das Herz von der Schlange nehmen lassen.

Es ist in Italien gewöhnlich, die Schlangen als eine Nahrungsspeise zu gebrauchen, und aus selbigen medicinische Weine zu verfertigen: man glaubt daselbst, daß sie geschickt sind, die Gesundheit zu befestigen, und das Leben zu verlängern; es sind kräftige Bewegungsgründe, um sie in Ruf zu bringen. Lostich erzählet in seinen Bemerkungen S. 425. ein Exempel eines muntern Alters, welches durch den Gebrauch des Schlangenfleisches unterhalten worden, und wir haben eine Bemerkung von einem Herzog von Bayern, der fruchtbar geworden, da er sich von jungen Hünern genährt, welche er mit Schlangen fett gemacht. Man zieht vermittelst der Destillation aus diesen Thieren eine flüchtige Feuchtigkeit und ein flüchtiges Salz, wovon man erstere zu zehn bis dreyßig Tropfen und das zweyte zu sechs bis funfzehn Gran im Friesel, in bösartigen und pestilenzialischen Fiebern und in Gliederreißen giebt. Man vermischt sie mit schweißtreibenden Tränken, so in diesen Krankheiten gebräuchlich sind, wenn die Indication erfodert, daß man durch den Schweiß abführen soll. Die getrocknete Schlangenleber giebt man in Zimmtwasser bey schweren Geburten, wenn weder eine Reizbarkeit noch eine Entzündung in der Gebärmutter da ist, und die schwere Geburt nur von einer Schwäche und einer schlappen Beschaffenheit der Theile herrührt; denn sonst würde es sehr schaden, indem es die Entzündung vermehrt. Die getrockneten und zu Pulver geriebenen Wirbelbeine der Schlange sind absorbirend und urintreibend, wie die Fischknochen; allein man braucht sie selten.

Was den äußerlichen Gebrauch der Schlangen betrifft, so gebraucht man in der Medicin ihr Schmalz und ihre abgezogene Haut. Ihr Schmalz erweicht, wenn man es als eine flüßige Salbe braucht, die kröpfichte Geschwulst, heilt die Röthe der Augen, vertreibt die Flecken der Haut, schärft das Gesicht, und stillt die Schmerzen im Podagra. Man richtet es folgender Maaßen zu: man läßt das Schmalz, welches sich zwischen den Eingeweiden befindet, fließen, und seigt es hernach durch, um die Häute abzusondern: es muß so klar wie Oel seyn. Die abgezogene Schlangenhaut stillt, wie Dioscorides sagt, die Ohrenschmerzen, wenn man es nämlich im Wein kocht und das Decoct in die Ohren tröpfelt: wenn man es als ein Gurgelwasser gebraucht, so heilt es die Zahnschmerzen. Aetius verlangt, daß man selbige bey letzterer Krankheit verbrenne, und, nachdem man sie zu Pulver gemacht, mit Oel vermische, um es in die Höhle des verdorbenen Zahns zu bringen; welches die Schmerzen in sehr kurzer Zeit wegnimmt. Schröder schreibt dieser abgelegten Haut, wenn sie sich selbst von der Schlange abgegeben, große Kräfte zu; er giebt vor, daß sie, wenn sie als ein Gürtel um den Bauch und die Lenden einer gebährenden Frau gelegt wird, die Geburt erleichtere; daß sie, wenn sie auf eben die Art gebraucht wird, das Wasser bey Wassersüchtigen abführe, indem sie den Urin treibt. Horstius lobt das Pulver von selbiger wider das Ausfallen der Haare und zur Beförderung des Wachsthums derselben. Eben dieses Pulver ist, wie er sagt, in den Nerven- und Flechsenwun-

den dienlich, wenn man es nämlich mit pulverisirten Krebsaugen vermischt, und über die Wunden streut, und er versichert es als eine bewährte Sache, daß es in sehr kurzer Zeit die frischen Wunden und vornehmlich die Augenwunden heile.

Nimm das Fleisch von einer abgezogenen Schlange, von der man den Kopf, den Schwanz und das Eingeweide wegthut, und das Herz und die Leber behält. Schneide alles in Stücken und setze ein Viertel von einem Vogel und eine Handvoll Körfel zu. Lasse es fünf Stunden lang im Wasserbad in einem mit Kleister wohl verklebten Gefäße kochen. Hernach seige und drücke es durch. Es ist eine Brühe, welche in der Krätze, in eingewurzelten Schwinden, Kröpfen und andern Krankheiten der Haut, wo man das Blut reinigen muß, dienlich ist.

Nimm Schlangenpulver zwo Drachmen; Baldrian (Valerian.) Angelik- und Pimpinellwurzeln und Rautenblätter von jedem eine Drachme. Mache alles zu Pulver, wovon die Dosis ein bis zween Scrupel ist. Man nimmt es in zwo Unzen Cardobenedictenwasser, im Frieſel und in bösartigen und pestilentialischen Fiebern.

☆ ☆ ☆

Lacc-

Lacertus. Eydexe.

Unter den verschiednen Arten von Eydexen giebt es drey, welche in der Medicin besonders bekannt und gebräuchlich sind: 1) die gemeine Eyder; 2) die grüne Eyder, so sich beyde in Frankreich befinden; 3) der Meerstinz, welcher aus fremden Ländern dahin gebracht wird.

Die gemeine Eydexe, Lacertus, *Offic.* Lacertus terrestris, *Schroed.* 342. Lacerta *Dal. Pharmac.* 432. Lacertus cinereus *Schwenckf, Rept. Silef.* 149. Lacertus vulgaris, *Gesn. de Quad. Ovip.* 32. *Aldrov. de Quad. Ovip.* 627. *Ionst. de Quad.* 133. *Charlet. Exerc.* 28. *Raii Synop. Anim. Quad.* 264. Lacerta vulgaris velox, *Petiv. Muf.* 19. n. 116. Lacerta pedibus inermibus, manibus tetradactylis, palmis pentadactylis, corpore liuido, linea dorsali fusca duplici, *.Linn. Faun. Suec.* 254. Lacertus parvus noſtras, seu Lacertus communis in hortis degens; Lacerta Heliaca vel Solaris minor, *Quorund.* franz. Lézard ordinaire oder commun.

Dieses Thier, welches einige Schriftsteller fälschlich unter die Zahl der Insecten setzen, ist in Ansehung der Größe und der Farbe verschieden: gemeiniglich hat es einen Körper, der fünf bis sechs Daumen lang und nach der Mitten zu einen halben Daumen breit ist; der Kopf ist dreyeckicht, platt und mit breiten Schuppen bedeckt; die Schnauze ist stumpf und eyförmig; die Augen sind lebhaft und mit ihren Augen-

Lidern bedeckt: die Ohren liegen hinter dem Kopf, und sind rund und sehr offen; der Rachen ist groß und besteht aus zwo Kinnladen, welche einerley Länge haben und beyde mit kleinen Zähnen besetzt sind, welche fein, ein wenig krumm und nach dem Schlund zu gedreht sind; sie hat vier Füße, davon die Vorderfüße ein wenig kürzer als die Hinterfüße sind, und sich jeder in eine Hand mit fünf Fingern endiget, welche sehr dünn und von ungleicher Länge sind, wovon derjenige, der die Stelle des Zeigefingers vertritt, der längste ist; sie sind alle mit kleinen Nägeln versehen, welche eine castanienbraune Farbe haben und wie ein Angelhaken gestaltet sind; die ganze Oberfläche des Körpers sieht gemeiniglich aschgrau, so an den Seiten angenehm verschieden ist; sie ist mit einer schuppichten Haut bedeckt, deren Schuppen, wenn sie mit dem Vergrößerungsglase betrachtet werden, einen angenehmen Anblick verschaffen; das unterste der Kehle, so wie eine Mönchskappe gestaltet ist, hat eine glänzende und goldgelbe Farbe; der Bauch sieht grünbläulicht und ist mit vielen Reihen viereckichten Schuppen bedeckt, welche weit größer als diejenigen Schuppen sind, welche den obern Theil des Körpers bedecken; der Hinterste ist ziemlich groß und liegt ein wenig unter den Hinterfüßen; der Schwanz ist rund, so lang als der Körper, der aber nach und nach immer dünner wird, und eine einzige Farbe hat; die Zunge ist röthlicht, ziemlich lang und platt, und am Ende in zwey gespalten; die Lunge, das Herz, die Milz und die Nieren sind, wie bey den Vögeln, klein, eben so wie die Hoden, welche an den Lenden

hängen; die Leber ist groß, zinnoberroth und liegt unmittelbar unter dem Zwerchfell; der Magen ist mäßig groß, die Gedärme sind dünne und machen einige Krümmungen.

Jedes Männchen von den Eydexen, sagt Redi, hat, wie die Schlangen, ein doppeltes Zeugungsglied, so auch bisweilen gespalten ist; allein ich erinnere mich nicht, die Stacheln, welche man bey denen Männchen von der Otter gewahr wird, wahrgenommen zu haben: es giebt einige, welche einen doppelten und dreyfachen Schwanz haben, dem das gemeine einfältige und leichtgläubige Volk wunderbare Kräfte zuschreibt. Ich habe erfahren, daß die Landschildkröten achtzehn, die Ottern zehn und die Heuschrecken acht Monate gelebt, ohne daß sie etwas Nahrung genossen: es haben auch diese Thiere, die Gewohnheit, den ganzen Winter über nichts oder sehr wenig zu fressen.

Needham, Mitglied der königl. Gesellschaft zu London, hat in seine neuen microscopischen Bemerkungen ein besonderes Kapitel von der Zunge der Eydexe gesetzt, wo er sich in folgenden Worten ausdrückt: die Eydexe ist ein sehr gemeines Thier in Portugall, und wahrscheinlicher Weise auch in allen heißen Ländern, wo es sehr nützlich ist, indem es eine große Anzahl Fliegen und andre ungelegene Insecten vernichtet, welche sich ohne dergleichen Feinde überaus vermehren würden. Ihre Figur ist allzubekannt, als daß ich mich in Beschreibung derselben aufhalten sollte; ich werde nur anmerken, daß ihr ganzer Körper mit Schuppen bedeckt ist, welche, wenn sie mit dem Ver-

größerungsglase betrachtet werden, einen sehr angenehmen Anblick verschaffen. Dieses Thier ist ein eyerlegendes Thier, und es legt seine Eyer in alte Mauren, wohin es sich den Winter über selbst begiebt; und die Wärme der Luft ist allein hinreichend, sie auszubrüten. Marchant hat in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, année 1718 angemerkt, daß diese Thiere bisweilen zween Schwänze haben; dieses haben schon Plinius und viele andre vor ihm bemerket. Man findet dergleichen bisweilen in Portugall; da aber in diesem Lande nichts gemeiner ist, als daß man die Kinder selbige auf allerley Weise quälen sieht, so kann es vielleicht geschehen, daß, nachdem ihnen der Schwanz der Länge nach gespalten worden, eine jede Portion rund und zu einem vollkommnen Schwanz wird; denn es ist sehr gebräuchlich, daß, wenn ihr ganzer Schwanz oder nur ein Theil durch einen Zufall verlohren geht, er von selbst wieder wächst: ich habe hiervon unzähliche Exempel gesehen; und es ist ein Schade, dem sie alle Tage ausgesetzt sind, auch wenn sie nur unter einander spielen; denn die kleinen knochichten Wirbelbeine, welche ihren Schwanz ausmachen, sind sehr zerbrechlich und sondern sich leicht von einander ab: auch sieht man sehr oft Schwänze von allen Arten von Längen bey den Eydexen, welche sonst einerley Leibesgestalt haben. Uebrigens melder Marchant, daß ihn, als er von dieser Verlängerung ein Zeuge seyn wollen, der Versuch nicht gelungen, ohne daß er entdecken können, woran es gelegen; dieser neue Schwanz ist eine Art einer Flechse, und wird nicht,

wie

wie der alte aus knorplichten Wirbelbeinen gemacht.

Wiewohl dieser besondre Umstand von meinem Hauptzweck entfernt ist, als welcher darinnen besteht, daß ich eine Beschreibung von der Zunge der Eydexe geben will, so habe ich mir doch ein Vergnügen gemacht, davon zu reden, weil sie eine Aehnlichkeit mit der wiederhervorbringenden Kraft des Polypens hat, der seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher so angenehm beschäfftiget, und weil sie, wie ich glaube, das einzige Exempel von dieser Art ist, so bis itzt in einem Landthier bekannt ist.

Die Zunge der Eydexe ist gespalten; sie steckt sie mit einer sehr großen Geschwindigkeit heraus, und sie ist wunderbar gemacht, um die Beute, wovon sie sich ernährt, zu erhaschen: wenn man sie mit dem Vergrößerungsglase betrachtet, so scheint sie an ihren Rändern so zähnicht, wie eine Säge zu seyn, und man wird auf ihrer ganzen gewölbten Oberfläche Rinnen gewahr; dieses dient ihr wahrscheinlicher Weise dazu, daß sie ihre Beute besser halten kann, welche, wenn sie geflügelt ist, ihr leicht entgehen könnte. Uebrigens braucht sie hier nicht weiter beschrieben zu werden: die einzige Figur allein, wohin ich den Leser verweise, wird hiervon einen weit bessern Begriff geben, als alles dasjenige ist, was ich hiervon sagen könnte; ich muß nur erinnern, daß sie nach einer Zunge gezeichnet worden, welche ich zwischen zwey Spiegelgläser gepreßt und getrocknet habe, um sie durchsichtiger zu machen und ihre Zähne dahin zu bringen, daß man sie sehen konnte: sonst bleiben selbige an den Rändern

anliegen, zum wenigsten, wenn das Thier todt ist; denn wenn es am Leben ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie selbige nach Belieben herausbringen oder zurück ziehen kann. Es ist wahr, ich habe, indem ich die Zunge des Vergrößerungsglases halben zubereitet, die Rinnen, wodurch sie durchschnitten wird, zum Theil vertilget: daher ich es mit Fleiß erinnert habe, damit man sich einen bessern Begriff von ihrer Figur in ihrem natürlichen Zustande mache.

Wir wollten sehr gern dem Herrn Needham auf sein Wort auch von der Figur, zu welcher er den Leser verweist, glauben, daß die Zunge der Eydexe so, wie er sie itzt beschrieben, beschaffen ist: allein was die Muthmaßung betrifft, welche er von der Bildung des doppelten oder dreyfachen Schwanzes der Eydexe hervorbringt, so scheint es uns, daß man sie nicht als gegründet betrachten könne. So viel ist gewiß, daß wir eine lebendige gemeine Eydexe gehabt, welche zween Schwänze von einerley Dicke und Länge ohne dem geringsten Schein einer Verletzung oder Narbe gehabt, und welche an einem Ort gefunden worden, wo sie die Kinder nicht verstümmeln können. Diejenige, so Redi vorgestellt, hat drey ungleiche und ganz verschiedne Schwänze gehabt. Würde es aber nicht vernünftiger seyn, wenn man glaubte, daß es eben so viel Mißgeburten wären, welche von der Natur herkommen, als welche täglich auf tausenderley Art in ihren Wirkungen zu spielen pflegt? Allein wir müssen hier die Bemerkung, wie auch die Betrachtung hierüber, von dem Herrn Marchant beyfügen, so wie

man sie in den Memoires de l' Academie Royale des Sciences, welche von dem Herrn Needham angeführet worden, findet.

Als Herr Marchant in seinem Garten eine graue Eydexe mit zween Schwänzen gewahr geworden, so hat er sie getödtet, um sie für sich zu haben und nach Gefallen zu untersuchen. Sie hat nichts besonders, als die beyden Schwänze gehabt. Der eine, welcher seiner Richtung nach der einzige hätte seyn sollen, ist ein wenig dicker, aber kürzer gewesen. Auch hat er nach seinem Ende abgekürzt zu seyn geschienen: denn er hat sich nicht in eine sehr dünne Spitze, wie es hätte seyn sollen, sondern in eine ziemlich stumpfe Spitze geendiget. Er ist nur sechs Linien lang gewesen, und die Schwänze dieser Thiere sind gemeiniglich drey Daumen und drüber lang. Er ist oben ein wenig platt und beynahe ganz gerade gewesen. Der zweyte, welcher sich auf der rechten Seite des ersten befunden, hat sich auf die rechte Seite geworfen und sich nach außen zu gebogen. Er ist zwey und dreyßig Linien lang gewesen, hat bey seinem Anfang zwo Linien im Durchschnitt gehabt, ist oben und unten gleich rund gewesen, und hat sich in eine sehr dünne Spitze geendiget. Man wird auch zwey Bänder oder Gürtel gewahr, welche die Eydexe von den Hinterfüßen an bis zum Ende des Schwanzes bedecken, und Marchant hat bemerket, daß diese Bänder, welche getrennt und aus Schuppen zu bestehen scheinen, nichts als nur eine verlängerte Haut sind, so aber knotigt ist, dergestalt, daß die verschiednen

Falten oder Knoten einander bedecken, daher also diese Gürtel entstehen. An dem Rande des letzten Gürtels, so sich auf dem Körper der von dem Herrn Marchant beobachteten Eydexe befunden, sind die beyden Schwänze gewachsen gewesen. Man hat auch den Anfang des dritten vermuthen können. Es ist ein kleiner Anhang gewesen, der zwo Linien lang gewesen, und eine halbe Linie im Durchschnitt gehabt, der zwo Linien über die Theilung der beyden Schwänze sich befunden, und der, seiner äußern Structur nach, eben auch einer zu werden geschienen. Nachdem man das Thier aufgeschnitten, hat man gefunden, daß in selbigem die beyden Schwänze, wie auch der Anfang des dritten, wenn es einer in der That gewesen, nur aus Knorpeln bestanden, welche sie nicht so zerbrechlich und mehr biegsam gemacht, dahingegen in den gemeinen Eydexen der Schwanz aus kleinen knochichten Wirbelbeinen besteht, die ihn sehr zerbrechlich machen. Aristoteles meldet, daß, wenn man einer Eydexe oder einer Schlange den Schwanz abhaue, solcher wieder wachse, und es kann nach dem abermaligen Wachsthum, welches bey den Beinen der Krebse beständig ist, und wovon wir geredet, leicht angenommen werden. Perrault sagt in seinen Essais de Physique, daß der Schwanz, welcher einer grünen Eydexe abgeschnitten worden, wieder gewachsen, und daß man statt der Wirbelbeine einen Knorpel daselbst angetroffen, welcher die Dicke einer großen Nadel gehabt. Wiewohl die Eydexen des Aristoteles und des Herrn Perrault in dem Fall bey dem Herrn Marchant nicht zu häufig gewesen,

sen, so hat er doch das abermalige Wachsthum des Schwanzes in den grauen Eydexen, dergleichen die seinige gewesen, versuchen wollen. Allein der Versuch ist ihm nicht gelungen, und er hat es nicht entdecken können, woran es gelegen. Was Plinius sagt, daß man nämlich Eydexen mit einem doppelten Schwanz finde, stimmt mit seiner Bemerkung genau überein. Jonston und viele andre haben es auch vorgegeben, allein sie lassen viele nöthige Umstände zu wissen übrig. Demnach muß man sich an eine wohl bestätigte Erfahrung deshalben halten; die Zeit wird hiervon mehr lehren.

Die grauen Eydexen wärmen sich sehr gerne an der Sonne: sie sind auch in warmen Ländern gemeiner als in kalten; sie bleiben den Winter über in ihren Höhlen verborgen, indem sie durch die Kälte erstarrt werden; im Frühlinge wachen sie wieder auf, machen sich in die Luft und begatten sich zu Ende des Märzes oder im April; bey der Begattung winden sie sich dergestalt in einander, daß sie einen einzigen Körper vorzustellen scheinen, der zween Köpfe hat, wie die Schlangen thun: hernach legen die Weibchen ihre Eyer in die Erde zu unterst der Mauren, so nach dem Mittage zu liegen, woselbst sie die Sonnenwärme nach Verlauf einer gewissen Zeit ausbrütet. Sie halten sich in Höhlen, alten Mauren, alten Gebäuden, Schutt und verstörten Gebäuden auf; sie nähren sich von Fliegen, Ameisen, Mücken, Heupferden und vornehmlich Regenwürmern. Je wärmer es ist, desto lebhafter und munterer sind sie; sie laufen bisweilen

weilen mit solcher Geschwindigkeit, daß sie wie die Vögel zu fliegen scheinen. Sie sind dem Menschen gewogen, und sehen ihn mit einer Art von Freundlichkeit an; sie saugen den Speichel der Kinder, welche damit spielen und sich die Zeit vertreiben, begierig in sich, indem sie selbige entweder in Büchsen voll Kleyen einschließen, oder sie mit einander kämpfen lassen. Man kann sie ohne Schaden und ohne Gefahr mit der Hand angreifen. Die Alten haben auch vorgegeben, daß sie den Menschen zur Sicherheit ermuntern, und daß sie ihn wider die Schlangen beschützten: daher haben sie die Eydexe den Freund des Menschen und den Feind der Schlangen genennt. Allein Gesner sowohl als Erasmus in seinem Gespräch von der Freundschaft eignen diese schönen Eigenschaften vornehmlich der grünen Eydexe zu. Wenn es sich zuträgt, daß man ihnen ein wenig Schnupftaback in den Hals thut, so fallen sie sogleich in Convulsion und sterben den Augenblick. Diese Thiere verändern zweymal des Jahrs die Haut; nämlich im Frühling und im Herbst, nach Art der Schlangen.

Die kleine graue oder die in den Gärten gewöhnliche Eydexe heißt griechisch σαυρος oder σαυρα, italiänisch Lucertane oder Lucertola; deutsch Gemein oder Grau Hagedis; englisch Common Eft, Lisard oder Swift: das französische Wort Lésard oder Lézard, sonst Laisard oder Laizard, Laisarde oder Laizarde und durch die verdorbene Ansprache Lisarde oder Lysarde kömmt von dem lateinischen Lacertus oder Lacerta her. Einige wollen beyderley

Geschlecht

Geschlecht unterscheiden und nennen das Männchen Lézard und das Weibchen Lezarde. Dieser Unterschied mag uns nicht mißfallen. Die jungen Eydexen nennt man im französischen gemeiniglich Lézardaux oder Lézardins.

Die grüne Eydexe, Lacerta viridis, *Offic. Ind.* Med. 64. *Dal. Pharm.* 432. Lacertus viridis, *Gesn. de Quadrup. Ovipar.* 40. *Aldrou. de Quadrup. Ovip.* 633. *Ionst. de Quadrup.* 134. *Charlet. Exerc.* 28. *Schwenckf. Rept. Sileſ.* 148. *Raii Synop. Anim. Quad.* 264. *Linn. Faun. Suec.* 255. Lacertus Hybernicus *Merr. Pin.* 169. Lacertus seu Lacerta maior, quae et viridis dicitur, *Nonnull.* französisch Lezard verd.

Sie ist sowohl der äußern Form als der innern Structur nach vorhergehender ähnlich, aber zwey bis dreymal größer als die gemeine Eydexe. Sie hat ein wenig kürzere Füße, und ist doch demohngeachtet sehr munter. Der ganze obere Theil des Körpers hat eine glänzende grüne nnd angenehme Farbe, welche sie unter allen Eydexen am schönsten macht, vornehmlich im Frühling, wenn sie die die Haut verändert hat, denn bisweilen sieht sie blaßgrün; der Bauch sieht weißlicht. Sie hält sich gern in warmen Ländern auf: sie ist auch sehr häufig in Italien und in den mittäglichen Provinzen, aber sehr selten in Schweden und Deutschland. In Gatinois und Sologne ist sie sehr gemein. Man findet sie, wie Linnäus sagt, in den mittäglichen Gegenden von Schweden, und wie Rajus sagt, in Irrland. Sie hält sich

gemei-

gemeiniglich in Hecken, kleinen Büschen und Heiden auf; oft warnet sie die Vorbeygehenden und setzt sie durch das Geräusch, welches sie macht, in Furcht, indem sie quer über die dürren Blätter läuft; hernach steht sie auf einmal stille, und scheint den Menschen mit einer gewissen Bewunderung anzusehen. Wenn man sie mit einem Rohr schlagen will, so bemüht sie sich solchem zu entgehen, indem sie ziemlich hoch in die Höhe springt: allein sie hat niemals jemanden Schaden zugefüget; denn sie hat keinen Gift. Demohngeachtet aber giebt es Jäger, welche vorgeben, daß ihr Biß giftig sey, und daß man Hunde gesehen, welche beynahe daran gestorben: allein wir glauben, daß sie sich irren, und daß diese Hunde von einer Otter gebissen worden. Es ist wahr, daß die grüne Eydexe überaus zornig ist, und daß, wenn sie einmal einen Hund bey der Nase ergreifen kann, sie sich ohnerachtet des heftigen Schüttelns und der Hiebe, welche ihr der Hund mit den Pfoten giebt, weit wegtragen läßt; denn sie beißt nicht bis auf den Tod: allein wir sehen nicht, daß auf ihren Biß jemals ein schlimmer Zufall erfolget ist. Eben diese Jäger sagen auch, daß sie zu der Zeit, wenn die Vögel Nester haben, ihre Eyer zum wenigsten so oft, wie der Kuckuk lege, und deßhalben krieche sie vornehmlich auf die Bäume: allein wir wollten wünschen, daß wir hiervon mehr bestätigte Zeugnisse hätten.

Man findet bisweilen grüne Eydexen mit zween Schwänzen, wie wir gesagt haben, daß sich dergleichen bisweilen unter den grauen Eydexen finden. Alsdrovan-

drovandus hat von selbigen zwo mit doppelten Schwänzen vorgestellt. Wenn man einer grünen Eydexe den Schwanz ganz oder zum Theil abhaut, so bringt sie ihn von neuen hervor, wie wir bereits oben Meldung gethan: es ist eine Sache, welche in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences, année 1686 folgender Weise bestätiget wird.

Nachdem Herr Thevenot einer grünen Eydexe den Schwanz abgehauen gehabt, so hat sie wieder einen andern bekommen, es sey nun, daß es ein wirklicher Schwanz oder eine Schwüle gewesen. In zwölf Tagen ist er beynahe acht Linien gewachsen. Zwanzig Tage darauf hat er zugenommen. Als Herr Du Verney eben diesen Versuch mit einer andern Eydexe vorgenommen, hat sich der Schwanz auch verlängert; es ist aber an der Stelle des abgehauenen Schwanzes nur ein hohler Knorpel gewesen, welchen eine Haut bedeckt hat. Herr Perrault hat untersucht, auf welche Weise dieses abermalige Wachsthum geschehen könnte: er hat den Schwanz, so einem Daumen lang gewesen, einer grünen Eydexe abgehauen, welche ohngefähr sieben Daumen lang gewesen. Nach vierzehn Tagen ist ein Theil zum Vorschein gekommen, der dem, so abgeschnitten worden, ähnlich gewesen: er ist nur äußerlich der Farbe nach von ihm verschieden gewesen; innwendig aber hat er weder Wirbelbeine noch Muskeln gehabt, welche sich an dem abgeschnittenen befunden; es ist nur ein Knorpel gewesen, welcher die Dicke einer großen Nadel gehabt, den eine Haut umgeben hat, welche wie die erste mit Fasern

und Gefäßen versehen, und mit Schuppen bedeckt gewesen, welche den Schuppen des übrigen Körpers ähnlich gesehen. Dieses abermalige Wachsthum scheint dem Herrn Perrault von dem abermaligen Wachsthum der Federn bey den Vögeln, der Gewehe bey den Hirschen, und der Zähne bey den Thieren sehr verschieden zu seyn. Diese Dinge liegen in der Natur, aber klein, und befinden sich in gewissen Arten von der Gebärmutter, aus der sie herausgehen, indem sie sich entwickeln, wenn es die Nothwendigkeit des Thieres verlangt, und sich ihrem Wachsthum nichts entgegen setzt. Herr Perrault, welcher einem kleinen Crocodill die wackelnden Zähne ausgerissen, hat in den Zahnhöhlen andre Zähne gefunden, welche sehr klein aber sehr gut gebildet gewesen und die an statt der erstern wachsen sollen. Er hat noch andre Bemerkungen von eben der Beschaffenheit wegen andrer Theile bey verschiednen Thieren angestellt. Allein das abermalige Wachsthum von dem Schwanz der Eydexe hat nicht von einerley Grund herkommen können. Herr Perrault, welcher verschiedne Betrachtungen hierüber angestellt, und voraussetzt, daß alles, was leben soll, wirklich in dem Ey formiret ist, und daß es Theile giebt, welche sich nach einander entwickeln, zeigt, daß die Ergänzung bey der Eydexe nach einer ähnlichen Entwickelung geschehe, so wie in den Geschwüren das Fleisch und die Gefäße zum Vorschein kommen, welche von neuen scheinen hervorgebracht zu werden.

Der

Der berühmte Du Verney, hat dargethan, daß die Haut, welche den innern Theil von dem Dickbein bey der grünen Eydexe bedeckt, mit zehn bis zwölf Löchern durchbort ist, welche auf eben so viel Drüsen gehen.

Die grüne oder große Eydexe, welche wegen ihrer Farbe und Gestalt also genennt wird, heißt auf gemein griechisch χλοροσαυρα für σαυρα χλορα, welches eben so viel als das französische Wort Lézard verd, oder als das Deutsche die grüne Eydexe bedeutet, sonst heißt sie Ο Φιομαχος, wegen des Streits mit denen Schlangen, denen sie öfters zur Beute wird; im Italiänischen heißt sie Ramarro; deutsch grüner Hagediß, und englisch Geen Lizard. Der gemeine Mann in Frankreich nennt sie Lézarde verte.

Die Eydexe enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Coelius Aurelianus meldet, daß die Africaner die Gewohnheit haben, die grünen Eydexen zu essen. Die Americaner essen auch das Fleisch von einer großen grünen buntfarbigen Eydexe, die man Ivana oder Iguana, sonst Senembi und Ovayamaca nennt: man versichert auch, daß ihre Eyer die Brühen so vortrefflich als bey uns die Hühnereyer machen. Was die Europäer betrifft, so scheinen sie keinen Geschmack an irgend einer Art von Eydexen zu haben.

Die Eydexen werden in der Medicin als stärkende und auflösende Mittel angesehen: allein ihr Gebrauch ist sehr eingeschränkt; man bedient sich derselben nur äußerlich, wenn man die Schweißlö-

cher der Haut zu öffnen, die Theile zu stärken, und die Säfte, so darinne stocken, aufzulösen hat. Man zieht die grüne Eydexe als die beste vor, wenn man sie finden kann: da sie aber in vielen Ländern ziemlich selten ist, so nimmt man statt derselben die gemeine Mauereydexe, welche beynahe eben die Kräfte hat. Man bereitet aus den Eydexen durch das Aufgießen und durch das Kochen ein Oel: das erste wird gemacht, wenn man bloß auf zehn oder zwölf lebendige Eydexen ein halb Pfund gemeines Oel gießt; man lobt es als eine flüßige Salbe zur Vertreibung der Röthe oder der Flecke im Gesichte und der leichten oder schuppichten Schwinden der Haut: das zweyte wird gemacht, wenn man funfzehn oder zwanzig Eydexen, nachdem sie groß sind, in zwey Pfund Olivenöl und drey Unzen guten weißen Wein gelinde kochen läßt; man kocht alles so lange, bis der größte Theil von der wäßrichten Feuchtigkeit der Eydexen verdampft ist: alsdenn seigt und drückt man das Oel stark durch, und hebt es zum Gebrauch auf. Es löset auf und stärkt; man bedient sich desselben bey zurückgebrachten Brüchen, indem man ein oft zusammengelegtes Tuch oder Bäuschchen darauf legt, und solches bis zur Heilung wiederholt; man bedient sich auch desselben zum Wachsthum der Haare. Einige setzen, um es noch kräftiger zu machen, das Pulver von Weyhrauch, Myrrhen, Mastix, Fleischleim, (Sarcocolla) und Fichtenharz zu: allein Lemery sagt in seiner Pharmacopoe, daß es genug sey, wenn man, nachdem es kalt geworden, zwo Unzen guten Weingeist zusetzt, um ihm die völlige Kraft zu geben,

die

die es anzunehmen vermögend ist. Wenn man Schwenkfelden Glauben beymißt, so soll die grüne Eydexe, wenn man sie lebendig in ein Säckgen thut, und auf eine Person, welche die gelbe Sucht hat, bindet und so lange liegen läßt, bis sie stirbt, die gelbe Sucht an sich ziehen. Wie Serenus Sammonicus und einige andre Aerzte sagen, so soll das Blut von der Eydexe die Warzen wegnehmen, wenn man sie mit selbigen reibt. Galenus und Platerus sagen, daß das Pulver von der Eydexe, wenn man es auf die schmerzhaften Zähne legt, solche zum Ausreißen geschickt mache, und daß, wenn man das Blut von diesem Thier in die Höhle eines angefreßnen Zahns thut, solcher nach und nach stückweise ausfalle, ohne daß er Schmerzen verursache. Der in einem Augenwasser verdünnte Koth von der Eydexe stärkt das Gesicht, nimmt die Flecken der Augen weg und vertreibt die Röthe und das Jucken.

Die grüne Eydexe macht den Grundtheil von dem Oleo Lacertarum *Pharm. Paris.* aus.

Der Meerstinz; Scincus *Offic. Schroed.* 346. *Dal. Pharm.* 432. *Lemer.* 792. *Rondel. de Pisc.* 231. *Bellon. de Aquat.* 47. *Aldrou. de Quadrup. Ouip.* 658. *Ionst. de Quadrup.* 138. Scincus Lacerti species, *Ind. Med. CVII.* Scincus marinus, *Mont. Exot.* 6. Scincus quem et Crocodillum terrestrem vocant, *Gesn. de Quad. Ouip.* 24. Scincus seu Crocodilus terrestris, *Raii Synop. Anim. Quad.* 271. Lacerta Scincus, *Hasselqu. Soc. R. Upsl.* 30. Lacerta cauda suprema cylindrica, apice

attenuato compreſſo, pedibus pendactylis,' digitis lobato-ſquamoſis, *Eiusd. Ibid.* Lacerta cauda tereti, collo craſſitie capitis, pedibus pentadactylis marginatis, *Linn. Mat. Med* Stincus, ſeu Crocodilus minor, *Quorund.* franzöſiſch Scinc oder Scinque Marin.

Wie Friedrich Haſſelquiſt, der Medicin Doctor und Mitglied der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Upſal ſagt, ſo hat der Meerſtinz einen Kopf, welcher hervorragt, hart an dem Körper hängt, länglicht, ein wenig kurz, bis zu ſeinem Ende unvermerkt dünn, an dem obern Theil ein wenig gewölbt, und an den Seiten platt, und vermittelſt einer breiten Vertiefung, welche auf beyden Seiten des Kopfes von der Spitze an bis zum Grundtheil hinläuft voller Vertiefungen iſt; die obere Kinnlade iſt länger als die untere niedergedrückt, dünn, ein wenig ſtumpf, unten platt und ganz, und macht die Schnauze oder das äußerſte Ende von dem Kopf, welches ſich an den Seiten über der untern Kinnlade erſtreckt; die untere Kinnlade iſt dreyeckicht und am Ende ſtumpf; die Naſenlöcher befinden ſich an den Seiten des Kopfs über den Rand der Schnauze, ſie ſind cirkelrund und ein wenig weit; die Zunge iſt wie ein Herz geſtaltet, an dem Ende ſpitzig, an dem hinterſten Theil ausgeſchweift und von einer etwas dicken und fleiſchigten Subſtanz; die Oeffnung der Kehle iſt mäßig; die Zähne von beyden Kinnladen ſind kurz, gleich, an der Spitze ein wenig ſtumpf, ſtehen hart an einander, und ſind auf den Seiten platt; die Augen

liegen

liegen nach dem Grundtheil des Kopfs zu, nahe bey dem Rande des obern Theils; die Augenhöhle hat die Form einer länglichten Lanze; der Regenbogen des Auges sieht braun und der Augapfel schwärzlicht; er hat keinen Hals, woferne man nicht denjenigen Theil des Körpers, der sich zwischen dem Kopf und den Vorderfüßen befindet, also benennen will, wiewohl er der Dicke oder der Figur nach von dem Körper nicht unterschieden ist; der Körper ist länglicht rund, gleich, und auf dem Rücken eckicht; diese Ecke ist länglicht, gewölbt und erhaben, sie fängt ein wenig unter dem Kopf an, und endiget sich nahe an den Hinterfüßen; der Schwanz, welcher mit dem Körper in einem fortläuft, ist cylindrisch und oben dick, und nimmt von den Hinterfüßen an bis zum Ende nach und nach an Dicke ab, da er denn dünn und platt ist; die vier Füße sind gleich, wovon die beyden Vorderfüße einen Daumen breit von dem untersten Theil des Kopfs entfernt sind; die Hinterfüße aber befinden sich zween Daumen über dem Ende des Schwanzes an den beyden Seiten des Unterleibes; die Schienbeine sind platt, gleich, und haben in der Mitten ein Knie, sind äußerlich gewölbt, und inwendig mit länglichten Vertiefungen versehen; an jedem Fuß befinden sich fünf Zehen, welche gespalten, dünn, oben gewölbt, mit Gelenken versehen, und von dem äußersten bis zu dem innersten nach und nach kürzer sind; die hintersten sind länger als die vördern, und oberwärts mit Schuppen bedeckt, welche auf jeder Seite wie ein Lappen ausgespannt sind, wie die Dachziegel über einander liegen und an dem Rande durch eine dreyeckichte Vertiefung von einander unterschie-

terschieden sind, dergestalt, daß die Figur des unterſten Lappens in allen Zehen halb cirkelrund und seine Lage wassergleich ist; dahingegen die Figur der andern dreyeckicht, und ein weni spitzig ist, und ihre Lage schief nach der Spitze zugeht; das Ende der Finger ist blaß, ein wenig stumpf oben etwas gewölbt, unten hohl und vertritt die Stelle der Nägel; der Kopf, die Füße und der ganze Körper ist mit Schuppen bedeckt; die Schuppen von dem obersten Theil des Kopfs sind breit, nicht regelmäßig und nicht zahlreich; der Rand von der obern Kinnlade ist mit fünf Schuppen bedeckt, welche senkrecht liegen, ein wenig breit sind, in etwas wie Hohlziegel auf einander liegen und an den Rändern ein wenig gekerbet sind; die Schuppen des Körpers liegen wie die Ziegel auf einem Dache, sind rhomboidalisch und an den entgegengesetzten Seiten breiter; die Schuppen von dem Unterleib und den Füßen haben eben die Figur und die Lage wie die Schuppen des Körpers, sind aber kleiner, ganz glatt, glänzend, ein wenig breit und dünn; der oberste Theil des Kopfs fällt aus dem meergrünen ins gelbe; der Rücken besteht nach der Mitten der Seiten des Unterleibs zu wechselsweise aus schwärzlichten und gelblichten Ringen; das Uebrige von den Seiten, die Kehle, der Unterleib und die Füße sind weißlicht. Das Thier ist gemeiniglich eine Spanne und einen Daumen lang, und nach der Mitten des Unterleibes zu zween Daumen dick. Es hält sich in Aegypten auf, an bergichten Orten, welche zwischen den kleinen Hügeln sind. Das Landvolk bringt selbiges nach Cairo, von da es durch Alexandrien nach Venedig und Marseille geführt

führt und von da in ganz Europa in alle Apotheken gebracht wird. Es ist von vielen Schriftstellern ein Irrthum, daß sie den Meerstinz für einen Fisch gehalten haben.

Pomet nennt ihn Stinc-Marin, und die Beschreibung, so er hiervon giebt, kömmt der vorigen ziemlich nahe. Wie er sagt, so findet man viele kleine Meerstinze in dem Nilstrom in Aegypten, woher sie durch Marseille nach Paris gebracht werden, ausgenommen das Eingeweide und das kleine Ende vom Schwanz. Man muß diejenigen aussuchen, welche dick, lang, breit, schwer, trocken, ganz und so wenig als möglich von Würmern angefressen sind, als welchen sie unterworfen sind. Der Pater Du Tertre sagt, daß er nicht allein in Guadeloupe, sondern auch in andern amerikanischen Inseln wirklich Meerstinze gesehen, welche denenjenigen gänzlich ähnlich gewesen, die man aus Aegypten bringt. Es ist eine Art Eydexen, welche die Einwohner von Guadeloupe Mabouya und auf einigen andern Inseln Prochet de Terre nennen. Diese Meerstinze sind fleischigter als die andern Eydexen, sie haben einen dickern Schwanz und so kurze Beine, daß sie auf der Erde kriechen: ihre ganze Haut ist mit unzählich kleinen Schuppen bedeckt, so wie bey den Schlangen, aber von einer gelben, silberartigen und glänzenden Farbe, als wenn sie mit Oel bestrichen wären: ihr Fleisch ist wider den Gift und bey den Wunden von vergifteten Pfeilen gut, woferne man es nur mäßig gebraucht; denn es trocknet die Säfte mehr aus, als die andern Eydexen.

Prosper Alpinus bringt in seiner natürlichen Geschichte von Aegypten von diesem Thier seine Schwürigkeiten folgender Weise vor: die Aegyptier haben diese Art Eydexen, welche sie Scincus nennen, und die Dioscorides und die andern Landcrocodile heißen, im Ueberfluß. Diejenigen, so man aus Aegypten nach Venedig bringt, sind unsern Eydexen sehr ähnlich; allein sie sind dicker, breiter und haben eine gelblichte Farbe, nebst einigen schwärzlichten Flecken auf dem Rücken. Serapio hält den Meerstinz für eine Art Wassereydexen. Es ist ein Thier, so in dem Nilstrom und auf dem Lande lebt. Allein, ob sich wohl nicht weiß, daß beynahe jedermann diese Art Eydexen für den wirklichen Meerstinz gebraucht, so hat es mir doch allemal geschienen, daß dieses vielen Schwürigkeiten unterworfen wäre, indem der gemeine Meerstinz, der in den Apotheken zu Venedig so bekannt ist, dem Meerstinz der Alten nicht ähnlich ist; denn erstlich ist es, wie Dioscorides sagt, gewiß, daß der Meerstinz das durch das Salz hart gemachte Landcrocodil ist. Was ist aber der Größe und der Figur nach für eine Ahnlichkeit zwischen dem gemeinen Meerstinz und dem Crocodill? Was die Leibesgestalt betrifft, so ist das Crocodill seinem Ansehen nach wie ein Elephant gegen die Ratte. Ueberdieß hat man jemals einen zwo Ellen langen Meerstinz wie Pausanias gesehen? Es ist nicht leicht. glaublich, daß Herodotus die Meerstinze für Landcrocodille hat wollen verstanden wissen, als welche bey den Nomadern über drey Ellen groß werden und unsern Eydexen ähnlich sind: worzu man auch beyfügen

gen muß, daß man in den Nieren des Meerstinzes keine so wirksame Kraft, welche zur Liebe reizt, bemerket, als die Araber überreden wollen. Ich würde demnach vielmehr glauben, daß diese Landeydexe dem Crocodill ähnlich, eine Elle lang, mit sehr kleinen runden Schuppen und mit einer dünnen ziemlich weißen Haut bedeckt ist, einen runden und kurzen Schwanz hat, von Natur stille ist, welches kein Leid zufügt und selten beißt, der wirkliche Meerstinz der Alten sey, dessen Nieren zur Erhitzung der alten und kalten Personen so gerühmt sind. Diese Arten Eydexen halten sich häufig über Memphis an trocknen Orten auf: allein ich glaube, daß diese Thiere ohne Unterschied auf dem Lande und im Wasser leben.

Ueberhaupt haben die Schriftsteller geglaubt, daß der Meerstinz mehr ein Wasser- als Landthier sey: auch glaubt man von den Meerstinzen, so man aus dem Morgenlande nach Venedig bringt, daß sie in dem Nilstrom oder in dem rothen Meer gefangen worden. Doch merkt der gelehrte Salmasius in seinen Noten über den Solinus an, daß der Meerstinz kein Wasserthier ist, wiewohl er bey dem Nilstrom und um das rothe Meer herum sich aufhält. Da dieser Schriftsteller hierinne mit Hasselquisten übereinstimmt, so nehmen wir gerne seine Meynung an.

Das französische Wort Scinque, sonst Scince und in der verdorbnen Aussprache Stinc oder Stinque kömmt aus dem lateinischen Scincus, so aus dem griechischen σκινγος oder σκινκος kömmt: der Meer-

stinz heißt italäniſch Scinco; deutſch Erdcrocodill und engliſch Scinck. Man nennt ihn ſonſt das kleine oder Landcrocodill, um ihn von dem wahren Crocodill aus dem Nilſtrom, dem größten und ſchrecklichſten Thier unter den Eydexen, zu unterſcheiden, als welches, da es dreyſig Ellen lang iſt, ohne Unterſchied die Menſchen und die andern Thiere, die es antreffen kann, frißt.

Der Meerſtinz enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Man braucht in der Medicin das ganze Thier; man hält es für ein Mittel wider den Gift, für ein ſtärkendes Mittel und für ein ſolches Mittel, welches geſchickt iſt, Perſonen von einer kalten Beſchaffenheit zu erwärmen, und ſie zur Zeugung geſchickt zu machen: es kömmt als ein Mittel wider den Gift zum Theriak, und die Italiäner halten wegen ſeiner fruchtbarmachenden Eigenſchaft viel darauf: allein wir glauben dieſe beyden Kräfte nicht, welche in dieſen Thieren, vornehmlich in denen, ſo zu Venedig verkauft werden, und welche zu den Theriak kommen, ſehr beträchtlich ſind; denn Proſper Alpinus, Schröder und viele andre Aerzte, ſo Naturforſcher ſind, verſichern, daß dieſe letztern nicht die wahren Meerſtinze der Alten ſind, und daß man nicht dieſelbe Kraft bey ihrem Gebrauch wahrnimmt. Das Fleiſch von den Nieren des wirklichen Meerſtinzes iſt der einzige Theil, welcher vom Galenus angeprieſen wird. Plinius und Matthiolus geben dem Kopf und den Füßen des Thieres den Vorzug. Was uns betrift, ſo glauben wir mit dem Herrn Lemery, daß es in allen Theilen gleich

gut

gut ist. Die Art der Zurichtung besteht darinne, daß man sie, wie die Eydexen, an der Sonne trocknet, und zu Pulver macht. Die Dosis von diesem Pulver ist eine Drachme in einem Glas Wein oder mit einer Conserve vermischt. Es giebt unwissende Apotheker, welche statt des Meerstinzes den Wassersalamander nehmen, und andre, welche Eydexen mit dem doppelten Schwanze für Meerstinze verkaufen.

Hasselquist thut dar, daß die Araber den Meerstinz als ein Mittel zur Erregung der Liebe ziemlich oft gebrauchen, und daß dieses Mittel bey den Aegyptiern nicht mehr verachtet, von den Europäern aber verlassen ist. Er setzt hinzu, daß man vermittelst des mit einer reizenden Substanz vermischte Pulver von dem getrockneten Thier eine Latwerge bereite, und mit dem frischen Fleisch des Meerstinzes eine Brühe mache, welche bey den Arabern im Gebrauch ist.

Der Meerstinz kömmt zur Theriaca Venetorum, zum Electuario Diasatyrio und zum Mithridatio *Pharm. Paris.*

Rana. Frosch.

Die Frösche werden in Wasser- und Landfrösche getheilt. Unter den ersten werden wir vornehmlich den gemeinen großen Frosch und unter den letztern die Kröte beschreiben, weil diese beyden Arten am meisten in der Medicin im Gebrauch sind.

Der gemeine Frosch; Rana, *Offic. Dal. Pharm.* 434. *Rondel. de Aquat.* 218. *Bellon. de Aquat.* 54. *Aldrou. de Quad up. Ouip.* 89. *Charlet. Exrc.* 27. *Schoneu. Ichth.* 59. *Merr. Pin.* 169. Rana noſtras viridis, *Ind. Med.* 96. Rana aquatica *Schroed.* 331. *Ionſt. de Quadrup.* 130. *Schwenckf. Rept. Sileſ.* 155. *Raii Synop. Anim. Quadrup.* 247. Rana aquatica et innoxia, *Geſn. de Quadr.* Ovipar. 46. Rana temporaria, *It. Oel.* 154. Rana manibus tetradactylis fiſſis, plantis hexadactylis palmatis, pollice longiore, *Linn. Faun. Suec.* 250. Rana viridis, amphibia, edulis; Rana vulgaris, remigans, in aquis degens, ſeu paludum incola, *Nonnull.* franzöſiſch Kaine oder Grenouille aquatique vaſte oder commune.

Der Frosch iſt ein Thier, welches mehr im Waſſer als auf dem Lande lebt und ſehr lebhaft iſt. Er hat einen Körper, der zween und einen halben Daumen lang, in der Mitten einen Daumen breit und mit einer Haut bedeckt iſt, welche glatt, harte, an einigen Orten länglicht gefalten, oben grün, mit braunen ſchwarzen und bleyfarbnen Punkten, unten aber mit gelblichten und weißlichten Flecken beſprengt iſt; der Rücken iſt platt und gleichſam gequetſcht; der Bauch iſt weit und aufgetreten; der Kopf iſt groß und ein wenig platt; die Augen ſind groß, hervorragend, dem Kopf gleich und haben einen ſchwarzen Augapfel, einen goldgelben Regenbogen und eine Haut, welche ſich oft auf- und zumacht und durchſichtig, weißlich, und derjenigen ähnlich iſt, die man an den Augen der Vögel gewahr wird;

wird; die Nasenlöcher sind klein und rund, liegen nach dem Ende der obern Kinnlade zu; die Ohren sind vermittelst der verlängerten Haut, so die Form eines Cirkels macht, genau bedeckt; das Maul ist groß und sehr gespalten; die obere Kinnlade ist außer zween großen Zähnen, so sich an dem Gaumen befinden, mit einer Reihe kleiner Zähne besetzt, einer von den beyden Zähnen ist auf der rechten, der andre auf der linken Seite, davon jeder drey spitzige Erhöhungen hat, welche nach innen zugedreht, dem bloßen Auge nach unmerklich, aber dem Gefühle nach merklich sind; die Zunge ist lang, ziemlich breit, hängt fest an dem Ende der untern Kinnlade, und ist nach dem hintern Theil des Schlundes zu, wie bey den Fischen frey, welches Plinius und Aristoteles wohl angemerkt haben; in dem Hirnschädel ist wenig Gehirne; der Füße sind viere, davon die vördersten die kürzesten sind, indem sie nur einen Daumen lang sind, davon sich jeder in eine Art einer Hand mit vier kleinen freyen Fingern endiget, die Hinterfüße aber sind dicker, fleischigter und länger und mit fünf Zehen versehen, welche eine ungleiche Länge haben, und mit glänzenden, aschgrauen, gelblicht braunen Häuten mit einander vereiniget sind, um bequemer schwimmen zu können; der Hinterste befindet sich oben zwischen den Dickbeinen; der Schlund ist weit und geschickt, Käfer und andre Insecten ganz zu verschlingen; der Magen hat dem Ansehen nach eine mäßige Größe, läßt sich aber beträchtlich ausdehnen; die kleinen Gedärme sind mit etwas Fett umgeben und machen viele Krümmungen; der Mastdarm ist ziemlich dick und enthält im

Sommer

Sommer schwärzlichte und etwas flüßige Excremente; die Lungen hängen auf jeder Seite an das Herz an, und sind in zween große Lappen getheilt, und einem Tannzapfen ähnlich und bestehen aus unzählich viel Bläschen oder häutichten Zellen, welche zur Aufnahme der Luft bestimmt und beynahe wie die Zellen oder Höhlen einer Honigscheibe gemacht sind, dergestalt, daß diese Lungen, an statt auf einmal niederzusinken, wie die Lungen andrer Thiere thun, nach Gefallen des Thieres gespannt und aufgetrieben bleiben; das Herz ist klein, röthlicht und braun mit seinem Herzbeutel umhüllt, und durch das Zwerchfell von den Eingeweiden des Unterleibes geschieden, und hat, wie in den Schildkröten und andern Thieren, so im Wasser und auf dem Lande leben, nur eine einzige Herzkammer; die Leber ist groß, sieht gelblichtroth, liegt auf dem Magen und besteht aus drey großen und einem kleinen Lappen; die Holader ist, ehe sie in die Leber geht, in zween Aeste getheilt; die Gallenblase, so die Gestalt einer Birne hat, liegt mitten in der Leber, und sieht bläulichtgrün; der gemeinschaftliche Gallengang, welcher durch die Gekrösedrüse geht, begiebt sich in das Gedärme; die Milz ist klein, eyrund, und röthlicht, und liegt auf der linken Seite in etwas nach der rechten zu; die Nieren sind den Fischnieren ähnlich und mit vielen länglichten fetten Päcktchen umgeben, welche mit einer ölichten Substanz angefüllt sind und die Stelle des Netzes vertreten; die Hoden liegen in dem Männchen bey den Nieren, und sind genau mit den fetten Päcktchen vereiniget, wiewohl man kein Merkmaal eines Zeugungsgliedes gewahr wird; in

dem

dem Weibchen befinden sich, wie bey den Schlangen, Eydexen und Salamandern zween Eyerstöcke nebst schwärzlichten Punkten mitten in der weißen Substanz, welche die junge Frucht von dem Frosch ausmachen; die Muttertrompeten machen, wie die Gedärme, viele Krümmungen; das Rückenmark, ob es gleich eine große Anzahl Nerven abgiebt, hat demohngeachtet in seinem ganzen Lauf einerley Dicke; auf jeder Seite des Rückgrads befinden sich längst der Rückenwirbel gewisse eyrunde Körperchen, welche wie Perlenmutter weiß und wie Knoten sind; aus dem untern Theil des Rückgrads gehen drey Nervenäste, welche sich bey dem Anfang des Dickbeins vereinigen und sich hernach in die Muskeln der Hinterbeine vertheilen, und die, wenn sie mit der Spitze eines saubern Messers geritzt oder gestochen worden, machen, daß sich diese Muskeln auf eine wunderbare Weise bewegen, so gar zwo Stunden darnach, wenn man dem Thier den Kopf abgeschnitten und das Herz herausgerissen hat. Dieses haben wir selbst mit Verwunderung bemerket. Herr Du Verney hat der königlichen Akademie der Wissenschaften von einem Frosch, der kürzlich gestorben war, gezeigt, daß, als er in dem Unterleibe des Thiers die Nerven, welche zu den Dickbeinen und Schienbeinen gehen, genommen und sie ein wenig mit dem Messer geritzet, diese Theile sich beweget und eine Art von Convulsion erlitten. Hernach hat er eben diese Nerven in dem Unterleib zerschnitten, selbige mit der Hand ein wenig gespannt gehalten, und durch eben die Bewegung des Messers eben die Wirkung hervorgebracht.

Wenn

Wenn der Frosch längst gestorben gewesen, so würde sich solches nicht zugetragen haben. Wahrscheinlicher Weise sind noch in diesen Nerven Feuchtigkeiten geblieben, deren Bewegung das Zucken in den Theilen erregt hat, in welche sie gegangen, und folglich haben die Nerven nur als Canäle gedient, deren ganze Wirkung von der Feuchtigkeit, die sie enthalten, abgehangen. Wir lesen in der Geschichte dieser Akademie eine Bemerkung von der Haut des Frosches und von seiner Zunge. Sie ist folgende:

Nachdem Herr Mery in dem Unterleib eines grosen Frosches von dem Schaamknochen an bis in die Mitte des Brustknochens eine Oeffnung gemacht, so hat er gefunden, daß seine Haut weder mit den Muskeln des Unterleibes, noch mit den Vortermuskeln der Brust vereiniget gewesen. Zwischen der Haut und den Vordermuskeln hat sich eine eyrunde Höhle befunden; sie hat nur vermittelst sehr dünner und durchsichtiger Häute an den Falten des Schambuges, an den Seitentheilen der Bauchmuskeln und an dem mittelsten Theil des Brustknochens angehangen, woselbst sie inwendig drey kleine Zellen gemacht. Sie hat auch nur vermittelst kleiner Fasern, welche aus den Seitenmuskeln herausgegangen, und welche kleine Nerven von der Dicke eines Haares zu seyn geschienen, an diesen Muskeln gehangen. Sie hat auf jeder Seite einen Sack gemacht, der von der obern Falte des Dickbeins bis zum Ohr gegangen. Eben dieses hat er an der Haut des Rückens bemerket; sie ist in dem ganzen Hintern Theil des Körpers

nur

nur durch einige kleine Fasern, davon die meisten aus dem Rückgrad zu gehen und mit einander vereinigte Blutadern, Pulsadern und Nerven zu seyn geschienen, mit dem Fleisch vereiniget gewesen. Hierdurch ist die ganze Haut des Frosches gleichsam in vier Säcke getheilt, welche vermittelst sehr dünner Häute von einander getrennt und eines Theils mit der Haut, andern Theils aber mit den Muskeln des Körpers vereiniget sind. Von diesen vier Säcken ist einer vor, der andre hinter dem Körper, und die beyden andern auf den beyden Seiten gewesen. Die Haut des Dickbeins hat nicht an ihren Muskeln gehangen, außer an den Falten der Gelenke; sie hat zween Säcke einen vorne und den andern hinten gemacht. Eben dieses ist auch so mit der Haut an den Schienbeinen und an den Füßen beschaffen gewesen. Nachdem er die Haut von dem mittelsten Theil des Brustknochens bis an das Ende des untersten Kinnbackens aufgeschnitten, hat er gefunden, daß sie an diesem Ort zwo Höhlen gemacht, davon die eine an dem obern Theil des Brustknochens sich befunden, und in dem Arm heruntergegangen, der andre aber in dem Kinnbacken gewesen und in die Höhlen gegangen, welche an den Seiten des Bauchs sind. An dem obern Theil des Brustknochens hat Herr Mery ein Loch entdecket, welches ihn in die dritte Höhle, so von den Muskeln des untern Theils der Kinnlade gemacht wird, geführt hat; die Haut von den Armen hat Säcke gemacht, welche beynahe den Säcken des Fußes ähnlich gewesen. Die Zunge von diesem Frosch hat er von einer besondern Gestalt gefunden, welche von der

Zunge vieler andrer Thiere ganz verschieden gewesen. Sie hat mit ihrem untersten Theil an der Zusammenfügung der beyden Kinnbacken-Knochen, so man bey dem Menschen das Kinn nennt, gehangen. Sie ist unten offenbar mit fleischigten Fasern bedeckt gewesen, welche auf einer Seite an einem Knorpel, der die Gestalt eines halben Monds gehabt, angehangen, und sich vor dem Eingang des Luftröhrenkopfs befunden: die Spitze, welche gespalten gewesen, ist in dem hintersten Theil des Kopfs von dem Schlund gegangen. Mitten unter der Zunge ist ein Loch gewesen, woselbst sich eine Höhle angefangen, die sich bis in den mondförmigen Knorpel erstreckt. Herr Mery hat geglaubt, daß der Frosch seine Zunge vermittelst fleischigter Fasern, welche sie unten bedecken, aus dem Maul schieße, und hernach in den hintersten Theil des Kopfs von dem Schlund zurückziehe. Allein er hat erinnert, daß man diese Bemerkung bey andern Fröschen bestätigen müsse, indem er sie nur bey einem einzigen angestellt.

Schwammerdam zeigt, daß sich die Naturforscher in Ansehung des Unterschiedes, der sich zwischen dem Männchen und Weibchen bey den Fröschen findet, geirrt haben, und daß es zwey Kennzeichen giebt, welche das Männchen und Weibchen unfehlbarlich unterscheiden, nämlich: 1) zwo kleine durchsichtige Blasen, so an dem Kopf erhaben sind, und die dem Männchen eigen; 2) derjenige innwendige Theil an den Vorderfüßen, der mit dem Muskel des Daumens von unsern Händen eine Gleichheit hat,

und bey dem Männchen viermal dicker als bey dem Weibchen ist.

Der Frosch ist eine Art eines besondern Thieres, vornehmlich in Ansehung der Zeugung; denn ob er wohl mit den eyerlegenden Fischen eine Gleichheit zu haben scheinet, so ist er doch in etwas von selbigen unterschieden. Das Ey von dem Frosch kömmt unter der Gestalt eines schwarzen Punktes, der mit einer gewissen weißlichten und schleimichten Feuchtigkeit umgeben und mit einer sehr dünnen Haut überzogen ist, zum Vorschein. Oligerus Jacobäus hält die umgebende Feuchtigkeit und den schwarzen Punkt, der das Mittel von selbigen einnimmt, zusammen für das Ey; und glaubt, daß dieser Punkt nichts anders, als die junge Frucht von dem Frosch ist, der die Feuchtigkeit zur Nahrung dient. Allein, dem sey wie ihm wolle, wir halten mit Schwammerdamen diesen schwarzen Punkt für das Ey, welches die junge Frucht des Frosches in sich schließt, welcher unter der Gestalt einer Kaulpatte aus selbigem herauskriecht. Dieses dickköpfichte Thier scheint sich gleich nach dem Auskriechen eine Zeitlang von der schleimichten Feuchtigkeit, die sie umgiebt, zu ernähren, wiewohl sie selbige nicht ganz verzehrt; denn da die Theile der Feuchtigkeit durch das Wasser, so sich nach und nach hinein begiebt, getrennt werden, so nimmt sie alsbald die Gestalt einer Wolke an, welche auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, und zur Ernährung des dickköpfichten Thiers nicht mehr geschickt ist, sondern ihm nur zum Aufenthalt dient, um auszuruhen, wenn es vom Schwimmen matt ist.

Demnach kömmt der schwarze Punkt mit dem Ey eines Fisches oder vielmehr eines Insects überein; denn die junge Frucht kriecht nicht unter der Gestalt eines Frosches aus, wie der Fisch aus dem Ey in der natürlichen Gestalt kriecht, die er nicht mehr verändern darf; sondern unter der Gestalt einer Kaulpatte (Tetard) und nimmt hernach nach Art der Raupen oder der kleinen Würmer nach und nach die Figur eines Frosches an. Uebrigens ist das Ey von dem Frosch von dem Ey eines Fisches oder Insects darinne unterschieden, daß es in dieser schleimichten Gallerte eingeschlossen wird, welche es von allen Seiten umgiebt, und welche der jungen ausgekrochnen Frucht zur ersten Nahrung dient.

Richard Waller, welcher so sinnreich als gelehrt ist, hat in den Philosophical Transactions die Bemerkungen, die er bey dem Froschlaich angestellt, mitgetheilt, woselbst man unter andern merkwürdigen Dingen folgendes findet: daß der schwarze Punkt, wovon wir geredet, mit zwo Feuchtigkeiten umgeben ist, davon die innre, welche ihn unmittelbar umgiebt, klar und durchsichtig und mit einer Haut umgeben ist, der Kaulpatte eine Zeitlang zur Nahrung dient und dem Eyweiß, welches sich in den Eyern der Vögel befindet, beyzukommen scheinet; die äußere aber ist trüber und schleimichter; 2) daß die ausgekrochenen Kaulpatten sich vermittelst des Mauls feste an die äußere Oberfläche der Eyer, welche sie wegen des Auskriechens zernaget, anhängen, und daß sie, wenn sie sich einmal losgemacht, sogleich auf den Grund des

Wassers

Wassers fallen, ohne daß sie auf die Oberfläche desselben sich wieder begeben können. 3) Daß der Frosch mit den grätichten Fischen darinn übereinkömmt, daß sich das Männchen nicht mit dem Weibchen begattet, um es zu befruchten, sondern daß es nach Art der Fische seinen Saamen über die Eyer fahren läßt. Wendet man ein, warum das Männchen auf das Weibchen springt, und es vierzig Tage lang fest umfaßt hält? so antwortet er, daß solches deswegen geschehe, damit er allezeit bereit sey, die Eyer zu befruchten, so bald sie das Weibchen gelegt hat. Demohngeachtet aber vermuthen wir, daß es nicht umsonst geschehe, daß das Männchen so lange Zeit auf dem Weibchen bleibe, und selbst die Farbe der Eyer, welche in dem Eyerstock aus dem weißen ins schwarze verändert worden, wie Needham bemerkt hat, läßt uns glauben, daß sich die in dem Ey alsdenn gebildete Frucht mitten durch die Schaale wahrnehmen läßt, eben so wie in den Eyern der Raupen, welche, wenn sie durch den Saamen des Männchens befruchtet worden, die Farbe verändern, weil man mitten durch die Schaale die kleine Raupe entdecket, welches die Seidenwürmereyer bezeugen, welche, da sie von Natur weiß sind, bläulich werden, nachdem sie von dem Männchen befruchtet worden.

Der lange Eyerstock von dem Frosch liegt, wie Needham sagt, unter dem Zwerchfell; von da nimmt er seinen Anfang; hernach macht er viele Wendungen und steigt nach dem untern Theil des Unterleibes zu. Alsdenn gehen die Eyer in einen

grauen Beutel, woselbst die erste Veränderung der Fa be vorzugehen scheint, und von da in einem schwarzen Körper, woselbst die Schaalen bereits dunkel schwarz gefärbt und mit einem zähen Schleim umhüllt zum Vorschein kommen. Endlich gehen die Eyer durch eine doppelte Scheide hinter einander heraus, indem sie durch eben diesen Schleim, den das gemeine Volk in Frankreich unrecht Sperme de Grenouilles, Froschlaich nennt, mit einander vereiniget sind. Es ist mir mehr als einmal begegnet, setzt dieser kluge und aufmerksame Naturforscher hinzu, einen Frosch, der im Gebören war, in der Geburt zu helfen, indem ich mit meiner Hand die Schnur über eine Elle lang heraus zog. Wenn die Eyer auf diese Weise herausgegangen, so sammlen sie sich in einen Haufen zusammen, und in dieser Art des Nestes, welches aus Schleim gemacht ist, kriechen die Kaulpatten durch Hülfe der Sonnenwärme nach und nach aus.

Du Verney hat auch bemerket, daß diese schleimichte Materie, welche in dem Froschlaich ist, zuvor in dem Eyergang enthalten gewesen, und daß eine sehr kleine Menge von dieser Feuchtigkeit sich wie Gummi Tragant in dem Wasser ausbreitet, um die Eyer mit einander zu verbinden.

Was die Meynung betrift, welche George Ent hegt, daß sich nämlich die Frösche mit dem Maul begatten und durch selbiges ihre Jungen herausbringen, so können wir sie nicht billigen, wiewohl er sich deshalben auf die Erfahrung beruft.

Zu Anfange des Monats März legen die Weibchen von den Frösch;en ihr Laich, welches am öftersten abgesondert ist, an den Rändern kleiner oder stillstehender Wasser herumschwebt, und bisweilen um einen Erlen oder Weidenast, welcher ins Wasser hängt, hängt oder gebunden ist. Dieses Laich kann, wie Schwammerdam sagt, auf einmal eilfhundert Eyer enthalten. Wenn man selbiges in ein Glas oder in ein andres Gefäße voll Wasser thut, und solches hernach der Sonne aussetzt, so wird man in wenig Tagen die kleinen runden und schwärzlichten Punkte sich erweitern, die Figur verändern und eben so viel Thiere zum Vorschein kommen sehen, welche den kleinen Würmerchen ähnlich sind, einen dicken Kopf, große Augen, ein rundes Maul, eine fleckichte Haut und einen langen Schwanz haben, der, wie ein Ruder, ein wenig platt ist, und nach und nach unvermerkt an Dicke abnimmt; endlich nehmen diese Thiere, die man im französischen Tetards, Kaulpatten nennt, immer mehr und mehr zu, sie bekommen äußerlich erst die Hinterfüße, hernach die Vorderfüße, und alsdenn gleicht der junge Frosch der Form nach einer Eydexe: er ist nicht eher vollkommen, als wenn sein Schwanz nach und nach abgefallen. Man merkt an, daß eine unmäßige Hitze macht, daß sie sterben, und daß sie, wenn sie auf diese Weise in Gefäßen verwahret sind, ihre gänzliche Vollkommenheit nicht eher als nach vier oder fünf Monat erlangen, indem ihnen die gehörige Nahrung fehlt. Sie fangen nicht eher an zu fressen, als bis sie die Haut abgelegt, womit sie bedeckt gewesen, und ihre grünlichten Excremente

gleichen zusammengerollten Würmerchen oder dünnen Gedärmen.

Auf diese Weise ist die natürliche Erzeugung der Frösche beschaffen; und wiewohl es viele Leute, so mit der gemeinen Meynung eingenommen sind, sagen, so glauben wir doch bey weitem nicht, daß Thiere, zu deren Vollkommenheit die Natur so viel Zeit und Kunst anwendet, in einem Augenblick aus Leimen oder Staub, der mit einigen Tropfen Regenwasser oder in einer dicken Wolke angefeuchtet worden, entstehen können. Es ist eine so offenbare Sache, sagt Derham in seiner Theologia Physica, daß alle Thiere und auch alle Pflanzen ihren Ursprung von andern Thieren oder Pflanzen haben müssen, daß ich oft die Nachläßigkeit und das Vorurtheil der alten Philosophen bewundern müssen, als welche der Lehre von der freywilligen oder ungewissen Erzeugung, so Aristoteles gelehrt, oder welche vielmehr von den Aegyptiern gekommen, so leichte Glauben beygemessen. Wie haben sie sich zum Exempel einbilden können, daß die Fliegen, die Frösche und die Läuse, durch eine freywillige Bewegung, wie sie sie nennten, haben entstehen können; vornehmlich aber aus einer Materie, welche so romanenartig, als die Entstehung ist, die in den Wolken geschehen sollte, während da sie unter diesen Creaturen Männchen und Weibchen sahen, welche ihres gleichen zeugten, und Eyer legten? Dieses glaubten sie demnach besonders, daß die Frösche in den Wolken entstünden, und daß sie mit den Platzregen herunter fielen. Ich nenne diese Lehre von der ungewissen Zeugung eine ägyptische Lehre, weil sie

wahrscheinlicher Weise ihren Ursprung von Aegypten hat. Hierdurch retteten sie ihre angenommene Meynung von der Entstehung der Menschen und der Thiere aus dem Schooß der Erde. Dieser Ursprung ist wie sie vorgegeben, vermittelst der Sonnenwärme geschehen. Um ihren angenommenen Satz zu beweisen, haben die Aegyptier, wie Diodorus Siculus meldet, folgende Bemerkung angeführet: daß die Sonnenhitze um Theben herum eine unglaubliche Menge Mäuse ausbrüte, nachdem die Erde von dem Wasser des Nilstroms befeuchtet worden. Hieraus schließt Diodorus, daß wohl auf eben diese Weise alle die andern Thiere in ihrem ersten Ursprung aus der Erde hätten gehen können. Der gelehrte Bischof Stillingfleat glaubt, daß Ovidius, Nicla und Plinius und andre eben diesem angenommenen Satz von eben diesem Schriftsteller entlehnet haben, ohne sich die Mühe zu geben, ob die Sache wahr sey oder nicht.

Allein wir wollen hiervon die Betrachtungen eines der vornehmsten Naturforscher, nämlich des Rajus in seinem vortrefflichen Tractat von dem Daseyn und der Weisheit Gottes, so sich in den Werken der Schöpfung veroffenbaret, hören, woselbst er sich folgendermaßen ausdrückt: was die durch den Regen hervorgebrachten Frösche und ihre Erzeugung in den Wolken betrift, so halte ich diese Sache, wiewohl sie von vielen guten Schriftstellern bekräftiget worden, demohngeachtet für falsch und lächerlich. Es ist mir auch nicht wahrscheinlicher, daß die Frösche in

den Wolken könnten erzeugt worden seyn, als es die spanischen Pferde durch den Wind seyn sollen. Derjenige, welcher glauben kann, daß es Frösche regnet, kann ebenfalls auch glauben, daß es Kälber regnen kann. Uebrigens zeigen diejenigen keine beßre Erfindung, welche vorgeben, daß die Frösche, welche bisweilen in großer Anzahl nach einem Platzregen erscheinen, in den Wolken wirklich nicht erzeuget, sondern von einem gewissen Staub formiret worden, welcher mit dem Regenwasser vermischt und gegohren hat. Fromond nimmt diesen angenommenen Satz an, indem er sich auf eine Sache gründet, von welcher er glaubt, daß sie wegen der Bemerkung, die er an den Thoren zu Dornik in den Niederlanden angestellt, unwidersprechlich sey, woselbst er alle seine Freunde zusammen kommen ließ, damit sie von einem so angenehmen Anblick Zeugen seyn und solches mit ihm bewundern möchten. „Nachdem, sagt er, ein großer „Regen gekommen, und auf einen sehr trocknen Staub „gefallen, so kam in einem Augenblick eine so unglaubliche Menge kleiner Frösche hervor, daß die „Erde, auf welcher sie allenthalben herum hüpften, „ganz mit selbigen bedeckt wurde. Sie waren alle „von einerley Größe und einerley Farbe; und man „sah ganz und gar nicht, wo sie in einem Augenblick „so haufenweise auf einem trocknen und voller Staub „angefüllten Erdreich, welches sie meiden, herkommen können.„ Allein ich zweifle nicht, nebst aller Hochachtung, die man einen so großen Mann schuldig ist, daß diese Frösche nicht aus ihren Höhlen herausgekrochen, und daß sie nicht durch den angenehmen

Dampf des Regenwassers herzugelockt worden. Uebrigens so außerordentlich es immer scheinen kann, so finde ich es doch tausendmal wahrscheinlicher, als ihre unsichtbare Erzeugung durch ein wenig Staub und Regenwasser, welche auch nicht einmal würden Zeit haben können, nach dem angenommenen Satz, worauf er sich gründet, sich zu vermischen und zu gähren. Dieses ist auch nicht der Wahrscheinlichkeit zuwider, weil man, wenn man im Sommer nach der Sonnenuntergang spatzieren geht, auf den Landstraßen, Fußsteigen und den mit Bäumen besetzten Gängen, in den Spatziergängen und Alleen in Gärten eine Menge von Kröten und Fröschen antrift, worüber man erstaunt und sich nicht einbilden kann, woher diese Thiere kommen, noch an welchem Ort sie sich den Winter und auch den Tag über verbergen können, daß man beynahe nichts von selbigen sieht. Diesem muß man dasjenige beyfügen, was Herr Perrault gefunden hat, als er einige Frösche aufgeschnitten, welche denen, wovon wir reden, ähnlich gewesen, daß sie nämlich den Magen voller Speise und die Gedärme mit Excrementen angefüllt gehabt haben; woraus er mit Recht schließt, daß sie nicht neuerlich entstanden seyn können, sondern daß sie nur zum Vorschein gekommen. Man muß nicht erstaunen, daß man nach einem großen Regen, welcher auf eine große Trockenheit folgt, eine unbegreifliche Menge Regenwürmer und Schnecken herauskriechen sieht.

Damit ich dasjenige, was ich itzt im Gegentheil von der freywilligen Erzeugung der Frösche gesagt, sie

mag

mag nun durch die Dämpfe in den Wolken, oder durch eine Vermischung vom Staub und Regenwasser auf der Erde geschehen, durch starke Gründe bestätige und beweise, so will ich dasjenige beyfügen, was ich vor kurzem von einem sehr geschickten Mann, einem meiner Freunde, Wilhelm Derham, Rector zu Upminster, bey Rumford in der Provinz Eßex empfangen, es ist eine Erzählung, welche der Erzählung des Herrn Fromonds gleich ist. Er merkt an, daß daselbst auf einmal eine erstaunende Menge Frösche nach einem oder zween Platzregen zum Vorschein gekommen; daß sie über einen Weg gehüpft, der voller Sand und vor den Regen staubicht gewesen: hernach setzt er den Ort hinzu, woselbst sie wahrscheinlicher Weise von Thieren von eben der Art hervorgebracht worden, wie auch denjenigen, woselbst sie ausgekrochen. Die Erzählung besteht in folgenden Worten: „Vor einigen Jahren, als ich in der Provinz Berks „spatzieren ritte, traf ich eine Menge Frösche an, welche über die Landstraße hüpften. Der Erdboden „war sandicht und die Landstraße wegen einer großen „Dürre, mit Staub angefüllt. Es war aber beynahe „vor einer oder zwo Stunden ein erquickender Regen „gefallen, welcher den Staub gelöscht. Den Augenblick erinnerte ich mich, was ich oft von den Fröschen „sagen hören, welche zur Regenzeit aus den Wolken „fallen. Dieses ist nicht erstaunend, weil ich so viel „Ursache hatte zu schließen, daß sie in der That herunter gefallen, als einer von denen, die es jemals geglaubt haben, oder daß sie nur itzt erzeugt worden. „Allein da ich von der gegenseitigen Meynung einge-

„nommen

„nommen und überzeugt war, daß es keine zweifelhaf-
„te Zeugung gebe, so war ich so neugierig und unter-
„suchte, woher diese Colonie kommen könnte. Ich
„fand, indem ich diese Untersuchung anstellte, zween
„oder drey Acker Land so mit diesen Thieren bedeckt wa-
„ren, welche alle nach dem Holz, Graben und andern
„ähnlichen Orten, so vor ihnen waren, und die hin-
„ter sich große Teiche hatten, hüpften. Ich folgte
„ihren Fußtapfen zurück bis an einen von diesen Tei-
„chen. Sie pflegten zu der Zeit, da die Frösche ihr
„Laich legen, voller Frösche zu seyn, und ich habe selbst
„oft das Quacken von ferne gehört und daselbst viel von
„diesem Laich angetroffen. Ich schloß hieraus, daß
„diese große Colonie von Fröschen, in den Teichen,
„woher sie kamen, wäre erzeugt worden: daß sie, nach
„ihrer Ausbrütung durch die Sonnenwärme, wenn
„es erlaubt ist, also zu reden, und nachdem sie die ge-
„wöhnlichen Grade durchgegangen, in dem Wasser
„oder vielmehr an dem Ufer unter den Binsen und
„Rohr bis zur Zeit ihrer Verwandlung gelebt: daß
„der erquickende Regen, welcher gefallen war und
„der das Erdreich befeuchtet und zu ihrem Zug ge-
„schickt gemacht hatte, sie gelockt, ihre alte Wohnung,
„woselbst sie vielleicht alles, was zu ihrer Nahrung
„geschickt war, aufgezehret hatten, und folglich an-
„derswo an bequemern Orten selbige suchen mußten.
„Dieses scheint mir so vernünftig und so leicht zu ent-
„decken, daß ich mich nicht genug verwundern kann,
„wie die Naturforscher der vergangnen Jahrhunderte,
„welche dergleichen Fälle gehabt, und vornehmlich ge-
„schickte Philosophen, wie Aristoteles und Plinius

„und viele andre nach ihnen, sich einbilden können, daß „die Frösche aus den Wolken fallen, oder daß sie in ei„nem Augenblick durch eine freywillige Bewegung „hervorgebracht werden, vornehmlich, da sie sich sicht„lich begatten, da sie ihr Laich oder Eyer legen, und „da dieses Laich kleine Creaturen ohne Füße und diese „vollkommene Frösche hervorbringen. Diese ein„förmige und gegründete Erzeugung zeigt sich nicht „allein in den Fröschen, sondern auch in vielen andern „Creaturen, z. E. in den Läusen, Schmeißfliegen, „Seidenwürmern und andern Schmetterlingen. „Dieses zeugt von einer fremden Einbildung in den „Jahrhunderten, welche dem Aristoteles gefolgt, „ich will nicht sagen, eine große Trägheit und nicht zu „enschuldigende Nachläßigkeit.„

Ich zweifle auch nicht, daß Fromond in Ansehung der vielen Frösche, die er bey den Thoren von Tournay angetroffen, eben dieses gefunden hätte, wenn er es mit allem möglichen Fleiß untersucht hätte, und daß er auch den Ort, wo diese Frösche erzeugt worden und wo sie hergekommen, entdecket hätte.

Der Frosch ist ein Thier voller Leben, welches lange Zeit auch ganze Wochen unter dem Wasser dauren kann, wiewohl Aristoteles gesagt, daß er nur sehr wenig Zeit aus Mangel der Luft zum Odemholen leben könnte. Man hat es mehr als einmal erfahren, daß Frösche einige Stunden, nachdem man ihnen das Herz herausgerissen, und den Kopf abgeschnitten, noch fort gelebt und geschwommen, und man hat bemerket, daß das aus dem Körper dieser

Thiere gerissene Herz und die Lungen eine ganze Stunde ihre gewöhnlich zusammenziehende und ausdehnende Bewegung fortgesetzt. Man ist allemal erstaunt, wenn man sieht, daß ein aufgeschnittenes Thier, den man alle Eingeweide aus der Brust und dem Unterleibe genommen, demohngeachtet noch eine Zeitlang mit einer Munterkeit springt, als wenn es kein Uebel erlitten hätte. Wenn man einen Nerven, der zu einem Fuß gehet, zerschneidet, so verliert der Frosch sogleich die Bewegung von diesem Gliede. Man hat einen gemeinen Frosch gesehen, welcher, als er aus dem Bauch eines Aals gezogen worden, der sich in dem Körper eines Hechtes todt befand, auf dem Tische herumgehüpft. Der Frosch, wovon wir reden, wohnt lieber im Wasser als auf dem Lande, wie z. E. in lauen Brunnen, in Stadtgräben, in Flüßen, in Bächen, in Teichen, in Seen, in Lachen, woselbst er von Würmern, Blutigeln, kleinen Schnecken, verschiednen Käfern und allerhand Insecten lebt; bisweilen lebt er auch von Wasserpflanzen, z. E. dem Wasserranunkel, die kleine Wasserlilie und Meerlinsen, wenn man gewissen Schriftstellern Glauben will: er bezeigt sich auch gegen sein eignes Geschlecht nicht günstig, und man hat in dem Maul und in dem Magen der größern kleine Frösche gefunden. Er bleibt gerne in einem ziemlich warmen Wasser, und scheut das kalte Wasser; daher er sich im Sommer ergötzt, und sich weit hören läßt, vornehmlich in warmen Nächten im May, da er verliebt ist. Plinius meldet, daß er, wenn er über die Maaßen schreyt, Regen verkündiget: welches nicht allezeit wahr ist: so viel ist

aber

aber gewiß, daß, wenn der Nordwind geht und es kalt ist, er stille schweigt. Wir haben Leute gekennt, denen das Geschrey der Frösche eine ziemlich angenehme Musik gewesen; allein es ist für die meisten ein sehr ungestümes Concert: übrigens so ist es nicht schwer, sich hiervon zu befreyen, wenn man hiervon einige Naturforscher nachschlägt, weil man, um sie zum Stillschweigen zu bringen, nichts als ein angezündetes Licht an den Rand eines Teichs setzen oder ein Gefäße, in welches man eine Wasserschlange eingeschlossen hat, in das Wasser werfen muß. Da die Frösche eine häufige Menge Insecten vernichten, so können sie in einem Küchengarten von einigem Nutzen seyn; sie sind sehr furchtsam und suchen nicht leicht als nur des Nachts ihren Unterhalt; sie hüpfen und zwar leicht; sie schwimmen auch mit einer Geschwindigkeit; im Winter halten sie sich auf dem Grund des Wassers erstickt und gleichsam todt auf, indem sie von der Kälte erstarrt sind: allein im Frühling kriechen sie aus ihren Behältnissen und bekommen eine neue Kraft. Ihre Feinde sind die Wasserschlange; der Aal, der Hecht, der Schwan und der Storch, die selbige fressen; ja so gar der Maulwurf, wie Albertus Magnus sagt: man glaubt auch, daß sie die Wiesel frißt und sich mit selbigen in hohlen Bäumen versorgt. Der Froschfang ist ziemlich anmuthig und kann auf dem Lande ein Vergnügen machen. Man fängt sie beym Feuer mit den Netzen, wie die Fische oder an der Leine mit den Angeln, an welche man Würmer, Fliegen, Schmetterlinge, Käfer, Gedärme von Fröschen oder ein Stück rothes Tuch oder

einen Knaul mit fleischfarbner Wolle hängt; denn sie sind gefräßig und hängen sich um die Wette an den Köder, den man ihnen vorwirft, und halten das was sie einmal angebissen haben, feste: da sie aber für die Menschen fliehen, und sich für ihre Gegenwart überaus scheuen, so stürzen sie sich mit Ungestüm ins Wasser, so bald sie selbige sehen oder hören. Dieses ist die Ursache, warum es einen bey diesem Fang nicht anders glückt, als wenn man überaus stille ist. Wie Aristophanes sagt, so soll das gewöhnliche Geschrey der Frösche Brekekex-Coax-Coax seyn, daher das lateinische Wort Coaxare kömmt.

Wir werden hier nicht von verschiednen Arten Land oder wilden, braunen = castanienbraunen oder röthlichten, wie auch schwarz und gelbfleckichten reden, welche letztern man sehr unrecht für giftig hält, weil man vorgiebt, daß sie mit den Kröten laichen. Sie halten sich in Hölzern, Büschen, Heiden, und andern schattichten und feuchten Orten, wie auch auf den Wiesen, Feldern und in Baumgärten auf. Es gehören hierher 1) der französische Grenouille Pisseuse, der deswegen also genennt wird, weil er bey jedem Sprung, den er thut, seinen Urin fahren läßt. 2) Derjenige Frosch, den Gesner wegen der beyden Knochen, die ihm auf dem Rücken einen Buckel machen, den bucklichten nennt; er wird für stumm gehalten, wiewohl er ziemlich stark schreyt, wenn er verletzt worden, oder wenn man ihn verfolgt, um ihn Schaden zu thun: übrigens scheinen uns der Pisseuse und der bucklichte Frosch, wiewohl es einige hiervon sa-

gen, eine einzige und einerley Art zu seyn; 3) der Laubfrosch, französisch Rainette verte, welcher gemeiniglich französisch Grenouille de S. Martin heißt. Da aber diese letzte Art zur Medicin kömmt, so können wir die Beschreibung von selbigem nicht weglassen.

Der Laubfrosch, der bey den Lateinern Rana Arborea, Ranula oder Ranunculus viridis heißt, hat auf dem Rücken eine angenehme grüne und auf dem Bauch eine weißlichte Farbe, ist kleiner als die vorhergehenden und dem Gefühle nach überaus kalt. Die äußersten Enden von seinen Zehen sind mit runden Buckeln versehen; die Lungen sind sehr klein; das Herz ist weißlicht, und das linke Herzohr sehr roth; die Leber ist röthlicht und in vier Lappen getheilt; die Gallenblase ist bläulicht; die Hoden sind mit Fett umgeben. Er unterscheidet sich von andern Fröschen, durch seine Kleinheit, durch seine Farbe, welche oben ganz und gar grün ist, und weil er auf die Bäume und Sträucher kriecht, da er wegen seines natürlichen Schleims auf einem Blatte gleichsam unbeweglich und angeklebt bleibt, und wie Schwenkfeld sagt, von Fliegen, Mücken, Thau und sehr zarten Blättern lebt. Den Winter über verbirgt er sich in der Erde, und im Frühlinge kriecht er aus selbiger heraus; er ist gar nicht stumm, wie es einige Schriftsteller vorgegeben haben. Es ist wahr, daß man ihn beynahe niemals weder im Frühlinge noch im Sommer hört: allein im Herbst schreyt er sehr, vornehmlich des Abends und die Nacht über. Wenn er sein Geschrey wiederholt, so verkündiget er Regen.

Oft

Oft hört man deren viel, die einander antworten, indem sie Brex, Brex wiederholen, dergestalt, daß man sie für kleine Vögel halten sollte, welche in den Zäunen singen. Vor diesem hielt man ihn beynahe wie die Kröte für giftig, und sein Gift schien auch so gefährlich zu seyn, daß die Ochsen die Zähne verloren, wenn sie sie nur mit den Pflanzen käuten: daher, sagt Oligerus Jacobäus in seinen Bemerkungen von den Fröschen, hat man gelernet, daß man, wenn ein Zahn ohne Schmerz ausfallen soll, nur das Zahnfleisch mit dem Fett von dieser Froschart reiben darf.

Man findet hiervon in den Epheimerid. German. Decur. 2. Ann. 6. p. 320. eine Bemerkung von D. Gottfried Schulzen, welche verdient ganz angeführt zu werden. Wiewohl die Naturforscher, sagt dieser Doctor, so durch die Begnadigungen der Könige aufgemuntert worden, beynahe zu allen Zeiten sorgfältig gearbeitet, die natürliche Geschichte der Thiere vollkommen zu machen, wovon ehedem Aristoteles unter Alexandern dem Großen und in den letzten Jahrhunderten Gyllius und Belonius unter Franz dem Ersten, König in Frankreich, Zeugen abgeben, als welche auf gleiche Weise durch den Aufwand, der so großen Fürsten würdig war, ermuntert worden; so wird doch ein jeder, der sich an diesen Theil der Naturlehre macht, finden, daß sie noch in vielen Dingen sehr unvollkommen ist. In der That, sie wird sehr schwer verbessert, indem man die meisten Dinge, welche dahin gehören, nur von Bauren, Jägern, Fischern, und andern gemeinen Landleuten erhält,

hält, welche keine Erfahrung haben, wenig aufmerksam und mit fabelhaften Erzählungen eingenommen, oft auch zu Lügen und Betrügereyen geneigt sind. Daher kömmt es, daß ein fleißiger Naturforscher alle Gelegenheiten, die ihm vorkommen, begierig und mit Recht ergreift, genaue Bemerkungen anzustellen, oder diejenigen, welche bereits von glaubwüedigen Leuten angestellt worden, anzumerken, wenn er weis, daß sie zum Wachsthum dieser Wissenschaft etwas beytragen können. Itzt habe ich den Vorsatz, dasjenige zu erzählen, was ich in Ansehung dieses kleinen ganz grünen Frosches, der auf die Bäume kriecht, und deshalben im griechischen Δενδροβατες, und im deutschen Laubfrosch heißt, bemerket habe. Ein Wundarzt aus meinem Vaterlande, (Breßlau) hat einen bey acht Jahren in einem cylindrischen Glas, so mit einem Netz bedeckt war, ernähret, indem er ihm im Sommer frische Pflanzen und im Winter ein wenig angefeuchtetes Heu, bisweilen auch Fliegen vorgeworfen, welche er mit offnem Maule sehr geschickt gefangen. Da er dem Winter über in einer Zeit von vier Tagen nur durch eine oder zwo Fliegen, die man ihm mit aller Sorgfalt gesucht, erhalten worden, so ist er sehr mager geworden: allein im Sommer hat er vermittelst der Fliegen und Mücken, die man ihm häufig gegeben, seine vollkommene Leibesbeschaffenheit wieder bekommen. Uebrigens ist er alle Winter lebhaft und zum Erhaschen seiner Beute munter geblieben, weil er, da er in einer Stube aufbehalten worden, keine Heftigkeit der Kälte empfunden hat. Bisweilen hat man ihn im Sommer zur Regen-

zeit schreyen hören: er ist alsdenn wegen der häufigen Nahrungsmittel außerordentlich groß geworden. Wenn er es für nöthig befunden, so hat er sich bemüht sich zu brechen, indem er seine Hinterfüße an die Seiten gesetzt, und durch dieses Brechen hat er einen weißen und zähen Schleim weggeworfen. Bisweilen hat man ihn aus seinem Gefängniß befreyet, da er denn, indem er hin und her gesprungen, hinten eine klare Feuchtigkeit von sich gegeben; alle seine Excremente sind schwarz und klümpricht gewesen. Endlich ist er den achten Winter für Magerkeit gestorben, weil ihm die Fliegen ganz und gar gefehlt haben. Diese Bemerkung beweiset demnach, daß die Frösche und vielleicht auch alle andre Thiere, welche den Winter über in den Höhlen verborgen und gleichsam todt bleiben, sich nicht aus einer Nothwendigkeit, so von ihrer Natur abhängt; sondern vielmehr wegen Mangel der Nahrung und der Heftigkeit der Kälte, welche sie der Bewegung beraubten, dahinein begeben. Es ist nicht weniger gewiß, daß der Laubfrosch ein ziemlich langes Leben habe, weil es vierfüßige Thiere giebt, welche kaum bis dahin gelangen; und man darf nicht zweifeln, daß derjenige, von dem hier die Rede ist, nicht länger sollte gelebt haben, woferne er keinen Mangel an der Nahrung gehabt hätte. Eben dieses wird auch durch die Erzählung dererjenigen bestätiget, welche sagen, daß sie auch mitten im Winter lebendige Frösche in den Quellen der warmen Wasser gesehen. Einige Naturforscher setzen diese Art unter die Zahl der giftigen Frösche, wiewohl in einem niedrigen Grade: allein kein Mensch, den ich kenne,

hat bis hieher gezeigt, worinne sein Gift bestehe. Was die Feuchtigkeit betrifft, die er hinten von sich giebt, was man auch nur für eine Muthmaßung hiervon haben könne, so mag ich es doch nicht bekräftigen, indem ich keine Erfahrung hiervon habe.

Der gemeine Frosch heißt griechisch βατραχος, italiänisch und spanisch, wie im lateinischen Rana; deutsch Wasserfrosch, englisch Common Froq oder Frosh; schwedisch Croda, Froe, oder Klaossa. Wie Menage sagt, so soll das französische Wort Grenouille, vor diesem Renouille, von Ranella, Ranula oder Ranuncula, und Raine von Rana kommen. Die junge Frucht von dem Frosch heißt im griechischen γυρινος, lateinisch Gyrinus, Rana Gyrina oder Moluris; französisch Tetard, wegen des dicken Kopfs, oder Queue de Poële, wegen seines langen Schwanzes. Eine Froschlache, französisch Grenouillère, ist ein Ort voller Frösche. Was den kleinen Laubfrosch betrifft, der gemeiniglich im französischen Grenouille de S. Martin, oder Martinolle; italiänisch Ranella, in Savoyen Ragnole, englisch Small Trec-Frog, oder Green-Frog heißt, so nennt man ihn sonst im französischen Rainette oder Grenouillette, und wie Peter Borel sagt, Raine verte, Grenouille de Buisson, Gresset oder Graisset, vielleicht von dem lateinischen Wort Agredula, gleichsam Feld- oder wilder Frosch; oder vielmehr wegen seines Geschreys also. Einige nennen ihn auch deshalben Croisset; aber am meisten Verdier, wegen seiner grünen Farbe.

Unter den gewöhnlichen Fröschen muß man diejenigen aussuchen, welche gut genährt, fett, fleischicht, von Farbe grün sind, und die in reinen und klaren Wassern gefangen worden. Sie enthalten viel Oel und Wasser und ein wenig flüchtiges Salz.

Die Frösche sind als Nahrungsmittel sehr im Gebrauch, allein sie werden schwer verdaut, und erzeugen dicke und schleimichte Säfte; daher wir sie nicht jedermann ohne Unterscheid rathen: wir halten auch davor, daß weder die alten noch schleimichten Personen, selbige gebrauchen dörfen, außer sehr sparsam; allein diejenigen, welche einen guten und starken Magen haben, nähren sie gut. Demnach können sie junge gallichte Personen sicher gebrauchen. Doch sagen einige Schriftsteller, daß der öftere Gebrauch der Frösche ein schlimmes Ansehen verschaffe und das Fieber erregе: allein wir haben niemals diese schlimmen Wirkungen wahrgenommen, und wahrscheinlicher haben diese Schriftsteller von denjenigen reden wollen, welche sich in den Sümpfen und in schlammichten und faulen Wassern befinden, welche nicht so gesund als die Flußfrösche sind; denn diese geben einen ziemlich guten Saft und der der Gesundheit gar nicht entgegen ist.

In der Medicin braucht man die Frösche sowohl innerlich als äußerlich. Man hält sie, wenn sie innerlich gebraucht werden, für befeuchtende, verdickende und solche Mittel, welche zur Linderung der Schärfe auf der Brust geschickt sind. Man macht die Froschbrühen, welche bey eingewurzelten Husten,

bey Trockenheit der Brust, in der Lungensucht und Verzehrung hochgehalten werden; sie befeuchten, sie lindern und machen Schlaf: man macht auch sehr gesunde Suppen aus selbigen, welche bey der Hitze der Eingeweide und zur Vertreibung der Blätterchen und der Röthe im Gesicht zuträglich sind. Die öhlichten und balsamischen Theile, welche in den Fröschen die Oberhand haben, machen sie zu diesen Wirkungen geschickter. Die Froschleber giebt ein vortreffliches Mittel wider die fallende Sucht ab: man muß, um solches zu machen, im Monat May, im Brach oder Heumonat ohngefähr vierzig recht grüne Frösche fangen, die Leber aus ihnen herausnehmen, um sie bey einer gelinden Wärme zu trocknen, hernach selbige zu Pulver machen und dieses Pulver in sechs gleiche Theile theilen, dem Kranken früh nüchtern eine Dosis von selbigem in etwas Wein oder Lindenwasser und die andre des Abends geben, und hiermit fortfahren, und ihn nur zwo Stunden darnach essen, und es ihn drey Tage hinter einander nehmen lassen. Man wiederholt es, nachdem es nöthig ist; durch dieses Mittel ist der Churfürst in der Pfalz, Friedrich der Vierte, geheilet worden. Die zu Asche gebrannte Galle und Leber von dem Frosch ist, wenn es zu einer Drachme in weißen Wein genommen wird, ein sehr gutes fiebervertreibendes Mittel, woferne nur der Kranke zuvor durch die allgemeinen Mittel darzu geschickt gemacht worden. Wie Schröder sagt, so soll die Froschasche, wenn sie zu einer Drachme genommen wird, die Gonorrhoe hemmen.

Was den äußerlichen Gebrauch der Frösche betrifft, so ist das Froschlaich, das man sonst lateinisch Sperma Ranarum, französisch Sperme de Grenouilles oder Sperniole nennt, sehr im Gebrauch; und es ist das beste kühlende Mittel in dem ganzen Thierreich. Man bedient sich dessen als eines äußerlichen Mittels in Entzündungen des Podagra; es heilet die Verbrennungen, die Rose, wie auch die Röthe und Hitzblattern im Gesicht. Man taucht in selbiges eine doppelt zusammengelegte Leinwand, die man auf den schmerzhaften Theil legt: allein man muß acht haben, daß man dieses äußerliche Mittel nicht anders als im Anfang der Entzündungen auflegt; denn da es ein wenig zurücktreibend ist, so würde es, wenn das Uebel heftig ist, nicht zuträglich seyn, und es wäre zu befürchten, daß es die Feuchtigkeit verdicken und in dem Theile fest machen möchte: man kann etwas Campher darzu mischen, um es kräftiger zu machen. Man bedient sich auch dessen zur Stillung der Blutflüße aus der Nase, der Gebärmutter und der güldnen Ader; man vermischt es mit Rosenessig und taucht einen Schwam in selbigem ein, den man auf die Orte, wo es nöthig ist, legt. Die Art, dieses Laich zu erhalten (denn es fault leicht) bestehet darinne, daß man es in ein Gefäß verschließt, so man im Sommer an die Sonne setzt. Hierdurch wird das flüchtige Alkali erhöhet, indem eine angehende Fäulniß darzu behülflich ist; es entsteht aus selbigem eine Feuchtigkeit, welche herabtröpfelt, welche sich selbst von dem Schlamm, der auf den Grund fällt, reiniget und scheidet, und nach dem Durchseigen hält sich das Wasser sehr wohl ein oder

zwey Jahr. Man macht aus eben diesem Laich ein destillirtes Wasser, welches eben die Eigenschaften hat, und welches sich länger hält. Ettmüller verlangt, daß man di se Destillation einige Tage vor dem neuen Mond vornehme, um den Gestank zu verhindern; und er versichert, daß das zu einer andern Zeit destillirte Froschlaich allezeit einen schlimmen Geruch bekomme, wenn auch das Wasser hundertmal rectificiret wäre. Einige kochen das Froschlaich mit gemeinem Oel, und sie erlangen hierdurch ein linderndes und auflösendes Oel, welches man bey Entzündungen braucht: allein es wird wenig gebraucht und man zieht ihm das durch das Aufgießen oder Kochen bereitete Oel von den ganzen Fröschen vor. Dieses Oel wird aus zwölf lebendigen Fröschen gemacht, die man zerschneidet und in ein glasurtes irrdenes Gefäße thut. Man gießt sogleich ein und ein halbes Pfund Leinöl darauf; und nachdem man das Gefäße genau bedeckt hat, setzt man es in das Wasserbad, und läßt es sieben bis acht Stunden darinne. Man seigt hernach das Oel durch und drückt die Frösche stark aus; und nachdem man es ruhig stehen lassen, so gießt man es sachte ab, um es von dem Bodensatz zu scheiden. Dieses Oel ist schmerzstillend und lindernd; es mäßiget die Entzündungen und stillt die Schmerzen im Podagra, wenn man sich dessen als einer flüßigen Salbe bedient: allein das Froschlaichwasser ist weit besser, weil die fetten Oele, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, wie sie wollen, allezeit in den Entzündungen verdächtig sind. Man hat auch in den Apotheken zwey Froschpflaster, welche Emplastra Vigonis, von dem

Namen ihres Erfinders genennt werden, davon das eine einfach und das andre mit Queckſilber bereitet iſt: letzteres wird wegen der durchdringenden Kraft des Queckſilbers höher geachtet. Man bedient ſich deſſen bey langwierigen Schmerzen und wider die Ueberbeine, Knoten und Beulen, ſo von einer veneriſchen Urſache kommen. Man gebraucht es auch mit gutem Erfolg bey hartnäckigen Kopfſchmerzen und bey eingewurzelter Geſchwulſt der Milz. Einige Aerzte haben verſucht, ſelbiges zu gebrauchen, um den Speichelfluß zu erregen und die veneriſche Seuche dadurch zu heilen, da ſie den ganzen Körper mit ſelbigem bedeckt: allein man hat dieſe Art als unzureichend verlaſſen; das Queckſilber iſt in dem Pflaſter zu ſehr eingehüllt, als daß es ſich losmachen und in genugſamer Menge in das Blut kommen könnte, um daſelbſt die Heilung werkſtellig zu machen.

Außer den Krankheiten, die wir itzt einzeln berührt und in denen man die Frösche oder ihre Zubereitungen gebraucht, bedient man ſich auch ſelbiger in einigen andern Fällen, und unter andern bey den großen Beulen in dem Schaambug, wie auch bey Geſchwüren: man legt ſie lebendig oder zerſchnitten auf die Beulen; welche die bösartige Materie an ſich zieht und die Schwärung geſchwinde zuwege bringt. Man bedient ſich auch ſelbiger wider die Zahnſchmerzen, indem man den Mund mit Waſſer oder Weineßig ausſpielt, in welchem man einige Frösche gekocht hat. Andry, ein berühmter Arzt in Paris, verſichert in ſeinem Traité des Alimens du Carême, daß er dieſes

Mittel

Mittel vielmal mit glücklichem Erfolg gebrauchen sehen. Die Froschgalle ist ein vortreffliches Augenmittel: das Fett stillt die Ohrenschmerzen, wenn man selbiges auf etwas Baumwolle in dieselben hineinsteckt, und die calcinirte Asche soll, wie Schröder sagt, die Blutflüße stillen, wenn man mit selbiger die offenen Gefaße bestreut.

Wir endigen diesen Artickel und merken mit Schrödern an, daß, wenn man die Frösche oder ihr Laich, die Schnecken, die Regenwürmer und andre dergleichen Thiere destilliren will, man dasjenige, was man destilliren will, in eine reine Leinwand thut und sie mitten in den Kolben hängt, um sie durch den bloßen Dampf zu destilliren; außerdem wird dasjenige, welches in die Vorlage geht, allezeit einen schlimmen Geruch haben.

Die gemeinen grünen Frösche kommen zum Emplastro de Ranis cum Mercurio *Pharm. Paris.*

Nimm ein halb Pfund magres Kalbfleisch und fünf oder sechs abgezogene und zerstoßene Froschkeulen. Koche alles in sieben Nößeln Flußwasser, und mache eine Brühe daraus. Setze die letzte halbe Stunde Borretsch und Hindläufstblätter von jedem eine halbe Handvoll zu. Seige und drücke sie hernach gelinde durch eine Leinwand. Diese Brühe ist bey trocknen Husten, bey Hitze in den Eingeweiden und in der Magerkeit zuträglich.

Nimm Bilsenkraut (Hyoscyamus) Wasserlilien (Nymph.) und Wegebreitwasser von jedem eine Unze;

Unze; Froschlaich drey Unzen; Bleyzucker (Saccharum Saturni) und Campher, so in etwas Weingeist aufgelöst worden, von jedem einen Scrupel; Salpeterkügelchen eine halbe Drachme. Vermische alles und mache einen Umschlag daraus. Man legt ihn auf die Gegend bey der Leber, wenn selbige eine Entzündung hat, und erneuert ihn, wenn er trocken wird.

Nimm Nachtschatten (Solanum) Wasser und Froschlaich von jedem eine Unze; zubereitetes Tutianpulver zwanzig Gran; Bleyzucker zwölf Gran. Vermische alles. Es ist ein kühlendes Augenmittel, so bey der Röthe und dem Jucken der Augen ist.

Was den Laubfrosch und sein Blut betrifft, so werden sie in der Medicin gebraucht. Er hat eben die Kräfte wie der gemeine Frosch, und seine Asche stillt, wenn sie auf die Wunden gestreut wird, sehr hurtig das Bluten. Man preiset sein Blut als ein Mittel von besondrer Wirksamkeit in frischen Wunden an. Einige calciniren diesen Frosch ganz, und geben von selbigem eine Messerspitze voll denen neugebohrnen Kindern in Weibermilch, ehe sie etwas genommen, indem sie glauben, sie durch dieses Mittel von der fallenden Sucht zu bewahren: andre legen einen von diesen Fröschen beym Frost der kalten Fieber auf das Gelenke der Hand, und geben vor, sie dadurch zu heilen. Wir zeigen diese Mittel aufs Wort der Schriftsteller an, ohne sie für wahr auszugeben: allein wir glauben auch, daß man sie ohne Gefahr versuchen

kann,

kann, ohne daß man die durch die Erfahrung bewährten Mittel, welche in eben den Fällen zuträglich sind, verabsäumet.

Die Kröte; Bufo, *Offic. Schroed.* 272. *Dal. Pharm.* 433. *Rondel. de Aquat.* 221. *Aldrov. de Quad. Ovip.* 609. *Ionst. de Quadrup.* 131. *Charlet. Exerc.* 27. *Merr. Pin.* 169. Bufo, siue Rubeta, *Ind. Med.* 23. *Raii Synop. Anim. Quadrup.* 252. Rana rubeta, tum palustris, tum terrestris, *Gesn. de Quad. Ovip.* 64. Bufo terrestris maior, *Schwenckf. Rept. Siles.* 159. Rana manibus tetradactylis fissis, plandis hexadactylis palmatis, pollice breuiore, *Linn. Faun. Suec.* 253. Rana terrestris omnium maxima, Borax seu Buffo dicta; Rana lurida Varronis; Rubeta terrestris vulgaris; Rana turbis, exitiose et venenosa, *Quorund.* franz. Crapaud.

Dieses Thier ist größer als der Frosch, ohngefähr einer Faust dick, häßlich, abscheulich und erschrecklich. Der Kopf ist ein wenig dick; die Augen sind hervorragend und voller Feuer; die Kehle ist ziemlich groß und mit rauchen Zahnfleisch versehen, welches nicht leicht losläßt; die Vorderfüße sind kurz davon sich jeder in eine Hand endiget, welche in vier beynahe gleiche Finger gespalten ist; dte Hinterfüße sind mit sechs Zehen besetzt, davon die erste und die letzte die kürzesten, und, wie Linnäus sagt, durch eine Zwischenhaut mit einander vereiniget sind: der Rücken ist breit und platt; der Bauch ist aufgetreten, weit und fleckicht; die Kehle sieht blaßgelb; die Haut ist dick,

harte,

harte, sehr schwer zu durchboren, grau und braungelblicht, mit schwarzen und braunen und blauen Warzen oder Flecken versehen, welche eben so viel Blätterchen zu seyn scheinen; der Schlund, der Magen und die Gedärme sind, wie bey dem Frosch; die Lungen sind schwärzlichter, fester und nicht so bläsicht, wie bey den Fröschen; das Herz ist weißlicht mit kleinen schwarzen Punkten versehen, und liegt auf der Leber, so wie diese auf den Lungen liegt; das rechte Herzohr ist bläßer und das linke röther, eben so wie in der gemeinen Eydexe, wie Oligerus Jacobäus meldet; die Leber besteht aus drey Lappen; die Gallenblase ist röthlich gefärbt; die Milz ist klein; an den Nieren hängen wie bey dem Wasserfrosch Säckchen von länglichten Fett; die Hoden sind länglicht, davon die rechte weißgraulicht sieht, und mit kleinen schwarzen Punkten versehen ist, die linke aber ist nur allein weißlicht.

Die Historie von der Kröte läßt uns, wie bey den meisten Thieren, noch viele Dinge zu wissen übrig. Man bildet sich bisweilen ein, daß alles gesagt ist, allein es fehlt noch viel daran. Die natürliche Geschichte ist ein unerschöpflicher Brunnen, woselbst noch allezeit diejenigen, welche sie bereichern wollen, einige neue Entdeckungen machen können. Bishieher haben sich die Schriftsteller begnüget, uns zu sagen, daß das Männchen von der Kröte eben so wie das Männchen von dem Frosch sein Weibchen vierzig Tage hintereinander ohne Unterlaß umfaßt hält. Allein Herr Demours, welcher bereits durch vortreffliche Uebersetzungen in der gelehrten Republik sich

sehr

sehr wohl bekannt gemacht, hat eine wichtige Abhandlung sur le Crapaud male Accoucher de la femelle mitgetheilt, welche sich in der Histoire de l'Académie Royale des Sciences, Année 1741. p. 28 seq. befindet.

Es wäre, sagt dieser Geschichtschreiber, für einige Leser zu wünschen, daß dasjenige, was wir von diesem Artickel zu sagen haben, vielmehr die Tauben und Turteltauben betreffen möchte, als eine Art von Thieren, die man gemeiniglich nur mit einem Abscheu ansieht oder sich einbildet. Allein die Einbildung und die Augen eines Naturforschers sind nicht so zärtlich, sie sind gewohnt zu sehen, wie die Natur auf eine von unserm Geschmack und Vortheile verschiedne Weise zu handeln, und oft die dem Ansehen nach geringsten und heßlichsten Thiere in unterschiedliche Klassen zu theilen pflegt. Die Kröten machen in der Klasse derjenigen Thiere, welche in dem Wasser und auf dem Lande zugleich leben, ein besondres Geschlecht aus; sie werden in Wasser- und Landkröten getheilt, weil diese leztern, die man noch in die große und kleine Art theilt, wiewohl sie in dem Wasser geboren worden, nur die ersten Tage ihres Lebens darinnen zubringen. Wir haben hier nach der Abhandlung, welche Herr Demours in der Gesellschaft deshalben gelesen, nur von der Landkröte und zwar von der kleinern Art zu reden. Die Gelegenheit zu dieser Abhandlung ist einer von den glücklichen Zufällen, wovon die Naturforscher allein den Werth erkennen können. Als Herr Demours einsmals des Abends in langen Sommertagen in dem königlichen Garten gewesen, ist er zwoer

von

von diesen Kröten, so sich mit einander begattet hatten, an dem Rand eines Lochs, welches zum Theil ein grosser Stein ausgemacht, so sich darüber befunden, ansichtig geworden. Die Neugier hat ihn näher hinzugebracht, um zu sehen, welches die Ursache der Bewegungen sey, die sie gemacht. Zwey ganz neue Dinge setzten ihn in Verwunderung; das erste war die überaus große Schwürigkeit, welche das Weibchen bey Legung der Eyer hatte, dergestalt, daß sie ohne eine fremde Hülfe selbige nicht aus ihrem Körper bringen zu können geschienen; das zweyte bestand darinne, daß das Männchen aus allen Kräften und mit den Vorderfüßen sich bemühte, ihre Eyer herauszureißen. Die mechanische Beschaffenheit dieses Gebärens recht zu begreifen, muß man folgendes wissen: 1) Daß die Pfoten von diesen Thieren, sowohl die vordern als hintern, in viele Finger getheilt sind. Vermittelst dieser Finger zog das Männchen die Eyer aus dem Hintersten des Weibchens. 2) Daß die Eyer aus dem Hintersten des Weibchens gehen, weil das Behältniß, in welchem sie bis zur Zeit des Legens aufbehalten werden, sich an dem untern Theil des Mastdarms öffnet. 3) Daß die Kröten sich wie die Frösche begatten, das ist, daß das Männchen auf den Rücken des Weibchen steigt, und sie mit seinen Vorderpfoten umfaßt: der einzige Unterschied beruht darinne, daß das Männchen von den Fröschen ziemlich lange Vorderpfoten hat, um das Weibchen ganz zu umfassen, und seine eignen Finger unten mit einander zusammenzuflechten; dahingegen das Männchen von der Kröte, da seine Pfoten weit kürzer sind, sel-

 bige

bige nicht so zusammenfügen kann, sie reichen nur bis an die Seiten der Brust von dem Weibchen, woselbst sie selbige bisweilen so stark anlegen, daß daselbst eine Entzündung darzukömmt, ehe sich die beyden Thiere von einander trennen. 4) Daß endlich ein jedes Ey von dieser Art Kröten in einer sehr festen häutichten Schaale eingeschlossen ist, in welcher sich die junge Frucht befindet, und daß diese Eyer, welche länglicht sind und die zwo Linien lang seyn können, vermittelst eines sehr starken kurzen Fadens an einander hängen; sie machen eine Art eines Rosenkranzes, dessen Körner ohngefähr die Hälfte von ihrer Länge von einander abstehen. Wenn man diese Confirmation recht begreift, so läßt sich glauben, daß das Weibchen viel Kräfte anwendet, um sich von dem ersten Ey zu befreyen, daß aber das übrige, so bald es herausgegangen ist, das Männchen thun muß. Alsdenn fängt es an, die Verrichtung zur Beförderung der Geburt zu verwalten, und es leistet solches mit einer solchen Geschicklichkeit, daß man es von einem Thier, welches so träge zu seyn scheinet, nicht vermuthen sollte. Das Männchen hatte bereits das zweyte Ey herausgezogen, als Herr Demours auf selbiges sein Augenmerk richtete, und es verdoppelte seine Kräfte, um das dritte herauszuziehen. Das erste Ey hieng zwischen den beyden Fingern in der Mitten seiner rechten Hinterpfote, und durch diese Pfote spannte es, indem es selbige länger machte, den Faden des Rosenkranzes, welcher dem Hintersten des Weibchens gegenüber war, die diese Zeit über unbeweglich lag. Es bemühte sich auch die Schnur mit der linken Pfote zu ergreifen, und nach

viel-

vielfältigen Bestreben kam es zum Zweck. Inzwischen beunruhigte die Gegenwart des Beobachters selbiges nicht wenig, und verursachte ihm ohne Zweifel viele Zerstreuung; denn bald blieb es ganz kurz stehen, und warf alsdenn auf diesen ungestümen neugierigen steife Blicke, welche seine Unruhe und Furcht blicken ließen; bald fieng es seine Arbeit mit mehrerer Uebereilung als zuvor an, und einen Augenblick darnach schien es unentschlüßig zu seyn, ob es fortfahren sollte oder nicht. Das Weibchen ließ auch durch Bewegungen, welche das Männchen bisweilen in seiner Verrichtung unterbrachen, ihre Unruhe merken. Endlich aber fieng das Männchen, es mochte nun das Stillschweigen und die Unbeweglichkeit des Zuschauers ihre Furcht vertrieben haben, oder die Umstände dringend seyn, sein Werk mit eben der Munterkeit und allezeit mit neuem Fortgang wieder an. Die Neugier des Herrn **Demours** hatte noch einen andern Gegenstand; er hatte genau acht, ob das Männchen, so wie es die Eyer herauszog, selbige mit seinem Saamen befeuchtete; denn es sollen, wie es viele Schriftsteller melden, die Eyer dieser Wasser und derjenigen Thiere, so auf dem Wasser und Lande zugleich leben, und vornehmlich die Froscheyer durch eine dergleichen Befeuchtung befruchtet werden. Es geschieht demnach, daß, wie **Schwammerdam** einer der berühmtesten Naturforscher dieses Jahrhunderts sagt, das Männchen von den Fröschen nach einer ohngefähr vierzigtägigen Begattung die Eyer von dem Weibchen in dem Augenblick, da sie selbige gelegt hat, befruchtet. Herr **Demours** ist bey den beyden vereinigten Kröten

nichts ähnliches gewahr worden, und da der Ort, wo sie sich befanden, ein wenig schatticht war, so hat er sich entschlossen, sie auf seine Hand zu setzen. Das Werk wurde einige Augenblicke unterbrochen, und fieng hernach wie zuvor wieder an; allein das Männchen gab nicht das mindeste Zeichen von dem, was der aufmerksame Naturforscher mit seinen Augen zu entdecken oder auf seiner Hand, wo er sie eine Viertelstunde lang hielt, zu empfinden verhoffte. Schwammerdam hatte bemerkt, daß das Männchen von den Fröschen dem Weibchen auch bey dem Legen beystehe; allein es scheint, daß es auf keine so genau beobachtete, keine so vollkommene und keine so entscheidende Art wie bey der Kröte und so geschehe, daß man nicht deutlich sieht, daß diese Hülfe schlechterdings dazu nöthig sey. Es geschieht vielleicht nur in dem Augenblick, da er ihr die Seiten zusammendrückt; denn das Weibchen von den Fröschen befreyt sich sehr geschwinde von allen Eyern, und wie dieser Naturforscher sagt, vno impetu omnia ejaculantur. Es ist Schade, daß einige Naturforscher, welche sich über alle Maßen das Herz gefaßt, uns zu überreden, daß wir unsre mechanischen und freyen Künste sowohl als die höchsten Wissenschaften, die Geometrie, die Logik, so gar die Metaphysik und vornehmlich die Medicin ursprünglich den Thieren schuldig sind, keine Kenntniß von der Sache, die wir itzt gemeldet, gehabt haben; sie würden ohne Zweifel die Kunst der Wehmütter und der Accoucheurs gerade von selbigen hergeleitet haben.

Es würde demnach ein auf bloßer Einbildung beruhender Gedanke seyn, wenn man, wie einige thun, vorgäbe, daß die Kröte aus einem gährenden Leimen oder einigen mit etwas Staub vermischten Regentropfen entstehen könnten. Herr Dodart von der königlichen Academie der Wissenschaften, dessen Name allein ihm Ehre bringt, meldete einsmals der Gesellschaft, daß er, als er früh morgens den 28sten Brachmonat von Versailles wieder zurückgekommen, eine sehr große Anzahl kleiner Kröten gesehen, welche auf der Seite von Versailles in den Weg hin nahe bey den Stadtgraben gekrochen. Wo kein Graben mehr gewesen, hat man keine Kröte mehr gesehen: es hatte zuvor einen Platzregen gethan. Aus dieser Bemerkung, fügt dieser Geschichtschreiber hinzu, muß man schließen, daß diese Thiere nach dem Regen zum Vorschein kommen, und zu einer Zeit, welche selbiger entgegen ist, verborgen bleiben.

Was aber ihrer freywilligen Erzeugung günstig zu seyn scheint, ist dieses, daß man derer in Steinen gefunden hat, welche wahrscheinlicher Weise darinne viele Jahre lang eingeschlossen geblieben. Wir haben hierinne den gelehrten Ray zum Gewährmann, in seinem Tractat von dem Daseyn Gottes, welchen wir allezeit mit Vergnügen anführen werden. Er redet hiervon folgender Gestalt: Man kann noch zum Beweise der freywilligen Erzeugung den Einwurf machen, daß man mitten in dem Stamm der Bäume und auch in den Steinen, wenn man sie von einander gehauen, lebendige Kröten gefunden hat.

Ich antworte hierauf, daß ich von der Wahrheit der Sache nicht völlig überzeugt bin, und daß ich die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks und das Vergnügen, welches auch Personen von Stande bey Erzählung außerordentlicher und wunderbarer Dinge haben, sowohl weiß, daß diese Dinge, ehe ich ihnen Glauben beymessen kann, wohl bestätiget werden müssen. Doch gestehe ich, daß, nachdem dieses vorhergehende war geschrieben worden, die Wahrheit der Erzählungen, die man von denen mitten in einigen Steinen gefundenen Kröten vorbringt, mir von glaubwürdigen Personen, welche Augenzeugen davon gewesen, und sie selbst herausgezogen, bekräftiget worden; dergestalt, daß ich an der Sache nicht mehr zweifeln kann. Dem sey aber wie ihm wolle, so kann man hiervon Rechenschaft geben: es haben z. E. diese Thiere, wenn sie jung und klein gewesen, und einige kleine Oeffnungen bis in die Mitten des Steins gefunden, daselbst hineinkriechen können, eine Sache, die ihnen auch ziemlich natürlich ist, um sich den Winter über bedeckt zu halten, sie haben daselbst groß werden können, dergestalt, daß sie durch eben den Ort nicht wieder herauskriechen können. Sie haben auf eben diese Weise viele Jahre darinnen eingeschlossen seyn können, indem ihnen wegen ihrer natürlichen Kälte und Trägheit, worinnen sie sich befinden müßten, die geringste Luft zu ihrem Odemholen zureichend ist; und die Feuchtigkeit des Steins, die keine Bewegung hat, welche sie ersticken können, hat ihnen zur Nahrung dienen können. Ich zweifle auch nicht, daß wenn diejenigen, welche diese Kröten

auf

auf diese Art eingesperrt gefunden, sich die Mühe gegeben, die Sache genau zu untersuchen, sie die Merkmaale des Weges, durch den sie hinein gekrochen, sollten entdeckt haben. Ueberdieß hat auch in die steinichte Materie eine kleine Kröte oder etwas Laich von den Kröten hineinfallen können, welche, da sie nicht wieder herauskriechen können, so lange darinnen geblieben, bis diese Materie verdickt und versteinert worden. Allein sie mögen gefunden worden seyn wie sie wollen, so kann ich frey heraus versichern, daß sie nicht durch eine freywillige Bewegung hervorgebracht worden sind. Es müßte deßhalben in dem Stein eine Höhle seyn angetroffen worden, welche geschickt gewesen wäre, die Kröte, ehe sie daselbst erzeugt worden, in sich zu nehmen, eine Sache, die nicht wahrscheinlich ist, und die man nicht mit Grund annehmen kann; oder daß die Kröte in dem festen Stein hervorgebracht worden, worzu noch weniger Wahrscheinlichkeit ist, weil der zarte Körper eines so kleinen Thieres sich in einem Gefängniß von dieser Beschaffenheit nicht ausstrecken, noch dem Widerstand einer so festen und so schweren Steinmasse zwingen können.

Ambrosius Pare erzählt in seinem Buch von den Mißgeburten, daß, als er in seinem Weinberg bey Meudan gewesen, wo er große feste Steine brechen lassen, man in der Mitten eines von diesen Steinen eine große lebendige Kröte gefunden, ohne, daß ein einziges Merkmaal einer Oeffnung da gewesen; dergestalt, daß er sich verwundert, wie dieses Thier hat geboren werden, wachsen und leben sollen: allein

der Steinhauer hat zu ihm gesagt, daß man deshalben nicht erstaunen müsse, weil er vielemal dergleichen Thiere mitten in den Steinen ohne das geringste Merkmaal einer Oeffnung gefunden habe.

Wir haben, wird in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences Année 1731. gesagt, im Jahr 1719 eine Sache, so wenig wahrscheinlich und gut bewiesen war, von einer Kröte angeführt, welche lebendig und gesund mitten in dem Stamm eines ziemlich dicken Ulmbaums oder Küster gefunden worden, ohne daß das Thier jemals herausgehen können, und ohne daß ein einziges Merkmaal da gewesen, daß es jemals hineingekrochen. Herr Seigne von Nantes hat der Akademie gerade dieses auch geschrieben, ausgenommen, daß es statt eines Ulmbaums eine Eiche gewesen, so dicker als der Ulmbaum gewesen, nach dem Maaß, das er hiervon giebt; welches das Wunder noch mehr vermehrt. Er urtheilt aus der zum Wachsthum der Eiche erforderlichen Zeit, daß die Kröte daselbst achtzig bis hundert Jahr ohne Luft und fremde Nahrung müsse seyn erhalten worden. Es scheint nicht, daß Herr Seigne die andre Bemerkung vom Jahr 1719 müsse gewußt haben, und die überaus große Gleichförmigkeit der seinigen ist um so viel mehr erstaunend.

Dieses ist seine Geschichte, welche, so wunderbar sie auch immer ist, uns mehr als zu sehr bestätiget zu seyn scheinet, als daß man sie in Zweifel ziehen könnte; demnach tadelt D. Rosinus Lentilius, welcher in den Epheinerid. Germ. Centur. 3 et 4. Année

1715.

1715. p. 383. eine Bemerkung von einer großen amerikanischen Kröte, so auf dem Rücken die Jungen zur Welt bringt, eingerückt, und von der man die Figur nebst der Beschreibung in dem Theatro animalium von Ruyschen findet, den klugen Ray unrechtmässiger Weise, daß er sich bey dieser Gelegenheit allzu leichtgläubig oder gegen seine Freunde allzugefällig bezeiget, als wenn es nicht erlaubt wäre, dergleichen Dinge zu glauben, ohne daß man sie mit seinen eignen Augen gesehen habe. Was dasjenige betrift, was einige Schriftsteller erzählen, und was unter andern George Agricola sagt, daß die Steine bey Narbonne und Toulouse, aus denen man, da sie sehr porös sind, die Mühlsteine macht, oft in ihren Zwischenräumen lebendige Kröten verschließen, welche, wenn der Stein allzuwarm wird, mitten durch die Zwischenräume desselben ihren Gift dem Mehl mittheilen; so glauben wir, daß man mit Recht an einer so fremden Sache zweifeln kann.

Die Kröte ist ein so erschreckliches Thier von Ansehn, daß auch der unerschrockenste Mensch von der Welt beym ersten Anblick zittert. Sie brennt für Zorn, wenn man sie nur ein wenig berührt; sie bläset ihre Haut, wie einen großen Ball auf, und widersteht den Schlägen, die man ihr giebt; sie läßt dasjenige, was sie einmal zwischen ihre Kinnladen gehalten hat, nicht los; sie kriecht langsam und kann nicht, wie der Frosch springen, weil sie einen dicken Bauch, einen plumpen Körper und kurze Pfoten hat. Wenn sie merkt, daß sie in die Enge getrieben ist, so sprützt

sie vom hinten demjenigen, der sie verfolgt, eine Feuchtigkeit ins Gesichte, welche man für giftig und für ihren Urin hält. Christian Franz Paullini sagt in einem besondern Tractat, den er von der Kröte geschrieben, daß er von Simon Paulli, einem aufrichtigen und wahrhaften Mann erfahren, daß diese giftige und wie der Urin flüßige Feuchtigkeit, in einem besondern Beutel enthalten werde, welcher eine Gleichheit mit der Blase habe. Die Kröten aus den heißen Ländern sind, wie die Reisenden melden, dicker und giftiger, als die Kröten in kalten Ländern. Man findet deren in Italien, welche so groß wie ein Menschenkopf sind, und die bisweilen ihre Jungen auf dem Rücken tragen. Wenn man gewissen Schriftstellern trauen darf, so dunstet aus allen Theilen ihres Körpers eine milchichte Feuchtigkeit aus, welche sich mit dem Geifer, den sie aus der Kehle herausgeben, vermischt und die Pflanzen und Früchte, über welche sie kriechen, vergiftet; daher ist es sehr gefährlich, Hülsenfrüchte, Erdbeeren, Morgeln und Pilze zu essen, wenn man sie nicht gut abgewaschen. Die Kröte hat wie der Frosch, ein sehr zaches Leben; denn wenn sie durch und durch mit einem Pfahl durchbort wird, so lebt sie noch auf diese Art einige Tage lang. Die Sonnenstralen kann sie nicht ausstehen; sie hält sich gemeiniglich in den Graben, tiefen Höhlen, Misthaufen, oder Mistbeeten, unterm Schutt in alten Mauern und Hecken, untern Steinhaufen und in schattichten, feuchten, verborgnen, einsamen und stinkenden Orten auf; den Tag über hält sie sich verborgen auf, wofern sie nicht der Regen zum Auskriechen lockt, den Winter über bleibt sie auch

ver=

versteckt, da denn diese Thiere sich in einer Höhle haufenweise zusammen sammlen; im Frühjahr meldet sie sich des Abends gegen Sonnenuntergang durch ihr Geschrey, welches ziemlich gelinde ist, und des Nachts kriecht sie hier und dahin, und sucht ihres Lebens Unterhalt; wiewohl sie auf der Erde zu kriechen scheint, so macht sie doch kleine Springe. Sie ernährt sich wie die Frösche von Insecten, Fliegen und Mücken, Würmern, Käfern, kleinen Schnecken, auch vom Thau und Lehm, von Salbey, unter deren Schatten sie sich gerne aufhält, von giftigen Kräutern, vornehmlich Schierling, den man deshalben, wenn man einigen Schriftstellern trauen darf, im französischen Persil de Crapaud, nennt. Wie Linnäus sagt, so soll die wilde Salbey (Stachys) die Christophspflanze (Christophoriana) und die stinkende Chamille, die Kröten an sich ziehen. Man giebt hingegen vor, daß zwischen der Kröte und der Raute, dem frischen Hirschkoth, der Eydexe, der Ente, der Otter und den andern Schlangen, wie auch zwischen der Katze, der Ameise, dem Maulwurf, der Spinne, der Wiesel, dem Schiffpech und dem Toback eine natürliche Feindschaft und Widerwärtigkeit sey. Wir können für alle diese natürlichen Widerwärtigkeiten nicht gut seyn, wiewohl sie meistentheils einen guten Grund haben. Es ist z. E. gewiß, daß, wenn man Schnupftoback auf den Rücken einer Kröte streut, selbige sogleich Convulsionen bekömmt, und stirbt. Jedoch wir können nochmals wieder hierzu gelangen, wenn wir von dem so berühmten Stein, der sich in dem Kopf der Kröten befinden soll, und welcher lateinisch Bufonites, französisch

Cra-

Crapaudine, deutsch Krötenstein heißt, ein paar Worte vorher gesagt haben.

Die Schriftsteller sind wegen der Natur dieses itzt aenannt n Steins nicht einig. Hermolaus Barbarus glaubt, daß es eine Erfindung der Nerven sey, welche dessen unter dem Namen des Borax gedenken, und den man bey den Alten z. E. bey dem Plinius, Galenus und Dioscorides vergebens suchen würde. Johann Baptista Porta sagt, daß er viele Kröten aufgeschnitten und diesen Stein nicht bemerket habe: auch wächst diese mineralische Substanz, wie viele andre. Hadrian Spigel und Anton Musa Braßavola versichern, daß es vielmehr ein Knochen als ein Stein ist, der sich in dem Kopf der Kröte befindet. Aldrovandus will haben, daß man den Krötenstein auf folgende Art herausziehen solle: man setzt eine Kröte, so in einem Vogelbauer eingesperrt worden, der heßesten Sonne einige Tage lang aus, bis sie für Durst diesen Stein ausspeyt, den man sogleich wegnehmen muß, ehe ihn das Thier wieder einschluckt. Es glaube, wer es wolle: was uns betrifft, so können wir es nicht glauben; denn man hat es oftermals erfahren, daß es nicht möglich ist, daß die Kröte einige Tage lang den heißen Sonnenstralen ausgesetzt bleibt, weil sie alsdenn in einer Viertelstunde stirbt. Mizauld sagt, daß man eine Kröte in einen durchlöcherten irrdenen Topf thun und ihn hernach in einen Ameisenhaufen setzen solle, damit sie daselbst von den Ameisen gefressen werde, welche, wenn sie das Fleisch abgenagt, nichts als den Stein, nebst

den

den Knochen übrig lassen. Boecler ist überzeugt, daß diese Arten von Steinen, die man gemeiniglich Krötensteine nennt, nichts anders als versteinerte Seeygel (Oursins de mer) sind.

Bey dieser Gelegenheit werden wir den Thomas Brown anführen, welcher sich in seinem Versuch von den gemeinen Irrthümern also ausdrückt: Es giebt von dem Urin der Kröten, von dem Stein, der sich in ihrem Kopf befindet, und von der natürlichen Widerwärtigkeit, die zwischen ihnen und der Spinne herrscht, entstandene Meynungen, welche unsre Aufmerksamkeit verdienen.

1) Glaubt man gemeiniglich in England und andern Orten, daß die Kröte ihren Urin fahren lasse, und daß sie auf diese Weise ihren Gift von sich werfe. Doch ist es zweifelhaft, ob die Kröte Urin läßt. Wiewohl die Vögel, die eyerlegenden vierfüßigen Thiere und die Schlangen Nieren und Uringänge, und einige Fische Blasen haben, so ist es doch glaublich, daß sie den Urin und die Excremente durch einerley Ort abführen. Dieser Irrthum hat daher entstehen können, daß man bisweilen bemerket hat, daß die Kröten, indem sie eine Art des Geschreyes erregen, als wenn sie gepien hätten, von hinten eine schwarze und flüßige Materie von sich geben. Wir läugnen diese Sache nicht; es kann auch seyn, daß diese Materie giftig ist: allein man kann auch zweifeln, daß es ihr Urin sey, nicht deswegen, weil es von beyderley Geschlecht hinterwärts ausgeworfen wird, sondern weil diese Feuchtigkeit mit den Excrementen vermischt wird; zum wenigsten bemer-

ket

ket man solches gemeiniglich auf diese Art, wiewohl es möglich ist, daß sie sich besonders absondert.

2) Was den sogenannten Krötenstein betrifft, von dem man sagt, daß er sich in dem Kopf dieses Thieres befinde, so halten wir die Sache nicht für unmöglich. Wir finden täglich in dem Kopf der Stockfische, der Karpfen, der Perse, und in den großen Wegschnecken steinichte Substanzen, wiewohl sie von einer weichen Substanz und ohne Knochen sind. Da sie die Natur gleichsam der Schaalen berauben wollen, so hat sie ihnen bey dem Kopf einen weißen und platten Stein oder vielmehr eine schaalenartige Substanz gegeben. Allein ob wir gleich die Möglichkeit dieses Steins in den Kröten zugeben, so zeigt doch unsre Erfahrung und das Zeugniß vieler Schriftsteller, daß es eine sehr rare Sache sey. Ich sage noch mehr; es ist zweifelhaft, ob er sich in der That in selbigen befindet. Wiewohl die Jubelierer und diejenigen, so seltne Dinge sammlen, diese Sache bezeugen, so sind doch die Schriftsteller, welche von den Mineralien geschrieben haben, und die Naturforscher verschiedner Meynung. Sie glauben, daß die Krötensteine mineralische Substanzen sind, welche sich nicht in dem Kopf der Kröten, sondern auf den Feldern befinden. Wenn man endlich das Daseyn dieses Steins zugeben wollte, so muß man, so viel ich hiervon urtheilen kann, denselben nicht als einen beweglichen Stein, sondern vielmehr als eine zusammengewachsene Substanz oder als eine Verhärtung des Hirnschädels selbst ansehen. Da die Kröte, wie einige sagen, sich von der Erde nährt, so können diese Arten von Verhär-

tungen

tungen sich bey ihr bisweilen zutragen. Man muß demnach kein Vertrauen zu den Steinen haben, welche diesen Namen führen, und noch mehr zu dem Vorgeben, welches den Kröten eben diese Steine einschlucken oder sie davon ausleeren läßt, um dem Menschen zu schaden oder ihm ein Uebel zuzufügen; welches mit der Anatomie nicht übereinkömmt. Man muß demnach zwischen diesen beyden Meynungen gewisser Maaßen das Mittel halten und sagen, daß einige von diesen Steinen mineralisch sind, und andre sich in den versteinerten Hirnschädeln der Kröten befinden. Man findet in Deutschland und andern Orten eine große Anzahl von der erstern Art. Man findet weit weniger von der zweyten, und diese gleichen denjenigen Steinen nicht übel, die man in dem Kopf der Krebse antrifft. Man hat übrigens wahrgenommen, daß diese Krötensteine oder zum wenigsten die meisten von denen, welche man in Frankreich werth hält, nichts als Zähne von dem Seehecht eines in dem nordlichen Meer gemeinen Fisches, aber künstlich gemachte Zähne sind, wie George Ent, einer von den gelehrtesten Aerzten in Frankreich, öffentlich dargethan hat. Wenn diejenigen, welche Krötensteine haben, auf die sie so viel halten, selbige probiren wollen, so dörfen sie nur ein glüendes Eisen an ihren holen und höckrichten Theil bringen: es wird alsdenn, wenn es wahrhafte Krötensteine sind, kein Geruch ausdampfen; das Gegentheil aber wird geschehen, wenn es Steine sind, welche von Zähnen oder einigen andern Theilen der Thiere gemacht worden.

3) Es ist eine überall angenommene Meynung, daß zwischen der Kröte und der Spinne eine unüberwindliche natürliche Widerwärtigkeit sey. Man schreibt ihnen auch Streit zu, wo die Spinne beynahe allezeit als Ueberwinderinn davon geht. Es wäre zu wünschen, daß man die Art von diesen Thieren genau bemerkt hätte; denn die Erdspinne (Phalangium) und die giftigen Spinnen sind von denen, die man in England sieht, unterschieden. Wenn die Sache sich in der That also verhielte, so würden wir niemals einen Mangel an Gegengift bey diesen Gelegenheiten haben. Allein wir dürfen hier dasjenige nicht weglassen, was wir selbst angemerkt haben. Nachdem wir eine Kröte nebst vielen Spinnen in ein Glas gethan, haben wir bemerket, daß die Spinnen sich ruhig auf dem Kopf der Kröte verhielten, ohne daß sie eine einzige Bewegung machte, um sie fortzujagen, und daß sie hernach vornehmlich auf ihrem Körper herumliefen; daß sie aber endlich ihre Zeit sowohl in acht nahm, daß sie binnen einigen Stunden eine nach der andern bis auf sieben zerknackte. Die Kröten bedienen sich dieses ebenfalls in Ansehung der Bienen.

Die vermeyntliche natürliche Widerwärtigkeit, die man zwischen der Kröte und dem Wiesel festgesetzt, ist nicht besser als vorhergehende gegründet. Wie Franz Paullini sagt, so soll die Erfahrung darthun, daß das Wiesel dergestalt einen Abscheu für die Kröte habe, daß es bey ihrem Anblick tödtliche Unruhen empfände, welche es zu lautem Geschrey brächten. In dieser traurigen Stellung sucht es zu entgehen, indem

es

es auf die Bäume und Mauren, so ihm vorkommen, kriecht; es scheint überall um Hülfe zu rufen: wenn es aber sieht, daß kein Mittel zu entfliehen ist, so nähert es sich, da es endlich zur Verzweiflung gebracht worden, der Kröte, um seine unerträglichen Schmerzen gleichsam durch einen schleunigen Tod zu verkürzen, oder es läuft vielmehr zur Rache; allein, es findet unglücklicher Weise statt des Siegs den Tod. Verduc giebt in seiner Nouuelle Osteologie eine besonders ausgedachte Erklärung hiervon. Die Kröten und die Schlangen, sagt dieser Schriftsteller, schlucken die Vögel mit einer Leichtigkeit ganz hinunter, weil sie einen sehr weiten Schlund haben; und die Art, auf welche, wie man sagt, die Kröten die kleinen Vögel und Wiesel hinunterschlucken, ist eine ziemlich erstaunende Sache, weil sie selbige zwingen, sich selbst in ihre Kehle zu stürzen, als wenn sie sie bezaubert hätten. Alle Naturforscher schreiben diese Wirkung einer verborgnen Ursache zu; allein wir wollen es versuchen, eine Ursache anzugeben, welche natürlich sey. Wie die Sache geschieht, stelle ich mir folgender Maaßen vor: Indem sich die Kröte auf den Rasen begiebt, um frische Luft zu schöpfen, so sperrt sie einen großen Rachen auf, und ruht in dieser Stellung aus, so, daß sie unbeweglich bleibt. Wenn es sich demnach von ohngefähr zuträgt, daß eine Wiesel oder ein kleiner Vogel an dem Ort, wo sie verborgen steckt, vorbeygeht, so kriechen sie in ihre Kehle, wie in ein Loch, um daselbst zu nisten; denn man weiß, daß die Wiesel ein kleines sehr lebhaftes Thier ist, welches die Löcher sucht; und auf diese Weise kann man glau-

ben, daß sie verschluckt in dem Bauch der Kröte bleibt.

Da die Kröte, wenn sie erzürnet worden, ein wildes Ansehen hat, so hat man sich überredet, daß dieses Thier seine giftige Feuchtigkeit vielmehr vorals hinterwärts schießen lasse, nämlich durch die Augen und nicht durch den Hintersten; welches uns mit der Erfahrung keinesweges übereinzustimmen scheinet. Man sagt auch, daß die Kröte bisweilen den Menschen durch ihren Anblick tödte, der hingegen von seiner Seite selbige durch den seinigen tödten kann, wie solches durch den verstorbenen Abbe Rousseau in seinem Buch de Secrets et Remédes eprouvés in Ansehung der Kröte, welche er zu seinem Ruhebalsam (Baume tranquille) nimmt, bekräftiget wird. Bey Gelegenheit der Kröten, sagt dieser Abbe, erinnere ich mich, eine so seltne als wunderbare Erfahrung angestellt zu haben, welche man nicht ungerne wird wissen wollen. Helmont sagt, daß, wenn man eine in ein ziemlich tiefes Gefäße thut, damit sie nicht herausgehen könnte, und man sie starr ansieht, dieses Thier, nachdem es alle seine Kräfte angewendet, um aus dem Gefäße zu springen und davon zu fliehen, sich umkehrt und dich gerade ansieht, und in wenig Augenblicken darauf todt niederfällt. Helmont schreibt diese Wirkung einer Vorstellung einer schrecklichen Furcht zu, welche der Kröte bey dem Anblick des Menschen ankömmt, welche durch die beständige Aufmerksamkeit erregt und bis dahin vermehret wird, daß das Thier dadurch erstickt. Ich habe es demnach viermal gemacht und gefun-

gefunden, daß Helmont die Wahrheit gesagt hat: und bey dieser Gelegenheit schrie ein Türke, welcher in Aegypten gegenwärtig war wo ich zum drittenmal diesen Versuch machte, daß ich ein Heiliger wäre, weil ich durch meinen Anblick eine Bestie getödtet, von der sie glauben, daß sie von dem Teufel hervorgebracht worden, nach dem irrigen Grundsatz der Manichäer, der noch unter diesem unwissenden Volk herrscht. Ein andermal habe ich alles dieß gemacht, und die Kröte starb deshalben nicht, und ich bin dadurch nicht beunruhiget worden. Allein als ich zu Lyon eben dieses das letztemal machen wollte, indem ich aus den Morgenländern wieder zurück gekommen, so war die Kröte nicht nur weit vom Sterben entfernet, sondern ich wäre auch beynahe selbst gestorben. Dieses Thier kehrte sich, nachdem es vergebens versucht, herauszukommen, nach mir zu, und indem es sich außerordentlich aufblies, und sich auf seine vier Pfoten setzte, so blies es auf eine ungestüme Weise, ohne sich von seinem Platz zu bewegen, und es sah mich auf diese Weise an, ohne die Augen zu verändern, welche ich merklich roth werden, und sich entzünden sah. Sogleich überfiel mich eine allgemeine Schwäche, welche auf einmal bis zur Ohnmacht gieng, welche mit einem kalten Schweiß und einer Oeffnung des Stuhls und des Urins wider Willen begleitet war, dergestalt, daß man mich für todt hielt. Ich hatte selbigesmal nichts mehr als Theriak und Otternpulver bey mir, wovon man mir eine große Dosis eingab, die mich wieder zu mir brachte, und ich fuhr fort, selbige acht Tage lang, so lange die Schwachheit dauerte,

früh und Abends zu nehmen. Vielleicht ist sie der Basilisk, von dem einige Schriftsteller vorgeben, daß er durch sein Ansehen tödte oder zum wenigsten eben die Kraft habe. Es ist mir nicht erlaubt, alle heftigen Wirkungen zu entdecken, welcher, wie ich weiß, dieses schreckliche Thier fähig ist.

Man hat viel Erzählungen von den Kröten ausgestreut: 1) Daß dieses Thier, welches im griechischen γεοφαγος heißt, und so viel als Erdfresser bedeutet, sich von der Erde klug und mäßig nährt, indem es täglich nur so viel davon frißt, als es in einer seiner Vorderpfote fassen kann, indem es befürchtet, es möchte ihm diese Speise mangeln. 2) Daß die Kröte sich mit dem Frosch begattet. 3) Daß die alten Wachteln sich in Kröten verwandeln. 4) Daß aus dem verfaulten Fleisch der Enten, oder der monatlichen Reinigung der Frauensperſonen, oder dem Würmchen, welches in Schaum eingehüllt ist, und sich auf gewissen Pflanzen befindet, Kröten entstehen. 5) Daß eine Menge von Kröten ein untrügliches Kennzeichen von der Pest ist. 6) Daß aus einem Hühnerey von neun Jahren, wenn es von einer Kröte bebrütet wird, ein Basiliske wächst. Dieses sind Einbildungen, von denen es genug ist, sie herzusetzen, um sie völlig zu wiederlegen.

Außer der Land- oder der gemeinen Kröte, wovon wir itzt geredet, giebt es auch eine Wasserkröte, welche nicht so schrecklich vom Ansehen als vorige ist, und die sich in schlammichten Lachen, in Gräben, welche voller faulen Wassers sind, und in Sümpfen aufhalten. Schwenkfeld nennt sie Bufo paluſtris

kris maior, Linnäus Rana abdomine fuluo, und die Froschfänger in Frankreich Sué, wahrscheinlicher Weise deswegen, weil ihre Haut, welche mit Erhöhungen und Buckeln versehen ist, allezeit schweißig erscheint. Man hält sie nicht für so giftig als die Landkröte, und dieses ist diejenige Art Kröten, auf welche man folgende Bemerkung von Vallisnieri, einem berühmten Professor der Medicin in Padua, beziehen muß. Im Jahr 1692 wollten die deutschen Soldaten, welche in dem Schloß Arceti überwinterten, es den Landleuten nachthun, von denen sie sahen, daß sie gerne Frösche assen, welche in einem Graben gefangen worden, und zogen aus eben dem Graben eine große Menge Kröten heraus, welche sie für Frösche hielten. Nachdem sie solche zugerichtet und gekocht hatten, wie sie es hatten machen sehen, so aßen sie dieselben begierig. Die Bauern, welche diesen Gästen nicht sonderlich günstig waren, waren froh, sie dergleichen Gerichte essen zu sehen, und verhofften sie nach einander in Ohnmacht fallen zu sehen: allein sie wurden in ihrem Erwarten betrogen; denn die Soldaten wurden durch eine leichte Wegfressung der Haut an den Lippen, an dem Gaumen, an der Zunge und am Schlund, worzu eine öftere Neigung zum Urinlassen kam, davon entlediget. Hieraus schließt nun Vallisnieri, daß das Fleisch von den Kröten nicht giftig ist, so wie die Enten ohne eine üble Folge selbiges fressen: allein dieser Beweisgrund scheint uns nicht stark genug zu seyn, um zu beweisen, daß die Kröten vom Gifte frey seyn; denn daher, daß es Leute gegeben, welche ohne Schaden Krötenfleisch gegessen, kann man nicht

mit Grunde schließen, daß der Gift von diesem Thier, wenn er äußerlich angebracht worden, nicht schädlich seyn sollte. Das Fleisch von der Otter hat nichts schädliches bey sich; man kann auch, nach den Erfahrungen von Redi, ihren gelben Saft ohne Gefahr einschlucken, wiewohl dieser Saft, wenn er in eine Wunde gethan oder durch den Biß des Thiers hineingebracht worden, tödtlich werden kann. Die Wasserkröte wird, ehe sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wie der gemeine Frosch für die Kaulpatte gehalten. Sie ist nicht stumm, wie einige Schriftsteller vorgegeben haben, und Linnäus merkt mit Recht an, daß sie wie der Kuckuk schreyt. Wir sind mehr als einmal dadurch betrogen worden: wir merken nur im Vorbeygehen an, daß, wenn viele Kröten von dieser Art auf einmal schreyen, man glauben sollte, daß man von weiten laufende Jagdhunde, so auf der Jagd sind, höre.

Die Kröte heißt griechisch Φρύνε oder Φρύσαλος; italiänisch Rospo oder Botto; deutsch Kröte, Taasche oder Botte; niederländisch Padde; englisch Toad; schwedisch Padda oder Taossa. Man nennte sie vor diesem in Frankreich Boterel oder Botterol, wie Corgrave sagt. Was das französische Wort Crapaud oder Crapauld betrifft, so man auch Crapault, Crapaut oder Crapan geschrieben findet; so leitet es Menage von Crepare her, weil dieses Thier bis zum Zerbersten sich aufbläset; oder von Repere, weil es vielmehr zu kriechen als zu springen scheint; oder von Crispaldus, welches das Verkleinerungswort von Crispus ist, weil seine Haut krausig oder

höckerig ist. Eine junge Kröte nennt man französisch Crapaudeau. Einige nennen im französischen das Weibchen von der Kröte Crapaude.

Die Kröte enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Sie wird in der Medicin innerlich und äußerlich gebraucht. Ihr vornehmster innerlicher Nutzen besteht darinne, daß sie das Wasser in der Wassersucht abführet; man trocknet deshalben die Kröten an der Sonne oder auch in einem neuen irrdenen Topf im Backofen; man macht sie hernach zu Pulver, und giebt es von zwölf Gran bis zu einer halben Drachme und drüber in einigen Unzen Nachtkraut (Parietar.) Wasser, oder man macht mit dem Syrup der fünf eröffnenden Wurzeln einen Bolus daraus, welches häufig durch den Urin abführt. Die Urintreibende Kraft von diesem Pulver ist von ohngefähr bekannt geworden, wie Solenander folgender Maaßen meldet. Als ein Einwohner zu Rom das Unglück gehabt, von einer Wassersucht befallen zu werden, entschießt sich seine Frau, welche die Unkosten bey einer langwierigen Krankheit befürchtete, ihn mit Gift zu vergeben. Sie giebt ihm deshalben eine Dosis von dem Pulver der in einem irrdenen Gefäße calcinirten Kröten, welches bey ihm eine erstaunende Menge von Urin abführte. Die Frau, so sich noch mehr bemühte, von einem Mann zu befreyen, der ihr so unnütze als theuer war, giebt ihm die zweyte Dosis von diesem Pulver, welches ihn völlig von dem Wasser durch den Urin entledigte und diesem Unglücklichen die Gesundheit wieder verschafte. Auf diese Weise

mußte der Geiz und die Unverschämtheit dieser Frau zum Nutzen dienen, und es wurde das, was sie zur Vergiftung ihres Mannes bestimmt hatte, für ihn ein kräftiges Mittel.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wirkungen, welche die Asche und das Pulver von den Kröten hervorbringen, nicht anders als von der Schärfe und der auflösenden und alkalischen Eigenschaft, die sie besitzen, herkommen; welches man zum Theil den Fliegen und den Würmern zuschreiben muß, womit sich die Kröten ernähren, und welche viel flüchtiges Alkali geben. Von selbigem kommen die häufigen Abführungen des Urins und die häufigen Schweiße, welche sich nach dem Temperament des Kranken und nach dem Verhalten, dessen er sich bedient, erregen. Diese Ursachen haben eine große Anzahl Aerzte darauf gebracht, das Pulver von den Kröten in pestilentialischen Krankheiten, bey epidemischen Rothenruhren und auch in Pocken zu verordnen; und das Pulvis aethiopicus *Pharm. Batean.* welches nichts anders als die Asche von calcinirten Kröten ist, thut, wie die Schriftsteller melden, in dieser letztern Krankheit, wenn es zu einer halben Drachme und drüber gegeben wird, vortreffliche Wirkungen. Einige Schriftsteller, welche Wissenschaft und Redlichkeit besitzen, an denen man nicht zweifeln kann, geben vor, daß dieses Pulver ein vortrefflicher Gegengift sey. Helvetius nennt das Pulver von calcinirten Kröten ein schweißtreibendes Pulver: diese schweißtreibende Eigenschaft der Kröte ist dadurch hinlänglich bestäti-

get, was einem gewissen Bauer begegnet, welcher, als er glaubte mit der Pest befallen zu seyn, eine Kröte nebst allen ihren Eingeweiden im Weineßig kochte, selbige hernach speiste und die Brühe davon trank. Dieses Mittel, so widerlich es auch ist, hat die glücklichste Wirkung hervorgebracht: es verursachte eine häufige Abführung des Urins und häufige Schweiße, welche einen ganzen Tag anhielten und die, indem sie die Ursache des ansteckenden Giftes vernichteten, dem Kranken die Gesundheit wieder verschafften. Dieses Pulver stillt, wenn es innerlich zu funfzehn oder zwanzig Gran gegeben wird, die Schmerzen beym Podagra gar kräftig, und vornehmlich diejenigen, welche sich bey den Wunden befinden.

Einige tödten die Kröten in Weingeist, und nachdem sie selbige herausgenommen, thun sie selbige in eine Retorte und ziehen bey einem nach und nach verstärkten Reverberirfeuer eine flüchtige Feuchtigkeit und ein flüchtiges Salz heraus, welches vortreffliche Schweiß und urintreibende Mittel sind. Die Dosis von selbigen ist sechs bis zwölf Gran in einer bequemen Feuchtigkeit; die Dosis von der Feuchtigkeit aber ist zwanzig bis dreyßig Tropfen. Man erhält auch aus den ganz lebendig calcinirten Kröten ein fixes Salz, aber in geringer Menge; man gebraucht es zu vier Gran bey Wechselfiebern; es wirkt durch seine alkalische Eigenschaft. Wir dörfen nicht eines Mittels vergessen, von dem man vorgiebt, daß es zur Heilung dieser Art von Fiebern nicht fehl schlage, und welches in den Ephemerid. German. Decur. 2. An. 8. Ob-

seru. 104. angeführt ist: es besteht darinne; man muß Milch trinken, in welcher man eine getrocknete Kröte gekocht hat; dieses Mittel führt die fieberhafte Materie durch das Brechen, durch Schweiß und Urin ab.

Was den äußerlichen Gebrauch dieses Thiers betrifft, so weiß man, daß eine getrocknete Kröte, welche an den Hals gehängt oder unter die Achseln gethan oder in der Hand so lange gehalten worden, bis sie erwärmt ist, oft das Nasenbluten hemmt, wie auch dasjenige stillt, welches bey bösartigen Fiebern, bey Pocken und andern ähnlichen Krankheiten darzu kömmt. Die Kröten ziehen, wenn sie auf die Pestbeulen gelegt werden, allen Gift an sich, und heilen den Kranken sicher. D. Kramer, ein berühmter deutscher Arzt, führet hiervon folgende Bemerkung an. Ich habe, sagt er, viele Landleute gekennt, welche, da sie denen mit der Pest befallenen Personen beygestanden, alle die Zufälle von der Krankheit hatten, ausgenommen die Pestschwären, vornehmlich aber die Pestbeulen, welche sich noch nicht gänzlich formirt hatten; die einzige Hülfe, so sie zur Heilung gebrauchten, bestund darinnen, sich mit guten Decken zu belegen, und unter ihre Dickbeine und auf den Ort zwischen den Zeugungsgliedern und dem Hintersten ganze Kröten zu legen, welche in der Luft getrocknet und in Leinwand eingewickelt worden; sie trugen Sorge, nichts zu thun, welches die Ausdünstung der Materie verhindern konnte; und damit sie gänzlich abgeführt würde, so ließen sie die Kröten auf den Theilen, wovon wir geredet,

redet, so lange liegen, bis sie nicht mehr aufschwollen; welches das Merkmaal war, daß aller Gift herausgezogen sey. Man nahm die ersten weg, und legte andre zu drey oder viermalen hintereinander auf, bis der Kranke gänzlich geheilet war: Helmont versichert, daß er niemals Kröten auf Pest oder andre inflammatorische Beulen geleget, da sie den Schmerz nicht sollten gestillet, und eine beträchtliche Linderung verschafft haben. Er giebt auch vor, daß, wenn man eine lebendige Kröte auf die Nieren lege, solches die Wassersucht heile, indem es ein häufiges Abführen des Urins verschafft. Wir haben selbst gesehen, daß eine Person ziemlich glücklich an krebsichter Geschwulst geheilet worden, da man eine große frische Kröte, so man von den Eingeweiden entlediget, und die man neun Tage zuvor hungern lassen, darauf geleget: man macht vermittelst der Binden das Thier auf der Geschwulst fest, und läßt es ohnerachtet des Gestankes neun ganzer Tage darauf liegen; hernach nimmt man den Verband weg, und gemeiniglich findet man, daß sich die Geschwulst gesetzt hat: da aber die Haut abgegangen ist, so legt man weiße Leinwand darüber; welches einige Tage lang hinlänglich ist, die Heilung zu vollenden.

Die Kröte, welche so lang calcinirt oder getrocknet worden, bis man sie zu Pulver reiben kann, ist, wenn man deshalben Ertmüllern glauben darf, bey Heilung des Krebses, vornehmlich desjenigen, welcher in der Brust bey Frauenspersonen entsteht, und der zur Schwärung gekommen, von einem erstaunenden Nutzen. Die Art, dieses Pulver zu gebrauchen,

besteht

besteht nur darinne, daß man den leidenden Theil damit bestreut: man kann es auch mit Auripigment und Ruß vermischen, und mit leinenen Fasern, so man vorher mit Speichel befeuchtet hat, auflegen. Charas sagt, daß, wie Helmont meldet, und einige Neuere wollen erfahren haben, der linke Vorderfuß von der Kröte, wenn er auf einen Zahn gelegt wird, den Schmerz von selbigem stille.

Man bereitet aus den Kröten ein Oel durch das Aufgießen und durch das Kochen. Ersteres wird gemacht, wenn man auf sechs lebendige Kröten zwey Pfund Olivenöl gießt. Das durch das Kochen bereitete Oel wird gemacht, wenn man ein Dutzend klein geschnittene Kröten in drey Pfund Olivenöl und zwölf Unzen weißen Wein gelinde kochen läßt. Man kocht alles so lange, bis der größte Theil von der wäßrichten Feuchtigkeit der Kröten verraucht ist. Man seigt und drückt alsdenn das Oel stark durch, und hebt es zum Gebrauch auf. Diese Oele sind schmerzstillend und reinigend. Man bedient sich dessen bey den Bläschen der Lippen und bey dem Krebs der Brüste; sie stiften viel gutes in der Wassersucht, indem sie den Urin häufig abführen, wenn man mit selbigen die Gegend bey den Nieren bestreicht. Wie Schulze in seinen Praelectionibus sagt, so sollen diese Oele bey Heilung vergifteter Wunden gar vortrefflich seyn. Carl Musitan versichert, daß sie das Ausfallen der Haare und andre Krankheiten derselben heilen; man darf nur den Kopf oft damit bestreichen, nachdem derselbe vorher abgeschoren und gereiniget worden.

Wie

Wie Jacobäus sagt, so sollen sie die Geschwüre reinigen, die Flecken im Gesicht und die kröpfartigen Beulen weit kräftiger als irgend ein Mittel vertreiben. Kurz, sie lösen allerley Beulen auf, und stillen die Schmerzen, sie mögen seyn wie sie wollen, wenn man den leidenden Theil damit bestreicht. Wir haben itzt gesagt, daß man aus den Kröten durch die Destillation eine flüchtige Feuchtigkeit und ein flüchtiges Salz erhalte, welches vortrefliche schweißtreibende und urintreibende Mittel sind. Eben diese flüchtige Feuchtigkeit, so nicht rectificirt worden, wird, wenn man sie zwey oder dreymal des Tages auf eine drey oder vierfach zusammengelegte Leinwand lau auf den verborgnen Krebs der Brüste legt, in den Ephemerid. Germ. Centur. 4. Obs. 179. für ein specifikes Mittel in dieser Krankheit gehalten. Der Autor hiervon versichert, daß er durch sich selbst viele Personen, bey denen man die Operation vornehmen sollen, vermittelst des bloßen Auflegens von diesem Mittel geheilet gesehen. Es ist wohl zu wünschen, daß es sich also verhalte, und daß man in Frankreich die Versuche untersuche, welche ein gutes Mittel wider ein so großes Uebel bestätigen können.

Wie Lemery sagt, so findet man bisweilen in dem Kopf der größten und ältesten Kröten einen kleinen weißen Stein, oder der von einer andern Farbe ist, den man gemeiniglich Krötenstein, französisch Crapaudine oder Pierre de Crapaud nennt; man faßt ihn in die Ringe, und trägt ihn am Finger, weil man glaubt, daß er eine große Kraft habe, denjenigen, der

ihn trägt, für allerley Gift zu bewahren. Man erzählt wunderbare Dinge von selbigem: allein sie sind nicht bestätiget, wir haben nicht viel Aufmerksamkeit auf selbigen, und halten nicht viel auf diese Amulete. Wir merken nur an, daß, wenn er geschickt ist, einige Wirkungen hervorzubringen, solches geschieht, wenn man ihn innerlich nimmt: da er eine alkalische Eigenschaft hat, so kann er die Säure absorbiren, die Durchfälle und Rothenruhren heilen und den Urin treiben.

Die Kröten sind giftig; man kann wegen der häufigen Bemerkungen so man hiervon hat, nicht daran zweifeln: allein ihr Gift sitzt in dem Speichel und in dem Urin dieses Thiers, und nicht in seinem Körper. Man hat Personen gefunden, welche sich mit den Kröten sehr gemein gemacht haben, und die, nachdem sie selbige einer Wette halber oder aus Muthwillen gegessen, versichert haben, daß sie dieselben so gut wie die Frösche befunden: allein der Geifer und der Urin von den Kröten sind giftig; sie machen, daß der Theil von dem Körper, auf welchen sie fallen, aufschwillt; und wenn die Pflanzen und Früchte mit selbigen verunreiniget worden, so bringen sie wegen ihrer giftigen Eigenschaft sehr schlimme Wirkungen zuwege, wenn man sie ohne zu waschen ißt. Turner erzählt, daß eine Person von seiner Bekanntschaft, welche aus Possen eine zeitlang den Kopf von einer Kröte in den Mund genommen, dieselbe Nacht und den Tag darauf eine außerordentliche aufgeschwollene Zunge und Lippen bekommen, es sey nun, daß ihn das Thier aus Zorn gebissen, oder nur seinen Geifer auf diese Theile fallen lassen, daß es ihm unmöglich gewesen,

wesen, viele Tage nicht ein Wort auszusprechen: er ist auch in Gefahr gekommen, Hungers zu sterben, weil die Geschwulst die hintern Theile der Kehle nebst den Muskeln, welche zum Hinterschlucken dienen, eingenommen. Redi, welcher viele Exempel von Personen anführt, so Kröten essen, setzt hinzu, daß, obwohl dieses Thier nicht schlechterdings giftig ist, solches doch also für diejenigen werden kann, welche es anrühren. Er führet unter andern das Exempel von einem Kinde an, welches, da es eine Kröte angetroffen, sich vergnüget, mit Steinen nach ihr zu werfen: da aber unglücklicher Weise einige Tropfen von ihrem Urin, so sie von sich gespritzt, ihm auf die Lippen gefallen, so sind sie zween Daumen hoch aufgetreten, ohne daß sie sich jemals wieder in ihren natürlichen Zustand zurückbegeben können, weil man verabsäumet gehabt, bequeme Mittel daselbst aufzulegen. Nichts ist trauriger, als die Geschichte, welche Ambrosius Pare erzählt, um zu zeigen, wie die Kröten durch ihren Urin und durch ihren Geifer die Pflanzen und vornehmlich die Erdbeeren, nach denen sie über alle Maaßen gehen, vergiften. Es haben sich nämlich viele, welche von diesen Früchten gegessen, den Tod zugezogen, ohne es zu wissen; und es trägt sich oft zu, daß man eine Unverdaulichkeit bekömmt, wovon man die Ursache nicht weiß, und die keine andre als die giftige Beschaffenheit des Salats oder die Früchte, die man gegessen, hat. Pare erzählt demnach, daß zween Kaufleute um Toulouse herum, welche in dem Garten des Wirthshauses, wo sie waren, herumgegangen und auf das Mittagessen gewartet, einige Salbeyblätter abgebrochen,

brochen, die sie, ohne sie zu waschen, in den Wein gethan, den man ihnen aufsetzen mußte. Sie haben ihre Mahlzeit noch nicht geendiget gehabt, als sie mit einem Schwindel und Convulsionen befallen worden; sie haben das Gesicht verloren und sind mit Schwachheit befallen worden; sie haben gestottert, ihre Zunge ist schwarz geworden, ihre Augen sind verkehrt geworden und haben ein beständiges Brechen bekommen, auf welches kalter Schweiß erfolget, so der Vorbote des Todes gewesen, welcher bald darauf erfolget. Da ihre Körper beträchtlich aufgelaufen, so hat man keinen Zweifel getragen zu glauben, daß sie vergiftet worden. Man hat sich demnach aller derer bemächtiget, welche in dem Gasthause gewesen, auch nicht einmal die Gäste ausgenommen; man hat sie zu Rede gesetzt: allein sie haben alle behauptet, daß sie unschuldig wären, daß sie eben die Speisen genossen, deren sich die Verstorbenen bedienet, ausgenommen, daß sie nicht, wie sie, Salbey in ihren Wein gethan. Ein Arzt, den man gefragt, ob diese Pflanze wohl vergiftet seyn können, hat dieses behauptet und hinzugefügt, daß es nicht unmöglich sey, daß sie ein giftiges Thier mit seinem Geifer oder bösartigen Saft vergiftet habe. Der Ausgang hat die Muthmaßung des Arztes bestätiget; denn man hat zu unterst der Wurzel von der Salbey ein Loch voller Kröten gefunden, die man herausgebracht, indem man siedendes Wasser hineingegossen; welches keinen Zweifel mehr übrig gelassen, daß diese Pflanze nicht durch ihren Geifer oder durch ihren giftigen Urin vergiftet worden. Man kann demnach die Unvorsichtigkeit derer nicht genug schelten, welche frisch eingesammlete

sammelte Pflanzen oder Früchte essen, ohne sie vorher zu waschen.

Die Zufälle, welche der Krötengift verursachet, bestehen in gelber Haut, Geschwulst, schweren Odemholen, Erstarren der Glieder, Schwindel, Convulsionen, Ohnmacht, kalten Schweiß und dem Tod.

Diese Zufälle zu heben, wenn nämlich jemand diesen Gift eingeschluckt, muß man durch Brechmittel und Clystiere abführen, und hernach gehörige Arten von Gegengift gebrauchen, z. E. einige Doses von flüchtigen Kröten oder Hirschhorn-Salz oder von venetianischen Theriak, so in einem Glase guten Wein aufgelöst worden, damit, wenn etwa eine Gerinnung in dem Blute entstanden ist, dieses Mittel selbige auflöse und mache, daß es, indem es Schweiß erregt, die bösartige Beschaffenheit durch die Ausdünstung abgeführt werde. Wenn aber die Kröte ihren Gift nur äußerlich angebracht hat, so braucht man nur den Theil mit Urin oder mit Brandewein oder mit Wasser und Salz zu waschen, welches vornehmlich in gemäßigten Ländern, zureichend ist, als woselbst die giftigen Thiere weniger giftig als in warmen Ländern sind.

Die ganzen Kröten kommen zum Balsamo tranquillo und zum Puluere Aethiopico *Pharm. Batean.* die Köpfe von den Kröten kommen zum Balsamo de Leitour *Pharm. Paris.*

Nimm Kröten, so viel du wilst. Thue den Kopf und die Gedärme von selbigen weg und mache sie, wenn sie zuvor an der Sonne getrocknet worden, zu Pul-

ver. Die Dosis von selbigem ist zehn bis funfzehn Gran, wozu man eben so viel Zucker setzt. Dieses Pulver hat in der Bauchwassersucht einen vortrefflichen Nutzen: man kann es drey oder viermal gebrauchen, man muß aber zwischen jeder Dosis vier Tage vorbey lassen; denn es purgirt bisweilen heftig.

Nimm ein halb Pfund Kröten, Olivenöl vier Unzen; Wachs anderthalb Unze. Lasse alles in einem Napf bis zur Hälfte einkochen oder bis es die Consistenz von einem Wachspflaster bekommen; man streicht es auf eine Haut oder auf eine zusammengelegte Leinwand, und legt es auf die Gegend der Nieren, wenn ein Schmerz oder eine Schwäche von diesen Theilen bemerkt wird.

Salamandra. Salamander.

Es nehmen alle Naturforscher zwo Arten von Salamander an, welche in Ansehung der Form, der Farbe und der Größe von einander abgehen; nämlich den Landsalamander und den Wassersalamander.

Der Land oder der gemeine Salamander; Salamandra, *Offic. Schroed.* 345. *Dal. Pharm.* 433. *Gesn. de Quad. Ovip.* 80. *Aldrov. de Quadrup. Ovip.* 639. *Schwenckf. Rept. Sileſ.* 163. Salamandra terrestris, maculis luteis distincta, *Charlet. Exerc.* 28. Salamandra terrestris, *Ionst. de Quad.* 137. *Raii Synop. Anim. Quadrup.* 273. Salamandra terrestris, vera, nigra, maculis luteis variegata

riegata; lacerta ſtellata venenoſa; lacertus melanoxanthus, *Nonnull.* franzöſiſch Salamandre terreſtre oder commune.

Wie D. Johann Paul Wurffbain, Mitglied der Academ. Natur. Curiol. dem wir eine vollkommene Abhandlung von dem Salamander unter der Aufſchrift: Salamandrologia zu danken haben, meldet, ſo iſt dieſes Thier, welches den Namen eines Inſects eben ſo wenig als der Froſch und die Kröte verdienet, ein vierfüßiges kriechendes Thier, welches der grünen Eydexe ſehr ähnlich iſt, aber einen dickern Kopf und Bauch und kurzern Schwanz hat; die Schnautze iſt ein wenig ſtumpf; die Augen ſind ziemlich groß; die Vorderfüße haben vier und die Hinterfüße fünf Zehen, ſo mit Krallen beſetzt ſind; die Haut iſt ſchwarz, gemeiniglich mit großen gelben Flecken beſprengt, glänzend und wie mit einem gewiſſen Firniß überzogen. Wenn man den Unterleib geöffnet hat, ſo wird man erſtlich gewahr, daß das Darmfell mit kleinen ſchwärzlichten Punkten beſprengt iſt, bis zu den Anfang der Vorderfüße in die Höhe ſteigt, und das Herz von den Lungen und den Eingeweiden ſcheidet, wie das Zwerchfell in den meiſten Thieren thut; hernach kömmt der Magen zum Vorſchein, der bisweilen voller ſandichter Erde und Stücken Regenwürmer iſt; die Leber iſt groß und in drey Lappen getheilt; die Gallenblaſe iſt rund, blaulicht und hängt an dem rechten Lappen von der Leber; die Milz iſt klein und liegt auf der linken Seite des Magens; die Nieren ſind länglicht; die Gedärme

sind von dem untern Magenmund bis zum Hintersten in verschiedene Wendungen gebogen, und unter den Gedärmen befinden sich viele kleine runde Eyer, hernach die Gebärmutter, welche gespalten ist, deren Trompeten in die Höhe steigen, und Bügungen machen, und sich mit den beyden Enden zusammenfügen; das Männchen hat vier große Hoden, davon einige ganz rund sind, andere die Form einer Birne haben und noch andre kleiner sind, welches vielleicht die Oberhoden (Epidydymis) sind; endlich wird man Päckchen gewahr, welche an die Hoden anstoßen, und französisch Huileux, fette Substanzen heißen, weil sie eine ölichte Materie im Ueberfluß zu halten pflegen.

Die Brust verschließt das Herz, welches klein, blaßroth und schwarz gemahlt ist, wie auch die Lungen, welche aus zween kleinen länglichten Säcken bestehen, so zur Aufnahme der Luft bestimmt, klar und durchsichtig, und ihrer ganzen Länge nach mit unendlich vielen und sehr dünnen Adern versehen sind, welche ihren Ursprung bey dem Anfang des Schlundes haben, und in den Unterleib bis zum Eyerstock gehen.

Auf jeder Seite hinter den Augen wird man an dem Kopf eine äußerlich liegende Drüse gewahr, welche einer gelben Erhöhung gleicht, mit kleinen schwärzlichten Punkten bezeichnet ist, und, wenn man sie nur ein wenig drückt oder verletzt, einen milchichten Saft giebt. Daselbst wird man die Nase gewahr, so sich durch zwey kleine Löcher zu erkennen

kennen giebt; die Augen sehen wild, ragen hervor, sind oben mit gelben und beweglichen, unten aber mit schwarzen und unbeweglichen Augenliedern versehen, und haben ihre drey Feuchtigkeiten, davon die chrystallinische vielmehr einer genauen Rundung als einer etwas länglichten Rundung nahe kömmt, wie solches bey andern Thieren zu seyn pflegt; die Zunge ist, wie bey den Fröschen, dicke, schleimicht und breit; es ist aber kein Merkmaal eines Ohres da; in dem Hirnschädel befindet sich eine sehr kleine Menge Gehirne, welches gröblich eine pyramidalische Figur hat, an welchen nach den Wirbelbeinen zu ein andres rundes Stück hängt, so vielleicht das kleine Gehirne ausmacht.

Was das Scelet des Salamanders betrifft, so gleicht es vorneher vielmehr dem Scelet eines Frosches als einer Eydexe, indem die knochichte Beschaffenheit des Kopfs beynahe wie bey den Fröschen ist; denn die Augenhölen sind ziemlich groß, da hingegen der Ort, wo das Gehirne sitzt, sehr enge ist; die obere und untere Kinnlade, wie auch der Gaumen sind mit kleinen Zähnen wie bey einer Säge hintereinander besetzt, wiewohl man sagt, daß die untere Kinnlade bey den Fröschen mit keinen Zähnen versehen ist; die Brust besteht nur aus zween hartaneinander stossenden Knorpeln welche ziemlich breit und beyde nach dem Kopf zu mit einer kleinen Erhöhung versehen sind, worinne sie ein wenig von den Fröschen verschieden ist; die Schultern hängen an den Knorpeln der Brust, und liegen auf den Spitzen der Rückenwir-

bel, und sind ebenfalls von einer knorplichten und dünnen Substanz, welche dem Knochen eines Karpfenkopfs ähnlich ist; die Vorderfüße hängen an den Schultern, und bestehen aus zween mit einander durch Gelenke vereinigten Knochen, welche sich nach dem Ende zu durch eine leichte Trennung, so nicht durchgeht, aus einander dehnen; das Gelenke von dem Vorderfuß besteht aus acht kleinen Knöchelchen, und der Theil hinter dem Gelenke aus vier länglichten Knöchelchen, an welchen die Finger oder Zehen hängen, viere nämlich an den Vorderfüßen und fünf an den Hinterfüßen, davon jeder Finger aus drey Knöchelchen besteht: die Wirbelbeine sind ohne Rippen, aber statt derselben mit einem Stachel besetzt, und endigen sich in ein Creutzbein (Os sacr.) welches hohl und auf beyden Seiten durchlöchert ist, woselbst sich vermittelst eines Knorpels zwey Knöchelchen zusammenfügen, welche zu oberst zween hervorragende Theile haben, so von einer knorplichten Substanz sind, und welche die Verrichtung der Knochen, der Lenden und der Schaamknochen verwalten, und vermittelst ihres eignen Bandes zusammen vereiniget sind; an diesem Ort hängen die Hinterbeine, welche von den Vorderbeinen nicht anders als durch die Anzahl der Zehen verschieden sind. Der Schwanz endlich hängt an dem Creutzbeine, und besteht aus Wirbelbeinen, so anfangs breiter sind, nach und nach unvermerkt an Größe abnehmen.

Der Landsalamander hat sehr schöne Farben; und wenn sein Anblick greulich und eckelhaft zu seyn

scheint,

scheint, so rührt dieses nur daher, weil man sich seine Beschaffenheit gistig vorgestellt hat; denn wir sind Zeugen gewesen, daß Leute, welche bey seinem Anblick vor Scheu gezittert, als sie hernach seines Giftes halber wieder Muth bekommen und uns selbigen unbeschadet angreifen sehen, ihn selbst angegriffen, ohne etwas zu befürchten. Da die Welt voller Vorurtheile und Aberglauben ist, welche sich durch die mündlichen Nachrichten fortsetzen, so trägt es sich ziemlich oft zu, daß gute Schriftsteller von Dingen reden, so sie nicht im Stande gewesen zu sehen, und die Irrthümer derer, so vor ihnen gewesen, abschreiben. Was hat man nicht nach dem Plinius von dem milchigten Saft gesagt, den der Salamander aus seinem ganzen Körper giebt, wenn man ihm schlägt, oder von der Feuchtigkeit, die er ausspeyt! man hat vorgegeben, daß dieser milchigte Saft oder diese weggespiene Feuchtigkeit nicht allein das Ausfallen der Haare von einem jeden Theil des Körpers, so von ihm berührt worden, zuwege bringe, sondern auch die Pflanzen und Früchte zu großen Schaden der Personen, so davon essen, wie auch die Brunnen, wenn er in selbige falle, vergifte; welches vermögend sey ganze Familien zu vergiften. Jedoch wir haben die Salamander vergebens geschlagen und gereizt, wir haben sie niemals zwingen können, diesen milchigten Saft aus dem ganzen Körper auszuschütten, noch diesen Geifer oder die giftige Feuchtigkeit wegzuspeyen. Wahr ist es, daß, wenn ihre Haut abgegangen oder ihr Schwanz oder ein andrer Theil ihres Körpers gewaltsam gedrückt worden, daß einige Tropfen von dies-

ser milchigten Feuchtigkeit nur aus dem verletzten Theil laufen. Da man die Meynung des Aristoteles nicht verstanden, welcher sich bemüht zu melden, daß er nur vom Hörensagen rede, so hat man auf sein Wort versichert, daß der Salamander im Feuer leben und sich von selbigem ernähren könnte; daher kommen diese Sinnbilder und Aufschriften derselben, die man bey den Alten und auch bey den Neuern gebraucht, findet. Wenn man gewissen Schriftstellern glauben will, so ist dieses Thier so kalt, daß es ohne Gefahr durch das Feuer durchgehen und die glühenden Kohlen auslöschen kann, wie es das Eis thut. Man hat mehr als einmal das Gegentheil erfahren. Es kann wohl vielleicht ein Salamander ein kleines Feuer eine Zeit lang vermittelst seiner kalten und schleimichten Feuchtigkeit unterdrücken: da aber unter den unbeseelten Körpern, noch vielmehr unter den Thieren nichts ist, welches das Feuer nicht verzehren sollte, so kann er selbigem nicht widerstehen. Wie in dem Philosophical Transactions gemeldet wird, so hat sich ein Salamander, den Corvini aus Indien gebracht und zu Rom ins Feuer geworfen, anfangs aufgeblasen, und eine große Menge dicker und schleimichter Materie weggespien, welche die Kohlen ausgelöscht: wenn man das Feuer wieder angezündet und den Salamander vom neuen hineingeworfen, so hat er es wie zuvor ausgelöscht und auf diese Weise hat er sich zwo Stunden lang vor der Gewalt des Feuers beschützt. Er hat nach dieser Zeit neun Monat gelebt. Wir wollen die Sache nicht läugnen: allein es müssen entweder die indianischen Salamander von den unsrigen verschieden

oder

oder die Kohlen, welche von dem Salamander des Corvini ausgelöscht worden, nicht recht angezündet gewesen seyn. Da unsre Salamander eine häufige schleimichte Feuchtigkeit bey sich haben, so könnten sie sich wohl einige Zeit im Feuer erhalten, und solches bis auf einen gewissen Punkt auslöschen, wie es die Frösche, die Schnecken, die rohen Stücken Fleisch, das Eyweiß und alle zähe und schleimichte Substanzen auslöschen würden: wenn aber diese Feuchtigkeit einmal verzehret ist, so müssen sie schlechterdings sterben. Ob es nun wohl eine von den Alten angenommene und durch häufige Zeugnisse unterstützte Meynung ist, daß der Salamander mitten in der Flamme lebt, so ist sie doch nichts weniger als falsch, und es ist vergebens, wenn sich die Schwarzkünstler schmeicheln, das Feuer zum Weichen zu bringen, wenn sie in die Häuser, wo es angegangen, Salamander werfen. Man sagt, daß der Salamander kühn ist, und daß er dem, der ihn angreift, Widerstand thue: es ist ein neuer Irrthum; wenn er zu widerstehen scheint, so rührt es nur daher, weil er sehr langsam geht. Wenn man ihn schlägt, so fängt er an seinen Schwanz aufzurichten, als wenn er sich rächen wollte; wenn man aber die Schläge verdoppelt, so stellt er sich todt. Er ist stumm; zum wenigsten haben wir niemals seine Stimme gehört; er hat ein überaus zähes Leben: wiewohl man ihn das Herz nebst den andern Eingeweiden ausgerissen hat, so hat er doch noch viele Stunden darnach gelebt, eben so wie die andern Arten von Eydexen, wie die Frösche, Kröten und Schlangen. Wenn man ihn lebendig

halb von einander schneidet, so geht der vordere Theil fort und der hintere zurück: wird er ganz in Salz geworfen oder in Weinessig getaucht, so stirbt er darinne an Convulsion, wie die gemeine Eydexe, die Regenwürmer und andre kleine Thiere. Wir haben es erfahren, daß er einige Tage gesund und wohl im Wasser bleiben kann, und daß er darinne ein sehr dünnes und sehr leichtes aschgraues etwas grünes Häutchen ablegt. Man hat einen sechs Monat lang in Brunnenwasser aufbehalten, und nur dieses in acht genommen, selbiges zu verändern, wenn es trübe geworden, und Oligerus Jacobäus sagt, daß er einen beynahe ein Jahr lang in bloßen Wasser ohne einzige Nahrung erhalten habe. Man merkt an, daß er allemal, so oft man ihn ins Wasser taucht, sich bestrebt, seine Schnauze und seine Nasenlöcher heraus zu bringen. Die Erfahrung zeigt wider die gemeine Meynung, daß er weder taub noch ohne Geschlecht ist. Wie Belonius meldet, so ist er ein lebendig gebärendes Thier, wie die Otter, und bringt auf ein einzigesmal vierzig oder funfzig Junge zur Welt. Moritz Hoffmann hat in einem Weibchen, so er zu Padua aufgeschnitten, dreyzehn Junge gefunden, welche kaum halb so lang als die Hälfte von dem kleinen Finger, ganz schwarz, ohne gelbe Flecke und an der Brust mit einem sehr rothen Punkt bezeichnet gewesen, der dem Herze ähnlich zu seyn geschienen. Wir haben selbst mit Erstaunen einen Salamander gesehen, welcher in einem großen Trinkgeschirr vier und dreyßig Junge zur Welt gebracht, welche lebendig und aufs höchste so lang wie das letzte Glied von

dem

dem kleinen Finger, vom Farbe bleich mit schwärzlichten Flecken besprengt waren. Einige sagen, daß er wie der Chameleon einzig und allein von der Luft lebe; andere meynen, er gehe gerne nach Milch, und sauge bisweilen in den Wäldern die Kühe aus, deren Eiter hernach vertrockneten; andre endlich sagen, daß er gerne Bienen und ihren Honigseim fresse. Wir halten davor, daß er sich von Fliegen, Schnecken, Käfern und Regenwürmern, ernährt, wie die andern Eydexen und die Frösche thun. Der Salamander erscheint im Frühling und im Herbst, vornehmlich bey feuchter Witterung; denn er kündiget den Regen an. Im Sommer und wenn der Himmel heiter ist, so darf er sich wegen der Sonnenhitze nicht zeigen; und im Winter bleibt er wegen der strengen Kälte verborgen, und erstarrt. Er hält sich in Thälern, in holen Bäumen, unterm Schutt von alten Gebäuden, unter den Steinhaufen, in Hecken ziemlich oft unter dem Stock der Haselstauden auf, woselbst man Nester von ihm findet; er ist in Italien, in der Schweiz, in Deutschland, in der Picardie, Normandie und andern Ländern nicht selten: allein er wird, wie Linnäus meldet, nicht in Schweden gefunden.

Dieß würde vielleicht von dem Landsalamander genug seyn: damit wir aber die Wahrheit der Dinge, so wir größtentheils aus der Salamandrologia des D. Wurffbains gezogen, bestätigen, und zugleich eine weitere Kenntniß dieses besondern Thiers mittheilen, so haben wir geglaubt, uns eine Abhandlung zu Nutze zu machen, welche unter die Abhandlungen der Academie Koyale des Sciences Année 1727.

p. 27.

p. 27. unter dem Titel: Obſeruations et Expériences ſur vne des eſpeces de Salamandre par M. de Maupertuis gedruckt iſt.

Ohne mich, ſagt dieſer berühmte Akademiſt, in die einzeln Umſtände aller Arten von Salamandern, noch in das, was viele Schriftſteller hiervon geſchrieben haben, einzulaſſen, theile ich hier einige Bemerkungen mit, welche ich von einer Art dieſes Thiers ſo die Naturforſcher den Landſalamander nennen, angeſtellt.

Es iſt eine Art einer Eydexe, ſo fünf bis ſechs Daumen lang iſt. Sein Kopf iſt wie bey der Kröte breit und platt; ſeine Pfoten gleichen auch vielmehr den Pfoten einer Kröte, als einer Eydexe, von der er den Leib und den Schwanz hat, wiewohl beydes dicker iſt. Doch endiget ſich ſein Schwanz nicht in eine ſcharfe Spitze, wie bey der Eydexe, er kann aber leicht am Ende eine Linie im Durchſchnitt haben. Der obere Theil des Thiers iſt ſchwarz und gelb beſprengt. Der Bauch iſt braun und bisweilen gelblicht. Aus den beyden Seiten des Kopfs über den Augen gehen zween gelbe Streifen, welche ſich in gerader Linie bis zum Anfang des Schwanzes erſtrecken. Dieſe Streifen endigen ſich gemeiniglich gegen die Mitten des Körpers zu, hernach fangen ſie wieder an; bisweilen aber ſelten, gehen ſie in einem Strich fort. Der ganze übrige Körper iſt mit gelben Flecken bunt gemahlt, welche weder eine beſondre Figur noch Ort haben. Die Haut iſt ohne Schuppen, ziemlich glatt, ausgenommen an den Seiten, welche

ein

ein wenig körnicht zu seyn scheinen. Auf dem Rücken sieht man zwo gleichlaufende Reihen Warzen, welche das Rückgrad der ganzen Länge nach begleiten. Der Salamander hat bisweilen wie eine Eydexe, eine trockne Haut: am öftersten ist sie mit einer Art eines Thaues überzogen, welcher seine Haut wie mit Firniß bestrichen macht, vornehmlich wenn man sie anrührt und in einen Augenblick verwandelt sie sich auf bey erley Art. Eine noch weit besondre Eigenschaft ist diejenige, daß er unter der Haut eine Art von Milch enthält, welche, wenn man das Thier drückt, ziemlich weit entspringt. Diese Milch geht durch unzählich viel Löcher heraus, davon die meisten dem bloßen Auge nach ohne Beyhülfe eines Vergrößerungsglases sehr merklich sind, vornehmlich diejenigen, welche den Warzen gegen über sind. Wiewohl die erste Feuchtigkeit, welche zum Ueberziehen der Haut des Thiers dient, keine Farbe hat, und nichts als ein durchsichtiger Firniß zu seyn scheint, so kann sie doch wohl eben die Milch seyn, wovon wir geredet, die aber in so kleine Tropfen und in so kleiner Menge ausgebreitet ist, daß nichts von ihrer gewöhnlichen Weise zum Vorschein kömmt. Diese Milch ist derjenigen Milch ziemlich ähnlich, welche einige Pflanzen von sich geben, wenn man sie zerschneidet; sie hat eine unerträgliche Schärfe und zusammenziehende Eigenschaft, und wiewohl sie, wenn sie auf die Zunge gebracht worden, kein fortdaurendes Uebel verursachet, so sollte man doch glauben, an dem Ort, den sie berührt, eine Narbe oder zum wenigsten eine kleine Falte zu finden. Gewisse Fische haben wegen

der

der Aehnlichkeit, die sie des Angreifens halber mit der Brennessel haben, diesen Namen bekommen; der Salamander könnte wie die Wolfsmilch der Thiere (Tithymalus Animalium) angesehen werden. Wenn man dem Salamander zerquetscht oder drückt, so giebt er einen besondern und übeln Geruch von sich. Er hat bey weitem die Geschwindigkeit nicht, wie die Eydexe. Er ist träge und traurig: er lebt unter der Erde in frischen und feuchten Orten, vornehmlich zu unterst der alten Wände und geht nur bey Regenwetter aus seiner Höhle, entweder Wasser in sich zu nehmen, oder aus Furcht in seiner Höhle ersäuft zu werden, oder vielleicht Insecten zu suchen, wovon er lebt, welche er nicht leicht anders als halb ersäuft erhaschen könnte. Der Salamander wird, außer der wunderbaren Eigenschaft, daß er im Feuer lebt, wie ihm solches die Alten zugeschrieben, sowohl von diesen als von den meisten neuern Naturforschern, noch als das gefährlichste Thier angesehen. Wenn man dem Plinius glauben will, so macht er, daß eine ganze Gegend umkömmt. Der große Regen des vergangenen Monats October machte, daß viele Salamander zum Vorschein kamen, die man mir mit aller Behutsamkeit, so man gegen das schrecklichste Thier beobachten kann, brachte. Der erste Versuch, den ich unternahm, betraf das dem Salamander zugeschriebene Wunder. So fabelhaft auch die Historie von dem unverbrennlichen Thier zu seyn scheinet, so wollte ich sie doch untersuchen, ob sie wahr sey, und so sehr sich auch ein Naturforscher schämt, wenn er einen lächer-

lichen Versuch anstellt, so muß er doch das Recht erlangen, die durch das Vorgeben der Alten unvergeßlich gemachten Meynungen zu vernichten. Ich habe demnach viele Salamander ins Feuer geworfen. Die meisten starben den Augenblick in selbigem: einige hatten die Kraft, halbverbrannt herauszuspringen, allein dem zweyten Versuch konnten sie nicht widerstehen. Inzwischen ereignet sich doch etwas besonders, wenn man den Salamander verbrennt. Er ist kaum im Feuer, so scheint er mit Tropfen von dieser Milch, wovon wir geredet, bedeckt zu seyn, welche, da sie durch die Wärme verdünnt wird, in ihren kleinen Behältnissen nicht mehr kann gehalten werden; sie dringt von allen Seiten heraus, aber in größrer Menge an dem Kopf und den Warzen als irgendwo, bisweilen in Form der Perlen heraus. Es ist wahrscheinlich, daß dieses besondre Auslaufen zu der Fabel von dem Salamander Gelegenheit gegeben: inzwischen geht doch die Milch, wovon wir geredet, bey weitem nicht in so einer großen Menge heraus, daß sie das geringste Feuer auslöschen könnte: allein es sind Zeiten gewesen, wo nicht vielmehr gefehlet, daß man ihn zu einen unverbrennlichen Thier gemacht. Mann kann auch, wenn man will, glauben, daß das Thier, wovon die Alten geredet, dieses gar nicht ist; und deshalben überlasse ich mich der Neigung, welche ein jeder zur Rechtfertigung des Alterthums haben oder darinne übereinkommen kann, daß es bisweilen leichte geglaubt hat. Wenn man endlich erwägt, daß man den wirklichen Salamander findet, so wird dieses eine Eigenschaft des Thieres seyn, welches seinen Namen führt, welches

ches verdient bemerkt zu werden, und welches auch einige wiewohl entfernte Aehnlichkeit mit den Wundern der Alten hat.

Die Versuche wegen des Giftes des Salamanders sind folgende. Ich setzte mir zwey Dinge vor: 1) Ein Thier von dem Salamander beißen zu lassen; 2) Einem Thier dem Salamander fressen zu lassen. Allein diese Versuche hatten eine Art der Schwürigkeit, welche diejenigen, welche sich so sehr für den Salamander fürchten, nicht sehr vermuthen; man mußte Thiere finden, welche den Salamander fressen wollten; oder Salamander, welche beißen wollten. Es war vergebens, daß ich sie auf tausenderley Art reizte, niemals öfnete einer den Rachen. Man mußte ihm demnach öffnen; da man aber ihre Zähne sahe, was hatte es vor einen Anschein, daß sie das Thier verletzen konnten! klein, dichte bey einander und gleich, sie schnitten vielmehr als das sie bohrten. wenn der Salamander die Kraft hätte, er hat sie aber nicht. Man mußte demnach ein Thier suchen, welches eine ziemlich feine Haut hatte, damit es sich angreifen ließ. Ich öffnete die Kehle eines Salamanders und ließ ihn ein junges Huhn beißen, welches an dem Ort des Bisses gerupft war: allein ob ich wohl die Kinnladen des Salamanders preßte und dieser Biß weit stärker wurde, als der lebhafte Salamander nicht zu thun vermögend seyn würde, so kamen doch die Zähne vielmehr in Unordnung, als daß sie in das Huhn hineingiengen; endlich nahm ich ihm einen Theil von der Haut des Dickbeins weg und ließ

ihm

ihm viel Bisse in selbiges thun. Damit ich nicht mehr genöthiget wurde, den Thieren, die ich wollte beißen lassen, die Haut abzuziehen, so glaubte ich, daß ich einen Theil suchen müßte, der so zart wäre, daß die Zähne dahinein dringen könnten. Ich ließ viele Bisse an die Zunge und an die Lefzen eines Hundes und an die Zunge eines Truthahns von einem frisch gefangnen Salamander anbringen; keines von den gebißnen Thieren hatte den mindesten Zufall. Wiewohl ich damals wußte, daß die Thiere, deren Biß der giftigste ist, nicht schädlich sind, wenn sie verschluckt werden, so sah ich doch, daß der Biß vom Salamander nichts bedeutete; die Betrachtung der Furcht, die man für dieses Thier hat, und der Geschmack von der Feuchtigkeit, die er unter der Haut hat, brachten mich dahin, zu versuchen, ob er als ein Nahrungsmittel schädlich seyn würde. Die Schwürigkeit hierbey war diese, daß man hiervon einige Thiere fressen ließ; sie würden vielmehr den größten Hunger erlitten als von einem Thier gekostet haben, welches durch die verabzuscheuende Milch verwahret ist, und der Salamander ist nicht von derjenigen Größe, daß er unvermuthet verschluckt werden könnte. Ich ließ einem Hunde den Rachen öffnen, und ihm, nachdem ich einen Salamander in Stücken geschnitten, selbige alle einschlucken, wovon die meisten noch lebendig waren, und hielt eine halbe Stunde lang den Rachen zugebunden. Ich ließ zu gleicher Zeit einem jungen Truthahn einen kleinen Salamander ganz verschlucken. Diese beyden Thiere schienen allemal so munter, wie sie gewohnt waren. Eine halbe

Stunde darnach, als ich den Rachen des Hundes aufgebunden, nämlich eine Stunde darnach, als er den Salamander verschluckt hatte, so spie er den Schwanz und die Pfoten von selbigem weg, welches wahrscheinlicher Weise die Theile waren welche er am schwersten würde verdaut haben. Was den Truthahn betraf, so sah man nichts von dem Salamander wieder, den er verschluckt hatte. Beyde soffen und frassen wie gewöhnlich, und gaben nicht das mindeste Kennzeichen einer Krankheit von sich. Ich wollte noch einen Versuch machen. Ich tauchte Brod in die Milch des Salamanders, und ließ ein junges Huhn davon fressen; ich tauchte in eben die Milch kleine spitzige Stöckchen, und steckte sie in die Wunden, welche ich an dem Magen und Dickbein eines andern Huhns gemacht hatte. Alles dieß war vergebens, und der Salamander schien mir allezeit eben so wenig gefährlich. Es ist mir nicht unbekannt, daß es noch Hülfsmittel giebt, welcher sich diejenigen bedienen, so behaupten wollen, daß der Salamander schädlich ist; vielleicht ist er es nur zu gewisser Zeit, und bey gewissen Umständen; vielleicht ist er es nur für gewisse Thiere. Inzwischen ist doch nicht viel Anschein da, solches zu vermuthen, noch auch weder sicherere noch mehr ins Werk zu setzende Mittel, um hierinnen mehr Licht zu bekommen.

Ich werde eine Sache beyfügen, welche mir anmerkenswerth zu seyn scheint. Als ich einige Salamander öffnete, erstaunte ich, daß ich in einem einzigen Thier auf einmal Eyer und Junge fand, welche so voll-

vollkommen als die Jungen der lebendiggebärenden Thiere waren. Die Eyer machten zwo Trauben aus, welche den Eyerstöcken der Vögel ähnlich sahen, ausgenommen, daß diese Trauben mehr verlängert waren; und die Jungen waren in zween langen Canälen eingeschlossen, davon das Gewebe so dünn war, daß man sie mitten durch sehr deutlich sah. Ich zählte in einem Salamander zwey und vierzig Junge, und in einem andern vier und funfzig, welche bey nah alle lebendig, auch wohl formirt und muntrer als die grossen Salamander waren. Diese Thiere scheinen ganz geschickt zu seyn, das Geheimniß der Erzeugung zu erklären; denn so mannigfaltig auch die Beschaffenheit in der Natur ist, so ist doch der Grund der Dinge ziemlich einerley. Man weiß mehr als zu wohl, was man für Vortheile aus der Zergliederung der Thiere zieht; die vollkommne Kenntniß eines einzigen Körpers würde vielleicht nur die Belohnung einer unmöglichen Untersuchung aller Körper in der Natur seyn.

Ohneracht̃et so bewährter Zeugnisse werden doch allezeit gewisse Personen den Gift von dem Salamander für den schrecklichsten halten: wir erstaunen auch nicht, wenn man sagen hört, daß eine Person, welche von einem Salamander gebissen worden, eben so viel Aerzte nöthig haben würde, als das Thier an dem Körper Flecken hat, und daß, wenn dieses Thier das Vermögen zu hören hätte, kein Mensch leben würde. Es giebt Provinzen, wo die Kinder mit den Gedanken eingenommen sind, daß der Salamander eben ein solcher Feind von dem Menschen ist als die Kröte von sel-

bigem ein Freund ist. Man erzählt besondre Streite, welche diese Thiere unter einander haben, davon das eine sich bestrebt, den Menschen wider die Anfälle des andern zu vertheidigen, und man versichert, daß die Kröte gemeiniglich den Sieg davon trägt, daferne sie nur allemal Wegebreit oder Wollkraut bey der Hand hat, damit sie die Wunden, so sie bekommen, reiben kann. Allein da wir erwarten bis uns einige Naturforscher sagen, daß sie Augenzeugen von diesen Arten des Streits gewesen, so haben wir das Recht, sie unter die irrigen Meynungen zu setzen, welche die Naturgeschichte verunstalten.

Der Salamander, welcher von dem griechischen und lateinischen Wort Salamandra seinen Namen bekommen, heißt italiänisch Salamandra oder Salamandria; spanisch Salamantegua; in dem Graubündter Lande Kosada; in Savoyen und in dem Delphinat Pluuine; in Gascouien, Poitou und Limosin Mirtil; in Languedoc und in der Provenze Blande, Alebrenne oder Atrassade; in Lyon Lauerne; in Maine Sourd; in der Normandie Mouron oder Moron; deutsch Maal, Malen, Puntermaal, Molle, Moll, Mohl, Molch, Molck, Olm oder Salemander, Salamander, welches er auch in Niederlanden und in England heißt. Der junge Salamander heißt französisch Salamandreau.

Der Wassersalamander; Lacertus aquatilis, *Offic. Schroed.* 343. Salamandra aquatica, *Rondel. de Aquat.* 230. *Dal. Pharm.* 433. *Charlet. Exerc.* 28. *Raii Synop. Anim. Quad.* 273. Salaman-

dra

dra Aquatilis, *Aldrou. de Quadrup. Ovip.* 647. Salamandra aquatica, aliis Lacertus aquaticus, *Ionst. de Quadrup.* 137. Lacertus aquaticus niger, *Merr. Pin.* 169. Lacerta aquatica maior mas, siue verrucis albis adsperſis, membranula ſerrata in dorſo extante, *Pet. Muſ.* 18. n. III. Lacerta pedibus inermibus fiſſis, manibus tetradactylis, plantis pentadactylis, cauda aucipiti, *Linn. Faun. Suec.* 256. Scincus aquaticus Quibusdam, Cordulus Bellonio, *Nonnull.* franz. Salamandre Aquatique.

Dieſe Salamanderart, wovon die Schriftſteller viele Abwechſelungen unterſcheiden, iſt ohngefähr ſieben Finger lang; der oberſte Theil des Körpers ſieht braun oder ſchwärzlicht, und der untere gelblicht, welcher mit kleinen braunen oder weißlichten Punkten beſprengt iſt; die Haut iſt harte; ſie giebt, wenn ſie verletzt worden, eine milchichte Feuchtigkeit von ſich; die Schnauze iſt ſtumpf; der Kopf iſt platt; der Rachen iſt genau verſchloſſen, und er beißt nicht, wofern man ihn nicht mit Gewalt öffnet; die Zunge iſt ſehr kurz und ein wenig breit; die Ränder an den Kinnladen ſind mit kleinen Zähnen beſetzt, welche beynahe den Augen entgehen; die Vorderfüße ſind in vier Zehen getheilt, und die hintern in fünfe; der Schwanz iſt in der Mitten dicker, oben und unten platt, und an beyden Seiten ſcharf; die Spitze von ſelbigem ſteht ſenkrecht; die Zeugungsglieder ragen in beyden Geſchlechtern ein wenig hervor, wie Linnäus ſagt, und noch dieſes hinzufügt, daß das Männchen einen zähnichten Rücken und Schwanz, eine

schwärzere Kehle und Vorderfüße hat, welche an der Seite einen häutichten Rand haben.

Der Wassersalamander ist ein Thier, so in dem Wasser und auf dem Lande zugleich lebt, er lebt aber mehr in dem Wasser als auf dem Lande; er hält sich gern im schlammichten Wasser auf, dessen Schlamm weiß ist, und sucht sich unter den Steinen, wenn welche da sind, zu verbergen; selten kömmt er auf die Oberfläche des Wassers; er hält sich gemeiniglich in den Stadtgräben, in den Fischhaltern und in den Teichen auf; den Winter über bleibt er in den unterirdischen Höhlen verborgen, und im Frühlinge kömmt er wieder zum Vorschein; er geht langsam und wie eine Schildkröte; er hat ein sehr hartes Leben. Sein Geschrey kömmt dem Geschrey der Frösche nahe. Matthiolus und Gesner tadeln die Apotheker, welche ihn dem wirklichen Meerstinz unterschieben. Wie Derham anmerkt, so hat die Lacerta aquatica oder Wassereydexe, so klein sie auch ist, vier Floßfedern, welche sehr gut gemacht sind, davon auf jeder Seite zwo sind, und aus dem Körper etwas über den Vorderbeinen herausgehen; sie dienen, den Körper gerade und im Gleichgewicht zu erhalten, und diese Stellung macht die Eydexe einem kleinen Fisch ähnlich. Wenn seine Beine sattsam zugenommen, so fallen seine Floßfedern ab.

Es giebt Naturforscher, welche vorgeben, daß der Wassersalamander nur zufälliger Weise von dem Landsalamander unterschieden sey, indem er, wenn er das Wasser verläßt, nicht allein die Farbe, sondern auch die Figur verändere, und der Schwanz, so platt er sey, ganz rund werde: allein sie irren sich gröblich.

Man

Man findet in den Memoires de l' Académie Royale des Sciences Année 1729. p. 135. eine Abhandlung von dem verstorbenen Dù Fay, welche folgenden Titel hat: Obseruations Physiques et Anatomiques sur plusieurs espéces des Salamandres, qui se trouvent aux environ de Paris. Der Innhalt ist kürzlich dieser:

Seit der Abhandlung, welche Maupertuis der Akademie vorgelesen, sagt Dù Fay, ist der Salamander nicht das gefährliche Thier mehr, dessen Biß man nicht heilen könnte; es ist das furchtsamste und geduldigste Thier, und welches gar nicht zu beißen geschickt ist. Er lebt nicht mehr im Feuer, sondern, wenn man ihn hinzubringt, oder nur ein wenig derb angreift, so zieht er seine Haut hurtig zusammen, aus deren Löchern eine weiße, schleimichte Feuchtigkeit herausgeht, welche allein geschickt ist, einige mäßig glüende Kohlen schwarz zu machen. Maupertuis hat sich besonders bey dem Landsalamandern von Bretagne aufgehalten; was mich betrifft, so habe ich nur die Salamander und vornehmlich die Wassersalamander um Paris herum untersucht; und das Unternehmen war nicht so gefährlich, denn die meisten Schriftsteller, welche von dem Salamander geschrieben, versichern, daß der Gift von dem Wassersalamander nicht so zu fürchten, wie von dem Landsalamander ist. Es ist ziemlich schwer, zu bestimmen, wie viel man Arten von diesen Salamandern findet; denn das Geschlecht und das Alter machen große Veränderungen bey selbigem, und man findet beynahe das ganze Jahr über,

welche von allerley Alter. Inzwischen da ich sorgfältig über zweyhundert untersucht habe, welche an verschiednen Orten und zu verschiedner Jahreszeit gefangen worden, so glaube ich, daß man sie in drey Arten eintheilen kann, wovon in jeder das Männchen von dem Weibchen verschieden ist.

Die erste Art ist diejenige, welche ich den großen schwarzen Salamander nenne. Er ist ohngefähr fünf Daumen lang; er hat, wie man weiß, die Form einer Eydexe, ausgenommen, daß der Körper größer und der Schwanz platt ist; seine Haut ist nicht schuppicht wie bey der Eydexe, aber voller kleiner Buckel und gleichsam körnicht; er ist auf dem Rücken braun, und unter dem Bauch gelb, und über und über mit schwarzen runden Flecken besprengt, welche ohngefähr eine Linie im Durchschnitt haben: diese Flecke sind auf dem Rücken nicht deutlich, aber wegen der pommeranzengelben Farbe am Bauch sehr deutlich. Die ganze Länge von dem Körper des Thiers, nach den Seiten und vornehmlich bey dem Kopf, sind die kleinen Körner, welche das Gewebe von der Haut ausmachen, meistentheils weiß. Der Kopf ist wie bey dem Frosch platt und breit, der Rachen sehr groß, die Augen ziemlich groß und hervorragend. Ueber der obern Kinnlade sieht man zwo sehr kleine Oeffnungen, welches die Nasenlöcher sind. Die Pfoten sind obenher braun, und untenhin gelb, und sind wie der übrige Körper mit schwarzen Flecken besprengt: die Vorderpfoten haben nur vier Zehen, die Hinterpfoten aber haben derer fünfe. Der

Schwanz

Schwanz, welcher ohngefähr halb so lang als der Körper ist, gleicht dem Schwanz einer Kaulpatte, ausgenommen, daß er dicker und fleischigter ist. Das Geschlecht kann man durch die äußerlichen Zeugungstheile nicht unterscheiden; sie sind einander ähnlich, und dem Anblick nach sollte man sie alle für Weibchen halten; allein es sind in den andern Theilen des Körpers zwey sehr merkliche Zeichen, welche die Männchen unterscheiden: die meisten Schriftsteller haben sie für Unterscheidungszeichen verschiedner Arten gehalten, und dieses hat die Zahl von selbigen weit mehr, als es seyn sollen, vermehrt. Die Männchen haben auf dem Rücken eine Haut, welche ohngefähr zwo Linien breit und so zackicht wie eine Säge, und die nach der Mitten des Kopfs zu zwischen den beyden Augen entsteht, und sich bey dem Ende des Schwanzes endiget: sie ist schmäler und längst des Schwanzes selten gezackt: sie macht aber den Schwanz so breit, daß die Männchen einen um die Hälfte breitern Schwanz als die Weibchen zu haben scheinen. Diese Haut zieht sich beträchtlich zusammen und wird beym Anfange des Schwanzes beynahe nichts; dieses macht bey ihm eine Art eines Absatzes, hierauf wird sie wieder so erhaben, wie sie auf dem Rücken war. Das andre Kennzeichen, welches die Männchen bezeichnet, ist ein silberfarbnes Band, so sich auf jeder Seite des Schwanzes befindet; es ist beym Anfang des Schwanzes ohngefähr drey Linien breit, und wird bis zum Ende nach und nach immer kleiner.

Die zweyte Art von Salamander ist von der ersten nur in Ansehung der Größe unterschieden; sie ist ihr im übrigen beynahe gänzlich ähnlich, und es befinden sich bey ihr eben die Unterschiede, welche das Männchen unterscheiden. Ich nenne sie den kleinen schwarzen Salamander.

Die dritte Art ist beynahe so groß, wie die zweyte, und die Unterschiede zwischen dem Männchen und dem Weibchen sind auch so beträchtlich, wie in den beyden erstern.

Diese drey Arten sind ziemlich von einander unterschieden, so, daß man sie nicht mit einander verwechseln, noch das Männchen für das Weibchen halten kann; allein es giebt beträchtliche Abänderungen, davon einige allen Arten gemein sind, und von dem Alter des Thiers herkommen, andere aber einigen Salamandern besonders eigen sind. Die Farbe der Salamander überhaupt ist nicht so braun, wenn sie jung sind, und die Flecken sind besser bezeichnet, und auch die Salamander von der dritten Art sehen sehr helle gelb, wenn sie nur zur Welt gekommen, und werden unvermerkt etwas braun. Es trägt sich eine so besondre Veränderung mit ihnen zu, welche nur in einem einzigen Thier, so die Kaulpatte ist, bemerket worden. Ich habe im Frühlinge des vorigen Jahres einige kleine Salamander angetroffen, welche gegen dem Ort zu, wo bey den Fischen die Fischohren sind, kleine wie Franzen gestaltete Büsche hatten, die im Wasser gerade standen und ziemlich langen Ohren ähnlich waren: ich habe dergleichen anfangs nur an

den kleinen Salamandern gefunden, aber einige Zeit darnach habe ich welche gesehen, so ohngefähr drey Daumen lang waren, und auch welche hatten. Ich bin sehr erstaunt, als ich sah, daß sie, wie die Fische Fischohren hatten. Man wird auch zwo sehr dünne Klappen gewahr, welche genau auf die Fischohren passen, wenn sie außer dem Wasser sind, dergestalt, daß man sie kaum gewahr werden kann. Diese Klappen werden mit der Zeit feste, und die Fischohren verlieren sich unvermerkt.

Es trägt sich bey allen Salamandern, welche im Wasser sind, es mag ein Alter und eine Art seyn, welche es will, eine Sache zu, von der ich glaube, daß sie diesem einzigen Thier besonders ist; sie verändern die Haut den Frühling, und den Sommer über zum wenigsten aller vier oder fünf Tage; sie helfen sich mit den Pfoten und mit der Schnauze, um sich von selbiger zu befreyen, und man findet bisweilen diese Häute auf dem Wasser ganz schwimmen; den Winter über verändern sie selbige nur aller vierzehn Tage. Diese Haut ist sehr dünne. Ich habe gesehen, daß einigen bey Gelegenheit dieser Verwandlung der Haut ein Zufall begegnet; es blieb ihnen an einer von den Pfoten ein Stück von dieser Haut hängen, so sie nicht ganz losmachen konnten, und welches verdarb und machte, daß die Pfote verfaulte, dergestalt, daß sie ihnen ganz abfiel: deshalben starben sie nicht, und ich habe sie sehr lange nach diesem Verlust aufbehalten; sie verlieren weit öfterer auf eben die Art eine von ihren Zehen, und dieser Zufall begegnet ihnen öfterer an den Vorder- als Hinterpfoten.

Ich habe vier- oder fünfmal aus dem Körper einiger von diesen Thieren durch den Hintersten einen runden Körper herausgehen sehen, der ohngefähr eine Linie im Durchschnitt hatte, und beynahe so lang als der Körper von dem Salamander war; sie brachten einen ganzen Tag zu, um sich davon gänzlich zu befreyen, wiewohl sie sich oft bemühten, selbigen mit den Pfoten und der Schnauze herauszuziehen. Ich habe einen von diesen Körpern genommen, und ihn gewaschen; er war voller schlammichten Wasser, welches ich durch ein Loch herausgehen ließ, so ich genöthiget war in der Haut zu machen, die es enthielte. Ich habe nicht entdecken können, was dieser Körper sey, noch auch, zu was er nutze, indem ich diese Beobachtung nur vier oder fünfmal angestellt, und die Salamander sich vor und nach dieser Abführung sehr wohl befunden; ich habe nur gemuthmaßet, daß es die Absonderung einer innern Haut seyn könnte, welches nur sehr selten geschieht.

Sie legen ihre Eyer im Monat April und May. Es sind ihrer gemeiniglich zwanzig, welche zwo Reihen ausmachen, so mit einander vereiniget und zween Faden vom Rosenkranz ähnlich sind. Diese Vereinigung wird vermittelst einer schleimichten ziemlich festen Materie gemacht, welche in einer dünnen Haut enthalten zu seyn scheinet, denn sie hängt sich nicht an die Finger. Sie befreyen sich von ihren Eyern eben so, wie sie es bey dem Körper, von dem ich itzt geredet, thun, und so wie sie herausgehen, bleiben sie unter dem Schwanz angeklebt. Ich habe die Eyer auf diese

Weise nur bey den Salamandern der dritten Art her' ausgehen sehen, und ich habe bemerket, daß die andern sie verschiedentlich legen; denn ich habe oft in den Gefäßen, worinne ich sie aufbehalten, die Eyer von einander abgesondert gefunden, wovon die Form so regelmäßig rund ist, als wenn sie niemals mit einander vereiniget zu seyn geschienen. Ich habe niemals eines von diesen Eyern ausbrüten sehen, wiewohl ich sie in verschiedenes Wasser, bey verschiednen Grad der Wärme, und auch auf die Erde gethan: ich habe auch niemals welche gefunden, so nur ausgebrütet worden; sie sind ohne Zweifel alsdenn so klein, daß sie den Netzen und dem Auge entgehen. Ich habe seine Jungen nicht lebendig gebären sehen, welches Wurfbain saat gesehen zu haben, und welches auch Maupertuis bemerket, indem er in einem Landsalamander, den er zerschnitten, ganz formirte Junge gefunden: es ist wahr, daß auch eben derselbe Eyer hatte, welche an dem Eyerstock hiengen, daher man also dieses Thier als ein eyerlegendes und lebendiggebärendes Thier betrachten kann. Man könnte vermuthen, daß die Landsalamander lebendiggebärende und die Wassersalamander eyerlegende Thiere wären: wenn es aber wahr ist, daß es einige giebt, welche man nicht in eine von diesen Classen mit Ausschließung der andern bringen kann, dergleichen alle diejenigen sind, welche durch meine Hände gegangen, welche in der That auf dem Lande und im Wasser zugleich leben, sollte es nicht erlaubt seyn, zu muthmaßen, daß sie im Wasser eyerlegende Thiere sind, und auf dem Lande ihre Jungen lebendig hervorbringen? wenn die Vermuthung ver-

wegen ist, sollte sie es nicht noch mehr seyn, wenn man behaupten wollte, daß solches nicht seyn könnte? Dem sey aber wie ihm wolle, die Erfahrung wird uns einmal hiervon unterrichten, und eine Gedanke, die ich nur als die leichteste Vermuthung angebe, bestätigen können.

Wenn sie im Wasser sind, so kommen sie oft auf die Oberfläche, um Othem zu holen; sie athmen auch oft die Luft auf dem Grunde des Wassers aus, und bisweilen vereinigen sie dieses Ausathmen mit einem kleinen Geschrey. Es giebt wenig Thiere, welche so mäßig als der Salamander sind; ich habe einige über sechs Monate ohne Fressen aufbehalten, weil ich schlechterdings nicht wußte, was ich ihnen geben sollte. Ich habe sie einige halbtodte Fliegen fressen sehen, die sie schwerlich kauen konnten; auch gab es nur einige, welche es thun wollten; ich habe von selbigen fünfe hintereinander fressen sehen, allein sie behalfen sich zum Verwundern, wenn ich ihnen nichts mehr gab. Ich habe ihnen Froschlaich gegeben, wornach sie ziemlich gehen: es war kein gewöhnliches Froschlaich, sondern dasjenige, welches man wie lange Faden findet, davon die Körner sehr schwarz und klein, und die schleimichte Feuchtigkeit, die sie umgiebt, überaus durchsichtig ist. Aus diesem Laich wachsen kleine schwarze Kaulpatten, an denen ich das vergangene Jahr die Pfoten hervorkommen sah, wiewohl sie nicht größer als die Linsen waren: sie fressen dieses Laich, aber ohne Begierde; sie fressen auch bisweilen Meerlinsen, Lenticula aquatica.

Die

Die große Kälte, welche diesen Winter war, hat mir Gelegenheit gegeben, eine Bemerkung anzustellen, welcher ich mich nicht versehen hätte. Den sechsten Januar froren achtzehn große Salamander, welche ich seit zween Monaten im Wasser hatte, in einer Nacht ein: ich fand sie beynahe alle in dem Eis und und ohne Bewegung stecken; ich zerbrach das Eis und brachte das Gefäße, worinnen sie waren, zum Feuer, sie fiengen an sich ein wenig zu bewegen, und wurden nach einer halben Stunde so lebhaft, als sie zuvor waren. Unter diesen war einer, welcher seit der Zeit, da man ihn gefangen, unter der Vorderpfote eine Wunde hatte, durch welche anfangs ein Lappen von fetten Säcken herausgieng; dieser Lappen gieng nach und nach los, die Wunde wurde größer, und es gieng ein Theil von den Gedärmen heraus, als er wie die andern einfror; er ist deshalben nicht mehr beunruhiget worden, und hat noch einen Monat darnach gelebt. Ich habe bemerket, daß sie alle so, wie das Wasser fror, weit mehr Luft als gewöhnlich ausbließen; sie hatten wahrscheinlicher Weise ihre Lungensacke so viel als sie gekonnt, angefüllt, als das Wasser zu frieren angefangen. Da ich hernach sehen wollte, was geschehen würde, wenn ich den Versuch weiter triebe, so habe ich einen in ein Faß voll Wasser gethan, welches ich dem Frost aussetzte; er blieb sechs und dreyßig Stunden in dem Eis, dergestalt, daß es, als er sich in die Mitten begeben, ohngefähr zween Daumen dick um ihn war: man bemerkte nur in dem Raum, der ihn umgab, ein wenig Wasser, welches beynahe den Platz einer kleinen Bohne einnehmen konnte, und eine kleine Luftblase,

welche

welche um drey Viertel kleiner war. Ich haute das Eis mitten von einander, und fand, daß er sich einen Raum, so groß als ein kleines Ey erhalten, in welchem er sich ganz zusammen gefalten befand, und daß daselbst ein Canal so groß als eine Pferdhaare war, welcher mit der äußern Luft Gemeinschaft hatte, indem er mitten durch das Eis durchgieng, und sich in der Oberfläche endigte: der Salamander war sehr erstarrt, und konnte sich nicht ausdehnen; ich that ihn in kaltes Wasser, wo er sich nach und nach ausdehnte, und nach einer Stunde war er so lebhaft, wie die andern. So viele Schriftsteller, welche geschrieben, daß der Salamander im Feuer lebe, würden erstaunt seyn, wenn sie gesehen, daß die Sache, so sie vorgegeben, nicht nur falsch sey, sondern daß er auch im Gegentheil in der That ziemlich lange in dem Eis lebe; ich sage ziemlich lange, denn sie leben nicht beständig darinne, und die lange Dauer des Eises hat mir eine sehr schöne Gelegenheit verschaft, den Versuch so weit, als es nur seyn könne, zu treiben, bis ich keinen Nutzen mehr davon hatte. Ich habe einen andern in ein dergleichen Faß sieben Tage und sieben Nächte lang gethan, und dem stärksten Frost ausgesetzt: allein das Wasser fror so stark, daß kein Raum um den Salamander noch eine Gemeinschaft mit der äußern Luft blieb, und ich fand ihn todt: unterdessen so glaube ich doch, daß dieses nicht der Zeitpunkt ist, den er in dem Eis geblieben, da er sterben muß; denn ich habe seitdem von vielen Personen vernommen, daß man im Sommer Frösche in Stücken Eis gefunden, welche in den Eisgruben aufgehoben worden; also ist es auch wahrscheinlich, daß der

Sala-

Salamander eben auch darinne würde gelebt haben; da sich aber die Kälte täglich vermehrte, so fror das Wasser ganz aus, und die Gemeinschaft mit der äussern Luft wurde verschlossen, und indem sich das Eis immer mehr und mehr ausdehnte, so wurde der Salamander vielmehr zerquetscht und erstickt, als daß er für Kälte starb. Wiewohl sie ein sehr hartes Leben haben, so giebt es doch eine Art, sie in sehr kurzer Zeit zu tödten; sie wird von Wurfbainen angeführt, und ich habe es erfahren, daß sie wahr ist. Ich habe auf einen von den größesten Salamandern pulversirtes Salz gestreut; er bemühte sich anfangs, zu springen, allein da er nicht konnte, so machte er verschiedne Bewegungen zur linken und zur rechten Seite, und preßte aus allen Theilen seines Körpers, und vornehmlich längst des Schwanzes hin den milchichten Saft, der ihren ganzen Körper bedeckt, wenn sie sich fürchten oder leiden; seine Bewegungen verdoppelten sich, bald darauf wälzte er sich ohngefähr eine Minute lang auf dem Rücken und dem Bauch, und endlich blieb er ohne Bewegung und ohne Leben, ohngefähr drey Minuten darnach, als ich das Salz drauf gestreut hatte.

Nun wollen wir zur anatomischen Untersuchung der innern Theile des Salamanders fortgehen. Ich werde keine umständliche Beschreibung aller seiner Theile geben; sondern nur dasjenige erzählen, was mir besonders und von dem verschieden zu seyn geschienen, was die meisten Schriftsteller von dieser Art Thieren geschrieben haben. Man kann das Häut-

chen, deſſen ſie ſich aller vier oder fünf Tage entledigen, als das Oberhäutchen anſehen. Wenn man den Salamander zerſchneidet, ſogleich als er ſich gehäutet hat, ſo iſt es unmöglich, ein andres Häutchen los zu machen; wenn er aber auf dem Punkt iſt, es zu verlaſſen, ſo läßt es ſich ſehr leicht wegnehmen. Wenn man dieſe Haut mit einem Vergrößerungsglas anſieht, ſo ſcheint ſie nichts anders als eine aus ſehr kleinen Schuppen verfertigtes Gewebe, oder vielmehr der Umſchlag von den Warzen des Felles zu ſeyn; unter dieſer Haut findet man das Fell, welches wie eine Fiſchhaut ganz und gar mit kleinen Körnern beſetzt iſt; es iſt ziemlich derb, und man macht es von den Muskeln los, an welchem es vermittelſt ſchlapper Faſern hängt. An dem Unterleibe befinden ſich drey deutliche Muskeln, davon der eine gerade iſt, und mit ſeinen Verlängerungen den Vordertheil bedeckt, die beyden andern aber, welche ſchief und jenem entgegen ſind, machen die Seitentheile aus. Wenn man dieſe Muskeln weggenommen, ſo findet man das Darmfell, welches überall mit ſchwarzen Punkten beſprengt iſt. Es hängt vermittelſt eines kleinen Bandes an der Leber, welches in gerader Linie längſt der Leber hinunter geht. Der Herzbeutel ſcheint von einer Verlängerung des Darmfells gemacht zu ſeyn. Das Herz iſt über der Leber, und liegt unmittelbar an dem Schlund. Die Leber iſt ſehr groß und in zween Lappen getheilt; unter dem rechten Lappen befindet ſich die Gallenblaſe, welche nur vermittelſt ihres Canals anhängt; ſie iſt durchſichtig und mit einer grünlichten Feuchtigkeit angefüllt. Unter der Leber ſieht man

einige

einige Krümmungen der Gedärme, die fettichten Säcke, welche eine Pommeranzen gelbe Farbe haben, und in den Weibchen die Eyerstöcke. In dem untern Theil des Bauchs findet man die Blase, welche vermittelst eines kleinen Gefäßes, so vielleicht der Uringang (Urachus) seyn könnte, an dem Darmfell hängt; wenn man durch den Hintersten oder den gemeinschaftlichen Canal hineinbläset, so sieht man, daß sie wie ein Herz gestaltet ist. Es befinden sich auch an beyden Seiten der Leber und längst der fetten Säcke, zwo Arten von Blasen, welche mit Luft erfüllt, sehr dünn, und lang sind, und sich in eine Spitze endigen.

Wenn man die Leber weggenommen, und die Gedärme von dem Schlund an bis unter die Blase losgemacht, so ist es leicht, die fettichten Säck, welche dem Männchen und dem Weibchen gemein sind, loszumachen; man wird sehen, daß sie in viele Lappen getheilt, und mit einer Haut umgeben ist, welche sehr dünn und mit Blutgefäßen versehen ist, welche sie in den Weibchen an die Eyerstöcke und Muttertrompeten, und in den Männchen an die Umschläge der Hoden und des abführenden Ganges (Canal. defer.) anhängen. Erstlich werden wir in dem Männchen anmerken, das längst des Rückarads zwo kleine weisse Röhren sind, welche ich die abführenden Gänge (Canal. defer.) nenne, welche viele Falten und Krümmungen machen, und nach dem Hintersten zu an ein klein Bündel weißer Faden stoßen, die man für die Saamenbläschen halten kann. Weit mehr

Veränderung habe ich in den Hoden dieses Thieres wahrgenommen; am öftersten giebt es nur zwo, welche eine weißgelblichte Farbe, und die Form einer kleinen Bohne haben, und ziemlich lang sind, bisweilen findet man von selbigen deutlich viere, davon die beyden untersten kleiner als die obern sind. Man findet auch in dem Männchen zween fleischichte platte Körper, welche an ihren obern Theil rund sind, und sich an dem Hals der Blase in eine Spitze endigen. An dem äussersten Ende der gemeinschaftlichen Vereinigung des Mastdarms, der Blase und der abführenden Gänge (Canal. defer.) befindet sich ein knorplichter Körper, der ohngefähr zwo Linien lang ist, und die Form eines Bischofshuts hat, davon die Spitze in die Höhe geht; und nach aller Wahrscheinlichkeit vertritt dieser Körper die Stelle des männlichen Gliedes in diesem Thier; denn es ist wahrscheinlich, daß der Salamander sich in der That begattet, wiewohl ich es niemals gesehen habe: und was die Begattung bestimmen muß, ist dieses, daß die Salamander lebendiggebärende Thiere sind. Wurfbain erzählet, daß er einen vier und dreyßig lebendige Junge zur Welt bringen sehen, und Maupertuis hat mir einen gegeben, in welchem man viele sehr wohl gestalte Junge in einer von den Muttertrompeten sahe. Wenn man einen Unterschied machen und sagen wollte, daß die Landsalamander lebendiggebärende Thiere wären, und sich folglich begatten müßten, daß aber die Wassersalamander eyerlegende Thiere wären, und nur nach Art der Fische laichen müßten, so würde ich antworten, daß die Theile in beyderley Arten einerley zu seyn

schienen, und daß es also wahrscheinlich wäre, daß die Zeugung auf einerley Weise geschehen müßte.

Man trifft in dem Weibchen sehr merkliche Unterschiede und deutlichere Theile an. Wenn man den Unterleib öffnet, so findet man die Eyerstöcke und die fettichten Säcke. Wenn man diese fettichten Säcke weggenommen, so sieht man, daß die Eyerstöcke aus vielen Lappen bestehen, so von einer Haut umgeben worden, welche ganz und gar mit Blutgefäßen versehen ist. Die Eyer schwimmen nicht in den Eyerstöcken, sondern hängen in selbigen inwendig an: es ist wahrscheinlich, daß diese Eyer sich losmachen und in den Eyerstock fallen, um aus selbigem in die Muttertrompete zu gehen. Nach den Eyerstöcken wird man die Muttertrompeten gewahr, welche beynahe so lang als der ganze Körper des Thiers sind, wenn man nämlich den Kopf und den Schwanz darzu rechnet; sie fangen von dem Hals an, machen viele Falten und Krümmungen, und endigen sich bey dem Hintersten. Duverney hat dargethan, daß sie an ihrem obersten Ende eine Art einer Oeffnung wie eine Trompete haben, wodurch die Eyer hineingehen. Wenn die Eyer in die Muttertrompeten gekommen, so werden sie weit dicker als sie vorher in dem Eyerstock gewesen, und wenn sie in dem untersten Ende angelangt, so gehen sie durch den gemeinschaftlichen Canal heraus. Etwas besonders ist mir vorgekommen, daß die Eyer in den Salamandern, welche ich die erste und zweyte Art genennet, von einander abgesondert sind, und in der dritten Art nach Art eines Rosenkranzes mit ein-

ander vereiniget sind; welches also zwischen den beyden ersten Arten und der dritten Art einen sehr merklichen Unterschied macht. Die Muttertrompeten sind in ihrer ganzen Länge hindurch mit einer dicken, trüben und gelblichten Feuchtigkeit angefüllt; und da sie in ziemlich großer Menge ist, und nicht durch den gemeinschaftlichen Canal herausgeht, so möchte ich gar bald glauben, daß sie die schleimichte Materie ausmacht, welche die Eyer umgiebt, und daß sie dem kleinen Körperchen, welches nun soll ausgeschlossen werden, zur ersten Nahrung dient. Das Ende der Trompeten ist brauner als das übrige, und sie endigen sich nebst dem Mastdarm und dem Hals der Blase in einen großen Muskel, an welchem auch das Ende der Nieren hängt, welche ohngefähr sechs Linien lang sind, und an den Muttertrompeten beynahe die ganze Länge hin anhängen; dergestalt, daß wenn man diesen Muskel wegnimmt, man zugleich die Nieren, die Trompeten, das Gedärme und die Blase wegnimmt. Es ist keine Gebärmutter in diesem Thier; es dienen die Muttertrompeten darzu, weil man in selbigen bisweilen ganz formirte Junge findet.

Dieses ist der Innhalt von der Abhandlung des Herrn Dü Fay. Nun wollen wir die Bemerkungen des Herrn Demours, eines Arztes in Paris, von der Zeugung des Salamanders erwägen.

Ich habe mich, sagt dieser sorgfältige Naturforscher, vornehmlich bemüht, die bis itzo noch unbekannte Begattung des Salamanders zu entdecken. Ich gestehe, ohne mich zu schämen, daß ich diese Thiere

ohngefähr zwey Jahre lang ausgespähet, ohne daß ich alles das, was zwischen ihnen vorgegangen, wahrnehmen können. Ich habe sie sehr oft einander nähern, einander verfolgen und mit einander scherzen sehen. Wiewohl das Spielen, welches zwischen Thieren von verschiednen Geschlecht vorgeht, allezeit verdächtig scheinen muß, so war ich doch schon überzeugt, das es zur Befruchtung des Weibchens nicht zureichend seyn würde, ich sah es als ein Vorspiel ihrer Begattung an, und erstaunte allemal, wenn ich sah, daß sie sich von einander trennten, ohne zu ihrem Zweck zu kommen. Da ich dem ohngeachtet sehr vielmal einerley Sachen und mit eben den Umständen wahrgenommen, und überdieß durch die Zergliederung überzeugt worden, daß das Männchen von den Salamandern keine Theile zur Begattung, wie die meisten andern Thiere, hat, so suchte ich, um mich zu versichern, ob das Weibchen nach dieser Handlung befruchtet worden. Ich that es in ein Gefäß von Porcellain besonders, wo es in der That laich legte, daran die jungen Früchte verschiedne Veränderungen litten, ehe sie die Form eines Salamanders annahmen. Da ich nun hierdurch überzeugt ward, daß sich zwischen dem Männchen und dem Weibchen von den Salamandern keine wirkliche Begattung fände, so nahm ich mir feste vor, alles zu entdecken, was zwischen diesen Thieren vorgieng. Ich gelangte deshalben nicht eher als nach langen Fortsetzen, und vermittelst gewisser Umstände, welche ich itzt anführen werde, zum Zweck.

Ehe ich mich in die einzeln Umstände dieses Gegenstandes einlasse; so muß ich dieses melden, daß ich nur von derjenigen Salamanderart rede, die man gemeiniglich um Paris in den alten Gärten, Fantainen und in den Lachen auf dem Lande findet, nicht aber von derjenigen Salamanderart, die man in der Normandie und in Bretagne antrifft, die man auf alt französisch Pluuine oder Lauerne, und heut zu Tage Sourd oder Mauron nennt. Die Salamanderart, deren Begattung den Gegenstand von dieser Bemerkung macht, ist ein vierfüßiges Thier, welches den Winter in der Erde und den Sommer in feuchten Orten oder im Wasser zubringt, woraus es ziemlich oft herausgeht, vornehmlich zur Nacht und zur Regenzeit, um seine Nahrung zu suchen. Die meisten Schriftsteller vergleichen den Salamander mit einer Eydexe; allein er unterscheidet sich durch den Kopf, welcher runder und platter ist; durch die Augen, welche weiter hervorstehen; durch die Haut, welche körnicht ist; durch den Schwanz, welcher platt und zum schwimmen geschickt ist, und durch die geringe Beschaffenheit, die er zum Bewegen hat. Die fabelhafte Eigenschaft, welche die Alten dem Salamander zueigneten, daß er nämlich im Feuer lebe, und sein vermeynticher Gift, haben die Begierde zur Untersuchung bey vielen Naturforschern erregt, wovon ich hier eine ziemlich beträchtliche Anzahl anführen könnte. Allein keiner von ihnen hat von seiner Begattung geredet. Man weiß wohl überhaupt, daß der Salamander Eyer legt, welche dem Froschlaich ähnlich sind, unterdessen hat doch niemand gesehen, wie diese Eyer durch den

männ-

männlichen Saamen befruchtet werden. Die Sache ist nicht leicht, und ich habe diese Thiere lange Zeit beobachtet, ohne daß ich alles, was unter ihnen vorgieng, wahrnehmen können; endlich habe ich auch nur vermittelst gewisser Umstände dasjenige entdeckt, was mich bereits zwey Jahr Mühe und Fortsetzen gekostet: es sind Umstände, welche hier nothwendig anzuführen sind, nicht etwa deshalben, als wenn ich meiner Arbeit durch die Anführung der Schwürigkeiten, welche davon unzertrennlich sind, ein Ansehen geben wollte, sondern damit ich es denen anzeige, welche sich in der Folge von den Mitteln, wodurch ich darzu gelanget, selbst überzeugen wollen.

Den ersten April im Jahr 1731. früh gegen vier Uhr, kam ich zu einer großen Fontaine, im königlichen Garten, wo ich damals für den abwesenden Herrn Noguez die Stelle eines Aufsehers über das Naturaliencabinet vertrat. Ich fand das Wasser in der Fantaine sehr klar. Ein kleiner Nordwind, welcher die Nacht über gegangen war, hatte die Oberfläche rein gemacht, und allen Unrath auf die gegenüberstehende Seite geworfen. Ich war schon ziemlich lange um diese Fantaine herumgelaufen, als ich zwey von diesen Thieren, welche einander verfolgten, gewahr wurde. Ich ließ sie nicht aus den Augen, weil ich von ihrem Vorhaben überzeugt war. Alles was ich befürchtete, war dieses, sie möchten sich an dem Ort, der voller Unrath war, aufhalten: allein ich war glücklicher; denn nachdem sie einander ohngefähr eine Viertelstunde verfolgt hatten, so blieben sie nach mei-

nem Wunsch an einem Orte, wo das Wasser sehr klar, und dazumal von der Sonne am hellsten war. Ich legte mich ohne Geräusche mit dem Bauch auf den Rasen, und in dieser Lage und vermittelst aller dieser Umstände wurde ich endlich auf dem Grunde des Wassers dasjenige gewahr, was den Gegenstand von dieser Bemerkung ausmacht.

Der Frühling ist die Jahrszeit, welche diese Thiere gemeiniglich erwählen, um für die Fortpflanzung ihrer Geschlechtsart zu arbeiten. Das Männchen sucht alsdenn das Weibchen mit einer Hitze, und mit Liebkosungen auf eine Art, von der es schwer seyn würde, sie wohl zu beschreiben. Hierauf verrennt es ihr den Weg, erhebt seinen Kamm, erhält sich auf zwo Pfoten nur von einer Seite, krümmt seinen Körper, indem es den Rücken erhebt, und macht auf diese Weise eine Art eines Bogens, unter welchen das Weibchen weggeht, und seinen Weg fortsetzt. Das Männchen setzt sich wieder, und nachdem es seine Augen nach dem Weibchen zu gekehret, so läuft es auf selbiges zu. So bald es stille steht, sieht es solches ganz nahe steif an, und nimmt eben die Stellung wie zuvor an, welches sie vielmal hinter einander thun. Alles dies dient nur zum Vorspiel; denn es geht da nichts vor, welches die Befruchtung des Weibchens verschaffen könnte. Wenn diese Uebung vorbey ist, so bleibt das Weibchen auf dem Schlamm, und das Männchen bleibt darüber, und auf der Seite, ohngefähr einen Daumen breit von ihr und dem Schlam. Es fängt an den Hintersten zu öffnen, welcher aus zwo Lefzen be-

steht, welche in dem gewöhnlichen Zustande genau aneinander liegen, und mit einer fleischigten Decke besetzt sind, so innwendig gefalten und am Rande zähnicht ist. Diese Decke entwickelt sich und dehnt sich zur selben Zeit außerordentlich aus; sie macht, indem sie sich ausdehnt, eine runde Oeffnung, so viel ich schliessen konnte, und so, daß die Saamenfeuchtigkeit ohne Hinderung herausgehen kann. Hierauf drückt es mit Gewalt die Gegend von den Hoden, nämlich, die obern und mittlern Theile von dem Unterleib, dergestalt, daß die meisten Eingeweide, welche in den untern Theil getrieben werden, daselbst eine Dicke machen, welche ohngefähr zweymal so viel als die zusammengedrückten Gegenden beträgt. Indem sein Kamm hinläßig flattert, so schlägt er von Zeit zu Zeit das Weibchen mit seinem Schwanz, und wirft sich auch auf selbiges: allein indem es sich bey nahe in eben dem Augenblick wieder in die Entfernung, die ich nur angegeben, setzt, so macht es einen stärkern Druck als gewöhnlich, und in diesem Augenblick habe ich bey dem Männchen die Saamenfeuchtigkeit herausspritzen sehen, welche, nachdem sie mit Gewalt herausgetrieben worden, und auf einen einzigen Wurf in ziemlich grosser Menge herausgeht, sich mit dem Wasser vermischt, selbigem eine kleine weißlichte Farbe mittheilet, und sich über die Seiten des Weibchens, welches alsdenn unbeweglich ist, ausbreitet. Das Männchen bleibt hierauf eine zeitlang, ohne daß es eine andre Bewegung als mit seinen Pfoten macht, welche nöthig ist, um sich in der bemerkten Entfernung zu erhalten: indem es aber bald darauf wieder erwacht, und alle seine

Kräfte zusammen nimmt, so fängt es seine Liebkosungen wieder an, auf welche zum zweytenmal ein Auswurf erfolgt, welcher dem ersten ähnlich ist; worauf sie sich von einander trennen.

Diese Bemerkung, welche mit aller möglichen Aufmerksamkeit angestellet worden, ist schon hinreichend darzuthun, daß das Laich von dem Salamander nicht wie das Froschlaich befruchtet wird; denn das Männchen von dem Frosch, welches auf den Rücken des Weibchens gesprungen, und welches dasselbe ohngefähr vierzig Tage lang fest umfast, spritzt seinen Saamen auf das Laich selbst, so wie es aus den Behältnissen des Weibchens herausgeht, wie der berühmte Schwammerdam und Du Verney angemerket, an statt, daß das Laich von dem Salamander in dem Weibchen selbst ohne einzige Näherung nach unmittelbarer Berührung befruchtet wird.

Ich blieb hierbey nicht stehen. Ich suchte Gelegenheit, eben dieses zu einer andern Zeit wieder zu sehen, damit ich mich von der Wahrheit dieser Bemerkung überzeugen könnte. Wiewohl man nicht allezeit so glücklich ist, daß man, wenn man wollte, seiner Neugier eine Genüge leisten könnte, so findet man doch endlich Gelegenheit, wenn man nicht nachläßt, sie zu suchen, vornehmlich, wenn man die Stunden zu suchen weiß, welche diesen Thieren am bequemsten sind. Ich habe sie noch mehr als einmal zusammen kommen sehen, bisweilen in der That auf eine Art, welche mir keine Genüge leistete, weil entweder das Wasser nicht allezeit so klar war, oder weil sie nicht an einen

so

so hellen Ort sich begaben, sonst aber mit einerley Umständen. Man muß anmerken, daß das Weibchen das Maul geschlossen gehabt, und daß der Hinterste mir nicht offen geschienen: dieses ist ein Umstand, der nothwendiger Weise angeführt werden muß, weil man glauben könnte, daß der mit dem Wasser vermischte Saamen von dem Männchen durch eine oder die andre von diesen Oeffnungen hätte in den Leib des Weibchens können hineingebracht werden.

Sollte es aus dieser Bemerkung erlaubt seyn zu muthmaßen, daß der Saamenspiritus, indem er durch die Oeffnungen der Haut bey dem Weibchen durchgeht, den in dem Unterleib enthaltnen jungen Früchten das Leben und die Bewegung bringt?

Der Wassersalomander, der sonst französisch Petite Salamandre, Salamandre d'eau, Lézard d'eau oder aquatique hieß, heißt italiänisch Marasandala; deutsch Wassermolch; niederländisch Water-Salamander; englisch Water-Eft; schwedisch Skrot oder Skratt-abborre; in vielen Provinzen von Frankreich That, ehemals Thaflot oder Taflot; in Orlean Grenaquelle.

Die Salamander enthalten viel flüchtiges beizendes Salz, Oel und Wasser. Die Alten hatten geglaubt, daß diese Thiere giftig wären, daß sie, indem sie bissen, einen milchichten, scharfen und giftigen Geifer, der ein wirklicher Gift wäre, von sich spritzten, und daß man sie auch nicht viel berühren könnte, ohne seinen Fingern Schaden zu thun, wie wir bereits ge-

sagt haben: allein heut zu Tage findet sich dieses alles falsch, und die natürliche Historie, welche aufgeklärt, und durch die mit Sorgfalt angestellten Versuche unterstützt ist, verwirft täglich Meynungen, welche das Alterthum als geheiligte besaß. In der That wir haben zu verschiednenmalen und zu verschiednen Zeiten viele Arten sowohl von Land- als Wassersalamandern angerührt, ohne daß uns deshalben jemals ein Zufall begegnet, und niemals ist es uns wissend geworden, daß Landleute von ihnen gebissen worden: ja, was noch mehr, man kann sie ohne Schaden essen, und D. Theophilus Berling erzählet in den Ephemerid. Germ. Decur. 1. Ann. 2. daß eine Frau, welcher ihr Mann zur Last war, und die ihm vergiften wollte, ihm einen Salamander zu essen gab, den sie in einem Ragout darzu that, der aber auf keine Weise etwas erlitte. Borellus versichert auch in der drey und zwanzigsten Bemerkung seiner ersten Centurie, daß er ein Mädchen gekennt, welche durch Brechen zwey kleine Thiere ausgeworfen, welche in allem den Salamandern ähnlich gewesen; welches uns nicht in Erstaunen setzt, weil man unzählige Bemerkungen vom Brechen hat, durch welches man kleine lebendige Thiere, z. E. Frösche, Fische und andre Thiere, ausgeworfen hat, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Wasser, so diese Personen getrunken, gewesen, und, da sie eine Zeitlang in dem Magen lebendig geblieben, daselbst fortgewachsen, bis dieses Eingeweide sich dadurch beschwert befunden, und sich von selbigen durch das Brechen befreyt hat. Alles dieses beweißt zum wenigsten, daß die Salamander nicht so giftig

sind,

sind, als man vor Alters geglaubt hat, und daß sie es vielleicht gar nicht sind.

Was den Gebrauch von selbigen in der Medicin betrifft, so ist er nur äußerlich. Man calcinirt die Salamander, und ihre Asche reiniget die in Schwärung übergegangenen Kröpfe sehr gut, und beschleuniget die Narbe bey ihnen. Einige lassen sie auch zu denjenigen Mitteln nehmen, welche die Haare wegfressen.

Testudo. Schildkröte.

Man unterscheidet vornehmlich drey Arten von Schildkröten, welche in der Medicin im Gebrauch sind; nämlich: 1) Die Landschildkröte; 2) Die Seeschildkröte; 3) Die Flußschildkröte.

Die Landschildkröte; Testudo terrestris, *Offic. Schroed.* 333. *Ind. Med.* 116. *Dal. Pharm.* 433. *Gesn. de Quad. Ovip.* 107. *Bellon. de Aquat.* 52. *Aldrov. de Quadrup. Ovip.* 705. *Ionst. de Quad.* 144. *Charlet. Exerc.* 30. Testudo terrestris vulgaris, *Raii Synop. Anim. Quadrup.* 243. Testudo terrestris variegata nostras; Testudo terrena communis; Testudo montana, sylvestris, campestris seu nemoralis, *Quorund.* französisch Tortue de terre.

Die Landschildkröte, so sonst Wald- oder Bergschildkröte, französisch Tortue de bois oder de montagne heißt, ist dem Ansehen nach ein sehr häßliches und schreckliches Thier, welches dem Kopf nach einer

Schlan-

Schlange und dem Schwanz und den Pfoten nach einer Eydexe ähnlich ist. Sie ist mit einer weiten, festen und gewölbten Schaale bedeckt, die wie ein Schild gemacht, und mit verschiednen dunkeln Farben marmorirt ist; sie hat einen mit gelben und schwarzen Flecken bunt gemalten Rücken; sie hat keine obern Augenlieder noch einen Gehörgang; noch an beyden Kinnladen Zähne, welche demohngeachtet aber spitzig und beynahe wie ein Messer schneidend sind; die Schlafmuskeln liegen hinterwärts auf dem Hirnschädel, sind ziemlich breit, und hängen vermittelst einer sehr starken Flechse an der untern Kinnlade; der Schlund ist groß und wie bey der Otter einer beträchtlichen Erweiterung fähig; die Luftröhre ist überall gleich, ohne Merkmaal eines Kopfs, ehe sie in die Lunge geht, in zwey Theile getheilt, und endiget sich unter der Zunge mit einem sehr kleinen Spalt; das Gedärme hängt von dem Maul an bis zum Hintersten beysammen, und hat keine größre Höhle, welche für den Magen wäre; die Leber ist wie bey den Vögeln in zween Lappen getheilt und sieht schwärzlicht roth; die Gallenblase ist voll von einer sehr grünen Galle, welche das Papier mit einer schönen Farbe färbt; in dem Eyerstock sind viele runde Eyer enthalten, welche gelblicht und roth besprengt sind. Das Weibchen ist gemeiniglich schwerer, als das Männchen, von dem es noch darinne unterschieden ist, daß die untere Schuppe bey ihr platt ist, da sie hingegen bey dem Männchen in der Mitten eingebogen ist. Das Männchen steigt in der Begattung auf das Weibchen. Das Weibchen legt Eyer, welche

kleiner

che kleiner und länger als die Hühnereyer, übrigens den Vögeleyern darinne ähnlich sind, daß sie inwendig ein Eyweiß und einen Dotter haben; sie bebrütet sie nicht, sondern bedeckt sie mit Laub und Erde; nur die Sonnenwärme schließt sie aus. Diese Art von Schildkröten hält sich auf den Bergen, in den Wäldern, Büschen, Feldern und Gärten auf; sie lebt von Früchten, Pflanzen, und demjenigen, was sie auf der Erde finden kann; sie frißt auch Würmer, Schnecken, und andre Insecten. Zu Hause könnte man sie mit Kleyen und Mehl ernähren. Sie geht sehr langsam, und die Langsamkeit ihres Ganges ist zum Sprüchwort geworden; sie verbirgt sich den Winter über in den Höhlen, und bringt auch bisweilen diese ganze Zeit ohne Fressen darinnen zu, wie die Schlangen, Eydexen, und viele andre Thiere thun; sie hat ein sehr hartes Leben, und lebt sehr lange; sie hält sich nicht im Wasser auf, und ist kein Thier, so auf dem Lande und im Wasser lebt. Wie die Reisenden melden, so hält sie sich häufig in den Wüsteneyen in Africa und besonders in Libyen auf; und in Indien bedient man sich derselben oft auf den Tafeln: auch merkt Belonius an, daß keine unter allen Arten von Schildkröten ist, welche ein so vortrefflich schmackhaftes und gesundes Fleisch hat, als diese, so aber die Griechen und Türken wegen des Verbots nach ihrem Gesetze nicht genießen dürfen. Eben dieser Schriftsteller thut auch dar, daß man nicht allein in Thracien und Macedonien, sondern auch in Languedok viele Landschildkröten antrifft. Sie verändert ihre Schaale nicht, und diese Schaale ist so fest, daß ein Wagen

über selbige gehen könnte, ohne sie einzudrücken. Wie Derham meynt, so sieht man selbst in der einfachen Beschaffenheit des Skelettes von der Schildkröte eine große Kunst und eine erstaunende Geschicklichkeit hervorschimmern; denn außerdem, daß die Schaale dem Körper des Thiers als eine undurchdringliche Vormauer dient, und seinem Kopf, seinen Pfoten und seinen Schwanz, so sie bey der Annäherung der geringsten Gefahr hineinzieht, eine sichere Zuflucht verschafft, so ersetzt sie auch noch den Mangel der Knochen, wenn man die Knochen der äußern Gliedmaßen, des Kopfs, des Halses, der vier Pfoten und des Schwanzes ausnimmt: dergestalt, daß man bey dem ersten Anblick erstaunt, wenn man ein ganzes Skelet sieht, welches aus einer so kleinen Anzahl Knochen besteht, welche sehen lassen, daß sie zu alle dem verschiednen Gebrauch, den sie bey der Schildkröte haben können, hinlänglich sind.

Die Herren Akademisten zu Paris haben in ihren Mémoires pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux die anatomische Beschreibung einer großen indianischen Schildkröte mitgetheilt, dessen Auszug folgendergestalt ist:

Diese Schildkröte, so aus Indien gebracht worden, ist an den Küsten von Coromandel gefangen worden. Sie ist von dem Ende der Schnauze an bis zum Ende des Schwanzes vier und einen halben Fuß lang, und vierzehn Daumen dicke gewesen. Die Schaale ist drey Fuß lang und über zween Fuß breit gewesen. So groß auch diese Schildkröte ist, so ist sie doch an

Größe

Größe dererjenigen nicht beygekommen, von welchen Plinius und Aelianus reden, welche funfzehn Ellen lang gewesen, wovon eine jede zureichend gewesen, eine Hütte zu bedecken, so viele Personen enthalten können. Allein erwähnte Schildkröte ist eine Landschildkröte gewesen, und die Schildkröten des Plinius und Aelianus sind Meerschildkröten gewesen, woselbst die Thiere gemeiniglich größer als diejenigen von eben der Art werden, welche auf dem Lande leben. Aelianus sagt, daß die Landschildkröten gemeiniglich nicht grösser als die großen Erdschollen sind, welche der Pflug aufhebt, wenn der Erdboden leicht zu ackern ist. Die größten Meerschildkröten, welche bey den Antillischen Inseln gefangen werden, sind nach den Berichten, so wir von selbigen haben, nicht einmal größer, als die unsrige. Die Schaale und das übrige von dem Thier hat einerley Farbe gehabt, es ist nämlich aus dem grauen ins recht braune gefallen. Es hat oben aus vielen Stücken bestanden, so eine verschiedne Figur gehabt, wovon aber doch die meisten fünfeckicht gewesen. Alle diese Stücke sind auf einen Knochen gesetzt, und angeklebt gewesen; dieser Knochen hat die Art eines Hirnschädels gehabt, die Eingeweide des Thiers verwahrt, vorwärts eine Oeffnung gehabt, durch welche der Kopf, die Schultern und Vorderfüße herausgegangen; und gegen über eine andre Oeffnung gehabt, durch welche die Hinterbeine und der Schwanz gegangen. Dieser Knochen, an welchen die Schaalen angebracht waren, ist an dem dünnsten Ort anderthalb Linien, und an einigen Orten anderhalb Daumen dick gewesen. Er ist gemeiniglich doppelt, indem sich

einer auf dem Rücken und ein andrer unter dem Bauch befindet, welche gleichsam als zween Küraſſe oder zwey Schilde durch die Rippen mit einander vereiniget sind, und vermittelst starker und harter Bänder zusammenhängen, demohngeachtet aber einiger Bewegung Freyheit lassen. Aelianus sagt, daß die Landschildkröten ihre Schale ablegen, anstatt, daß er sagen sollte, ihre Schalen, das ist, diejenigen Stücke, welche auf dem Rücken nach Art eines Hirnschädels angebracht sind; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß eine Schildkröte sich von diesem Knochen trenne, an welchem alle ihre vornehmsten Theile hängen; und es ist wahr, daß sich diese Stücke selbst über den Knochen losgeben, wenn die Schale lange aufgehoben worden, und der Knochen anfängt zu faulen: sonst, sie loszumachen, thut man den Knochen ins Feuer, da denn diese Theile sich vermittelst der Wärme leicht von einander trennen. An der vordern großen Oeffnung hat sich oben ein erhabner Rand befunden, welcher darzu gedienet, daß der Hals und der Kopf sich freyer in die Höhe bewegen können; und diese Einbiegung des Halses hat bey den Schildkröten einen grossen Nutzen; denn sie dient ihnen darzu, daß sie sich, wenn sie auf dem Rücken liegen, herumdrehen können, und ihre Bemühung ist deshalben wunderbar. Wir haben bey einer lebendigen Schildkröte bemerket, daß sie, als sie auf den Rücken gelegt worden, und sie sich nicht ihrer Pfoten zum herumwenden bedienen konnte, weil sie sich nur nach dem Bauch zu biegen können, sich nur ihres Halses und ihres Kopfs

bediente, so sie bald auf die eine bald auf die andre Seite drehte, indem sie sie auf die Erde schlug, um sich wie eine Wiege zu bewegen, damit sie die Seite fände, nach welcher die Ungleichheit der Erde ihre Schale leichter könnte rollen lassen; denn wenn sie selbige gefunden, so wendet sie nur allein nach dieser Seite zu die Kraft an.

Die drey größten Stücke von den Schalen waren forne auf dem Rücken. Eine jede hatte in der Mitten einen runden Buckel, so drey oder vier Linien hoch und anderthalben Daumen breit war. Der untere Theil des Bauchs war ein wenig hohl. Die Schriftsteller haben angemerkt, daß diese Höhle den Männchen besonders sey. Alles, was aus der Schale herausgieng, nämlich der Kopf, die Schultern, die Vorterfüße, der Schwanz, die Backen und Hinterbeine, war mit einer Haut bedeckt, welche schlapp, und vermittelst großer Runzeln gefalten, und überdieß wie Korduan körnicht war. Diese Haut gieng nicht unter die Schale hinein, um die Theile zu bedecken, welche darinnen verschlossen waren, sondern sie hieng um den Rand einer jeden von diesen beyden Oeffnungen. Die Haut der Wasserschildkröten ist auf der rechten Seite der Schenkel, wie die Fische, mit kleinen Schuppen besetzt. Albertus sagt, daß die großen Schildkröten auf dem Kopf eine Schuppe auf Art eines Schildes haben. Der Kopf von unsrer Schildkröte war nur mit einer Haut bedeckt, welche auch dünner als bey andern Theilen war. Sie war sieben Daumen lang und über fünfe breit, und gleichte gewisser

wisser Maßen einen Schlangenkopf: die untere Kinnlade war beynahe so dicke, wie die obere. Es war keine Oeffnung für die Ohren da. Die Nase war an dem Ende der Schnauze vermittelst zwey kleiner runder Löcher auf eine lächerliche Art offen. Die Augen waren klein und häßlich. Das Auge hatte kein oberes Augenlied, indem es nur vermittelst des untern, so sich bis an die Augenbranen erhob, verschlossen ward. Plinius sagt, daß dieses allen vierfüßigen Thieren, welche Eyer legen, gemein sey. Nach den äußersten Enden der Kinnladen zu war die Haut bey den Lippen so harte wie Horn, und wie bey den andern Schildkröten scharf: diese Lippen aber waren wie eine Säge eingeschnitten, demohngeachtet aber waren inwendig zwo Reihen wirkliche Zähne, wiewohl Plinius versichert, daß die Schildkröten keine Zähne, noch Zunge haben. An jeder Vorderpfote waren fünf Zehen oder vielmehr fünf Krallen. Denn die Zähen waren nicht anders als durch die Krallen unterschieden, indem diese Pfoten an dem Ende nur eine runde Masse hatten, aus welcher die Krallen giengen. Die Hinterpfoten hatten deren nur viere. Beyde Pfoten war sehr kurz. Die Vorderpfoten waren von dem obersten Ende der Schulter bis an das äußerste Ende der Krallen neun Daumen lang, und die Hinterpfoten waren von dem Knie bis zum äußersten Ende der Krallen eilf Daumen lang. Die Länge der Krallen betrug anderthalben Daumen: sie waren oben wie unten rund, und ihr Schnitt war eyrund; sie waren stumpf und abgenutzt. Ihre Farbe war an verschiednen Orten weiß und schwarz

ver-

vermischt, und ohne Ordnung. Wir haben bemerket, daß die Wasserschildkröten weit spitzigere Krallen haben, weil sie selbige im Schwimmen nicht abnutzen, wie die Landschildkröten im Gehen thun. Wir haben einige gefunden, welche an den Vorderpfoten sowohl als an den Hinterpfoten nur vier Krallen hatten. Albert sagt, daß allezeit an jedem Fuß fünfe wären. Wir haben bemerket, daß, obwohl die Schildkröte langsam geht, demohngeachtet die Art zu gehen, die ihr eigen ist, ihre Krallen eben so wie bey den Thieren, welche laufen, gebrauchen muß; denn sie reibt sie alle besonders, und hinter einander gegen die Erde; dergestalt, daß sie, wenn sie eine Pfote setzt, solche anfangs nur auf die Kralle stützt, welche die hinterste ist, hernach stützt sie selbige auf die folgende, und auf diese Weise geht sie auf die andern bis zur vörtersten Kralle fort, indem sie ihre Pfote dreht, welche rund und mit Krallen besetzt ist, wie ein Wagen, welcher seine Räder herum dreht, und den Kopf von den Nägeln, womit ihr Umfang besetzt ist, eindrückt, und sie nach einander in die Erde gehen läßt. Der Schwanz war dick und bey seinem Anfange sechs Daumen im Durchschnitt. Er war vierzehn Daumen lang, und endigte sich in eine Spitze, welche mit einem Ende versehen war, so einem Ochsenhorn gleich sah. Cardan nennt ihn einen Nagel, und sagt, daß er dem Sporen ähnlich sey, der sich hinten an den Pfoten der Hähne befindet, und glaubt, daß es eine harte Schwüle sey, welche sich am Ende der Schwänze bey den Schildkröten erzeugt, welche einmal abgeschnitten worden; es ist aber nicht wahrscheinlich,

scheinlich, indem eine harte Schwüle keine so regelmäs-
sige und auch so runde Figur haben kann, als sie an dem
Schwanz von dieser Schildkröte war. Dieser
Schwanz war nach dem Tode der Schildkröte auf
die Seite gebogen, und so unbiegsam, daß man ihn
niemals wieder zu rechte bringen können, so viel man
auch Gewalt darzu angewendet. Eben diese Unbieg-
samkeit fand sich auch an den Muskeln der Kinnladen,
als welche nicht haben können geöffnet werden, als bis
man die Muskeln entzwey geschnitten. Aristoteles
hat angemerkt, daß unter allen Thieren die Schild-
kröte die meiste Kraft in den Kinnladen habe; denn
diese Kraft ist so beschaffen, daß sie alles, was sie
fängt, bis auf die härtesten Kieselsteine zertrennt.
Wir haben an einer kleinen Schildkröte bemerkt, daß
ihr Kopf eine halbe Stunde darnach, als er war ab-
geschnitten worden, ihre Kinnladen mit einem Klang
zusammen klappte, der dem Klange von den Kling-
kästchen (Castagnettes) ähnlich war. Die Unbieg-
samkeit des Schwanzes, welche der Unbiegsamkeit
der Kinnladen ähnlich ist, läßt glauben, daß die
Schildkröte viel Kraft in diesem Theil habe, um da-
mit zu schlagen, und daß dieses Horn, so sie am Ende
hat, bey ihr die Stelle der Waffen vertritt, womit
sie etwas anfallen kann.

Nachdem der Knochen, welcher nach Art eines
Hirnschädels die Höhle macht, in welcher die Einge-
weide eingeschlossen, an den beyden Seiten zersäget,
und nachdem auch um und um eine Haut abge-
schnitten worden, welche an dem Theil von diesen
Knochen, so unter selbigen ist, und den Bauch macht,

anhängt, und die Stelle des Darmfelles nach unten zu und des Rippenfelles nach oben zu vertritt, so waren die innern Theile, welche in die Augen fielen, der Magen, die Leber und die Blase, welche so groß war, daß sie die Gedärme und alle die andern Theile des Unterleibes bedeckte. Der Magen lag unter der Leber, an welcher er vermittelst vieler Gefäße anhieng. Er war neun Daumen lang, und hatte über drey Daumen im Durchschnitt. Seine Häute waren sehr dicke, seine Oeffnungen enge, und die Haut, welche die Gedärme macht, war gefalten, und machte gleichsam Blättchen, so sich der Länge nach erstreckten. Er hatte die Figur eines Hundsmagens. Severin giebt ihm die Figur eines Menschenmagens. Beym Ausgange des Magens hatte der Darm, den man den Zwölffingerdarm nennen kann, in seiner innern Oberfläche Falten, wie der Magen. Ihre Figur war netzförmig, woraus man vermuthen könnte, daß es ein zweyter Magen wäre. Das übrige von den Gedärmen war von sehr dicken Häuten zusammen gesetzt. Die dünnen Gedärme waren im Durchschnitt eines Daumens dick und neun Fuß lang. Der Grimmdarm betrug im Durchschnitt zween Daumen und war vier Fuß lang. Die Klappe in dem Grimmdarm war durch einen zirkelförmigen Rand der innern Haut des langen Darms (Ileon) formirt. Man hat weder in dem langen Darm, noch in dem Grimmdarm die Blättchen, die wir in den meisten Thieren bemerket, gefunden. Man hat auch keinen Blinddarm gefunden. Severin eignet der Schildkröte einen doppelten Blinddarm zu, welcher denen, die

man in den Vögeln sieht, ähnlich ist. Der Mastdarm, so neun Daumen von dem Hintersten entfernet war, hatte eine Verengung, welche gleichsam einen Hintersten von einer Henne machte, um welchen drey runde Anhänge von verschiedner Größe waren, welche von der innern Haut des Mastdarms schienen formirt zu seyn, und mit fleischichten Fasern, so sich nach der Länge der Anhänge erstreckten, bedeckt waren. Das übrige von dem Mastdarm, so sich von der Verengung bis zum Hintersten erstreckte, diente dem Geburtsgliede gleichsam zu einer Scheide, eben so wie man bey dem Biber, der Zibetkatze und vielen andern Thieren sieht. In den kleinen Wasserschildkröten, die wir zerschnitten haben, hat man nach dem Ausgang des Mastdarms zu zwo Blasen gefunden, welche mit dem Darm Gemeinschaft hatten, und die sich aufblieſen, wenn es aufgeblasen war. Diese Blasen sind in der großen Schildkröte nicht gefunden worden.

Die Leber hatte eine feste Substanz, war aber sehr blaß. Sie hatte eine beträchtliche Größe, und es schien auch, als wenn sie doppelt wäre, indem sie in den rechten und linken Theil getheilt war, welche nur durch ein schmales Stück eines Daumens breit, und durch Häute, so die Gefäße vom linken zum rechten Theil führten, mit einander vereiniget waren. Ein jeder von diesen Theilen hatte eine hohle Ader, welche aus dem gewölbten Theil, so nach dem Zwerchfell zugeht, herausgieng, auch hatte jeder eine Pulsader, so aus dem hohlen Theil herausgieng. Der linke Theil der Leber war der größte und in vier Lappen getheilt. Der rechte hatte nur drey Lappen, wovon der dritte,

welcher

welcher der kleinste war, aus der Mitten des hohlen Theils von dem großen Lappen herausgieng, und die Blase, so an diesem Ort anhieng, bedeckte, welche sich in eine Vertiefung begab, welches machte, daß sie nicht, wie es gemeiniglich zu seyn pflegt, aus der Leber hervorragte. Sie war anderthalb Daumen lang und über einen halben Daumen breit, und war in Ansehung der Figur der Gallenblase eines Menschen ähnlich. Der Gallenblasen-Gang, welcher, wie bey dem Menschen die Fortsetzung von dem Hals der Gallenblase war, war sieben Daumen lang und so dick als eine kleine Schreibfeder. Er stieg herunter, ohne eine Gemeinschaft mit dem Leber-Gallengang (Duct. hepat.) zu haben, und begab sich mit einer besondern Oeffnung in den Zwölffinger-Darm. Die Milz war zwischen dem Zwölffingerdarm und dem Grimmdarm. Sie hatte die Figur von einer Niere, und nahm ihre Gefäße in einer Vertiefung in sich, welche derjenigen ähnlich war, so die Niere zur Aufnahme ihrer Gefäße hat. Die Gekrösedrüse umfaßte den Zwölffingerdarm genau. Sie hieng auch noch an der Milz, welche sie zum Theil bedeckte. Sie hatte die Figur von einem dreyeckichten Glase. Ihr Canal öffnete sich in dem Zwölffingerdarm. Die Nieren waren vier Daumen lang, drey Daumen breit, hatten die Form eines dreyeckichten Glases, sahen hellroth, waren in drey oder vier Stück getheilt, so vermittelst ihrer Gefäße mit einander vereiniget waren, und durch die äußere Haut eingeschlossen. Die Uringänge giengen aus dem obern Theil heraus, und schlichen längst der ganzen Oberfläche hin, an welcher sie, wie

bey den Vögeln anhieng. Die Hoden lagen auf den Nieren. Sie waren auderthalb Daumen lang und zehn Linien breit. Die Oberhode (Epididym) hatte eine ganz besondre Structur. Es war ein Canal, welcher so zusammengedreht war, daß er, als er entwickelt wurde, vierzehn Daumen betrug, an statt daß er zuvor nur viere war.

Die Blase hatte eine außerordentliche Größe. Man hat in selbiger über zwölf Pfund hellen und klaren Urin gefunden. Aristoteles sagt, daß die Seeschildkröte eine sehr große Harnblase und die Landschildkröte eine sehr kleine habe. Demohngeachtet aber war unsre eine Landschildkröte; und in der Zerschneidung, so wir bey vielen Wasserschildkröten vorgenommen, haben wir allezeit die Blas, in Vergleichung mit der, wovon wir reden, weit kleiner gefunden. Die Figur der Blase von dieser Schildkröte war eben so außerordentlich als ihre Größe. Sie war wie ein Darm gestaltet, und ihr Hals befand sich nicht an einem von ihren Enden, sondern in der Mitten, welches sehr wohl die Wurstbaut (Allantois) der jungen Frucht der meisten Thiere vorstellte. Diese Figur ist von der Figur einer Castanie, so ihr Severin gegeben, sehr verschieden. Sie war zween Fuß lang. Ihre Lage war der Quere, indem sie von der einen Seite zur andern gieng. Ihre äußere Decke war häuticht. Die innere war vermittelst unzählicher fleischichter, und in einen Buckel erhabner Fasern verstärkt, welche einander durchkreuzten und in einander geflochten, und denjenigen ähnlich waren,

so man inwendig in den Herzohren sieht. Der Blasenhals war einen Daumen lang und eben so breit. Er hieng gegen die Mitten des Mastdarms zu an, in welchen sich der Urin durch eine kleine Oeffnung oder einen schiefen Canal sieben oder acht Daumen lang bey dem Hintersten begab. Das Zeugungsglied war neun Daumen lang und über anderthalben Daumen breit. Es bestund aus zweyen runden Bändern und einer schwammichten Substanz, und war mit einer dünnen Haut überzogen.

Das Herz lag ganz oben in der Brust, war in einem sehr dicken Herzbeutel eingeschlossen, und hieng unten an der Haut an, welche die Leber bedeckte. Seine Figur war von der Figur, welche das Herz gemeiniglich hat, sehr verschieden; denn an statt, daß es von seinem Grundtheil bis zur Spitze verlängert seyn sollte, so war seine größte Ausdehnung von einer Seite bis zur andern, indem sie in dieser Gestalt drey Daumen betrug, und von dem Grundtheil bis zur Spitze nur anderthalben Daumen ausmachte. Die beyden Herzohren, welche aus dem Grundtheil herausgiengen, waren von selbigem sehr los und gleichsam herabhängend: die rechte war zween und einen halben Daumen lang und über anderthalben Daumen breit; die linke war kleiner. Jedes von diesen Ohren öffnete sich, wie gewöhnlich, in eine Herzkammer. Außer den beyden Herzkammern, welche sich in dem hintern Theil des Herzens, so nach dem Rückgrad zugeht, befanden, war noch eine, welche die dritte und in dem Vordertheil ein wenig nach der

rechten

rechten Seite zu war. Diese drey Kammern hatten vermittelst vieler Oeffnungen mit einander Gemeinschaft, indem ihre Substanz nicht so feste und zusammenhängend wie in dem Herzen andrer Thiere, sondern schwammicht und aus fleischernen Fasern und Stützen (Columna) zusammengesetzt war, welche einander nur berührten und sich durch einander flochten. Die beyden hintern Kammern nahmen das Blut aus den beyden Stämmen der Hohladern nebst dem Blut aus der Lungenblutader in sich, welche doppelt war, indem sich auf jeder Seite eine befand; denn indem sich die Blutadern in jede Achselblutader entledigten, so mischten sie das Blut, welches sie aus den Lungen empfangen hatten, mit dem Blut der Hohlader, um es in die rechte Herzkammer zu bringen, aus welcher die große Pulsader gieng. Die vordere Herzkammer hatte kein andres Gefäß, als die Lungenpulsader. Diese Pulsader sowohl als die große Pulsader hatte drey Klappen (Valu. Siginoid.) deren Verrichtung diese ist, daß sie das Blut, so aus dem Herz gegangen, verhindern, wieder hineinzugehen, wenn die Herzkammern sich erweitern, um das Blut aus der Hohlader und der Lunge aufzunehmen. Die große Pulsader theilte sich beym Ausgang aus der rechten Herzkammer in zween Aeste, welche zwo Krücken machten. Der Luftröhrenkopf bestand, wie bey den Vögeln aus einem Gießkannen ähnlichen (Aytaenoid.) und ringelförmigen (Cricoid.) Knorpel, welche mit einander durch ein Gelenke vereiniget waren. Der Luftröhrenspalt war schmal und enge; und diese besondre Bauart des Spalts könnte die Ursache von

dem

dem Brausen der Meerschildkröten seyn, welches man, nach dem Vermelden des Plinius sehr weit entfernt hört, wenn sie schlafend auf der Oberfläche des Meeres schwimmen. Die Seekälber, welche auch ihres Schnarchens wegen merkwürdig sind, haben auch einen außerordentlichen engen Luftröhrenspalt und Kehldeckel. Die Luftröhre, welche ganze Ringe hatte, theilte sich beym Eingang in die Brust in zween lange Aeste, davon jeder sechs Daumen lang war. Diese Aeste verlohren beym Eingang in die Lunge ihre Knorpel, und machten nur sehr breite und ungleiche häutichte Canäle. Die Schriftsteller, welche geglaubt haben, daß die Schildkröte kein Blut in der Lunge habe, haben diese Meynung darauf gegründet, weil die Häute, woraus sie besteht, weiß und durchsichtig sind, daher sie ganz häuticht sieht, wenn sie aufgeblasen ist, anstatt, daß die Lunge von andern Thieren fleischicht erscheint: allein der Unterschied beruht in der That nur darinne, daß eins mehr, das andre weniger ist; indem die Lunge des Menschen sowohl als andre Thiere aus nichts anders als kleinen Bläschen besteht, welche auf einander aufgehäuft sind, zwischen welchen die Blutgefäße in so großer Menge durch einander geflochten sind, daß sie das Ansehen vom Fleisch nach Art kleiner Lappen haben, welche an den Luftcanälen hängen, und aus diesen kleinen Lappen sind die großen Lappen der Länge zusammengesetzt. Nun ist es aber nicht wahrscheinlich, daß die Lunge von der Schildkröte zum völligen Umlauf des Blutes diene; sie ist auch nicht für die Stimme gemacht, indem die Schildkröte schlechterdings stumm ist; und sie ist auch nicht

zur

zur Abkühlung der innern Theile noch zur Abführung ihres Dampfes dienlich, weil sie keine beständige und regelmäßige Bewegung hat, die man in den andern Thieren sieht, und die zu diesem Gebrauch nothwendig ist; dergestalt, daß nichts als das Zusammenpressen der innern Theile übrig bleibt, deren Nutzen auf die völlige Zurichtung und Austheilung des Nahrungssafts geht. Allein, wir suchen einen andern weit wichtigern Nutzen, und der, da er der Schildkröte und andern Thieren von ihrer Art ganz besonders ist, sich besser zu der besondern Bauart ihrer Lunge schickt; und wir haben gefunden, daß man diesem Theil das Vermögen zueignen kann, welches die Schildkröte darinne hat, daß sie sich, wenn sie will, in die Höhe begeben, sich auf dem Wasser erhalten, und auf dem Grunde lassen kann, dergestalt, daß sie bey ihr die Stelle der Luftblase vertritt, welche sich in den meisten Fischen befindet. Wir haben eine lange Zeit Schildkröten bemerket, welche auf dem Wasser schwammen, ohne sich zu bewegen. Die Fische erhalten sich eben auch lange Zeit an einem Ort mitten im Wasser, bald bey dem Grund des Wassers, bald bey der Oberfläche. Aristoteles und Plinius haben bemerket, daß, wenn die Schildkröten während der Meerstille lange Zeit auf dem Wasser geblieben, es sich zuträgt, daß sie, indem ihre Schale an der Sonne trocken geworden, leicht von den Fischern gefangen werden, weil sie sich nicht hurtig genug in dem Meer untertaugen können, indem sie allzuleicht geworden. Dieses zeigt, wie genau ihr Gleichgewicht seyn muß, weil eine so kleine Veränderung, als

diejenige ist, so sich durch die bloße Austrocknung der Schale zuträgt, fähig ist, es unnütze zu machen. Ob nun wohl diese Schildkröte nicht von denenjenigen war, welche im Wasser leben, so hatte sie doch in Ansehung dieser besondern Bauart des Herzens und der Lunge eine solche, welche der Bauart der Thiere von ihrer Art ähnlich war, eben so, wie man viele Vögel sieht, so Flügel haben, ob sie gleich nicht fliegen.

Das Gehirne war sehr klein; denn die Größe des Kopfs, so nach Beschaffenheit des übrigen Körpers schon sehr mäßig war, bestund vornehmlich in den Hirnschädelknochen und in dem Fleisch der Schlafmuskeln, so ihn deckten, und welche so dicke wie bey dem Löwen waren, indem der oberste Theil des Kopfs nach Art aller derjenigen Thiere, welche eine außerordentliche Kraft in den Kinnladen haben, einen Kamm hatte. Das Gehirne war nebst dem kleinen Gehirne in allem sechzehn Linien lang, und auf neun Linien breit. Die Meerschildkröten, so bey den Antillischen Inseln gefangen werden, haben es nach Beschaffenheit dreymal kleiner; denn, nach den Nachrichten, welche wir von diesen Ländern haben, besitzen die Schildkröten, welche daselbst einen Kopf so groß wie ein Kalb haben, ein Gehirne, so nicht größer als eine Bohne ist. Die Häute dieser beyden Theile, ihre Substanz, die netzförmige Verwicklung der Adern (Plex. Choroid.) die Zirbeldrüse, die Schleimdrüse, der Trichter und die meisten Nerven waren auf eben die Art beschaffen, als man bey den Vögeln sieht. Die andern Theile hatten etwas be-

sonders. Die Geruchsnerven waren von einer außerordentlichen Größe, indem sie beynahe den vierten Theil von dem ganzen Gehirne ausmachten. Die Sehenerven nahmen ihren Anfang von den Geruchsnerven. Das Rückenmark war mit seinen gewöhnlichen Häuten bedeckt, und mit vielen Gefäßen durchzogen, welche es bis zu seinem Ende begleiteten. Es erfüllte die ganze Höhle der Wirbelbeine, und gab von beyden Seiten viele paar Nerven von sich. Diejenigen, welche sich in die Vorder- und Hinterfüße, in den Hals und in den Schwanz vertheilten, waren sehr dick und in sehr großer Anzahl. Der Augapfel betrug im Durchschnitt einen Daumen. Das innere Augenlied, so wir in den lebendigen Schildkröten bewegen sehen, hatte eben die Muskeln, die wir in den Vögeln bemerkt haben. Die Hornhaut war sehr dünne. Die wäßrichte Feuchtigkeit hatte eine so dicke Beschaffenheit, daß sie nicht anders als schwer floß. Der Regenbogen hatte eine dunkelgraue Farbe, man sah daselbst viele durch einander geflochtene Gefäße. Die crystallinische Feuchtigkeit betrug nur eine Linie im Durchschnitt; sie war platt und linsenförmig. Die Zunge, deren Figur pyramidenförmig war, betrug in der Länge einen Daumen, und war über vier Linien breit. Sie war dünne, indem sie nicht mehr als eine Linie betrug, wovon die fleischichte Substanz nur die Hälfte ausmachte. Die Haut hatte oben eine große Anzahl Warzen. Die Zunge hatte nebst dem Zungenbeine zehn Muskeln, auf jeder Seite fünfe.

Was die Ohren betrifft, so war sowohl bey unsern kleinen Schildkröten als der großen äußerlich keine Oeffnung: der Knochen schien nur auf der rechten Seite der Schläfe eingedrückt zu seyn, und die Haut, so diese Vertiefung bedeckte, war dünner und feiner als irgendwo, und schien auch ein wenig an diesem Ort eingedrückt zu seyn. Nachdem man die Haut aufgehoben, so wurde man ein rundes Loch gewahr, so die Größe und Form von der Augenhöhle hatte. Es war vermittelst einer Art einer sehr beweglichen knorplichten Platte verschlossen, welche vermittelst einer sehr feinen Haut ganz um den Rand des runden Lochs herum anhieng. Auf der Seite des Lochs nach dem hintern Theil des Kopfs zu, befand sich ein knorplichter Canal, welcher in den Gaumen heruntergieng, woselbst sich eine lange Oeffnung befand, so einen kleinen Spalt machte. Unter der knorplichten Platte hat man eine große Höhle gefunden, welche ovalrund, sehr lang und zweymal so breit als lang war. Diese Höhle war auf der Seite durchbohrt, um einem kleinen und sehr dünnen Griffel den Weg zu verstatten, welcher mit dem einen Ende die Platte erhielt, und, nachdem er mitten durch eine andre Höhle gegangen, welche ein wenig unter und auf der Seite der großen war, mit dem andern ein Loch verstopfte, durch welches die zweyte Höhle sich in die dritte öffnete, welche krummgängig war, und den Gehörnerven aufnahm. Das Ende des Griffels, welcher die Oeffnung dieser dritten Höhle verstopfte, wurde nach und nach weiter, wie das Ende einer Trompete, und hatte eine zarte Haut, die ihn an den Umfang

des Lochs anhieng. Diejenigen, welche eine Beschreibung von den Antillischen Inseln gegeben, als woselbst eine größre Menge von Schildkröten ist, sagen, daß sie taub sind. Wir haben, wegen dieser Theile, die wir itzt beschrieben, Ursache zu zweifeln, daß die Geschichtschreiber alle nöthige Sorgfalt, um von diesen sonderbaren Umständen wohl unterrichtet zu werden, angewendet, indem es wahrscheinlich ist, daß sie mit der Muthmaßung zufrieden gewesen, die man dieserhalben aus dem Mangel der Oeffnung, so diese Thiere an ihren Ohren haben, ziehen kann: sonst müßten die Ohren bey den Schildkröten eben dasjenige seyn, was die Augen bey den Maulwürfen seyn, das ist, sie hätten Ohren, ohne zu hören, eben so wie die Maulwürfe Augen haben, mit denen sie nicht sehen.

Die Anmerkung, die wir von der Art gemacht, nach welcher die Schildkröte ihren Hals bewegt, um sich herumzukehren, wenn sie auf dem Rücken liegt, hat uns Gelegenheit gegeben, die Muskeln zu suchen, welche diesen Theil biegen, und welche ihn ausstrecken. Wir haben erst gefunden, daß dieser Hals zwo Arten von Bewegung hat, davon eine jede aus einer Biegung und Ausstreckung besteht. Die erste Bewegung besteht darinne, daß die Schildkröte ihren Hals und ihren Kopf hineinzieht oder ihn verlängert und herausgehen läßt. Die zweyte ist diejenige, da der Hals, wenn er herausgekommen und ausgestreckt ist, sich von allen Seiten herumwendet. In der ersten Art der Bewegung wird der Hals lang, wenn die

Muskeln,

Muskeln, welche zu verschiednen Biegungen des herausgestreckten Halses dienen, zusammen und mit gleicher Stärke wirken; und er begiebt sich nebst dem Kopf, vermittelst zwoer verschiedner Biegungen und Ausdehnung der Wirbelbeine, davon eine oben, die andre unten ist, zurück; welches dem Hals eine Figur giebt, die derjenigen ähnlich ist, welche der Hals des Schwans annimmt, wenn derselbe seinen Hals nach dem Rücken zuzieht. Dieserhalben befinden sich ausser den Muskeln, welche den herausgestreckten Hals allenthalben bewegen, auf jeder Seite fünf besondre, welche von den Fortsätzen der Lendenwirbel und den letzten Rippen entstehen, längst der Rückenwirbel in die Höhe steigen, und sich an fünf verschiednen Orten in die schiefen Fortsätze der Halswirbel begeben, da denn der längste nahe bey dem Kopfe an dem Körper des ersten Wirbelbeines hängt. Die Muskeln, welche, wenn sie besonders wirken, zun Biegungen des herausgestreckten Halses dienen, entstehen von den Halswirbeln, und begeben sich auch in selbige. Wenn sich der Kopf herauszieht, so begiebt er sich in eine Falte der Haut, welche auf den Schultern ist, und gleichsam eine Mönchskappe macht. Dieses geschieht vermittelst eines sehr breiten und sehr dicken Muskels, welcher an der Haut hängt, und der an den spitzigen Fortsätzen der Wirbelbeine, woselbst er zu entstehen scheint, anhängt, sich unten faltet, und die Luftröhre und den Schlund bedeckt, und einhüllt. Die verschiednen Lagen der Fasern von diesem Muskel, welche machen, daß man ihn für eine Zusammenhäufung vieler Muskeln halten kann, bringen die verschiednen Falten von

dieser in Form einer Mönchskappe gestalten Haut hervor, wenn sie verschiedentlich wirken.

Die Schildkröte überhaupt heißt auf griechisch χελονὲ; lateinisch Testudo, von Testa, eine Schale, weil dieses Thier mit einer Schale bedeckt ist; sonst hieß sie Domiporta, weil sie ihr Haus mit sich führet; oder Tardigrada, weil sie sich langsam bewegt; italiänisch heißt sie Testudine, Tartaruca oder Tartaruga; spanisch Tartuga. Was die Landschildkröte insbesondre betrifft, so heißt sie deutsch Erdschildkröte; niederländisch Schild-Pad, englisch Common Land Tortoise.

Die Meerschildkröte; Testudo marina, *Offic. Schroed.* 333. *Rondel. de Pisc.* 443. *Bellon. de Aquat.* 50. *Gesn. de Quadrup. Ovip.* 113. *Aldrou. de Quadrup. Ouip.* 712. *Ionst. de Quadrup.* 147. *Schoneu. Icht.* 74. *Charlet. Exerc.* 30. Testudo marina vulgaris, *Raii Synop. Anim. Quad.* 254. Testudo marina corticata, seu communis, *Nonnull.* franz. Tortue de Mer.

Wie Rajus sagt, so unterscheidet sich diese Art von der Landschildkröte vornehmlich in Ansehung der Größe, worinne sie selbige übertrifft; durch die Schale, welche nicht so schön und weicher ist; und durch ihre Füße, so zum Schwimmen gemacht und den Floßfedern der Fische ähnlich sind. Sie gelangt zu einer beträchtlichen Größe. Man trifft sie häufig bey Brasilien und bey den Antillischen Inseln an, welche so groß sind, daß das Fleisch von einer einzigen für

achtzig oder hundert Menschen zum Essen hinlänglich wäre. Solinus sagt, daß es in dem Indianischen Meer so große Schildkröten gäbe, daß die Indianer ihre Häuser von zwo Schalen dieser Thiere erbauten. Aelianus meldet, daß auf der Insel Taprobane die Dächer von den Häusern von Schildkrötenschalen gemacht wären. Diodorus Siculus schreibt, daß die Schildkrötenfresser, welches ein benachbartes Volk von Aethiopien ist, sich dieser Schalen als kleiner Schiffe zum Fahren nahe an dem festen Lande und statt der Hütten bedienen. Von den Reisenden versichern einige, daß sie in dem indianischen Meer in der That Schildkröten von so einer Größe gesehen, daß auf einmal vierzehn Personen auf den Rücken oder die obere Schale einer einzigen steigen können; andere melden, daß sie Schildkröten gesehen, welche zehn Fuß lang und sieben breit gewesen. Wie Johann de Laet meldet, so sollen die Schildkröten auf der Insel Cuba so groß wachsen, daß sie fünf Personen auf ihrem Rücken tragen können. Andre Schriftsteller sagen, daß das Männchen und das Weibchen einen ganzen Mondenmonat mit einander vereiniget bleiben. Die Fischer fangen sie, indem sie dieselben auf den Rücken werfen; deswegen nähern sie sich selbigen ganz sachte, indem sie schlafen und auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; und wenn sie dieselben auf diese Weise umgekehrt haben, so treiben sie sie mit den Händen vor sich hin bis zu ihrem Schiff. Wenn sie auf dem Rücken liegen, so holen sie ganz tief Odem, und vergießen häufig Thränen. An statt der Zähne haben sie einen Knochen, der in einem fort-

geht und so harte ist, daß sie, wie man sagt, auf einen einzigen Biß, dicke Stecken zerbeißen. Ihre obere Kinnlade hat einen Canal, welcher ausgehöhlt ist, um die Zähne der untern Kinnlade aufzunehmen, welche hingegen die zähnichte Hervorragung der obern Kinnlade aufnimmt; wodurch sie leicht das Gras abweiden. Plinius sagt, daß sie, wenn sie auf die Erde herausgegangen, in das Gras bis auf hundert Eyer legen, welche den Vogeleyern ähnlich sind. Diese Eyer sind weiß und rund, und haben keine ovale Figur, wie die Vogeleyer. Was die Alten von ihrem Brüten sagen, ist falsch; denn sie werden einzig und allein von der Sonnenwärme erwärmet und ausgebrütet; welches von den Eyern aller Schildkröten überhaupt muß gesagt werden. Johann Faber Lyncee versichert, daß die Lungen von der Schildkröte nicht in der Brust, sondern in dem Unterleib unter dem Zwerchfell liegen. Nachdem ich, sagt er, die Luftröhre in Stücken geschnitten, und mit einer Röhre hineingeblasen, so habe ich sogleich zwo Lungen in dem Unterleibe wahrgenommen, welche bis an das Ende des Mastdarms reichten, nach der Brust zugiengen, und in der Breite sehr zunahmen; sie waren röthlicht, und hatten eine sehr anmuthige Farbe. Die Luftröhre gieng von dem Luftröhrenkopf in die Brust hinunter, woselbst sie sich in zween Aeste theilte, welche, nachdem sie das Zwerchfell durchboret, in die Lungen giengen. Diese Lungen sind von einer sehr dünnen Substanz, die ihnen das Ansehn gleichsam rother aufgeblasner Blasen giebt; demohngeachtet aber behalten sie die Substanz wirklicher Lungen, und hängen an dem

dem Ort, welcher nach dem Rücken zugeht, so an, daß man sie wohl fast ganz mit den Fingern ohne Messer losmachen kann.

Der Pater Feuillee, ein Franciscaner, hat uns in dem Verzeichniß seiner Bemerkungen die Zergliedrung der vornehmsten Theile einer Meerschildkröte gegeben. Wie er sagt, so sollen die Muskeln, welche das Auge von Seiten der Augenhöhle bedecken, mit einer zähen Materie und weißen Drüsen begleitet werden, welche in der Mitten schwarz besprengt sind, und von Seiten des großen Augenwinkels mit einander zusammenhängen: das angewachsene Häutchen (Coniunctiua) welches sich unmittelbar unter diesen Muskeln befindet, und welches den ganzen Augapfel ganz und gar bedeckt, hängt sehr fest an der Hornhaut an; sie hat überall eine Schieferfarbe, ausgenommen, vorwärts, wo sie ein wenig weiß ist. Die durchsichtige Hornhaut ist wie ein Groschen so dicke; ihre Weite ist nicht ganz und gar kugelrund, sondern forne und hinten ein wenig platt; sie besteht aus zwey Stücken, der hinter oder harten Hornhaut, und der vordern oder durchsichtigen Hornhaut; diese besteht auch noch aus ohngefähr acht Stücken, welche mit einander gleichsam nach Art einer Nath vereiniget sind: diese Näthe aber kommen nur in dem hohlen Theil dieser durchsichtigen Hornhaut zum Vorschein. Die durchsichtige Hornhaut ist auch um und um zähnicht; sie ist inwendig ganz und gar schwarz und mit einer sehr dünnen und dunkelgrauen Haut überzogen; diese Haut umschließt eine schleimichte Materie, welche

gleichsam in einer Büchse oder Blase ist, so aus einer überaus dünnen und mit einem sehr klaren Wasser angefüllten Haut besteht, in welchem ein sehr reiner, sehr durchsichtiger und mit einem spinneweben Häutchen überzogner Crystall schwimmt. Dieser Crystall ist vorwärts mehr als hinten gewölbt: es ist auch vorne noch eine andre Haut, welche auch überaus dünne und wie das traubenförmige Häutchen bey dem Menschen durchbohrt ist, um das Licht durchzulassen: diese hintere Haut hängt an dem Grunde der zähnlichten Platte oder durchsichtigen Hornhaut, deren Oeffnung in der Mitten auch noch von einer sehr dünnen Haut formirt, und wie das Trommelfell in dem Ohr gespannt ist.

Die Zunge von der Meerschildkröte ist kurz, stumpf und ziemlich dicke; sie ist ganz muskulös, ein wenig harte und oben ganz runzlicht, und hat in ihrer innern Substanz einen kleinen länglichten Knorpel, welcher nach Art eines kleinen Weberschiffs gemacht ist. Dieser kleine Knorpel hängt über den obersten Theil eines knorplichten Knochens, welcher einem Küraß ähnlich ist: bey diesem Knochen befinden sich auf beyden Seiten drey Knochen, so auch knorplicht und auf eine solche Weise gestellt sind, daß sie den Körper eines Frosches mit dem Brustharnisch zu machen scheinen. Diese Zusammenfügung von Knochen vertritt die Stelle des Zungenbeins, und man kann sie auch also nennen. Diese Zunge hängt unmittelbar an diesem Küraß und an den Knöchelchen, so ihn vermittelst sehr starker Muskeln begleiten, und man sieht ein wenig hinter ihrer Wurzel eine kleine Rinne, so ein wenig

lang

lang ist, an deren Anfang der Luftröhrenkopf liegt. Die Luftröhre besteht ohngefähr aus vierzig Ringen, so knorplicht und eyrund sind, und mit einander an beyden Enden, ohne in einander zu stecken, durch eine dicke Haut vereinigt sind; sie spaltet sich in zween große Aeste, welche die ganze Länge der Lunge durchgehen: diese Ringe vertheilen hiervon andre in dünnere Aeste, so aber aus Ringen bestehen, die ganz wellenförmig, und in viele Stücke getheilt sind.

Die Schildkröte, welche die Gelegenheit zu den vorigen Bemerkungen gegeben, war ein Männchen, so ohngefähr drey Fuß lang war. Die Länge der Gedärme betrug von ihrem Anfang bis zum Hintersten fünf und vierzig Fuß, der Schlund war sehr weit, sechzehn Daumen lang, und inwendig vom Anfang bis in die Mitten mit sehr vielen Spitzen besetzt, welche weichlicht, weiß und den kleinen Flocken ähnlich waren, die man an den Rändern einiger Wolldecken sieht; sie neigten sich alle nach dem Magen zu: das übrige hatte wohl einige dergleichen Spitzen, allein sie waren seltner und weit kürzer. Der Magen war ohngefähr zween Fuß lang: beynahe achtzehn Daumen lang ist er dergestalt zugezogen, daß es scheint, als wenn es zween Magen wären, so mit einander an beyden Enden vereiniget sind; beyde sind inwendig gefalten: allein die Falten des zweyten sind weit dicker, als von dem ersten. Der untere Magenmund ist ohngefähr zween Daumen lang; er ist so enge, daß man kaum den kleinen Finger hineinbringen kann; er ist inwendig der Länge nach ganz gefalten.

falten. Das übrige von den Gedärmen ließ sich von dem untern Magenmunde bis zum Hintersten nur in zwey Gedärme theilen, davon das eine dünne das andre dicke war: dieses ist viel weiter im Anfang als in dem ganzen übrigen Theil; das dünne Gedärme ist von dem untern Magenmund bis zum Anfang des dicken Gedärmes ohngefähr zwölf Fuß lang. Seine Häute sind im Anfange weit dicker, als am Ende: inwendig ohngefähr vier Fuß lang ist er vermittelst unzählich kleiner Oeffnungen oder Vertiefungen nach Art der Maschen eines Netzes sehr durchschnitten. Der Grund von jeder Weite ist auch noch durch andre kleine re Maschen, und diese noch durch andre kleinre unterschieden; dergestalt, daß es scheint, als sähe man drey oder vier übereinander gelegte Netze, indem die tiefsten Maschen weit enger und kleiner, als die obern sind. Das übrige der Gedärme ist bis zum Hintersten auf die Art wie ein Chorhemde gefalten, ohne, daß eine Gestalt eines Netzes zum Vorschein kömmt. Das ganze Gedärme ist inwendig mit einer fetten und schleimichten Materie überzogen, und der gemeine Gallengang hat daselbst ohngefähr zween Fuß unter dem untern Magenmunde seinen Eingang. Die Scheidung des dünnen und dicken Gedärmes besteht in einem sehr dicken, aber in seinem Fortgang sehr engen Schließmuskel. Das dicke Gedärme ist anderthalben Fuß weit; das übrige bis zum Hintersten ist von einerley Dicke, ausgenommen ein wenig vor dem Hintersten, wo es ein wenig dicker als in den übrigen ist, weil die Häute, so das ganze Gedärme ausmachen, daselbst weit dicker sind. Das ganze Gedärme besteht vom Schlund

an

an bis zum Hintersten aus drey Häuten, einer innern, mittlern und äußern. Die innere ist sehr dünn, und mit häufigen Aesten von Blut und Pulsadern ganz überzogen; die mittlere ist sehr dicke, sehr weiß, und insonderheit aus länglichten, zarten und fleischichten Fasern zusammengesetzt: sie ist von Ort zu Ort mit vielen Blut- und Pulsadern durchstrichen, welche auf der ganzen innern Haut viele Aeste vertheilen. Die äußere Haut ist überaus dünn; sie kömmt von dem Gekröse, welches an den Lungen und der Leber anhängt; und es ist so zarte, daß man es sehr leicht zerreißt, so wenig man auch Gewalt anwendet, wenn man es zieht: sie ist ganz und gar mit vielen großen Aesten von Blutadern überzogen, welche aus einer sehr dicken Haut bestehen. Alle diese Aeste von Blutadern werden von andern Aesten von Pulsadern begleitet, deren Häute weit dünner als bey den Blutadern sind. Längst dieser Aeste sowohl von Blut als Pulsadern sieht man eine Reihe sehr gelbes Fett, so sie überall begleitet: alle Enden von diesen Aesten kriechen auf den Gedärmen hin, und vertheilen viele andre Aeste in ihre innere Substanz. Das Herz liegt unmittelbar auf der Leber, und die Leber auf den Lungen. Das Herz von dieser hier beschriebenen Schildkröte hatte die Figur einer großen etwas platten Birne. Seine Größe ist nach dem Maaß der Schildkröte eingerichtet; dieses Herz hat keinen Herzbeutel, es ist aber mit einer ziemlich starken Haut bedeckt, die ihm überaus anhängt, und die bey ihm die Stelle eines Herzbeutels vertritt. Es hat zwey große Ohren von einer ziemlich dicken häutichten Substanz, davon eines auf der

rechten

rechten, das andre auf der linken Seite ist: äußerlich ist es ganz und gar runzlicht und inwendig hat es unzählige Höhlen, welche unter einander unzählich viel Bündel von fleischichten Fasern lassen. Jedes Ohr hat wiederum mit jeder Herzkammer Gemeinschaft, aber auf eine sehr besondre Weise; denn anstatt, daß das Blut in dem Menschen erst in das Ohr kömmt, ehe es in die Herzkammer tritt, so wird hier hingegen das Blut vermittelst der Einrichtung seiner Bewegung in die Höhle der Herzkammer getrieben, und die Ohren scheinen nur darzu gemacht zu seyn, daß sie dasjenige, so nicht in die Herzkammer treten kann, aufzunehmen. Der Höhlen des Herzens sind an der Zahl drey; die rechte empfängt das Blut von der Hohlader und dem rechten Herzohr; die linke Höhle empfängt das Blut von der Lungenblutader und dem Herzohr eben derselben Seite: das Blut geht aus der linken Höhle in die rechte, vermittelst einer Art eines Lochs, so die Gemeinschaft zuwege bringt; und von da geht alles Blut in zwo Pulsadern, so aus der rechten Höhle ihren Ursprung haben, und die in verschiedne Theile des Körpers gehen, wenn man einen Theil des Blutes ausnimmt, welcher durch ein Loch in die dritte Höhle, so vorwärts ist, geht, damit es in die Lungenpulsader komme, welche ihren Ursprung von der dritten Höhle hat, dergestalt, daß die linke Höhle einzig und allein das Blut aus der Lungenblutader und dem linken Herzohr in sich nimmt: die rechte Höhle nimmt das Blut in sich, so aus der linken Höhle dem rechten Herzohr und der Hohlader kömmt; und zu gleicher Zeit versieht sie damit die beyden Pulsadern, die bey

ihr die Stelle der großen Pulsader vertreten, und die dritte kleine Höhle, woraus das Blut in die Lungenpulsader geht.

Die Leber ist bis in die Mitten ihrer Länge gespalten; welches gleichsam zween Lappen macht, einen großen und einen kleinen, wiewohl es eigentlich nicht mehr als einer ist. Der große ist auf der rechten, und der kleine auf der linken Seite. Die beyden Flügel von der Lunge sind mit einander vermittelst einer ziemlich starken und dicken Haut vereiniget; sie sind röthlicht und schwammicht. Die Luftröhre versieht jeden mit einem Ast, welcher sie ganz und gar ihrer ganzen Länge nach durchläuft, und der viele kleinere in ihre ganze Substanz vertheilt. Das Herz giebt auch jeder Lunge zwey große Gefäße, welche über die Aeste der Luftröhre weglaufen, in ihre Substanz hineingehen, und die Luftröhrenäste überall begleiten. Die beyden andern, welche die ganze Länge hin auswärts unter dem hintern Theile hinlaufen, machen große Aeste, welche über das ganze Gekröse hinlaufen: allein ein wenig vorher, ehe sie die Aeste des Gekröses formiren, sind sie mit einander vermittelst eines andern Gefäßes auf die Art eines Querholzes oder einer Sprosse von einer Leiter zusammengefügt.

Rochefort sagt in seiner Naturgeschichte von den Antillischen Inseln in Amerika, daß man auf diesen Inseln viele Arten von Land, Meer, und süßen Wasserschildkröten fange. Wie er sagt, so sollen die Meerschildkröten gemeiniglich von den Einwohnern der Inseln in Tortue Franche, Caouanne

und

und Caret eingetheilet werden. Sie sind beynahe alle von einerley Figur; allein nur das Fleisch von der erstern Art ist gut zu essen, außer im Fall der Noth und in Ermangelung andrer Dinge, eben so wie nur die Schale der letztern in einem Werthe steht. Die Tortues Franches und Caouannes, sind am öftersten von einer so übermäßigen Größe, daß die einzige obere Schale ohngefähr vier und einen halben Fuß lang und vier Fuß breit ist. Diese Thiere, so auf dem Land und im Wasser zugleich leben, kommen nicht sehr auf das Land, außer, wenn sie ihre Eyer legen wollen; sie erwählen deshalben einen sehr milden und sehr dünnen Sand, der sich an dem Ufer des Meers an einem Ort befindet, an dem selten jemand hinkömmt, und wohin sie leicht hinkommen können. Die Einwohner auf den Inseln, welche zu einer gewissen Zeit im Jahr auf die Inseln Cayemann kommen, um sich mit Fleisch von Schildkröten zu versorgen, welche in unzählicher Menge daselbst ans Land gehen, sagen, daß sie daselbst über hundert Meilen weit ankommen, um ihre Eyer da zu legen, wegen der leichten Beschaffenheit des Ufers, welches niedrig und überall mit einem weichlichten Sande bedeckt ist. Das Anlanden der Schildkröten fängt zu Ende des Aprils an, und dauert bis in Monat September; und alsdenn kann man sie in Menge fangen; welches auf folgende Weise geschieht:

Beym Eintritt der Nacht setzt man Leute ans Land, welche, ohne ein Geräusch zu machen, sich auf der Rhede oder dem Ankerort aufhalten, und auf die

Schild-

Schildkröten lauren, wenn sie aus dem Meer gehen, um ihre Eyer in den Sand zu legen; und wenn sie gewahr werden, daß sie sich ein wenig vom Ufer des Meers entfernet, und mit ihren Pfoten in den Sand ein anderthalb Fuß tiefes Loch, und bisweilen drüber machen, so überfallen sie diese Leute, indem sie sich mit dieser Arbeit beschäfftigen und legen sie auf den Rücken; wenn sie sich in dieser Lage befinden, können sie sich nicht mehr umwenden, und verbleiben auf diese Art bis zum andern Tage, da man sie denn in die Boote holt, um sie in das Schiff zu bringen. Wenn sie auf diese Weise auf den Rücken gelegt sind, sieht man sie weinen und hört sie tiefe Seufzer holen. Die Bootsknechte, welche auf diese Inseln von Cayemann kommen, um ihre Ladung von Schildkröten zu machen, könnten von selbigen jeden Abend in weniger Zeit als drey Stunden vierzig bis funfzig umwenden, davon die kleinsten hundert und funfzig, und die gewöhnlichsten zweyhundert Pfund wiegen: es giebt daselbst welche, so zwey große Eymer voll Eyer in dem Bauch haben. Diese Eyer sind rund und so groß als ein Ball, womit man spielt; sie haben ein Eyweiß und eine Dotter, wie die Hünereyer, allein die Schale von selbigen ist nicht feste; sie ist weichlicht, als wenn sie von befeuchteten Pergamen wäre. Man macht Eyer auf Butter und Eyerkuchen von selbigen, welche ziemlich gut sind; sie sind aber trockner als diejenigen, so man von Hünereyern macht. Eine einzige Schildkröte hat so viel Fleisch, daß sie im Stande ist, sechzig Personen einen Tag lang zu ernähren. Wenn man sie essen will, so schneidet man bey ihnen die

Schale des Bauchs rund herum weg, welche die Inselbewohner den untern Küraß (Plastron de dessous) nennen, und welcher mit dem obern durch gewisse Knorpel vereiniget ist, so leicht zu zerschneiden sind. Den ganzen Tag über sind die Bootsknechte beschäfftiget, die Schildkröten, so sie des Nachts gefangen, in Stücken zu zerlegen, und einzusalzen. Die meisten Schiffe, welche auf diese Inseln von Cayemann zu gehen, kehren, nachdem sie ihre Ladung gemacht haben, nach sechs Wochen oder zween Monaten, zu den Antillischen Inseln zurück, woselbst sie die eingesalzenen Schildkröten zur Nahrung des gemeinen Volks und der Sclaven verkaufen. Diejenigen Schildkröten aber, so dem Raub entgehen können, kehren, nachdem sie ihre Eyer zu zweyen oder dreyenmalen gelegt, wiederum an den Ort zurück, woher sie gekommen. Die Eyer, so sie an dem Ufer des Meeres mit Erde bedeckt haben, werden nach Verlauf sechs Wochen durch die Sonnenhitze, und nicht, wie Plinius und einige Alte sich eingebildet, durch ihren Anblick ausgebrütet: So bald die kleinen Schildkröten die Schale, welche sie umschlossen, zerbrochen haben, so durchboren sie den Sand und kriechen heraus, um sich gerade zu ihren Müttern durch einen Trieb, den sie von der Natur empfangen, in das Meer zu begeben. Das Fleisch von dieser Schildkröte ist so angenehm, als das beste Kalbfleisch; wofern es nur frisch ist, und von einem Tage bis zum andern aufgehoben worden. Es ist mit Fett untermenget, welches, wenn es gekocht ist, gelb-grünlicht ist; es ist leicht zu verdauen, und sehr gesund; daher kömmt es, daß, wenn

es Kranke giebt, welche auf andern Inseln nicht können gesund werden, man sie auf die Inseln von Cayemann mit den Schiffen, welche sich damit versehen wollen, gehen läßt: und am öftersten kehren sie, nachdem sie durch dieses Fleisch erquicket und purgirt worden, mit guter Gesundheit zurück. Das Fett von dieser Art Schildkröten giebt ein Oel, welches gelb und dasjenige zu thun vermögend ist, was man will, wenn es frisch ist. Wenn es alt ist, dient es zum Lampen.

Die Schildkröten, so man Caouanne nennt, ist von eben der Figur, wie vorhergehende, ausgenommen, daß sie einen etwas dickern Kopf hat. Sie setzt sich zur Gegenwehr, wenn man sich ihr nähern will, um sie umzukehren: da aber ihr Fleisch schwarz, faserricht und übelschmeckend ist, so wird sie nicht geachtet. Das Oel, so man aus ihr erhält, ist nur zum Lampenbrennen geschickt.

Was die dritte Art betrifft, welche die Franzosen Caret nennen, so ist sie von den beyden andern der Größe nach unterschieden; indem sie kleiner ist und ihre Eyer nicht in den Sand, sondern in den mit kleinen Kieseln vermischten Sand legt. Das Fleisch von ihr ist nicht angenehm; die Eyer aber sind besser als von den andern Arten. Sie würden eben sowohl wie diejenige, so Caouanne heißt, nicht geachtet werden, wofern nicht ihre kostbare Schale machte, daß man sie sorgfältig suchte. Diese Schale besteht aus funfzehn sowohl großen als kleinen Blättchen, davon zehne platt, und viere ein wenig gekrümmt sind, und diejenigen, welche den Hals bedeckt, ist nach Art eines aus-

gehöhlten Triangels wie ein kleines Schild gemacht. Die abgelegte Schale von einer gemeinen Schildkröte (Caret) wiegt drey oder vier Pfund: man trifft aber deren bisweilen an, welche eine so dicke Schale und so lange und breite Blättchen haben, daß sie zusammen ohngefähr sechs oder sieben Pfund wiegen. Aus dieser Schale macht man itzt so viel schöne Kämme, schöne Geschirre, reiche Büchsen, Kästchen, kleine Schenktische Dosen, und so viel andre vortreffliche Werke, welche sehr hochgeschätzt werden. Damit man diese kostbare Schale bekommen möge, so muß man etwas Feuer unter die obere Schale bringen, an welcher die Blättchen anhängen; denn so bald sie die Wärme empfinden, so hebt man sie mit der Spitze eines Messers ohne Mühe weg.

Die Meerschildkröten lassen sich nicht nur auf den Sand nach der Art, von der wir oben gesagt haben, sondern auch vermittelst eines Instruments, so man Varre nennt, fangen. Es ist eine Stange, welche so lang als ein halber Spieß ist, an deren Ende man einen Nagel steckt, der an beyden Enden zugespitzt, in der Mitten viereckicht und so dick als ein kleiner Finger ist. Man steckt ihn bis zur Hälfte in das Ende der Stange hinein, in die er ohne Gewalt geht. Einige machen auf der Seite, wo er herausgeht, einen Einschnitt, damit er stärker halte, wenn man ihn in die Schale der Schildkröte geworfen hat. Wie die Fischer diesen Spieß werfen, geschieht auf folgende Weise. Des Nachts, wenn es Mondenschein und das Meer ruhig ist, setzt sich der oberste

Fischer,

Fischer, den sie Varreur nennen, in einen kleinen Kahn, so Canot genennet wird: nebst zwo andern Personen, davon die eine an dem Ruder ist, um ihn von jeder Seite mit einer so großen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit zu bewegen, daß er eben so weit und mit weit weniger Lärm fortgeht, als wenn er mit Gewalt der Ruder fortgetrieben würde; der andre befindet sich in der Mitten des Kahns, woselbst er die Schnur hält, welche an dem Nagel angeheftet ist, so, daß er im Stande ist, solche leicht und geschwinde lang zu ziehen, wenn der oberste Fischer die Schildkröte geworfen hat. Mit dieser Zurüstung fahren sie hin, ohne einen Lärm zu machen, wo sie vermuthen, welche anzutreffen: und wenn der oberste Fischer, so ganz gerade auf dem Vordertheil des Kahns steht, eine an dem Schein des Meers gewahr wird, welches sie, indem sie wechselsweise herausgeht, schäumend macht, so zeigt er mit dem Ende seiner Stange, so dem, der das kleine Schiff regiert, als ein Seecompaß dienen muß, den Ort, wo er ihn hinführen muß, und nachdem er sich ganz gemächlich der Schildkröte genähert, so wirft er ihr diese Stange heftig auf den Rücken. Der Nagel durchdringt die Schaale und geht tief in das Fleisch; und das Holz kömmt auf das Wasser wieder. So bald sie merkt, daß sie verwundet ist, so wälzt sie sich mit dem Nagel, welcher in ihrer Schale stecken bleibt, auf dem Grunde; und je mehr sie sich bewegt, desto mehr sie sich durchsticht. Endlich, wenn sie sich lange genug gequälet hat, und ihr die Kräfte wegen des Blutes, so sie verlohren, entgehen, so läßt sie sich leicht fangen, und man zieht

sie ohne Mühe an den Rand des Kahns oder an das Land.

Es giebt, sagt Pluche, in seinem Spectacle de la Nature, vier oder fünf Arten von Schildkröten, davon die beyden besten diejenigen sind, davon die eine Tortue franche und die andre Carret heißt. Erstere Art hat keine so schöne Schale: allein das Fleisch und die Eyer von selbiger sind vortrefflich, und werden von den Seeleuten sehr gesucht, welche nichts bessers haben, um sich zu erfrischen, und wenn die Schiffarth lang ist, bey ihren Krankheiten zu heilen. Eine einzige Schildkröte kann auf zweyhundert Pfund Fleisch geben, so man einsalzt, und beynahe dreyhundert große Eyer, die sich halten. Letztere ist eine andre Schildkröte, welche eben sehr groß, wie die erstere ist, aber in der That kein so niedliches Fleisch hat; allein sie wird wegen ihrer Schaale sehr gesucht, die man, wie man will, bearbeitet, indem man sie in heißem Wasser weich macht, und hernach in eine Form thut, in welcher man ihr vermittelst einer guten eisernen Presse genau und geschwind die Figur annehmen läßt: man polirt sie hernach, und legt sie mit Gold und Silber oder andern Zierathen aus. Die Schildkröte frißt unter und außer dem Wasser Pflanzen. Sie hat ihren gewöhnlichen Aufenthalt auf gewissen Wiesen, welche auf dem Grunde des Meers längst vieler Inseln von America sind, woselbst sie auch ihre Nahrung findet. Einige von diesen Gründen sind nur wenig Klaftern tief, und die Reisenden erzählen, daß, wenn das Meer stille und das Wetter heiter ist, man diese schöne

grüne

grüne Wiese auf dem Grunde des Wassers und die Schildkröten sieht, welche da herum spatzieren. Wenn sie gefressen haben, gehen sie an den Ausfluß der Flüße, nach dem süssen Wasser. Sie suchen Luft zu schöpfen, hernach kehren sie wieder auf den Grund zurück. Wenn sie nicht fressen, haben sie gemeiniglich den Kopf außer dem Wasser, woferne sie nicht einen Jäger oder einen Raubvogel sich bewegen sehen, bey welchem Fall sie sich geschwind untertauchen. Sie kommen alle Jahr aufs Land, und legen ihre Eyer in die Höhlen, so sie in den Sand machen, ein wenig über den Ort, wo die Wellen, welche über einander hinlaufen, anschlagen. Sie bedecken sie sehr leicht, damit die Sonne sie erwärme, und die Jungen ausbrüte; und indem sie für ihre Familie arbeiten, so richten sie einen häufigen Vorrath für Menschen und Vögel zu; denn sie legen auf dreymal von vierzehn bis zu vierzehn Tagen, und zwar jedesmal neunzig Eyer und drüber. Nach Verlauf vier oder fünf und zwanzig Tagen, sieht man aus dem Sande kleine Schildkröten herausgehen, welche ohne Unterricht und Führern ganz gemächlich nach dem Wasser zu gehen. Aber unglücklicher Weise werfen sie die Wellen die ersten Tage zurück. Die Vögel laufen herzu und tragen die meisten davon, ehe sie stark genug sind, sich wider die Wellen zu setzen, und sich auf den Grund zu begeben: es kommen auch von dreyhundert Eyern bisweilen nicht zehne, bisweilen gar keine davon.

Dieses wird zum Theil durch die Erzählung Wilhelm Dampier in seinem Nouveau Voyage autour

sie ohne Mühe an den Rand des Kahns oder an das Land.

Es giebt, sagt Pluche, in seinem Spectacle de la Nature, vier oder fünf Arten von Schildkröten, davon die beyden besten diejenigen sind, davon die eine Tortue franche und die andre Carret heißt. Erstere Art hat keine so schöne Schale: allein das Fleisch und die Eyer von selbiger sind vortrefflich, und werden von den Seeleuten sehr gesucht, welche nichts bessers haben, um sich zu erfrischen, und wenn die Schiffarth lang ist, bey ihren Krankheiten zu heilen. Eine einzige Schildkröte kann auf zweyhundert Pfund Fleisch geben, so man einsalzt, und beynahe dreyhundert große Eyer, die sich halten. Letztere ist eine andre Schildkröte, welche eben sehr groß, wie die erstere ist, aber in der That kein so niedliches Fleisch hat; allein sie wird wegen ihrer Schaale sehr gesucht, die man, wie man will, bearbeitet, indem man sie in heißem Wasser weich macht, und hernach in eine Form thut, in welcher man ihr vermittelst einer guten eisernen Presse genau und geschwind die Figur annehmen läßt: man polirt sie hernach, und legt sie mit Gold und Silber oder andern Zierathen aus. Die Schildkröte frißt unter und außer dem Wasser Pflanzen. Sie hat ihren gewöhnlichen Aufenthalt auf gewissen Wiesen, welche auf dem Grunde des Meers längst vieler Inseln von America sind, woselbst sie auch ihre Nahrung findet. Einige von diesen Gründen sind nur wenig Klaftern tief, und die Reisenden erzählen, daß, wenn das Meer stille und das Wetter heiter ist, man diese schöne

grüne

grüne Wiese auf dem Grunde des Wassers und die Schildkröten sieht, welche da herum spatzieren. Wenn sie gefressen haben, gehen sie an den Ausfluß der Flüße, nach dem süssen Wasser. Sie suchen Luft zu schöpfen, hernach kehren sie wieder auf den Grund zurück. Wenn sie nicht fressen, haben sie gemeiniglich den Kopf außer dem Wasser, woferne sie nicht einen Jäger oder einen Raubvogel sich bewegen sehen, bey welchem Fall sie sich geschwind untertauchen. Sie kommen alle Jahr aufs Land, und legen ihre Eyer in die Höhlen, so sie in den Sand machen, ein wenig über den Ort, wo die Wellen, welche über einander hinlaufen, anschlagen. Sie bedecken sie sehr leicht, damit die Sonne sie erwärme, und die Jungen ausbrüte; und indem sie für ihre Familie arbeiten, so richten sie einen häufigen Vorrath für Menschen und Vögel zu: denn sie legen auf dreymal von vierzehn bis zu vierzehn Tagen, und zwar jedesmal neunzig Eyer und drüber. Nach Verlauf vier oder fünf und zwanzig Tagen, sieht man aus dem Sande kleine Schildkröten herausgehen, welche ohne Unterricht und Führern ganz gemächlich nach dem Wasser zu gehen. Aber unglücklicher Weise werfen sie die Wellen die ersten Tage zurück. Die Vögel laufen herzu und tragen die meisten davon, ehe sie stark genug sind, sich wider die Wellen zu setzen, und sich auf den Grund zu begeben: es kommen auch von dreyhundert Eyern bisweilen nicht zehne, bisweilen gar keine davon.

Dieses wird zum Theil durch die Erzählung Wilhelm Dampier in seinem Nouveau Voyage autour

de Monde bestätiget. Es giebt, sagt dieser berühmte Reisende, vier Arten von Meerschildkröten; nämlich die großen Schildkröten oder die Schildkröten mit dem runden Schild, (Tortues a Bahu) die Dickköpfe (Grosles Tetes) die Falkenschnäbel (Bec a Fauçon) und die grünen Schildkröten. Die erstern sind gemeiniglich größer als die andern, haben einen höhern und rundern Rücken, wie auch ein stinkendes und ungesundes Fleisch. Die Dickköpfe werden also genennt, weil sie einen dickern Kopf als alle die andern haben; ihr Fleisch ist auch sehr stinkend und man ißt sie selten, außer im Nothfall. Sie nähren sich vom Moos, so sich an die Felsen legt. Die Falkenschnäbel sind die kleinsten unter allen. Man nennt sie deswegen so, weil sie eine lange und kleine Kehle und gewisser Maßen die Figur von einem Falkenschnabel haben. Der Rücken von diesen Schildkröten ist mit einer Schale bedeckt, auf die man viel hält, um Kunstschränke, Kämme und andre Dinge daraus zu machen. Die größte hat ohngefähr drey und ein halbes Pfund an der Schale. Diese sind zum Essen mittelmäßig gut; überhaupt aber sind sie besser als die Dickköpfe. Doch sind die Falkenschnäbel an gewissen Orten ungesund: sie erregen bey denen, welche davon essen, überaus heftiges Purgieren und Brechen; sie sind besser oder schlimmer, nachdem dasjenige ist, was sie fressen. An gewissen Orten nähren sie sich von Pflanzen, wie die grünen; an andern halten sie sich zwischen den Felsen auf, und fressen nichts als Moos oder wilde Kräuter: auch sind diese nicht so gut, noch ihre Schale so fein, wie diejenigen, so Pflanzen fressen; denn

gemei-

gemeiniglich ist die Schale mit Flecken bedeckt, welche verhindern, daß sie nicht durchsichtig ist. Was das Fleisch betrifft, so ist es gemeiniglich gelb und vornehmlich fett. Es giebt Schildkröten oder sogenannte Falkenschnäbel an verschiednen Orten von Westindien Sie haben besondre Inseln und Oerter, wo sie hinlegen und vermischen sich nur selten mit den andern. Beyde legen im Monat May, Junius und Julius in den Sand, einige früher, andre später. Sie legen dreymal, und jedesmal achtzig bis neunzig Eyer. Ihre Eyer sind so groß wie die Hünereyer, sehr rund und nur mit einer weißen und rauchen Haut bedeckt. Wenn eine Schildkröte des Legens wegen aus dem Meer geht, so ist sie zum wenigsten eine Stunde weg, ehe sie zurück kömmt; denn sie muß über die Oerter hinausgehen, wo das Meer am höchsten steigt; und wenn es geschieht, daß das Wasser klein ist, wenn sie auf das Land kömmt, so ist sie so schwer, daß sie zwey oder dreymal ruhen muß, ehe sie an den Ort kömmt, wo sie legen will. Wenn sie einen bequemen Ort gefunden, so macht sie mit ihren Floßfedern ein großes Loch in den Sand. Wenn sie gelegt hat, so bedeckt sie ihre Eyer zween Fuß tief mit eben dem Sande, den sie aus dem Loch gescharrt, und hernach kehrt sie zurück. Bisweilen kömmt sie eine Nacht vorher an den Ort, wo sie legen will; und nachdem sie ihn untersucht und einen Kreis oder einen halben Cirkel im Gehen gemacht, so kehrt sie nach dem Meer wieder zurück, und kömmt allemal die folgende Nacht wieder aufs Land, um an den Ort zu legen. Alle Schildkröten legen auf einerley Weise. Die Art, wie man sie fängt, besteht darinne,

inne, daß man zur Nachtzeit Acht hat, und die ganze Nacht von einer Seite zur andern ohne Geräusch und Licht geht. Wenn die Schildkröte ans Land kömmt, so wirft derjenige, welcher auf der Hut ist, selbige auf den Rücken, zieht sie so weit, daß die Fluth des Meeres sie nicht mehr treffen kann, und läßt sie bis früh liegen. Eine große grüne Schildkröte ist so schwer, und widerstrebt sich mit solcher Kraft, daß zween Leute zu thun genug haben, sie umzuwerfen. Man nennt sie grün, weil sie eine grünere Schale als die andern haben. Sie ist sehr dünn und sehr durchsichtig, und die Wolken sind bey selbiger schöner als diejenigen, so man in der Schale von denjenigen Schildkröten bemerkt, welche Falkenschnäbel heißen: man bedient sich aber nur derselben bey denenjenigen Werken, welche aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt sind, weil sie außerordentlich dünn ist. Sie sind überhaupt größer als die Falkenschnäbel, und das Stück wiegt zwey oder dreyhundert Pfund. Ihr Rücken ist platter als bey den Falkenschnäbeln, und ihr Kopf ist rund und klein. Sie sind unter allen die besten am Geschmack; sie sind aber dem Fleisch und der Größe nach gradweise unterschieden. Ich habe von einer ungeheuren grünen Schildkröte reden hören, die man zu Port Royal in dem Baye von Campesche gefangen, welche vom Rücken bis zum Bauch vier Fuß hoch und am Bauch sechs Fuß breit gewesen. Der Sohn des Capitain Roch, ohngefähr neun bis zehen Jahr alt, ist in die Schale von dieser Schildkröte wie in ein Schiff getreten, und ohngefähr eine viertel Meile weit zu dem Schiff seines Vaters gefahren. Das

Fett hat sechzehn Kannen (huit Galons) Oel gegeben, welche sechs und sechzig Pfund, nach pariſischen Maaß drey und dreyßig Pintes betragen. Unter den Schildkröten von den kleinen Inseln, so nach dem Mittag von Cuba zu liegen, sind einige größer, andre kleiner. Einige haben ein grünes, andre ein schwarzes, und noch andre ein gelbes Fleisch. Es giebt beständig welche von dieser Art in den Hafen Port-Royal in Jamaika, weil man daselbst Schiffe hinschickt, welche sie mit Netzen fangen, und sie nach Port-Royal bringen. Sie kommen in Jamaika lebendig an, woselbst man ihnen im Meer Fischhalter macht, um sie lebendig aufzubehalten. Der Markt ist mit selbigen alle Tage wohl versorgt. Es ist die gewöhnliche Nahrung in diesem Lande, und vornehmlich bey dem gemeinen Volk.

Die grüne Schildkröte lebt von einer Pflanze, welche im Meer an den meisten oben angeführten Orten drey, vier, fünf bis sechs Klaftern hoch wächst. Diese Pflanze hat ein kleines Blatt; ist aber einen viertel Daumen breit und sechs Daumen lang. Es giebt in Westindien zwo Arten von Schildkröten, welche von allen andern Arten unterschieden sind; denn das Männchen und das Weibchen kommen am hellen Tage ans Land, und legen sich an die Sonne. Sonst aber geht nur das Weibchen ans Land, um zu legen, und zwar nur des Nachts. Es giebt noch eine andre Art von Schildkröten in dem Meer, nach dem Mittag zu, welche, so klein sie auch sind, demohngeachtet ziemlich gut sind, und die sich nach dem

Abend

Abend zu an der Küste von Mexico befinden. Es ist bey diesen Thieren eine sehr wunderbare und sehr merkwürdige Sache; sie verlassen nämlich zween oder drey Monate lang die Oerter, wo sie die meiste Zeit des Jahrs ihren Unterhalt finden, und gehen anderswo hin, um nur daselbst zu legen. Man glaubt, daß sie während dieser Zeit nichts fressen, dergestalt, daß das Männchen und das Weibchen überaus mager werden: vornehmlich aber wird das Männchen so mager, daß kein Mensch von selbigem essen will. Die merkwürdigsten Orte, von denen ich habe sagen hören, daß sie hin legen gehen, sind eine Insel in Westindien, so Caiman heißt, und eine Insel nach der Nordsee zu. Sie haben aber kaum ihr Legen vollendet, als sie alle zurück kehren. Es ist kein Zweifel, daß sie nicht etliche hundert Meilen weit schwimmen, um zu diesen Inseln zu gelangen; denn man hat oft bemerket, daß alle die Arten von Schildkröten, wovon wir itzt geredet, sich bey Caiman zur Zeit des Legens befinden. Die mittäglichen Inseln von Cuba sind über vierzig Meilen davon, welches der nächste Ort ist, wohin diese Thiere ziehen können; und es ist sehr gewiß, daß die erstaunende Menge von Schildkröten, so sich dahin begeben, um zu legen, daselbst nicht würden bleiben können. Diejenigen, so nach der Ascensionsinsel zu ziehen, und legen, thun einen viel weitern Weg; denn das nächste Land ist auf dreyhundert Meilen davon: und es ist gewiß, daß sich diese Thiere allezeit nahe an das Ufer halten. Wiewohl eine unglaubliche Menge Schildkröten den Ort ihres Aufenthalts und ihrer Nahrung verlassen, um zu legen, so

gehen

gehen sie deshalben nicht alle fort. Wenn sie ihre Reise antreten, um zu legen, so werden sie von unzählich vielen Fischen, und vornehmlich Vielfrässen (Goulus) begleitet. Indem nun das Weibchen an den Ort geht, wohin sie legen soll, so begleitet sie das Männchen, und verläßt sie niemals, so, daß es allezeit auf dem Rückweg bey ihr ist. Das Männchen und Weibchen sind fett, wenn sie ihre Reise antreten: allein vor ihrer Rückkehr ist das Männchen, wie ich bereits gesagt habe, so mager, daß es alsdenn nicht gut zu essen ist; dahingen das Weibchen es allezeit ist, wiewohl es nicht so fett als im Anfang dieser zu seyn pflegt. Man sagt, daß diese Thiere in dem Wasser zur Fortpflanzung ihres Geschlechts beschäfftigt sind, und daß sich das Männchen neun Tage lang auf dem Weibchen befindet. Es ist zu merken, daß, wenn sie in dieser Lage sind, das Männchen nicht leicht das Weibchen verläßt. Ich habe in dieser Stellung Männchen gefangen, und ein sehr mäßiger Schütze kann sie alsdenn durchbohren: denn das Männchen ist ganz und gar nicht wild; wenn aber das Weibchen einen Kahn sieht, indem sie sich in die Höhe begiebt, um Luft zu schöpfen, so wendet sie alle Kräfte an zu entgehen; inzwischen hält sie das Männchen mit seinen beyden Vorderfloßfedern, und hindert sie zu fliehen. Wenn sie sich nun auf diese Weise gepaart haben, so ist es am besten, wenn man das Weibchen zuerst wirft; denn alsdenn ist man des Männchens halber sicher. Man sagt, daß diese Thiere lange leben; und die Einwohner von Jamaika, so die Schildkröten fangen, merken an, daß sie lange Zeit leben, ehe sie zu ihrer vollkommnen

Größe

Größe gelangen. Man findet längst der Inseln in Amerika an gewissen Orten eine Menge grüner Schildkröten, deren Fleisch sehr gut ist, die aber so wild sind, daß man kein Mittel hat, sich ihnen zu nähern. Ueberall, wo sie sind; sieht man sie den Kopf aus dem Wasser herausstecken, um einmal sieben bis acht oder aufs höchste zehn bis zwölf Minuten Odem zu holen. Da also diese Thiere wild sind, so ergreift man die Gelegenheit, und wirft sie bey der Nacht; denn allemal, wenn sie auf das Wasser kommen, um Luft zu schöpfen, so schnauben sie so stark, daß man sie auf dreyßig bis vierzig Ruthen weit hören kann. Hierdurch wissen die Fischer, wo sie sind, und nähern sich ihnen leichter als am Tage, weil die Schildkröte besser sieht als hört. An andern Orten fängt man sie mit Netzen, so weite Maschen haben.

Was Dampier von den Meerschildkröten meldet, verhält sich folgender Maßen: Wie andre neuere Reisende berichten, so wiegen die Schildkröten, so man in dem südlichen Meer antrifft, gemeiniglich zweyhundert Pfund. Man sieht sie oft in großer Anzahl auf der Oberfläche des Meeres, wo sie in der großen Hitze des Tages eingeschlafen sind. Die Art, wie man sie fängt, ist folgende: ein guter Taucher stellt sich vorne in das Boot, und wenn er sich nicht mehr als einige Klaftern (Toises) von der Schildkröte, die er fangen will, befindet, so taucht er sich ein und hat genau acht, daß er nach der Oberfläche des Wassers zu ganz nahe bey ihr in die Höhe steigt. Alsdenn ergreift er die Schale nach dem Schwanz zu, und stützt sich auf das

Hinter-

Hintertheil des Thieres, so er in das Wasser taucht, und welches, indem es erwacht, anfängt, mit den Hinterpfoten zu schlagen: diese Bewegung ist hinlänglich, den Menschen und die Schildkröte so lange auf dem Wasser zu erhalten, bis das Boot kömmt und sie beyde fängt. Es ist überaus selten, daß man welche in dem baltischen Meer oder in der Meerenge zwischen England und Frankreich fängt. Nach der französischen Zeitung ist den letztern October 1752, mit den Fischen, so für die Tafel der Königinn bestimmt sind, zu Fontaineblau ein Carret gekommen, so eine Art einer Schildkröte ist, die man nicht in dem europäischen Meer antrifft. Ihr Kopf, so mit einer schwarzen Schale bedeckt ist, gleicht dem Kopf einer gemeinen Schildkröte. Sie hat eine Kehle wie ein Papagoyenschnabel. Von dem Ende des Kopfs bis zum Leib ist eine Weite von einem Fuß, so nichts als Fleisch und Knorpel ist. Die Schale des Rückens, welche sowohl wie der Kopf schwarz sieht, ist gebogen und mit Ringen versehen. Vorwärts hat das Thier zwo Floßfedern, davon jede zween und einen halben Fuß ist: am Ende des Leibes hat es zwo andre, davon jede einen Fuß lang ist. Sein Schwanz ist einen Fuß lang und hat die Figur von dem Schwanz eines Hämmels. Unter seinem Bauch, welcher mit einer röthlichten und marmorirten Schale bedeckt ist, sind vier Pfoten, welche also gestaltet sind, daß sie ihm als Floßfedern dienen können. Es ist ohngefähr sechs Fuß lang, hat über vier Fuß im Durchschnitt und wiegt zwischen acht und neunhundert Pfund. Die Fischer haben es an der Küste von Dieppe gefangen.

Unter andern Abhandlungen, welche bey der Akademie von Rouen das Jahr 1753 über sind gelesen worden, kündiget man uns in den Tagebüchern, die vom Herrn Des Groisilles, Mitglied der Akademie mitgetheilte Beschreibung einer ungeheuern Schildkröte an, welche in dem Hafen von Dieppe von dem Meer ausgeworfen worden. Diese Schildkröte ist nichts anders als diejenige Art, so Carret heißt, wovon die französische Zeitung redet.

Unter den anatomischen Bemerkungen, welche sich in der Histoire de l'Academie Royale des Sciences vom Jahr 1729 finden, lesen wir folgende: Herr de la Font, Ingenieur en Chef zu Nantes, schickte dem Herrn de Mairan die Nachricht von einer außerordentlichen Schildkröte, welche in den Netzen den vierten August gegen den Ort, so la Pierre Percée heißt, nach Norden zu bey dem Ausfluß der Loire, dreyzehn Meilen von Nantes gefangen worden. So bald sie in den Netzen gewesen, hat sie sich durch das Schlagen in selbige verwickelt, dergestalt, daß sie sie etlichemal um ihren Körper wickeln ließen; welches ihnen half, daß sie nicht von dem Thier in Stücken gerissen wurden, ihm aber hierdurch das Mittel benommen ward, sich davon loszumachen. Die Fischer, welche hauptsächlich nur ihre Netze retten und erhalten wollten, hatten viel Mühe, sie ans Land auf die Felsen zu ziehen; sie wurden ihrer Größe wegen und noch mehr ihres schrecklichen Geschreyes halber, welches sie ausstieß, in Schrecken gesetzt, vornehmlich als sie den Entschluß gefaßt, ihr den Kopf mit den eisernen

fernen Hacken, so am Ende ihrer Stangen sind; zu zerschlagen. Man hat dieses Geheule auf eine viertel Meile weit gehört, und überdieß hat sie aus ihrem Rachen, welcher vor Wuth ganz schäumend gewesen, einen so stinkenden Dampf von sich gestossen, daß sie, so stark sie auch gewesen, beynah in Ohnmacht gefallen. Dieses Thier ist sieben Fuß und sieben Daumen lang, an den Schultern drey Fuß und einen Daumen breit, und zween Fuß dick gewesen. Es hat die Gestalt von einer Schildkröte gehabt; seine Schale ist vielmehr ein Leder als eine Schale gewesen; und deshalben hat es Herr de la Font mit demjenigen Thier, so beym Rondelet Testudo Coriacea heißt, welches bey Gesnern eben dasselbe ist, verglichen. Aldrovandus und Jonston reden von keinem, so diesem ähnlich ist. Sie hat einen Kopf, der von dem Kopf derjenigen Schildkröte, so Rondelet oder Gesner beschrieben, sehr verschieden ist, vornehmlich darinne, daß seine beyden Kinnladen mit Zähnen besetzt sind, davon die beyden Vorderzähne von jeder Kinnlade länger als die andern sind. Die beyden großen Zähne der obern Kinnlade sind größer als die bey der untern, so auf selbige passen. Die kleinen Zähne machen eine doppelte Reihe, und biegen sich über einander, wie bey dem Seehund (Requin). Die Schildkröte bey dem Rondelet hat nur eine Schnauze, davon die Ränder scharfschneidend sind. Der obere Rand ist so gespalten, daß er den untern in sich nimmt. Die vier Floßfedern von der Schildkröte des Rondelets sind beynah einander gleich, und bestehen aus

Theilen, so reihenweise, wie die Federn bey den Flügeln der Vögel, auf einander liegen; sie sind mit krummen Nägeln besetzt, daraus Rondelet urtheilt, daß sich diese Thiere derselben zum Gehen auf dem Lande bedienen. Die vier Floßfedern aber von der Schildkröte, welche de la Font beschrieben, sind einander sehr ungleich, indem die vordern weit größer als die hintern sind. Ihre Oberfläche ist beynahe ganz und gar eben, ausgenommen einige Falten, welche etwas sehr wenig erhabenes haben; es ist eine Haut, welche beynahe wie bey der Seekatze (Chagrin) körnicht ist, und es sind keine Nägel dran; daher man glauben kann, daß das Thier nicht auf der Erde gehen muß. Der Schwanz von der Schildkröte bey dem Rondelet ist nichts anders als das Ende von ihrem Körper, so sich in eine Spitze endiget, und mit der Schale oder dem Leder, so daselbst anhängt, bedeckt ist. Diese hat einen Schwanz, der ganz und gar, wie bey den vierfüßigen Thieren, von ihrem Körper frey, und sechzehn Daumen lang ist, und an welchem das Leder nicht hängt. Da diese Schildkröte erst fünf oder sechs Tage darnach, als man sie getödtet, nach Nantes gebracht worden, und zwar zu einer sehr heissen Zeit, so ist sie stinkend geworden, daß es unmöglich gewesen, die anatomische Zergliederung von ihr zu unternehmen. Man begnügte sich nur, sie von den Eingeweiden frey zu machen, und bald hernach warf man von ihr, und zwar ohne Grund, den Kopf, die Floßfedern und den Schwanz in die Loire. Es ist nichts als die Schale oder das Leder und die Haut, von dem Bauch

übrig.

übbriggeblieben; auch hat diese Haut hat nicht lange können, vertragen werden, nicht einmal von den Fischhändlern, wegen ihres Geruchs; und das Leder allein, so auch sehr übel riecht, wiewohl etwas weniger, ist zu oberst des Fischmarkts aufgehangen geblieben. Sie hat nichts von ihrer Figur verloren; sie hat die Consistenz von einer zugerichteten Kuhhaut. Man hat sie oben an einigen Orten aufgekratzt, um das Gewebe ihrer Fasern zu sehen; sie gleichen den Spitzen von den Zacken, welche, wie bey den Nähten des Hirnschädels, in einander gehen. Viele Einwohner von der amerikanischen Colonie von Frankreich, so sich selbigemal zu Nantes befunden, haben versichert, daß diese Schildkröte von denen, so man in ihrem Meer fängt, sehr verschieden wäre. Wenig Zeit vorher sind zwey Schiffe von der Indianischen Compagnie von China im Orient, so an dem Ausfluß der Loire ist, angekommen. Herr de la Font muthmaßet, daß die Schildkröte ihnen könnte nachgefolget seyn, weil die Jahrszeit ihr allemal möchte ziemlich warmes Wasser haben finden lassen; denn es scheint, daß man sie aus dem entlegentsten und unbekanntesten Orte müßte herbringen lassen.

Die Meerschildkröte heißt im griechischen χελονε θαλασσια; deutsch See-Schildkröte; niederländisch Zee-Schild-Pad; engländisch Sea-Tortoise.

Die Flußschildkröte; Testudo paluſtris, *Offic.* Testudo nigra paluſtris, *Ind. Med.* 116. Testudo Lutaria, *Rondel. de Piſc.* 229. *Bellon. de Aquat.*

51. Teſtudo quae in aqua dulci viuit, *Geſn. de Quad. Ovip.* 110. Teſtudo aquae dulcis et lutaria, *Aldrov. de Quadrup. Ovip.* 710. Teſtudo aquatica, *Charlet. Exerc.* 30. Teſtudo Lutaria paluſtris, *Schwenckf. Rept. Sileſ.* 164. Teſtudo aquarum dulcium et Lutaria, *Raii Synop. Anim. Quadrup.* 254. *Ionſt. de Quad.* 146. Teſtudo fluuiatilis, Lacuſtris ſeu paluſtris, *Quorund.* franz. Tortue d'eau douce.

Wie Schwenkfeld meldet, ſo hat dieſe Art von Schildkröten zwo ſchwarze knotichte Schalen, davon die obere gewölbt, und die untere breit und platt iſt, jede aber aus vielen Täfelchen beſteht; ſie hat vier Pfoten, zwo Vorder- und zwo Hinterpfoten; letztere ſind mit vier krummen ſchwarzen Nägeln, jene aber mit fünfen verſehen, welche das Thier nach Gefallen, ſo wie den Kopf und den Schwanz herausſtrecken und einziehen kann; das Leder oder die grobe Haut iſt runzlich und ſchwarz, und bedeckt den Kopf, wenn der Hals hineingezogen iſt, auf die Art, wie ein Helm; die Vorderfüße ſind gleichſam mit ſchwarzen, glänzenden und mit gelblichten Punkten beſprengten Schalen geharniſcht; der Kopf iſt klein und die Schnauze ſpitzig; die Kinnladen haben keine Zähne; ſind aber an ihren Rändern ſcharfſchneidend, und ſchließen genau, um die Nahrung zu theilen; die untere Kinnlade iſt mit fünf oder ſechs länglichten gelben Stralen geziert; an der obern Kinnlade befinden ſich zwey kleine Löcher, welche die Naſe vorſtellen; die Augäpfel ſind ſchwarz

und

und glänzend, mit einem braunröthlichten Regenbogen umgeben, und mit zween bis drey kleinen gelblichten Punkten besprengt; die Zunge ist unvollkommen, nicht frey, sondern hängt an der untern Kinnlade, und ragt ein wenig hervor; die beyden Lungen sind groß, sehr leicht, schwammicht, durchsichtig, mit fasrichten Röhren, beynahe wie die Gerinnungen, so zur Frostzeit auf den Gläsern entstehen, durchzogen; der Magen ist einfach, ein wenig lang; das Herz ist etwas breit und stumpf; die Leber ist gelblicht und in zween Lappen getheilt; die Gallenblase ist blaulicht und hängt an dem rechten Lappen der Leber; die Milz ist sehr klein und sieht röthlicht; der Schwanz ist anderthalbe Hand lang, rund und endiget sich unvermerkt in eine Spitze; das Fett ist gelb und wie bey den Fischen flüßig. Diese Schildkrötenart holt abgebrochen und sehr kurz Odem; sie frißt von allem, vornehmlich Fleisch und Pflanzen. Diese Thiere begatten sich wie die lebendiggebährenden Thiere, indem das Männchen ohne Beschwerde auf das Weibchen steigt. Die Weibchen legen Eyer, davon die Schale ein wenig hart ist, und die wie bey den Vögeln zweyerley Farben haben; sie machen in die Erde eine Grube, um sie hineinzulegen, nnd hernach bedecken sie dieselben wieder. Es finden sich von diesen Schildkröten welche in dem Fluß 'Bartha in Schlesien, und oft fangen die Fischer in selbigem welche in ihren Netzen. Sie haiten sich gerne an sumpfichten Oertern auf; sie legen ihre Eyer ins trockne: sie können aber das Wasser schlechterdings

nicht entbehren; und sie sterben auch im Wasser, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche kommen, und Luft schöpfen. In Schlesien dauert das Fett oder das Oel von den Schildkröten oft in Tonnen zwey Jahr lang, worinnen man das Waschwasser für die Schweine aufhebt, in der Meynung, daß diese Thiere mehr Nutzen davon haben und fetter werden sollen.

Ray merkt an, daß Aristoteles die Sumpfschildkröte von der, so im süßen Wasser lebt, nicht unterschieden habe. Sie hält sich in sumpfichten und lehmichten Wassern in den Graben auf, welche die Stadtmauern und die Schlösser umgeben; sie hat einen breiten und etwas gewölbten Rücken, wie auch eine dergleichen Brust. Ihr Anblick ist unangenehm. Man nennt sie Flußschildkröte, um sie von der Landschildkröte zu unterscheiden, wiewohl sie beyde einander ähnlich sind, außer, daß die Flußschildkröte einen Schwanz hat, der länger und dem Schwanz einer Wasserratte ähnlich ist. Ihre Schale sieht schwarz und besteht gleichsam aus künstlich zusammengesetzten Stücken. Sie steckt ihre Füße, ihren Schwanz und ihren Kopf heraus, hernach zieht sie selbigen nach Gefallen wieder hinein; Sie hat Lungen, Nieren, eine Blase, mit einem Wort, eben die innern Theile wie die Meerschildkröte; sie ernährt sich von Wasserinsecten, Schnecken, Wegschnecken, Regenwürmern und Pflanzen. Diese Thiere leben lange, wenn sie aller Nahrung beraubt seyn, auch so gar, wenn ihnen die Köpfe abgeschnitten wor-

den.

hen. Man verkauft sie auf dem Markt zur Nahrung oder zum Gebrauch der Kranken.

Aelianus sagt, daß, wenn man einer Schildkröte den Kopf abgeschnitten, solcher noch die Gegenstände sehe, mit den Augen blinzele, die Augenlieder zuschließe, und die Augen noch in dem Kopf herumdrehe; und daß er, wenn man die Hand zu nahe bringe, solche ergreife und fest zubeiße. Man weis aus der Erfahrung, daß die Schildkröte ein überaus hartes Leben und von einer langen Dauer hat. Wir haben, sagt D. Tyson, glaubwürdige Zeugen, daß Schildkröten über achtzig Jahr oder zum wenigsten bis dahin gelebt. Die Schildkröte lebt sehr lange, ohne Odem zu holen. Mery, ein berühmter Anatomicus und vornehmes Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, hat die Kinnladen zwoer Schildkröten mit einem Faden fest zugebunden, und ihnen die Nase und das Maul mit spanischen Wachs verstrichen, um zu sehen, wie lange sie ohne Odemholen leben könnten: die eine von diesen Schildkröten hat noch ein und dreyßig Tage, und die andere zwey und dreyßig Tage in diesem Zustand gelebt. Eine andre Schildkröte, welcher er das Brustschild, so bey ihr die Stelle des Brustbeins vertritt, weggenommen, dergestalt, daß sie ganz und gar keinen Odem mehr holen können, hat demohngeachtet noch sieben Tage darnach gelebt. Wir werden uns hier nicht in den ziemlich heftigen Streit einlassen, der zwischen den Herren Du Verney und Mery entstanden, und die Frage be-

troffen, ob das Blut in dem Herzen der menschlichen Leibesfrucht wie in dem Herzen der Schildkröte herumlaufe, oder ob das eyrunde Loch und der gemeinschaftliche Canal, so man in beyden antrifft, in beyden einerley Nutzen habe. Wir begnügen uns, dieses nur zu gedenken, daß Herr Mery solches bejahet, Herr Du Verney aber solches verneinet.

Die Flußschildkröte ist ein Thier, so in der That im Wasser und auf dem Lande lebt, wiewohl sie viel lieber im Wasser als auf dem Lande ist. Da sie die Insecten vernichtet, so setzt man sie in die Gärten, und sorgt dafür, daß man ihr genugsam Wasser giebt, damit sie schwimmen kann. Wenn ein Teich oder nur ein Springbrunnen darinne ist, so legt man an den Rand ein Brett, vermittelst welchem die Schildkröte heraus und hineingeht. Im Winter verbirgt sie sich in die Erde und bleibt darinne, ohne zu fressen, in einer Art der Betäubung: auch im Sommer kann sie viele Tage leben, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen. Man könnte sie auch im Hause mit Kleyen nnd Mehl oder mit Schnecken ernähren, wie man zu thun pflegt, wenn man sie in die Ferne schicken will.

Die Fluß- oder Sumpf- sonst sogenannte kleine französische oder gemeine Schildkröte heißt in Languedok Tortugue d'Aigue und in England Water-Tortoise, das ist, Wasserschildkröte. Belonius nennt sie nach dem Plinius in seiner Sprache Bourbiere oder Faugearde (Kothlache) deswegen, weil sie sich

gerne an kothigten oder schwammichten Oertern aufhält.

Man muß diejenige Schildkröte auslesen, welche ziemlich groß, gut genährt ist, und ein zartes und saftiges Fleisch hat. Man braucht vornehmlich die die Landschildkröte: allein die andern Arten haben eben die Kräfte, und enthalten alle viel Oel und flüchtiges Salz. Das Fleisch von den Schildkröten hat einen ziemlich angenehmen Geschmack und kömmt dem Rindfleisch nahe; sie ist sehr nahrhaft: da sie aber grob und schleimicht ist, so verlangt sie einen starken Magen, weil sie hart und schwer zu verdauen ist; man hat auch bemerkt, daß die Personen, die sich derselben häufig bedienen, träge, schwer und unfühlbar sind. Viele haben sich eingebildet, daß nichts bessers für die Schwindsüchtigen sey, als wenn man sie Schildkröten essen ließe: allein nur die Brühen nicht, die ganzen Schildkröten bekommen diesen Kranken. Das Fleisch von diesen Thieren hat eine allzuerdigte Substanz, als daß es könnte verdaut werden, wie es in dem Magen eines Lungensüchtigen geschehen muß; auch die alten, schleimichten und solche Personen, welche einen schwachen Magen haben, sollen sich derselben nicht bedienen, woferne man nicht dieses Nahrungsmittel mit Gewürzen vermischt, so die grobe Beschaffenheit verbessern: doch bekommen sie jungen Leuten, welche eine hitzige und gallichte Leibesbeschaffenheit, viel Bewegung und einen guten Magen haben. Von der Schildkröte ist nichts als nur der Leib gut zu essen;

der Kopf, die Füße und der Schwanz taugen nichts. Diese Speise wird auf viele verschiedne Arten zugerichtet; allein sie ist gesünder, wenn sie mit Salzen und einigen Gewürzen gekocht wird, als auf irgend eine Art. Die Schildkröten haben viel Fett, dieses Fett hält sich lange Zeit; es hat einen guten Geschmack und kann statt der Butter dienen. Die Eyer von den Schildkröten sind gut zu essen, und einige Aerzte rathen sie denenjenigen, so ein Fieber haben; sie verschaffen Schlaf und kühlen. Man hält sie für gesunder, wenn sie ein wenig aufbehalten worden, als wenn sie frisch sind.

In der Medicin braucht man die Schildkröte innerlich und äußerlich. Man macht Brühen aus selbiger, welche für die Krankheiten der Brust, für das verzehrende Fieber und für die Verzehrung dienlich sind. Diese Brühen stellen zugleich die Kräfte wieder her, und werden mit glücklichem Erfolg magern, und durch langwierige Krankheiten ausgezehrten Personen gegeben. Das Fleisch von der Schildkröte giebt auch einen vortrefflichen Syrup, der in der Heiserkeit, in der bevorstehenden Lungensucht und bey eingewurzelten Husten sehr angepriesen wird. Der ölichte, balsamisch und verdickende Saft, den die Schildkröte enthält, ist sehr geschickt, die Schärfe der Brust zu lindern, und die salzichte Beschaffenheit des Blutes zu verbessern. Es ist eines der besten Mittel, so man verzehrenden und lungensüchtigen Personen verschreiben kann. Die Dosis hier-

von

von ist eine halbe bis anderthalbe Unze. Das getrocknete Blut von der Schildkröte wird für die fallende Sucht und für die Mutterbeschwerung hochgehalten. Man giebt es von zwölf Gran bis zu zween Scrupel in Lindenblütwasser. Eben dieses Blut ist, wenn es frisch genommen wird, für die Krätze, Schwinden und den Aussatz gut, wenn man es auf die leidenden Theile legt. Das getrocknete und zu Pulver geriebene Zeugungsglied von der Meerschildkröte ist wider den Stein und den Gries sehr dienlich. Die Dosis hiervon ist eine halbe Drachme bis zween Scrupel: dieses Glied ist, wenn es getrocknet worden, ohngefähr einen Fuß lang und ein wenig dicker als ein Daumen; es ist fest und hart, beynahe wie Horn, und sieht grau: es enthält in sich eine weiße markichte Substanz. Die Galle von den Schildkröten ist für die Augen gut und ihr Fett oder Oel ist erweichend und auflösend: man bedient sich dessen in einigen Ländern zum Brennen.

Die Schildkröte ist der Grund von dem Syrup. Testud. *Pharm. Paris.*

Nimm ein halb Pfund mageres Kalbfleisch und die Leber, das Herz, das Blut und das Fleisch von einer Schildkröte von gewöhnlicher Größe. Lasse alles in drey Pfund Wasser kochen, und mache zwey Theile daraus. Die letzte Viertelstunde thue getrocknete und welke

welke Spitzen von dem Johanniskraut (Hyperic.) Endbischblumen und Huflattich, von jedem eine Handvoll darzu. Hernach seige die Feuchtigkeit durch eine Leinwand, und drücke sie durch. Theile sie in zween Theile, und lasse sie zwanzig Tage lang früh und Abends in der Lungensucht nehmen.

Ende der dritten Classe.

Vierte Classe

von

den Vögeln.

Von den Vögeln überhaupt.

Die Kenntniß von den Vögeln ist geschickter, die natürliche Geschichte als die Lehre von den Arzneymitteln zu bereichern. Wenn die Vögel die doppelte Eigenschaft hätten, angenehme Speisen für unsre Tafeln zu geben, und uns mit vielen Arzneymitteln zu versehen, so würde solches diejenige Classe der lebendigen Thiere seyn, welche am meisten Vorzug hätte: da sie uns aber fast alle zu einem bequemen Nahrungsmittel dienen, so folgt, daß ihr Gebrauch in der Medicin ziemlich eingeschränkt seyn muß; denn da die Krankheit ein entgegengesetzter Zustand von der Gesundheit ist, so verlangt sie Dinge, welche denenjenigen entgegen sind, derer man sich bedient, wenn man sich wohl befindet. Wir sehen, daß beynahe alle Arzneymittel dem Geschmack unangenehm fallen, da indessen die Nahrungsmittel uns mit einer Annehmlichkeit reizen: dieserhalben müssen nun die Arzneymittel und Nahrungsmittel nothwendiger Weise entgegengesetzte Eigenschaften haben, weil sie in entgegengesetzten Zuständen dienen: also wollen wir damit zufrieden seyn, daß die Vögel uns zu einem annehmlichen Gebrauch dienen, und wir wollen den Mineralien und Pflanzen die Eigenschaft lassen, daß sie den Grund von unsern Arzneymitteln ausmachen. Unterdessen, da die Vögel bey uns sehr im Gebrauch sind, die Gesundheit zu erhalten, und solche wieder herzustellen, weil die meisten

sten zu dem Verhalten der genesenden Personen kommen, und einige von selbigen uns Arzneyen darreichen, welche nicht zu verachten sind, so zieht die Medicin Nutzen genug daraus, um sie bekannt machen zu lassen; und dieses haben wir uns vorgesetzt, in folgenden Artickeln auszuführen, wenn wir einige Dinge von ihren allgemeinen Eigenschaften werden gesagt haben.

Man theilt die Vögel überhaupt in Land- und Wasservögel ein, welche beyde wiederum in wilde und zahme oder Hausvögel eingetheilt werden. Diejenigen, welche sich von Körnern, Pflanzen oder Früchten ernähren, sind weit gesünder, reichen einen bessern Saft dar, und werden leichter verdaut, als diejenigen, welche von Insecten, Fleisch oder Fischen leben. Die chemische Untersuchung zeigt, daß das Fleisch von den erstern weder allzu erdigt noch allzu wäßricht ist, und daß die Bestandtheile, so es enthält, so concentrirt und so genau vermischt sind, daß es weder etwas scharfes noch stechendes hat, und daß es auf der Zunge nur einen solchen Geschmack erregt, der zur Auflösung des Speichels, welcher zur Zubereitung der Speise in den Mund kommen, und eine gute Verdauung machen soll, erforderlich ist: weit anders hingegen ist es mit den Wasser- und Sumpfvögeln beschaffen, deren Fleisch schlimm und beynah ganz untauglich ist; denn da sie sich von Fischen nähren, welche sich gemeiniglich im Schlamm und Koth aufhalten, so sich wenig bewegen, und die wegen der Kälte des Wassers, so die Oeffnungen der

Haut

Haut verstopft, mehrern Unrath sammlen; an statt nun, daß sie ein gesundes Fleisch haben, haben sie eins, welches schlecht durchgearbeitet und dem Magen zuwider ist. Man muß demnach erstern den Vorzug geben, und die andern nur sparsam gebrauchen. Endlich so kann man noch hinzufügen, daß die Bestandtheile, welche die Vögel geben, sich alle nach ihrer Nahrung, nach dem Ort und nach der Himmelsgegend, unter welcher sie leben, verhalten: demnach sind diejenigen, welche ihr Leben in einer freyen Luft suchen, denenjenigen vorzuziehen, welche man in einem Behältniß mästet oder fett macht; die jungen sind besser als die alten; die gekappten besser, als die, so noch keine Verminderung erlitten haben. Es giebt noch viele andre Verschiedenheiten, welche machen, daß die Vögel zu gewissen Zeiten eine mehr oder weniger zuträglichere Nahrung geben. Wir wollen nun alles dieses in folgenden Artickeln einzeln darthun.

Accipiter. Habicht oder Sperber.

In dem Französischen hat man keinen eigentlichen Namen, der dem lateinischen Accipiter beykäme; es ist ein Geschlechtsname, der viele Arten von Raubvögeln begreift, wie z. E. den Bushart oder Sumpfweihe (Buzard) den Weihe (Milon) die Falken, den Würger (Lanier) den kleinen Bushart oder Baumfalken (Hobereau) den Thurmfalken (Cresserelle) den Schmerle (Emerillon) den Taubenfalken (Autour) und den Sperber. Wir werden

hier nur von dem letztern reden, weil er einigen Nutzen in der Medicin hat.

Der Habicht oder Sperber; Accipiter, *Offic. Schroed.* 13. *Dal. Pharm.* 429. *Lemer.* 7. Fringillarius, *Belon. des Oiſ.* 123. Accipiter Fringillarius, *Geſn. de Auib.* 51. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 189. *Ionſt. de Auib.* 10. *Merr. Pin.* 170. Fringillarius Accipiter, vulgo Niſus dictus, *Aldrou.* Ornit. 1. 344. Accipiter Fringillarius ſeu Recentiorum Niſus, Sparrow-Hawk anglice dictus, *Willoughb. Ornith.* 51. Fringillarius Accipiter, Recentiorum Niſus et ſparuerius *Raii Synop. Method.* Au. 18. Falco cera viridi, pedibus flauis, pectore albo vndulis transuerſis fuſcis, cauda fuſca faſciis nigricantibus *Linn. Faun. Suec.* 68. Accipiter, quem vulgo Niſum, Sparuerium ſiue ſperuerium vocant. *Nonnull.* franz. Epervier oder Eprevier.

Dieſer Vogel hat faſt die Größe von einer Taube. Er iſt von dem Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes ohngefähr vierzehn Daumen lang und ſechs und zwanzig Daumen im Flug oder in der Entfernung, ſo ſich zwiſchen den beyden Enden der im Fliegen ausgeſtreckten Flügel befindet. Der Schnabel iſt kurz, krumm, bläulicht, und nach der Spitze zu ſchwarz, davon der obere Theil am Grunde mit einer gelbgrünen Haut oder Wachs bedeckt iſt, und auf jeder Seite unter den Naſenlöchern, welche länglicht ſind, mit einem eckichten Anſatz verſehen iſt. Der Gaumen iſt bläulicht; die Zunge dick, platt,

ſchwärz-

schwärzlicht, und ein wenig gespalten. Die Augen sind ziemlich groß, lebhaft, mit einem gelben Regenbogen versehen, und unter den Augenbranen, so sie auswärts wie zwey Wetterdächer hervorragend machen, verborgen. Der oberste Theil des Kopfs hat eine dunkle oder braune Farbe, allenthalben über den Augen und nach dem Hintertheile des Kopfs zu mit weissen Federn, davon der Grund weiß ist, buntfarbig geziert, eben so wie der oberste Theil des Körpers, der Hals, die Schultern, der Rücken und die Flügel, ausgenommen einige Flügelfedern, so nahe an dem Rücken sind, welche weiße Flecken haben; wiewohl man in einem andern Vogel von eben der Art den Kopf und den Rücken von dunkeln aschgrauen Federn bemerkt hat. Der untre Theil des Körpers, nämlich der Hals, die Brust, der Bauch, die Seiten, die untern Seiten der Flügel, sind buntscheckig, weiß und braun durch einander; denn nicht allein die ganze Brust, sondern auch jede Feder, ist mit weißen und braunen oder röthlich-schwarzen, abwechselnden, wellenförmigen, eingedrückten und queerlaufenden Linien artig geziert, dergestalt, daß die weißen Linien oder Streifen weit breiter als die braunen sind: der untre Theil des Kinns und die Seiten der untern Kinnlade sind weiß, ausgenommen, daß die Federn in ihrer Mitten und vornehmlich nach dem spitzigen Theil zu braun sind; die Flügel sind ein wenig kurz; indem sie, wenn sie zusammengelegt sind, kaum die Mitte des Schwanzes berühren. An jedem Flügel befinden sich vier und zwanzig Schwungfedern, welche auch unten an der innern Seite des Kiels mit dun-

kelbraunen Linien bezeichnet sind. Der Schwanz ist beynahe zwo Hände breit lang, und besteht aus zwölf Federn, welche von fünf oder sechs geraden, schwärzlichten, am Ende weißen Federn unterbrochen werden. Die Dickbeine sind stark; die Schenkel lang, dünne und gelb, eben so wie die Zehen, davon die äußere vermittelst einer Haut an die mittlere bis zu dem ersten Gelenke, wie bey den andern Raubvögeln, angefügt ist. Die Krallen sind schwarz. Er legt jedesmal fünf weiße Eyer, welche gegen das stumpfe Ende mit blutigen Flecken, wie mit einer Krone bemalt sind. Er lebt einzig und allein von Vögeln, wie die Vogelsteller versichern, und niemals rührt er einen Käfer noch andre Insecten an. Er ist nach Beschaffenheit der Leibesgestalt sehr muthig und zur Falkenjagd dienlich. Seine gewöhnlichste Stellung besteht darinne, daß er auf den Beinen mit einer verwegenen Mine aufgerichtet steht, den Rücken ein wenig in einen Buckel zieht und den Bauch gleichsam schwebend hält. Er wird leicht zahm und liebt nur zarte Speisen. Sein Flug ist schnell; er jagt die Rebhühner, die Lerchen, die Sperlinge und vornehmlich die Finken, daher sein Beyname, Finkensperber kömmt. Es mögen, sagt Belonius, Finken seyn, wo sie wollen, wenn ein Sperber vorbey fliegt, so hört man sie aus vollem Halse schreyen, um es einander zu melden; denn unter den kleinen Vögeln fressen die Sperber die Finken am liebsten; aber es geben sich auch die Finken, welche sich im Winter auf die Ebene herunterlassen, in großen Truppen den Sperbern zur Weide, welche ohnbeschadet andrer Meynung niemals unsre Gegen-

den

den, so viel uns dünkt, verlassen. Die Sperber hal-
ten ihre Stange nicht so beständig, wie die Falken, da-
her nimmt man sie nicht so oft darzu. Den Win-
ter über findet man ihn gerne in Wäldern von hohen
Bäumen auf einen dünnen Baum an einem Orte
sitzen, welcher längst hin von einigen Zäunen bedeckt
worden, viel lieber als auf einen großen Baum in
einem hohen Wald. Dieser Vogel läßt sich ohnge-
fähr eine Stunde vor der Sonnen Untergang auf seine
Stange nieder, und fliegt vornehmlich wider den
Wind. Der Sperber ist unter den Raubvögeln von
mittler Leibesgestalt; das Männchen aber ist von klei-
ner Statur. Es ist zwischen den Weibchen und den
Männchen so wenig Unterschied, daß man nichts als
die Größe gewahr wird, so sie unterscheiden könnte.
Das Männchen wird im Französischen Mouchet,
deutsch Sprinz oder kleiner Stoßfalke genennt;
und da er nicht kühn und muthig genug ist, so hat man
sich nicht gewöhnt, ihn zu ernähren, um sich dessen bey
der Falkenjagd zu bedienen.

Wir waren, sagt noch Belonius, den wir mehr
als einmal in dieser Vogelgeschichte mit allen Ehren
anführen werden, an der Mündung des Hellesponts,
wo sich die Meerenge Propontide anfängt; und da
wir auf das höchste Gebirge gestiegen waren, so tra-
fen wir daselbst einen Vogelsteller an, welcher sehr ge-
schickt Sperber fieng. Da es gegen das Ende des
Aprils war, da alle Vögel beschäfftiget sind, ihr Nest
zu machen, so deuchtete es uns fremd, daß wir so viel
Geyer und Sperber von der rechten Seite des Meers

kommen sahen. Der Vogelsteller fieng sie mit grosser Geschicklichkeit, und verfehlte nicht einen. Er fieng deren mehr als ein Dutzend in jeder Stunde. Er war hinter einen Busch verborgen, vor welchem er einen ebnen und viereckichten Platz gemacht hatte, welcher ohngefähr zween Schritte im Durchschnitt hatte, und ohngefähr zween oder drey Schritt von dem Busch entfernet war. Es waren daselbst um den Platz sechs Stäbe eingeschlagen, welche eines Daumens dick und so hoch als ein Mensch waren, davon sich auf jeder Seite drey befanden, und wovon bey jedem zu oberst von Seiten des Platzes eine Kerbe war, so ein sehr dünnes grünes Netz hielt, welches an den Kerben der Pfähle, so die Höhe eines Menschen hatten, angehängt war: in der Mitte des Platzes war ein spitziger Pfahl einer Elle hoch, an dessen Gipfel ein kleines Seil angebunden war, welches mit dem hinter dem Busch verborgenen Menschen Gemeinschaft hatte. Es waren auch daselbst viele kleine Vögel an das Seil angebunden, welche in dem Platz Körner fraßen, und die der Vogelsteller fliegen ließ, wenn er den Sperber von weiten über das Meer kommen sah. Und da der Sperber ein so gutes Gesicht hat, so flog er alsdenn, so bald er sie eine halbe Meile weit sah, in vollem Flug, und schoß so steif in das Netz, indem er glaubte, die kleinen Vögel zu fangen, daß er darinnen verstrickt blieb. Alsdenn nahm ihn der Vogelsteller und faltete ihm die Flügel mit einer Leinwand zusammen, welche da mit Fleiß angenäht war, mit welcher er den untern Theil der Flügel mit den Dickbeinen und Schwanz zusammen band,

und

und den also gebundnen Sperber auf der Erde liegen ließ, welcher sich weder bewegen noch abmatten konnte. Niemand wußte, woher so viele Sperber kamen; denn binnen zwo Stunden fieng er deren über dreyßig, dergestalt, daß ein einziger Mensch in einem Tage beynah hundert von selbigen fieng.

Der Sperber ist allezeit hungrig; bisweilen frißt er seine eignen Excremente, wie Aldrovandus bemerkt hat. Es ist falsch, daß das Brod den Sperber tödten sollte; denn eben dieser Schriftsteller sagt, daß er Raubvögel gesehen habe, welche in einen Kefich eingesperrt oder zahm gemacht gewesen, und so gar einen Adler, welcher Körner und Brod, ohne einigen Schaden, gefressen. Sie verschonen auch nicht die Herzen der Vögel; und wiewohl man versichert, daß sie niemals saufen sollen, so hat man doch vielmal einen zahmgemachten Bußhart (Buse) saufen sehen, welcher vom Fleisch verschiedner getödteter Thiere und andern trocknen oder wenig saftigen Speisen, die man ihm vorwarf, lebte. Man hat vorgegeben, daß der Sperber im Winter des Nachts unter seinem Bauch einen lebendigen Vogel hielte, um sich zu erwärmen, und daß er ihn den Morgen drauf aus Dankbarkeit fliegen ließ: da aber der Sperber ein sehr hitziges Temperament hat, und sein Magen alles ohne Mühe verdaut, so scheint er nicht einer fremden Wärme nöthig zu haben. Wir zweifeln zum wenigsten an vielen andern Dingen, die man auf Rechnung des Sperbers vorgiebt, wie z. E. daß er, um die Jungen zu unterrichten, Vögel zu fangen, ihnen einige lebendige

bringt, so er vor ihnen frey läßt, um sie anzureizen, selbige zu verfolgen, daß der Sperber sich im Herbst in einen Kuckuk verwandelt, und sich während des Winters verborgen hält. Der Sperber befindet sich fast überall, in Frankreich, in Deutschland, in England, in Schweden; er macht sein Nest in kalten Ländern im Heumonat und August auf den höchsten Bäumen, gemeiniglich auf Tannen, bisweilen auf Felsen oder in alten Thürmen. Man kann, wenn es beliebt, von der Jagd dieses Vogels, von der Art, ihn abzurichten, und wie man mit ihm wegen verschiedner Krankheiten verfahren muß, denen er, wie die andern Vögel der Falkenjaad, unterworfen ist, von alle diesen den gelehrten Aldrovandus nachschlagen.

Der Sperber heißt griechisch σπιζιας oder σπιζιτες, mit dem das lateinische Wort Fringillarius übereinkommt, gleich als wenn er Finkenfänger hieß; italiänisch heißt er Sparuière; englisch Sparrow-Hawk; schwedisch Sparthok. Das französische Wort Esperuier oder Esparuier, Epervier oder Epreuier ist in dieser Sprache alt, und scheint dem neuen lateinischen Namen Sparuerius oder Speruerius den Ursprung gegeben zu haben. Die Lateiner, wie Schwenkfeld sagt, nennen ihn Nisus, wegen der Kräfte, die er anwendet, um die Vögel, so gröser sind, als er, wegzutragen. Wenn man deshalben dem Aldrovandus glauben will, so wird unter den Raubvögeln, so lateinisch Accipitres ab accipiendis auibus heißen, das Männchen Terzelet (Tiercelet) genennt, entweder weil er um ein Drit-

tel

tel kleiner als das Weibchen ist, oder weil, da diese Vögel nur drey Eyer legen, aus den beyden ersten gemeiniglich zwey Weibchen, und aus dem dritten ein Männchen kriecht. Nun wird das Terzelet vom Sperber französisch Mouchet, und in verdorbner Aussprache Emouchet; niederländisch Muschet; deutsch Sprinz, Sprinzel, oder Sprinzling genennt, gleich als wenn er Fleckicht, oder Schimmel, Madré oder Moucheté hieße.

Der Sperber enthält viel flüchtiges Salz. Dieser Vogel ist ziemlich gut zu essen, wenn er noch jung und zart ist; und die alten Aerzte rathen den Gebrauch von selbigem wider die fallende Sucht und zur Stärkung des Magens an. Es war bey den Juden verboten, von dem Sperber zu essen, wie von allen Raubvögeln, welche vor unrein gehalten wurden; allein es scheint, daß der heilige Geist, welcher den Gesetzgeber regierte, durch dieses Verbot nur diese Absicht gehabt, überhaupt die Grausamkeit zu verdammen, indem er den Gebrauch der fleischfräßigen Vögel untersagte, deren beständige Beschäfftigung darinne besteht, daß sie diejenigen von ihrer Art, welche allzuschwach sind, ihren Anfällen zu widerstehen, vernichten und fressen. Man bedient sich der zu Pulver geriebnen Krallen des Sperbers zu einer halben bis ganzen Drachme in der Rothenruhr. Man macht mit Wegebreitwasser einen Trank von selbigem, oder einen Bolus mit Wallwurz (Consolid. maj.) oder Eibischsyrup. Die Excremente dieses Vogels erleichtern die schwere Geburt, wenn sie zu einem Scru-

pel in einem Glas Beyfußwasser gegeben werden. Einige wollen lieber in eben diesem Fall eine Drachme von selbigem in die Mutterscheide in Form eines Mutterzäpfchens gebracht wissen: allein man muß allezeit acht haben, daß die schwere Geburt von der Schwäche und der Erschlappung der Theile, und nicht von der Reizbarkeit und einer drohenden Entzündung komme; denn in diesem letzten Fall würde dieses Mittel gefährlich seyn, indem es ein Mittel ist, so die monatliche Reinigung treibt, und eine größre Menge Blut zu der Gebärmutter führt. Man gebraucht auch diese Excremente mit Honig vermischt, woraus man eine flüßige Salbe für die Flecken der Augen macht; welche sie in kurzer Zeit vertreibt. Man eignet dem Fett eben diese Kraft, und überdieß eine solche zu, welche die Fehler der Haut heilen soll.

Alauda. Lerche.

Wir können viele Arten von Lerchen, welche mehr oder weniger in Frankreich gemein sind; nämlich: 1) die gemeine Lerche ohne Busch; 2) die Haubenlerche; 3) die große Ringlerche oder Calandra Belonii, welche nicht der Proyer ist, wie es Willoughby vermuthet; 4) die Heidelerche; 5) die Wiesenlerche. Allein, wir werden hier nur von der ersten reden.

Die gemeine Lerche, Feldlerche oder Saatlerche; Alauda, *Offic. Dal. Pharm.* 420. *Lemer.* 22. *Merr. Pin.* 176. Alauda non cristata, *Schroed.*

314. *Belon. des Oiſ.* 269. *Aldrou. Ornith.* 2. 844. *Ionſt. de Auib.* 70. Alauda ſine criſta, *Geſn. de Auib.* 78. Alauda vertice plano, *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 191. Alauda vulgaris, *Willoughb. Ornith.* 149. *Raii Synop. Method. Au.* 69. *Albin. Ornith.* 39. Alauda rectricibus extimis duabus extrorſum longitudinaliter albis, intermediis interiori latere ferrugineis, *Linn. Faun. Suec.* 190. Alauda campeſtris vulgatior; Alauda gregalis, canora ſeu muſica, coelipeta; Alauda terrena; *Nonnull.* franzöſiſch Alouette ordinaire oder commune.

Wie Willoughby ſagt, welcher unter allen, ſo von den Vögeln geſchrieben, der genaueſte in ſeinen Beſchreibungen iſt, und den wir uns deshalben vorgeſetzt, vorzüglich vor jedem andern zu folgen, ſo ſoll die gemeine Lerche nicht viel größer als der Hausſperling, ihr Körper aber länger ſeyn. Sie wiegt anderthalb Unze; ſie iſt von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende der Krallen oder des Schwanzes ſechs und einen viertel Daumen lang; die Weite der Flügel beträgt zehn und einen viertel Daumen; der Schnabel iſt von ſeiner Spitze bis an den Winkeln des Mauls drey viertel Daumen lang; die obere Kinnlade iſt ſchwarz, bisweilen hornfärbig, und die untere beynahe weißlicht; die Zunge iſt ein wenig breit, harte und geſpalten. Die Naſenlöcher ſind rund. Der Kopf ſieht aſchgrau, und fällt in das rothbraune, davon das Mittel von den Federn ſchwarz iſt; bisweilen richtet ſie der Vogel wie einen Kamm auf;

auf; der Hintertheil des Kopfs ist mit einem graulichten Kranz umgeben, welcher von einem Auge bis zum andern geht, unterdessen schmuziger und nicht so deutlich wie bey der Heidelerche ist, welche in Frankreich Cugelier, und von Olina Tottouilla genennt wird. Der Rücken hat eben die Farbe wie der Kopf. Das Kinn ist weißlicht; die Kehle ist gelblicht und braun gefleckt, und die Seiten rothgelblicht. In jedem Flügel befinden sich achtzehn Schwungfedern, davon die vier oder fünf ersten am Rande weißlicht, die andern aber röthlich, und die nächsten am Leibe graulich sind. Diejenigen, welche zwischen der sechzehnten und siebzehnten sind, haben stumpfe Spitzen, so mit Rinnen versehen und weißlicht sind. Die Ränder von den kleinen Federn des Flügels sind rothgrau. Der Schwanz ist drey Daumen lang, und besteht aus zwölf Federn, davon die letzte auf jeder Seite sowohl in ihrer obern Hälfte als an den äußern Fahnen längst des Kiels weiß sind. Die nächsten von selbigem sind nur an der äußern Seite weiß, und an der innern schwarz; die drey folgenden sind schwarz; die beyden mittelsten haben spitzige Enden; die darunter befindliche ist am Ende ganz graulicht, an statt, daß die obere gegen das äusserste Ende zu graulicht, und gegen dem Grundtheil schwärzlicht ist. Die Schenkel und die Zehen sind braun, die Krallen schwarz, ausgenommen ihre Enden, welche weißlicht sind; die äußere Zehe ist unten mit der mittelsten vereiniget. Die Leber ist in zween Lappen getheilt, davon der linke weit kleiner als der

rechte

rechte ist, damit für den Magen Platz bleibe, welcher fleischicht und größer ist, als man in Betrachtung der Größe des Vogels sich einbilden sollte.

Man unterscheidet das Männchen von dem Weibchen durch seine bräunern Federn, und vornehmlich durch die Länge des Sporens oder der hintern Kralle, welche über das Knie geht: dieser Sporn wird mit dem Alter länger, und Gesner sagt, daß er einen gesehen, der ohngefähr zween Zoll lang gewesen. Wie Frisch sagt, so soll die Lerche zum vornehmsten Unterscheidungszeichen einen Sporn haben, wie die alten Ritter deren an ihren Stiefeln hatten, damit ihre Füße, indem sie einen breitern Grundtheil haben, besser auf den gepflügten Aeckern laufen können. Die Krümmung der hintern Kralle ist ihnen nicht nöthig, weil die meisten Lerchen sich nicht auf Stangen setzen; diejenigen, welche sich auf Stangen setzen, haben einen etwas gekrümmten Sporn, oder sie setzen sich auch auf große Aeste, wo es nicht nöthig ist, daß sie sich zusammenziehen. Die Lerchen haben eine Farbe, welche von einander etwas verschieden ist, und vermittelst ihrer schalenartigen Farbe können sie nicht leicht von den Raubvögeln gesehen werden. Unsre gemeinen Lerchen fliegen gerne hoch, wenn sie sich begatten wollen, und wenn sie ein Weibchen suchen. Deswegen machen sie, indem sie fliegen, allezeit einen mehr oder weniger großen Zirkel, nachdem sich in der Gegend herum wenig oder viel von ihrer Art befinden. Sie singen nicht nur deswegen, daß die Weibchen sie in ihren hohen Flug sehen, sondern auch, daß sie sie hören. Die Feldlerche ist gelehrig,

und wird leicht zahm. Es ist ein Vogel, welcher sich durch die Schönheit seines Gesangs unterscheidet, und einer von den ersten, so den Frühling verkündiget. Ehe sie ihre Speise hinterschluckt, so kostet sie selbige mit der Zunge. Wenn man ihr im Kesicht bloßen Hanf zu fressen giebt, so wird sie in kurzer Zeit ganz schwarz. In Deutschland versammlen sie sich vor Michael, und ziehen alsdenn fort. Da sie gerne mit einander zusammen leben, so rufen sie, indem sie fliegen, einander ohne Aufhören zu. Im Monat April fangen sie an, ihr Nest in besäete Felder zu bauen, und legen zweymal des Jahrs: ihre Jungen kriechen bey Zeiten aus dem Nest, und halten sich sehr weit von einander, damit sie nicht so leicht von den Raubvögeln oder von andern Thieren gefangen werden. Die Mutter, welche alsdenn über den Saamen herumfliegt, hört gar bald das Geschrey, so sie nur selten machen.

Alles, was Frisch hier sagt, ist nicht durchgängig wahr. Man könnte z. E. ihm dieses Vorgeben streitig machen, daß die meisten Lerchen sich nicht auf Stangen setzen; denn außerdem, daß sich die Haubenlerche ziemlich oft auf einem Rebenpfahl oder ein Haus setzt, so singen die Heidelerchen, indem sie auf dem Gipfel der Bäume sitzen. Im Sommer gehn sie zu Paaren; nur im Herbst und im Winter fliegen sie truppweise, wie die andern Vögel thun, so in Gesellschaft zusammen leben. Nur das Männchen singt, und es ist bey den Vögeln eine allgemeine Regel, welche sehr wenig Ausnahmen leidet. Sie hebt

sich senkrecht in die Luft, dreht sich um sich selbst herum, und singt beständig fort, und steigt bis in die Wolken und verliert sich aus dem Gesicht; sie bleibt lange daselbst; sie läßt sich alsdenn nach und nach nieder; und wenn sie sich der Erde nähert, so fällt sie wie ein Stein herab. Die meisten Schriftsteller geben vor, daß die Feldlerche dreymal des Jahrs legt, im May, im Julius und August; sie legt jedesmal vier oder fünf gesprengelte Eyer; ihr Nest ist aus dünnen Wurzeln, trocknen Pflanzen und Stroh gemacht. Olina sagt, daß sie acht bis zehn Jahr lebe. Es ist eine Art eines Sprüchworts, daß sie nach Beschaffenheit der Zeit ihre Leibesbeschaffenheit verändere; daß sie vom Südwind mager und in drey Tagen von einem Nordwind fett werde, vornehmlich, wenn ein dicker Nebel ist. Wenn die Temperatur der Körper, sagt Belonius, so leicht, als der gemeine Mann glaubt, zu verändern wäre, so würden wir von dem, was man von den Lerchen sagt, den Grund angeben; nämlich, daß es einen Wind gebe, der sie fett mache, und einen andern, der sie mager mache; allein dieses thut hierzu nichts. Es ist wohl wahr, daß die Kälte sie fetter und zärter macht, weil sie die Wärme inwendig concentrirt, welche alsdenn nicht ausdampfen kann; und wir wissen, daß die Wärme ihre Nahrung vernichtet und macht, daß sie wegdunstet, und daß sie sie verhindert, wieder fett zu werden.

Die Lerche ohne Busch ist besser zu essen, als die Haubenlerche. Sie vermehrt sich zum Erstaunen, und wir kennen keine Vögel, von denen man alle

Jahr

Jahr eine so große Menge fängt, und zwar auf verschiedne Weise, vornehmlich mit Tagenezen des Tages über, des Nachts mit Vogelnetzen, und andern Netzen. Gegen zehntausend Feldlerchen fängt man kaum eine Haubenlerche. Die Ursache hiervon ist, daß sie sich nicht unter sie mischt, und daß sie sich auf die großen Wege begiebt, welches auch die, Heidelerche zum wenigsten im Winter, thut. Diese Vögel ernähren sich von Saamen, kleinen Körnern, Gewürmern und andern Insecten.

Wie Liron, ein gelehrter Benedictiner sagt, so soll das französische Wort Alouette von dem celtischen Alaud oder Alaude kommen, dessen sich die Lateiner bedient, indem sie ihm eine lateinische Endung gegeben, und sie Alauda genennt. Nachmals hat sich das französische Wort ein wenig verändert; denn man hat Aloue, hernach Alouette gesagt, welches das Verkleinerungswort hiervon ist. Menage denkt in seiner Etymologies Françoises ein wenig verschieden: er sagt, daß Alouette von Alaudetta dem Verkleinerungswort von Alauda käme, daraus die Franzosen Aloue gemacht, welches sich in den alten französischen Poeten, z. E. Villon und Alain Chartier befindet. Was die Feldlerche anlangt, so heißt sie italiänisch Lodola non Capelluta; spanisch Cuguiada; englisch Common Field-Lartk; schwedisch Laercka: in der Provence Coquillade; in Paris Mauviette.

Die Lerche enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel ist sehr niedlich; er hat ein schmackhaftes Fleisch, so einen guten Saft hat, und leicht zu verdauen

dauen ist; welches man von der jungen und fetten Lerche verstehen muß; denn wenn sie alt und mager ist, so wird sie harte, trocken und schwer zu verdauen. Man bedient sich derselben auf den besten Tafeln, entweder gebraten, oder in einem Teig gethan, um Pasteten davon zu machen, welche sehr hoch gehalten werden; sie bekömmt jedem Alter und Temperament, vornehmlich im Herbst, da sie fetter und niedlicher als zu irgend einer andern Jahrszeit ist. Es trägt sich bisweilen zu, und man hat hiervon viel Exempel, daß Personen, wenn sie Lerchen gegessen, über Magen- und Leibesschmerzen klagen, welche sie diesen kleinen Vögeln zuschreiben, von denen sie glauben, daß sie schwer zu verdauen sind: allein sie irren sich. Das Lerchenfleisch, wie wir nur gesagt, ist leicht zu verdauen; und diese Leibesschmerzen kommen nur von den kleinen Knochen, welche diese Personen hinuntergeschluckt, indem sie die Lerchen zu jähe gegessen: diese kleinen Knochen, welche sehr fein sind, stechen und reizen den Magen und die Gedärme bey der Verdauung, welches sie beschwerlich macht, und die schlimme Wirkung hervorbringt, worüber diese Personen klagen.

Was ihren Gebrauch in der Medicin betrifft, so hält man das Blut von der Lerche für geschickt, den Urin zu treiben, und die Colik, welche von Blähungen und Steinzufällen herrührt, zu heilen. Man vermischt von selbigen eine bis anderthalbe Drachme mit warmen Wein, den man frühmorgens zu sich nimmt; welches man eine Zeitlang hintereinander fortsetzen muß. Andre begnügen sich für die Colik, so von Blä-

hungen herrührt, Lerchenbrühen zu nehmen; welches ihnen sehr wohl gelingt. Plinius versichert, daß man für eben dieses Uebel in dem Pulver der, mit den Federn calcinirten, Lerche ein Hauptmittel finde, so man zu einer halben Unze in einem Glas warmen Wasser früh nüchtern nehmen müsse.

Alcedo. Eisvogel.

Wir kennen den so berüchtigten Alcyon der Alten nicht; und da die Beschreibungen, die man davon giebt, nichts weniger als einförmig, auch nicht wahrscheinlich sind, so würde man geneigt zu glauben, daß dieser Vogel niemals anders als nur in ihrer Einbildung wirklich vorhanden gewesen. Unterdessen so haben einige neuere den Namen Alcyon bey gewissen Vögeln, von sehr verschiednen Charakter gebraucht: auf diese Weise hat Belonius es für genehm gehalten, ihn zwo Arten Vögel zu geben, davon er einen Alcyon muet, so der Fischer-Martin ist, und den andern Alcyon chanteur, die Fluß-Nachtigall, Rausserolle oder Rossignol de riuiere genennt, welche letztere in Frankreich sehr wenig bekannt ist, und in Orleans wegen ihres Gesangs gemeiniglich Tire-Arrache genennt wird. Hier ist nur von dem erstern die Rede.

Der gemeine Eisvogel, Fischer-Martin, Ispida, *Offic. Dal. Pharm.* 420. *Gesn. de Auib.* 513. *Aldrou. Ornith.* 3. 518. *Ionst. de Auib.* 107. Alcedo *Schroed.* 314. *Lemer.* 23. Halcedo muta, *Belon. des Ois.* 219. Ispida, Alcyon fluviatilis, vulgo

vulgo Piſcator Regis, *Charlet. Exer.* III. Alcedo fluviatilis, *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 193. Iſpida, an Veterum Alcyon? *Willoughb. Ornith.* 101. *Raii Synop. Method.* Au. 48. Halcyon riparia, Martinus Piſcator, Auis Paradiſi ſiue Sanctae Mariae, *Quorund.* franzöſiſch Martin oder Martin-Pescheur.

Dieſer Vogel wiegt dritthalb Loth; er iſt von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes etwas über ſieben Daumen lang; die beyden Enden der ausgeſpannten Flügel ſtehen eilf Daumen breit von einander. Der Schnabel iſt beynahe zween Daumen breit lang, dicke, ſtark, ſpitzig, ſchwarz, demohngeachtet an dem Winkel des Mauls weißlicht. Die obere Kinnlade iſt in den meiſten länger als die untere, und hingegen die untere in einigen länger als die obere. Die Zunge iſt kurz, breit, am Ende ſpitzig, und unzertheilt. Das Maul iſt inwendig ſafranfarbig. Die Naſenlöcher ſind länglich. Das Kinn iſt weiß und mit roth vermengt. Das Mittel von der Bruſt oder der Bauch iſt auch roth weißlich. Der untre Theil des Bauchs unter dem Schwanz iſt dunkelroth, desgleichen auch die Seiten und der untre Theil der Flügel. Die Bruſt iſt roth, mit ſchmutzig blau-grünen Federſpitzen. Vom Halſe, mitten auf dem Rücken bis zum Schwanze befindet ſich eine ſehr ſchöne hellblaue Farbe, oder ſo ins Weiße fällt, welche geſchickt iſt, durch ihren Glanz die Augen, welche lange Zeit darauf bleiben, zu blenden. Anbey wird man dunkle queerlaufende Linien gewahr,

welche auf dem blauen des Rückens zum Vorschein kommen, wenn man es in der Nähe betrachtet. Der Scheitel ist schwarzgrünlich, mit blauen queerlaufenden Flecken. Zwischen den Nasenlöchern und den Augen befindet sich ein rother Fleck, und noch ein andrer über den Augen, auf welchen ein weißröthlichter Fleck folgt. In jedem Flügel befinden sich drey und zwanzig Schwungfedern, davon die dritte die längste ist. Sowohl die Schwungfedern als die, welche ihnen am nächsten sind, sehen äußerlich blau, inwendig braun. Die Federn der zweyten Reihe sind am Ende blau, die kleinsten ausgenommen, welche an dem Grundtheil oder Flügelbug sind. Die langen Federn, welche aus den Schultern gehen, sind auf dem Rücken von jeder Seite blaugrünlich. Der Schwanz ist kurz, nämlich anderthalben Daumen breit lang, und besteht aus zwölf Federn, welche eine dunkelblaue Farbe mit einigen schwarz vermischt haben. Die Schenkel sind sehr kurz und klein, von forne her schwärzlich, hinterwärs röthlich, eben so wie die Fußsohle und die hinterste Zehe. In diesem Vogel ist die Structur der Füße besonders; denn die drey Gelenke der äußersten Zehe hängen an der mittelsten, indem die innre nur mit einem einzigen daran hängt; die innere Zehe ist die kleinste, und über die Hälfte kürzer als die mittlere; hingegen ist die äußere beynahe der hintern gleich, und die hintere ein wenig größer, als die innre. Der dritte oder der hintre Knochen vom Schenkel ist kürzer und größer, als er in den andern Vögeln zu seyn gewohnt ist. Die Zehen scheinen durch viele queerlaufende Linien gleichsam

nach Gelenken eingetheilt zu seyn. Die Knöchelchen der Zunge sind kleiner und kürzer als bey den andern. Der Magen ist groß, und wie bey den Fleischfräßigen Vögeln schlapp, voller Gräten und Schuppen von Fischen. Die Gedärme sind nach dem Hintern zu dünner. Gesner versichert, daß das Fett dieses Vogels roth ist; welches wahr ist. Eben dieser Schriftsteller sagt, daß sich oft neun Junge in einem einzigen Nest befinden: was mich betrifft, (es redet noch immer Willoughby) so habe ich in einem Loche, welches eine halbe Elle tief und an dem Rand eines kleinen Flußes war, deren fünfe bemerkt.

Wir haben, sagt Belonius, keinen Vogel von einer auserlesnern Farbe als den Eisvogel, dem man in Frankreich den Namen Martinet, den Fischer, giebt, zum Unterschied einer Schwalbenart, welche gleicherweise den Zunamen Martinet bekommen, und so ihr Nest wie der Eisvogel an dem Rand des Wassers macht. Wenn er einen bequemen Ort an dem Ufer einiger Flüße findet, so hölt er die Erde mit seinem Schnabel beynahe zwo Ellen tief aus, eben so, wie der Schwanzeisvogel (Merops) thut. Da er aber seine Jungen mit einer großen Menge Fische ernährt, so hat ihnen die Natur den Vortheil gegeben, daß, wenn sie das Fleisch von selbigen in ihrem Magen verdauet haben, die Gräten ganz und in Knäulen bleiben, welche sie in kleinen runden Massen wieder wegspeyen, eben so wie die Raubvögel ihre verzehrten Knochen und Federn von den Vögeln ausspeyen. Diese aus

Stacheln und Schuppen bestehende Masse bleibt in der Höhle mit dem Mist des Eisvogels. Und wer da jenige, was wir von den angezeigten Gräten und Schuppen geschrieben, nicht weiß, der würde, wenn er den Bau des Nests betrachten sollte, eigentlich sagen, daß die Eisvögel Gräten von Fischen gesucht, um sie in ihre Neste zu tragen: uns selbst kam es im Anfange fremde vor, daselbst so viele Gräten zu finden; da wir aber den Kunstgriff der Natur wußten, welche will, daß sie die spitzigen Gräten wieder wegspeyen, wenn das Fleisch verdaut worden, so ist uns die Sache nicht so schwer zu glauben gewesen. Wir essen ohne Unterschied alle andre Arten von Wasservögeln, ausgenommen die Eisvögel nicht, wiewohl sie sich von guten Fischen nähren; denn wenn auch die Bauren eine große Menge von selbigen an den Ufern der Flüße aus ihren Nestern nehmen, so haben sie keine andre Achtung vor selbige, als daß sie sie ihren Kindern zum Spielen geben, oder auch, daß sie sie trocknen, um die Körper mit ihren Federn, ihrer ausnehmenden Schönheit wegen aufzuheben: es ist auch der Vogel, der die schönsten Federn hat, so wir kennen. Er ist ein wenig größer als ein Sperling. Er setzt sich so wenig als der Grünspecht auf die Erde; denn er hat so kurze Beine, daß man beynahe sagen möchte, daß er keine habe.

Belonius ist in den meisten Dingen, davon er itzt Nachricht gegeben, umständlich: allein wir glauben nicht mit ihm, daß der Eisvogel sich selbst die Erde zu einer solchen Tiefe aushöhle, um sein Nest darein zu machen. Das ist wahr, daß er Löcher ein-

nimmt,

nimmt, welche von Wasserratten, oder von Erlenwurzeln, oder vom Wasser selbst bisweilen in den Felsen gemacht worden: eigentlich zu reden, macht er kein Nest. Wenn er einmal ein bequemes Loch gefunden hat, so verläßt er es nicht, wenn man ihm auch seine Jungen aus dem Nest nehmen sollte. Das Weibchen ist in etwas nicht so schön und nicht so groß, als das Männchen. Man hat viel von der Treue der Turteltaube gegen ihren Gatten gerühmt: allein es ist zweifelhaft, ob sie über die Treue des Eisvogels gehe. Vor einigen Jahren brachte man uns ein lebendiges Weibchen, welches den Abend auf seinen Eyern gefangen worden, die es längst des Ufers eines Sees, so drey Meilen weit war, in ein Loch, welches der Wasserebne gleich ausgehöhlt, und drittehalb Fuß tief war, gelegt hatte: nachdem wir es untersucht, ließen wir es fliegen, und sogleich suchte es ihr Männchen wieder; dergestalt, daß sie vom neuen wieder anfieng zu legen, welches das drittemal im Jahr war, wiewohl es schon tief ins Jahr hinein war; und was zu verwundern ist, so legte es jedesmal sieben Eyer. Je älter das Nest ist, je mehr hat es Fischgräten und Schuppen: allein diese Gräten und Schuppen befanden sich untereinander, und ohne Ordnung, wie wir uns hiervon überzeugten, indem wir die Erde bis auf den Grund des Lochs aufgraben ließen. Was werden wir demnach von dem so künstlich bearbeiteten Nest eines Eisvogels sagen, welches ein Akademist in den Ephemerid. Germ. vorgestellt? Wir werden mit dem Italiäner sagen: Se non è vero, è ben trovato, indem es von seiner Seite eine bloße Einbildung

ist. Das Weibchen des Eisvogels fängt bey Zeiten an zu legen, und oft sind ihre Jungen die ersten Tage des Aprils ausgekrochen. Das Männchen bringt ihr ohne Aufhören viele Fische, während da sie brütet: alsdenn geht es ohne Geschrey hinein und heraus; welches es zuvor nicht that. Das Brüten dauret ohngefähr zwanzig Tage.

Es ist zu merken, daß die Eisvögel nicht alle gleich schön und von einerley Größe sind. Es giebt einige, deren Schönheit entzückend ist, und welche um den dritten Theil größer als die andern sind. Uebrigens so ist diese Bemerkung dem Eisvogel nicht eigen; sie ist den meisten Vögeln gemein. Man muß sich nicht einbilden, wie einige thun, als wenn der Eisvogel, indem er stirbt, den vornehmsten Glanz seiner Farbe verliere: die Farbe der Federn verändert sich nicht durch den Tod des Vogels; wenn ihre Fahnen entwickelt sind, so kömmt kein Nahrungssaft in selbige mehr; wenn sie aus dem Vogel ausgerissen worden, so werden sie nicht trockner, als sie zuvor waren; der Kiel allein verliert alsdenn etwas: es sind aber nicht die Farben von dem Kiel, welche unsre Augen belustigen. Es ist unter vielen andern eine Bemerkung, welche wir von dem berühmten Reaumur haben, dessen Gedächtniß niemals verlöschen wird, so lange die Wissenschaften bleiben werden. O! wenn doch dieser Anführer unter den Naturforschern unsrer Zeiten lange genug leben sollte, alle die schönen Werke, welche das Publicum mit Ungeduld von ihm erwartet, insonderheit eine vollkommne Geschichte der Vögel herauszugeben! Wir haben bisher

noch

noch niemanden gekennt, der Acht gehabt hätte, wie man Eisvögel in Kefichten ernähren könnte; wir wissen nur, daß man einen vierzehn Tage lang lebendig in einer Stube erhalten, woselbst er nur von Fliegen lebte. Wahrscheinlicher Weise befindet sich dieser Vogel in Schweden nicht, weil Linnäus in seiner Fauna Suecica nichts hiervon gedenket.

Man sagt gemeiniglich, daß die indianischen Vögel in Ansehung der Federn den Vorzug haben, und die europäischen in Ansehung des Gesanges: allein es scheint, daß uns auch wegen der Schönheit der Federn an unsern europäischen Vögeln nichts fehlt; denn ohne von dem Pfau etwas zu sagen, welcher ohne Widerspruch der Phönix der Vögel ist, noch von unsern andern zahmen Vögeln etwas zu sagen, haben wir nicht den Fasan, das rothe Rebhuhn, die Krichente (Sarcelle) und verschiedne andre Arten von Enten; den Trappen, den Trappenzwerg (Cane petière de Belon) das Birkhuhn (Francolin) den gemeinen Heher, den Straßburgischen Heher, den Böhmischen Heher, den Wiedehopf, den Grünling, den Staar, den grünen Regenpfeifer, den Kiwitz, die Elster, viele Arten vom Specht, den Finken, den Gimpel, den Stieglitz und unsern Eisvogel, der allein vor tausend andern den Vorzug verdient?

Es ist eine allgemein ausgebreitete Mennung, daß das Fleisch von dem Eisvogel unverweslich ist, und daß dieser Vogel, wenn er in einen Kleiderschrank gehängt wird, die Eigenschaft habe, die Kleider vor allen Arten Gewürmern zu verwahren. Wir haben

das Gegentheil erfahren; denn außerdem, daß wir in dem Schlund eines von diesen Vögeln, so vor kurzem getödtet war, einen Haufen Würmer gefunden, so haben wir auch eine kleine Holztaube gehabt, welche ohnerachtet zween Eisvögel, ganz nahe dabey gehangen von Motten war gefressen worden. Der gemeine Mann glaubt auch, daß, wenn man diesen Vogel an den Schnabel mit einem Faden in ein besondres Behältniß hängt, derselbe allezeit seine Brust nach der Seite des Windes zu drehe. Er ist der Wetterhahn unsrer Seeleute, aber ein solcher, auf welchen man nichts rechnen muß; eine Meise, ein Zaunkönig und ein jeder andrer leichte Vogel, dreht sich eben sowohl bey dem geringsten Winde. Es ist falsch, daß der Eisvogel für das Einschlagen des Donners, Gerichtshändel und Uneinigkeit, ein Haus frey halten, und so dürre als er ist, sich alle Jahr, als wenn er lebte, mausern sollte. Wir haben eben sowohl auch den angenehmen Moschusgeruch, den ihm einige Schriftsteller zuschreiben, bey ihm nicht gefunden; sondern vielmehr einen unangenehmen faulen Fischgeruch, welcher lange dauret, vornehmlich wenn man ihn eingeschlossen hält.

Es sind wenig Vögel, denen man so viel Namen als diesen gegeben. Man hat ihn nach den Griechen Alcyon oder Halcyon genennt, weil man vorgegeben, daß er sein Nest auf dem Meer mache; italiänisch heißt er Piumbino, Vccello di Santa Maria, Pescatore del Re oder Vitriolo; englisch Kingfisher oder der Königsfischer; französisch Martin oder Martinet-Pescheur; sonst heißt er Oiseau de Saint Martin;

Martin; weil es einem beliebt, Namen der Heiligen Thieren zu geben; man nennt ihn auch Drapièr oder Artre, gleichsam als wenn er geschickt wäre, von den Tüchern und Rauchwaaren die Motten und Schaben abzuhalten; Tartarin heißt er wegen seines Geschreys; Maunier, weil er sich nah bey den Mühlen aufhält; er heißt auch Piverd d' eau, Peche-veron, Merlebleu oder Merlet-Pescheret; Vivrevent oder le Puaut des Matelots. Der Eisvogel enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Der Gebrauch von diesem Vogel in der Medicin ist sehr eingeschränkt. Man dürrt von ihm das Herz, welches man in ein Säckchen thut, und an den Hals der Kinder hängt, um sie vor der fallenden Sucht zu bewahren: allein diese Wirkung ist, wie Lemery bemerkt, nicht sonderlich bestätiget, und es würde besser seyn, den Vogel zu Pulver zu reiben, wenn er vorher gedörrt worden, und hiervon alle Tage einen Scrupel in Betonienwasser nehmen zu lassen.

Anas. Ente.

Das Geschlecht der Enten begreift viele sowohl zahme als wilde Arten in sich. Unter diesen letztern besuchen einige das süße Wasser der Teiche, der Lachen und der Flüße, wie die gemeine wilde Ente, wovon wir in diesem Artickel handeln werden, die breitschnäblige Ente mit buntfarbigen Flügeln, die Fliegenente, diejenige Ente, so einen spitzigen Schwanz wie eine Picke hat, die Krichente u. s. f. Die andern halten sich gerne in unreinen Wasser und um das Meer auf,

wie

wie die Burgente, die Eyderente, die schwarze Ente, die goldäugige Ente, die Löffelente, die Schellente, die schwarze Seeente mit dem Federbusche, und die Spießente.

Die gemeine wilde Ente; Anas syluestris, *Offic. Schrocd.* 314. Anas fera torquata minor, *Gesn. de Auib.* 99. Boschus maior, siua Anas torquata minor, *Aldrou. Ornith.* 3. 284. Anas fera, *Charlet. Exer.* 104. *Merr. Pin.* 180. Anas fera prima seu torquata minor, *Schwenckf. Auiar. Silesf.* 197. Boschus maior, *Ionst. de Auib.* 97. *Alb. Ornith.* 89. *Willoughb. Ornith.* 184. *Raii Synop. Method. Au.* 145. Anas caudae rectricibus intermediis recurvis, *Linn. Faun. Suec.* 97. Anas immansueta vulgaris, Anas syluestris vera seu maior, *Nomull.* französisch Canard sauvage ordinaire oder commun.

Dieser Vogel wiegt sechs und dreyßig bis vierzig Unzen. Er ist von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes ohngefähr drey und zwanzig Daumen lang; die beyden Enden der ausgespannten Flügel stehen fünf und dreyßig Daumen von einander. Der Schnabel sieht grüngelblicht, ist dritthalben Daumen lang, beynahe einen Daumen breit, und ein wenig eingedrückt. An dem Ende der obern Kinnlade befindet sich eine Art eines Anhanges oder runden Nagels, wie bey den meisten andern Vögeln von dieser Gattung. Die untern Augenlieder sind weißlicht; die Pfoten saffranfarbig; die Krallen braun. Die Kralle von der hintersten ist beynah weiß; die

innerste

innerste von den Vorderzehen ist der kleinste. Die Häute, welche die Zehen unter einander verbinden, haben eine schmutzige Farbe. An der Zertheilung der Luftröhre ist ein Gefäße, so man den Irrgang nennt. Die Dickbeine sind bis an die Knie mit Federn bedeckt. An dem Manne ist der Kopf und der oberste Theil des Halses schön grün, worauf vorwärts ein weißer Kragen folgt, welcher hinten keinen ganzen Zirkel macht. Von dem Kragen bis zur Brust ist die Kehle kastanienbraun. Die Brust und der Bauch fallen aus dem weißen ins aschgraue, und sind mit unzählichen dunkeln Punkten wie mit Flecken besprengt. Der untere Theil des Schwanzes ist schwarz. Der obere Theil des Halses ist grau und röthlich fleckicht; der mittelste Theil des Rückens, welcher sich zwischen den Flügeln befindet; ist roth, unten schwärzlicht, am Bürzel dunkler mit einer schwimmenden Purpurfarbe vermischt. Die Seiten unter den Flügeln und die größten Schwungfedern nach den Dickbeinen zu, sind queerüber mit sehr schönen braunen Linien geziert, worunter weiß und blau gemischt ist. Die kleinen Reihen der Federn sind röthlich; die längsten, welche aus den Schultern gehen, sehen silberfarben und sind mit kleinen queerlaufenden braunen Linien artig buntfarbig geschmückt. Es befinden sich in allem in jedem Flügel vier und zwanzig Schwungfedern, davon die zehn ersten braun, die zehn folgenden am Ende weiß sind. Hernach befindet sich an dem äußersten Kiel eine Platte, welche eine schimmernde purpurfarbene weiße Farbe hat, nebst einem kleinen schwarzen Platz, der zwischen dem blauen und dem weißen ist.

Das

Das Ende der ein und zwanzigsten Feder ist weiß, und ihr äuserster Rand von dunkler Purpurfarbe. Das Mittel der zwey und zwanzigsten ist ein wenig silberfarben; die drey und zwanzigste ist ganz silberfarben, ausgenommen die Ränder, welche auf jeder Seite schwärzlicht sind. Die vier und zwanzigste ist ebenfalls silberfarben, ausgenommen ihr äußerster Rand, welcher schwärzlicht ist. Die Federn, welche äußerlich die vorhergehenden bedecken, haben eben die Farbe wie sie: diejenigen aber, welche auf den purpurfarbnen liegen, haben schwarze Spitzen, hernach einen weißen Fleck, dergestalt, daß der blaue Fleck sich auf der einen Seite mit einem weißen Platz endiget. Im Schwanze befinden sich zwanzig Federn, welche sich in eine Spitze endigen, davon die vier mittlern sich cirkelrund biegen, schwärzlich und purpurfarben, die acht folgenden aber auf jeder Seite, vornehmlich die äußern an den äußersten Rändern weißlich sind; und je näher sie den gekrümmten Federn sind, je mehr sie braun beygemischt haben. Die Federn, welche den untern Theil des Flügels bedecken, und die untre falsche, sind weiß. Den Winter über ziehen sie in Haufen; im Frühlinge wohnen Mann und Weib bey einander. Ihre Nester bauen sie in Büschen und Binsen, nahe ans Wasser, selten auf Bäume; sie legen und brüten jedesmal zwölf bis vierzehn Eyer und mehr aus. Das Weibchen hat keinen grünen Kopf noch einen Kragen am Halse; beyde aber sehen durch einander weiß, braun und rothschwärzlicht. Das Mittel von

den Rückenfedern ist braunschwarz, und die Ränder hiervon sind weißröthlich.

Man fängt alle Jahr in England in den Sümpfen von Lincoln, Norfolk und andern Orten eine große Menge verschiedne Arten von Enten zu der Zeit, wenn sie sich mausern und nicht fliegen können, mit Netzen, welche beynah cylindrisch und denenjenigen ähnlich sind, mit welchen man die Rebhühner fängt. Es versammeln sich daselbst bisweilen vier hundert Fahrzeuge zu einer einzigen Jagd. Wir haben sagen hören, daß man viertausend Enten auf einmal gefangen habe. Die Männchen von den Enten mausern sich, wenn die Weibchen anfangen zu brüten. Was die Weibchen betrifft, so mausern sie sich nicht eher, als wenn ihre Jungen groß und geschickt geworden zu fliegen; das ist, die Männchen mausern sich zu Ende des Mays, und die Weibchen nicht vor Ende des Junius, welches die Zeit ist, wo die Enten von neuem fliegen können, nachdem sie wieder mit ihren Federn bedeckt worden. Die Männchen von den Krichenten, und andre dieser Art, begleiten die wilden Enten und mausern sich mit einander. Die Weibchen von diesen Vögeln mausern sich ein wenig später, dergestalt, daß ihre Jagd vor der Hälfte des Junius bis zu Ende des Augusts daurt. Binnen einer Woche fallen alle andern Federn aus: die neuen aber werden nicht eher als nach Verlauf drey völliger Wochen vollkommen. Wenn nun ihre Federn anfangen auszufallen, so sind sie alle fett; sie werden aber mager, ehe sich ihre Federn gänzlich erneuern.

Man

Man könnte hier mit Recht fragen, warum die Vögel sich alle Jahr mausern. Wir glauben, daß das Mausern von eben der Ursache kömmt, von der das Ausfallen der Haare bey dem Menschen und andern Thieren herrührt, welche sich nach einem Fieber oder einer andern Krankheit in der Genesung befinden, oder die sich nach langen ausgestandnen Hunger wieder erholen; denn bey dem Männchen ist die Leidenschaft der Liebe eine Art des Fiebers; und daher kömmt es, daß sie im Frühling mager werden, weil ihr Körper durch den öftern Gebrauch des Vergnügens, so sie verschaft, an Kräften erschöpft wird. Was die Weibchen anlangt, so ist die Zeit des Brütens und die Führung ihrer Jungen einer Krankheit oder einem langen Fasten gleich, indem sie sich während dieser durch das Fasten und durch beständige Arbeit abmatten. Wenn diese Zeiten vergangen sind, so erlangen die beyden Geschlechter, indem sie auf nichts mehr bedacht seyn, als für sich gut zu sorgen, in kurzer Zeit ihre alte gute Leibesbeschaffenheit wieder, und werden wieder fett; daher geschieht es, daß die Haut, da sie erweitert worden, die Schweißlöcher öffnet, und die Federn ausfallen.

Alles dieß ist aus dem Willoughby gezogen. Wie Belonius sagt, so behält die wilde Ente ihre natürliche Farbe beständig: allein es geschieht oft, daß die Farbe in den zahm gemachten Enten sich verändert, welche bisweilen halb weiß getheilt und bisweilen ganz weiß sind. Doch behalten sie ziemlich oft alle die Farben von der wilden Ente. Die Männ-

chen

chen sind allezeit größer als die Weibchen. Die Enten und andre Flußvögel heben sich, indem sie aus dem Wasser gehen, gerade in die Höhe, um nach dem Himmel zu zu fliegen. Die wilden Enten bemühen sich, bisweilen ihr Nest auf die Bäume zu machen, und ihre ausgebrüteten Jungen mit dem Schnabel ins Wasser zu tragen. Man sollte die Enten in große und kleine theilen, und nicht in wilde und zahme, weil diese letztern aus den Eyern der wilden Enten gekommen.

Die Enten haben kurze dicke Beine und nach hinten zu gerichtet; welches ihnen die Leichtigkeit zum Schwimmen verschafft, und die Beschwerlichkeit zum Gehen macht; auch gehen sie langsam und mit Mühe. Sie sind schwer, wie viele andre Flußvögel, und scheinen sich schwer zu bewegen; daher machen sie, indem sie fliegen, mit ihren Flügeln ein Geräusch. Gesner bemerket, daß die Enten die Zunge auf beyden Seiten mit kleinen Zähnen besetzt, und die innern Musceln weißer als die äußern haben: er setzt hinzu, daß, wenn diese letztern braunblau sind, die Bauern in der Schweiz daraus muthmaßen, daß ein schöner Sommer darauf folgen werde. Die Vögel, sagt Clayton, in den Philosophical Transactions, welche einen platten Schnabel haben, und die ihre Nahrung auf die Weise suchen, daß sie in die Erde hacken, oder selbige aufwielen, haben drey paar Nerven, die sich bis in ihren Schnabel erstrecken. Durch diese Nerven unterscheiden sie mit so viel Fürchsichtigkeit und Genauigkeit das, was geschickt ist ihnen zur Nah-

rung zu dienen, von dem, welches sie verwerfen müssen; welches sie einzig und allein vermittelst des Geschmacks thun, ohne daß sie die Speisen sehen. Diese Nerven erscheinen in dem Schnabel und in dem Kopf der Ente deutlicher, bey der sie größer sind, als bey der Gans oder bey jedem andern Vogel, den ich gesehen habe: auch giebt es keinen Vogel, der so sehr wühlt, als die Ente, um ihre Nahrung zu finden. Bis itzo habe ich keinen von diesen Nerven in Vögeln, welche einen runden Schnabel haben, gefunden: aber seit der Zeit, da ich viele Zergliederungen auf dem Lande vorgenommen, habe ich in einer Krähe zween von diesen Nerven gesehen, welche zwischen den beyden Augen bis in den obern Theil des Schnabels heruntergiengen; demohngeachtet aber waren sie weit dünner, als irgend einer von den drey paar Nerven, welche sich in dem Schnabel der Ente befinden, wiewohl sie in Wahrheit dicker als die Nerven eines jeden andern Vogels mit rundem Schnabel waren.

Das Männchen von den Enten hat eine schwächere und rauhere Stimme; das Weibchen aber eine stärkere und durchdringendere. Aldrovandus hat die Zergliederung von der Luftröhre dieses Vogels mitgetheilt. Da ich, sagt er, mit Verwunderung gesehen, wie die Ente so stark und helle schreyt, und ihren Kopf so lange unter dem Wasser hält, so habe ich sie zergliedert, um die Ursache hiervon zu suchen, und ich habe gefunden, daß solches ohne Zweifel von der Figur ihrer Luftröhre herrühre, als welche von der Luftröhre andrer Vögel verschieden ist; denn

an

an dem Ort, wo sie sich in zween Aeste theilt, um zu den Lungen zu gehen, hat sie eine Art einer harten knorplichten und hohlen Blase, welche auf der rechten Seite herabhängt, woselbst sie größer scheint.

Varro und Columella lehren umständlich die Art, eine bequeme Wohnung zu machen, um Enten aufzuziehen. Wie die Nachrichten der Reisenden melden, so sind die Chineser in diesem Punkt sehr sorgfältig, und ziehen von selbigen eine unzählige Menge an den Flüßen in den mit Fleiß hierzu gemachten Hütten auf. Sie lassen sie in die Pflanzstätte von Reiß laufen, und man muß sich verwundern, wie sie die schlechten Pflanzen und die schädlichen Insecten zu vernichten wissen. Die Enten sind gefräßig und unersättlich; sie fressen von allem. Die Weibchen sind wie die Gänse dem Zufall unterworfen, daß sie Mißgeburten von Eyern legen; welches einige Schriftsteller ihrer starken Einbildung zueignen. Man kann die Eyer einer wilden Ente von einer zahmen Ente oder einer Henne ausbrüten lassen, und die jungen Enten, so hiervon auskriechen, sind leicht zahm zu machen: allein die jungen wilden Enten werden nicht leicht zahm, wofern man ihnen nicht, so bald sie gefangen, das Ende der Flügel verbrennt, so lange Zeit brauchen, ehe sie wachsen, und wofern man sie nicht unter viele zahme junge Enten und viel Futter steckt. Man erlegt mit einer Flinte viel Enten in den Hütten, wenn man zahmgemachte Enten aufbehält, welche die vorbeyziehenden locken. Man fängt deren auch mit Netzen und Tüchern, Stricken, Vogelleim, Raubvögeln

und Wasserhunden; da sie aber listig sind, so wissen sie den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen, indem sie sich unter das Wasser tauchen. Wenn die Enten mehr, als sie gewohnt sind, schreyen, wenn sie mit den Flügeln schlagen, und auf dem Wasser spielen, so ist solches ein Zeichen des Regens; sie halten sich gerne auf dem Wasser auf, und können dessen nicht entbehren. Schwenkfeld sagt, daß die wilde Ente in Schlesien ein Zugvogel ist, welcher im Winter fortzieht und wärmere Länder sucht. In Frankreich bleibt sie das ganze Jahr hindurch.

Die gemeine wilde Ente heißt italiänisch Anitra saluatica, spanisch Anade syluestris, deutsch Spiesgelente oder Merzente, weil sie sich im Monat März begattet; und niederländisch heißt sie Wilde-Eende, englisch Common Wild-Duck, schwedisch Graesand oder Blaonake. In Frankreich nennen sie eigentlich das Männchen Malard und das Weibchen Cane. Belonius, Franz Pithou und Julius Scaliger, geben vor, daß die Worte Canard und Cane nach der Namendichtung von dem natürlichen Geschrey des Vogels gemacht worden. Wie Huet sagt, so heißt Malard in Nieder-Bretagne Maillard, woher dieser Name der Ente scheint gegeben zu seyn, wie der Name Margot der Elster. Was den lateinischen Namen Anas betrifft, so kömmt er von dem griechischen Νεσσα oder Νεττα, a natando, wie Varro sagt.

Die wilde und zahme Ente enthalten viel Oel, flüchtiges Salz und wäßrichte Feuchtigkeit; inzwischen so giebt erstere mehr flüchtiges Salz und weniger Wasser; welches man der mehrern Bewegung, die sie macht, und der bessern Nahrung, deren sie sich bedient, zuschreiben muß. Man weiß, daß die zahme Ente sich wenig Bewegung macht, daß sie im Koth und Unflath lebt, und ihre vornehmste Nahrung in Koth, Würmern, Spinnen, verfaulten Fischen, Frösschen und Kröten, kurz in allen Unreinigkeiten eines Hofes besteht; welches ihr Fleisch weit weniger schmackhaft als der wilden und zugleich weniger gesund macht; denn sie hat einen Ueberfluß an zähen, schleimichten und groben, und sehr schwer zu verdauenden Säften: auch untersagen wir deren Gebrauch denen, welche einen schwachen Magen haben; und sie bekommen nur starken Leuten, welche an Bewegung gewohnt, und mit einem guten Magen versehen sind. Was die wilde Ente anlangt, so ist solche, wenn man eine junge, zarte und fette aussucht, nicht schädlich, man muß sich aber derselben allezeit mäßig bedienen. Die Ente legt ein wenig größre Eyer als eine Henne, davon die Schale dicker ist, und die auch gut zu essen sind.

Was den Gebrauch der Ente in der Medicin betrifft, so hält man die Leber dieses Vogels für geschickt, den Leberfluß zu hemmen: ihr Fett ist schmerzstillend, erweichend und auflösend; es kömmt zu vielen Arten Salben, welche geschickt sind, aufzulösen und die Schmerzen zu stillen, wenn man den leidenden Theil

damit reibt. Man eignet auch dem Blut von der Ente die Kraft zu, dem Gift der Otter und andrer giftigen Thiere zu widerstehen. Man läßt vom selbigem eine bis zwo Drachmen in einem Glas warmen Wein nehmen, welches man, nachdem es nöthig ist, einige Zeit darnach wiederholt. Einige Schriftsteller versichern, daß, wenn eine lebendige Ente am Bauch gerupft und auf den Leib gelegt wird, solche diejenige Colik heile, welche von Blähungen kömmt: andre, wie Lemery, wollen, daß man sie lebendig öffne, und sie unmittelbar darnach auf den Leib lege, um eben diese Wirkung hervorzubringen.

Das Fett von der Ente kömmt zum Unguento pectorali, und zum Unguento fortificante Pharm. Lemery.

Nimm armenischen Bolus, Myrrhe und Bleyweiß von jedem zwo Drachmen. Mache alles zu Pulver, und vermische alles mit einer genugsamen Menge Entenfett. Es ist eine Salbe, welche die aufgesprungnen Lippen und Warzen der Brust gar bald heilet.

Anser. Gans.

Unter die verschiednen Arten Gänse zählet man die zahme Gans, die gemeine wilde Gans; die Baumgans oder Nonnengans, die spanische oder guinesische oder Schwanengans; die Sporen- oder Stachelgans; die Kanadensergans, welche

welche die Einwohner in Canada gemeiniglich, aber uneigentlich, Outarde nennen; die Entengans oder grönländische Bergente; und diejenige, so vom Belonius die Ringelente; (Cane a Collier) genennt wird, so man vielmehr zu dem Geschlecht der Gänse als zu dem Geschlecht der Enten setzen muß. Wir werden insbesondre von der erstern, als der gebräuchlichsten in der Medicin reden.

Die Haus- oder zahme Gans; Anser, *Offic. Dal. Pharm.* 419. *Lemer.* 50. *Charlet. Exerc.* 103. *Belon. des Oiſ.* 157. Anser domesticus *Schroed.* 314. *Geſn. de Avib.* 125. *Aldrov. Ornith.* 3. 102. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 209. *Ionſt. de Auib.* 92. *Merr. Pin.* 179. *Willoughb. Ornith.* 273. *Raii Synop. Method. Auib.* 136. Anas roſtro ſemicylindrico, corpore ſupra cinereo, ſubtus alcido, rectricibus margine albis, *Linn. Faun. Suec.* 90. Anſer, cicur vulgaris, *Nonnull.* franzöſiſch Oye domeſtique oder priuée.

Wie Willoughby ſagt, ſo iſt die Hausgans kleiner als der Schwan, und größer als die Ente; ſie wiegt gut zehn Pfund, wenn ſie gemäſtet iſt. Ihre Länge beträgt vom Ende des Schnabels bis zum Ende der Füße ſieben und dreyßig, und einen halben Daumen breit, und bis zum Ende des Schwanzes fünf und dreyßig und einen halben Daumen; die Breite der ausgeſpannten Flügel beträgt ſechzig und einen halben Daumen. Sie hat einen Schnabel, der von der Spitze bis zu den Winkeln des Mauls zween und dreyviertel Daumen lang, und bis zu den Augen drey

und einen halben Daumen lang ist. Der Schwanz ist sechs und einen halben Daumen lang, und besteht aus achtzehn großen Federn, davon die äußersten die kürzesten, und die andern bis zu den mittelsten, welche die längsten sind, unvermerkt länger sind. In jedem Flügel befinden sich sieben und zwanzig große Federn. Was die Farbe der Federn betrifft, so ist dieselbe, wie bey den andern Hausvögeln, veränderlich, indem sie bald braun, bald aschgrau, oder weiß, oder buntfarbig braun und weiß durcheinander ist. Der Schnabel und die Füße sind in den jungen Gänsen, die man im französischen Oison nennt, gelb, und in den alten gemeiniglich roth. Wenn die Gans zornig wird, so zischt sie wie eine Schlange. Sie lebt sehr lange. Ein sehr glaubwürdiger Freund, sagt Willughby, hat uns erzählt, daß sein Vater eine Gans gehabt, welche achtzig Jahr alt gewesen, und die, da sie auf keine Weise durch das Alter entkräftet gewesen, wohl noch eben so lange hätte leben können, wenn man nicht gezwungen worden, sie wegen ihrer Boßheit und üblen Bezeigen, so sie gegen junge Gänse geäußert, zu tödten.

Die Hausgans ist jedermann bekannt. Sie lebt wie die Ente auf dem Lande und auf dem Wasser; sie frißt von allem; sie lebt aber vornehmlich von Pflanzen und Körnern. Sie ist schwer; sie bemüht sich wenig zu fliegen, und läuft nicht geschwind auf ihren Füßen: demohngeachtet aber führt man bisweilen einen Haufen Gänse über funfzehn Meilen, wie man es mit den jungen indianischen Hühnern macht. Ob

sich

sich nun wohl diese Vögel überall ziehen lassen, so muß man sich doch nicht in den Sinn kommen lassen, Gänse in einem Haus auf dem Lande zu ernähren, wenn man nicht nahe bey einem Fluß, einem Bach, oder einem Teich ist, woferne man in seinem Hause nicht einen guten Sumpf oder Pfuhl, oder einen Fischhalter hat, so allezeit voller Wasser seyn muß, um sie wühlen zu lassen. Zwey Männchen sind für sechs oder sieben Weibchen zureichend; man hält die grauen höher als die weißen. Das Weibchen legt auf dreymal des Jahrs, und jedesmal zehn bis zwölf Eyer. Johann Liebault sagt in seinem Maison Rustique, daß, wenn man die Gänseeyer nicht weggenommen, so wie sie legen, sie solche, sobald ihr Legen vollendet ist, bebrüten; daß sie aber, wenn man sie ihnen wegnimmt, nicht aufhören, bis auf zweyhundert Eyer zu legen, und so gar bis sie bersten. Ihr Legen fängt sich im März an, und endiget sich im Junius; sie legen dreyßig Tage lang. Es ist unrecht, daß man die Gans für dumm hält; sie ist wachsam; ihr Schlaf ist leicht; sie erwacht bey dem geringsten Geräusch. Einige haben vorgegeben, daß sie zum wenigsten so geschickt, als ein Hund sey, des Nachts ein Haus auf dem Lande zu bewachen, weil sie, sobald sie etwas hört, nicht aufhört zu schreyen, wodurch sie um Hülfe zu rufen scheint. Man führt hiervon ein berüchtigtes Beyspiel in der römischen Geschichte an, woraus man sieht, daß die Gänse das Capitolium gerettet, welches von den Galliern wäre erobert worden, da die Hunde nichts gehört. Es ist gewiß, sagt Lemery, daß dieser Vogel gelehrig ist: ich habe eine einen

Bratenwender wie einen Hund drehen sehen, um das Fleisch zu braten.

Man rupft die Gänse zweymal des Jahrs, im Frühling und im Herbst. Ihr Koth verderbt die Wiesen und verbrennt die Pflanzen. Sie sind im Stande, viel Schaden in den Gärten und in dem Getraide anzurichten, wenn man sich deshalben nicht in acht nimmt. In gewissen Provinzen von Frankreich zieht man von selbigen einen großen Nutzen; auch sieht man daselbst nach der Erndte zahlreiche Haufen Gänse, nebst indianischen Hünern auf den Feldern weiden. Im Herbst macht man sie binnen vierzehn Tagen oder drey Wochen mit Teig oder Nudeln fett, indem man ihnen die Augen ausstickt. Man treibt mit selbigen um St. Martin einen beträchtlichen Handel.

Das Bilsenkraut und der Schirling tödten die jungen Gänse; die bittre Mandel ist für sie auch ein Gift, wie für die Enten und die andern Vögel. Es ist kein Vogel, der so viele Mißgeburten hervorbringt, als die Gans. Die Landleute erkennen aus der Größe und der Figur der Eyer diejenigen, welche daraus kommen müssen, und sie werfen sie als solche weg, welche zum Brüten nicht geschickt sind. Aldrovandus hat außer der anatomischen Beschreibung der innerlichen Theile der Gans, die Figuren vieler Mißgeburten in dieser Art mitgetheilt: 1) eines Vogels mit zween Köpfen auf einem einzigen Hals, nebst vier Füßen und eben so viel Flügeln; 2) eines Vogels mit zween Hälsen und zween Leibern;

3) eine

3) eine Gans mit vier Füßen, von der er versichert, daß er sie zu Bologne gesehen, und die einige Jahr gelebt.

Die gemeine wilde Gans gleicht in Ansehung der Größe der Hausgans, und ist ihr in Ansehung der Figur sehr ähnlich; sie ist auch der Farbe nach von ihr nicht sehr unterschieden. Es ist wahr, daß die Hausgans ursprünglich von der wilden Gans kömmt: allein die Meynung dererjenigen, welche glauben, daß die wilde Gans in gewissen Ländern zahm gemacht worden, aus welchen sie des Winters zieht, um zu uns zu kommen, und im Frühling wieder zurück zu kehren, ist leicht zu widerlegen; denn dieser Vogel ist so wild, daß es deutlich fällt, daß er niemals zahm gemacht worden. Die wilden Gänse kommen nach den Kranichen in Frankreich, sie bleiben daselbst dem Winter, an statt, daß die Kraniche weiter ziehen, und warme Länder suchen. Sie fliegen truppweise am Tage und des Nachts mit vieler Ordnung in Form eines Triangels ohne Grundtheil, wie die Kraniche und wilden Enten thun; ihr Geschrey läßt sich sehr von weitem hören: auch bemerkt man, daß die Luftröhre in der wilden Gans wie bey dem Kranich nach Art einer Trompete zurückgebogen ist.

Die Gans heißt griechisch χεν; italiänisch Oca; spanisch Ganzo; englisch Goose; schwedisch Goas. Wie Menage sagt, so kömmt das französische Wort Oye von Oge, welches sich bey den alten französischen Schriftstellern befindet, so von Aucha, Auca, Ocha oder Oga gemacht worden. Vor diesem sagte man

in

in Frankreich Oue für Oye: daher heißt eine Straße in Paris la Rue aux Oues, so in verdorbner Aussprache la Rue aux Ours, heißt, wegen der großen Anzahl Gänse, welche die Garköche ernähren, so zu aller Zeit insbesondre diese Gasse bewohnt haben. Die junge Gans hieß anfangs in Frankreich Oyon, hernach Oyson oder Oison. Le Düchat sagt, daß man in vielen Orten von Frankreich eine junge Gans Sibilot nenne, von Sibilando, gleich als wenn sie Zischer hieß. Das Männchen heiß in Frankreich Oyard, Iard, Iar oder Iars.

Die zahme und wilde Gans enthalten viel Oel und flüchtiges Salz; die letztere vornehmlich giebt diese Substanzen in Menge. Dieser Vogel ist ein ziemlich gutes Essen. Man giebt mit Recht der wilden den Vorzug, deren Geschmack weit besser ist, weil ihr Fleisch, da sie sich mehr Bewegung macht, mit weniger schleimichten und groben Säften erfüllt ist, und die Bestandtheile ihrer Säfte mehr erhöht sind. Inzwischen kann man überhaupt sagen, daß das Gänsefleisch dem Geschmack nach mehr angenehm als heilsam ist. In der That sie hat allezeit an zähen und groben Säften einen Ueberfluß, welche sie schwer verdaulich machen. Deswegen muß man sich dessen mäßig bedienen, und sie bekömmt nur starken Personen, welche einen guten Magen haben, und die sich Bewegung machen, weil sie stark nährt, und ein starkes und dauerhaftes Nahrungsmittel giebt. Diejenigen aber, welche einen schwachen Magen haben, welche viel sitzen und in Zimmern sind, müssen solches schlechterdings unterlassen. Wenn man diesen Vogel wählt, so muß er

zart, weder zu jung noch zu alt, und gut genährt seyn, und der in einer reinen und klaren Luft gezogen worden. Wir sagen, daß dieser Vogel weder zu jung noch zu alt seyn seyn muß, weil das Fleisch, wenn er zu jung ist, schleimicht und geschickt ist, grobe und untaugliche Säfte hervorzubringen. Wenn er hingegen zu alt ist, so ist sein Fleisch trocken, harte, von schlimmen Säften, und es erregt Unverdaulichkeit und Fieber. Die Gans wird gemeiniglich gebraten oder in Ragout gegessen, und man macht aus den Gänsekeulen Pasteten, welche hochgehalten werden. Die Gänseeyer werden von geringem Pöbel gegessen; allein sie sind bey weitem nicht so angenehm, noch so berühmt, wie die Hühnereyer.

Was ihren Gebrauch in der Medicin betrifft, so gebraucht man das Blut, das Fett, die Excremente und die erste Haut von den Gänsepfoten. Das Blut hat eine Kraft, dem Gift zu widerstehen: Man bedient sich dessen in melancholischen Krankheiten, wo die schwarze Galle die Oberhand hat, und bey dem Krebs; es verbessert die bösartige Beschaffenheit und die Feuchtigkeit. Die Dosis von selbigem ist eine bis zwo Drachmen in einer bequemen Feuchtigkeit, oder mit einem Syrup vermischt, nach dem es vorher getrocknet und zu Pulver gemacht worden. Man giebt vor, daß es, wenn es äußerlich aufgelegt worden, das Jucken heile; das Fett ist erweichend, zertheilend und auflösend; es erschlappt den Unterleib, wenn es innerlich genommen worden. Man vermischt von selbigem einer Welschennuß groß mit einem gebratnen Apfel, und ißt selbigen; welches die Verstopfung des Unter-

leibes

leibes sehr wohl hebt. Man begnüget sich bey den Kindern, dieses Fett auf dem Leib einzureiben: welches hinlänglich ist, sie zu erschlappen. Dieses Fett ist wegen seiner großen Durchdringenheit und seiner Feinheit von einer wunderbaren Hülfe bey Lähmung der Nerven, bey Convulsionen und krampfartigen Zusammenziehen der Glieder. Man macht eine flüßige Salbe aus selbigem für die leidenden Theile. Bey scorbutischer Lähmung läßt man es im Wasser kochen, und setzt hernach seinem Dampf das gelähmte Glied aus, oder man wäscht auch dasselbe mit diesem Decoct. Bartolet rühmt in seiner Encyclopedie wider die Lähmung und Flüße, so von einer kalten Ursache kommen, eine Salbe, welche auf folgende Weise gemacht wird: Man nimmt eine recht fette Gans, die man ausnimmt, und mit recht klein gehackten aromatischen und nervenstärkenden Pflanzen ausfüllt; man bratet hernach diese Gans an einem Spies, und befeuchtet sie mit Lebenswasser. Das Fett, welches von selbiger herabtröpfelt, ist in den Krankheiten, welche wir jetzt angeführt, vortrefflich. Endlich so heilt es auch das Ohrensausen, wenn es in selbige gethan wird; es lindert die güldne Ader; es befeuchtet die Haut, und macht, daß die Grinder von den Pocken nicht tief einfressen. Der Gänsekoth enthält ein häufiges ammoniakalisches Salz; welches ihn zertheilend, durchdringend, und zur Verdünnung der Säfte, zur Erregung des Urins und der monatlichen Reinigung, und vornehmlich zur Heilung der gelben Sucht geschickt macht. Die Dosis hiervon ist eine Drachme in Pulver, woraus man mit einem bequemen Syrup einen

Bolus

Bolus macht: man giebt ihn auch mit glücklichen Erfolg in dem Scorbut und in der Wassersucht.

D. Crüger führt in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. Ann. 6. p. 102. eine Bemerkung an, welche darthut, daß der Gänsekoth, mit Cardobenedictensaft vermischt, und hernach destillirt, ein sehr gutes Mittel wider das viertägige Fieber ist: man giebt zwo oder drey Unzen von selbigem zwo Stunden vor dem Anfall, welches einen häufigen Schweiß erregt; dieser Trank wird ein- oder zweymal wiederholt, wenn es nöthig ist. Man destillirt auch den frischen Koth von jungen Gänsen im Monat April und May, um das Augenwasser Kaiser Maximilians zu erhalten, welches zur Schärfung des Gesichts, zur Vertreibung der Dunkelheit der Augen und der Flecke des Augapfels, und zur Heilung des Triefens und der Entzündung so sehr angepriesen wird; man läßt einige Tropfen von selbigem zwey oder dreymal des Tages in die Augen tröpfeln.

Die erste Haut von den Gänsepfoten ist zusammenziehend und zur Stillung der Blutflüße und der allzustarken monatlichen Reinigung geschickt. Die Dosis hiervon ist eine halbe Drachme, wenn man sie zuvor getrocknet und zu Pulver gemacht. Man legt sie auch mit gutem Erfolg auf die Frostbeulen.

Jedermann weiß, zu wie vielen Dingen dieser Vogel bey unserm häuslichen Gebrauch kömmt. Seine kleinen Federn sind nützlich, Betten daraus zu machen, welche einen angenehmen Schlaf befördern, und die großen Federn von seinen Flügeln geben uns Federn

zum

zum Schreiben, deren Gebrauch jedermann eine unendliche Bequemlichkeit verschafft.

Das Fett von der Gans kömmt zum Unguento pectorali und zum Unguento fortificanti *Pharmac. Lemer.*

Nimm Rosenhonig vier Unzen; Gänsekothpulver, zwo Unzen; Caßiemmark eine Unze. Mache hieraus einen Umschlag, welcher bey einem bösen Hals warm auf selbigen zu legen.

Nimm Gänsekothpulver eine Unze; Safran eine halbe Drachme; Drachenblut anderthalbe Drachme; Rosenhonig zwo Unzen. Vermische alles und mache einen Umschlag daraus. Er dient zur Auflösung der geschwollnen Ohrendrüsen.

Nimm Gänsekothpulver, so an der Sonne getrocknet worden, zwo Unzen; orientalischer Safran eine Drachme; Zuckerkand zwo Unzen. Vermische alles und mache ein Pulver daraus: Es dient wider die gelbe Sucht. Die Dosis ist zwo Drachmen früh nüchtern in einem Glas weißen Wein.

Nimm Schwefelblumen eine Unze; getrockneten Gänsekoth drey Unzen; Drachenblut zwo Drachmen; Anisöl sechs Tropfen; weißen Zucker acht Unzen. Mache hieraus mit Tragantschleim Täfelchen, welche in der Bräune und bey Mundgeschwüren dienlich sind.

Aquila.

Aquila. Adler.

Unter den sowohl Tage- als Nacht-Raubvögeln, so in Europa bekannt sind, giebt es keinen größern noch edlern, als den Steinadler: es hat ihm auch seine vorzügliche Größe und Vortrefflichkeit den Namen des Königs der Vögel zuwege gebracht. Damit wir von diesem Vogel eine genauere Kenntniß haben, so wollen wir von selbigem zwo Beschreibungen mittheilen; erstere nach dem Willughby, und die andre nach den Nachrichten der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris.

Der Steinadler oder Gold-Königsadler; Aquila, *Offic. Dal. Pharm.* 428. *Lemer.* 60. *Merr. Pin.* 170. Aquila Germana, *Gesn. de Auib.* 149. Aquila regalis, *Schwenckf. Auiar. Silef.* 214. Aquila Gesneri, siue Chrysaëtos Aquila, *Ionst. de Auib.* 2. Aquila stellaris Chrysaetos, *Belon. des Oiſ.* 89. Chrysaetos, *Aldrou. Ornith.* 1. 110. *Charlet. Exerc.* 70. Aquila fulua seu aurea, *Willoughb. Ornith.* 27. *Raii Synop. Method. Au.* 6. Falco Ceratura, pedibus lanatis, corpore rufo, *Linn. Faun. Suec.* 56. Aquila Iouis, maxima, vera seu genuina, generosissima, nobilis, *Quorund.* französisch Aigle Royale.

Dieser Vogel wiegt zwölf Pfund; er ist von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes drey Fuß, neun Daumen breit lang, und bis zu dem Ende der Krallen vier und eine halbe Spanne; er ist, wenn die Flügel ausgespannt sind, acht Spannen breit.

Der Schnabel ist eine Hand und einen Daumen breit lang, indem der einzige krumme Hacken, der sich an dem Ende befindet, und der über die untre Kinnlade hervorgeht, einen Daumen lang ist. Das Mittel des Schnabels ist über zween Daumen breit. Der krumme Haken von dem Ende des Schnabels ist schwarz, und das übrige hat eine Hornfarbe, welche in das helleblau fällt, und braun besprengt ist. Der offne Rachen beträgt, so weit er sich öffnen kann, eine Hand und einen Daumen breit. Die Zunge ist einer Menschenzunge ähnlich, breit, am Ende rund, nach der Wurzel mit zween hornichten Ansätzen versehen; welche auf jeder Seite ein wenig krumm und in ihrer Mitten vermittelst einer dünnen Haut an die untre Kinnlade angehängt ist. Der Gaumen ist in der Mitten durchbort. Der untre Theil des Schnabels ist wie eine Röhre ausgehöhlt, und wird in den obern vermittelst seiner auf beyden Seiten hervorragenden Ränder aufgenommen. Die Haut, so sich von der Stirne bis über die Nasenlöcher erstreckt, und die Winkel des Mauls sind gelb; die Federn des Halses sind steif und haben eine Farbe wie Leder. Das Auge ist, wenn es zugemacht ist, mit einer dicken Haut bedeckt, welche sich von unten nach oben zu erstreckt, und überdies mit zwey Augenliedern, so wohl oben als unten bedeckt, wiewohl das untre allein hinlänglich ist, das ganze Auge zu bedecken; die Augenbranen stehen wie ein Wetterdach hervor, unter welchen die Augen verborgen, und wie in einer tiefen Höhle liegen. Die Augen sehen helle grün, mit untergemengter Feuerfarbe. Der Augapfel sieht dunkelschwarz. Die

Flügel und der Schwanz haben eine braune Farbe, und dieß um destomehr, je größer die Federn sind. Die übrigen Federn sehen erdfarben oder castanienbraun, hier und da mit weißen Flecken besprengt, dergestalt, daß sich deren wenig an dem Rücken und viel an dem Bauch befinden, indem die Wurzeln von den Federn überall weiß sind; die sechs großen Federn von jedem Flügel sind achtzehn Daumen und einer Hand breit lang und zum Schreiben sehr geschickt, deren Kiele sehr fest und harte, doch aber kürzer als die Gänsekiele sind. Die Beine sind bis auf die Füße mit Federn bedeckt, und sehen erdfarben; woraus leicht zu ersehen, in welchen Fehler Belonius gefallen, wenn er sagt, daß das einzige Unterscheidungszeichen, welches die Adler von den Geyern unterscheidet, darinne bestehe, daß sie nicht wie die Geyer die Füße mit Federn bedeckt haben. Die Füße sind gelblicht; die hintere Klaue des linken Fußes ist sechs Daumen lang, dahingegen die Klaue des rechten Fußes in dem Adler, den wir zu untersuchen Gelegenheit gehabt, nur vier Daumen lang befunden worden, welchen beträchtlichen Unterschied zwischen beyden wir nicht für natürlich sondern zufällig halten; denn diese letztere schien verstümmelt zu seyn. Die erste Vorderklaue des linken Fußes war fünf Finger oder Daumen lang, die mittelste drey und einen halben, und die kleinste zween Daumen. Die Klauen des rechten Fußes waren nach Beschaffenheit des Sporns oder der Hinterklaue ein wenig größer, als die Klauen des linken Fußes; und alle Zehen waren nahe bey dem Ende der Klauen mit vier halb zirkelförmigen Blättchen bedeckt, die größte

Vorderzehe ausgenommen, welche nur mit drey Ringen bedeckt war. Das übrige war mit kleinen Schuppen bedeckt, welche so groß als ein Hirsenkorn oder etwas kleiner waren, allein, was mag wohl hinderlich seyn, wenn man bewundert, wie sehr die Natur auf die Erhaltung der Augen des Adlers aufmerksam gewesen, als welcher nichts köstlichers als das Gesicht hat, weil sie an statt eines Augenliedes, welches ihr den andern Thieren zu geben beliebt, diesem viere gegeben? Denn was die Augenlieder bey dem Menschen sind, das macht in diesem Vogel die schließende Haut aus, dem sie noch zwey andre Augenlieder gegeben, davon das untere so weit ist, daß es allein hinlänglich wäre, ihm die Augen zu erhalten.

Wer eine anatomische Beschreibung der innern Theile des Adlers verlangt, darf nur die Vogelgeschichte des Aldrovandus nachschlagen. Er wird daselbst die Beweise finden, welche derselbe führt, um darzuthun, daß unser Adler der Chrysaetos oder der goldne Adler der Alten ist, wie auch die Kennzeichen, die ihn bezeichnen. Aus diesem hat man die umständliche Beschreibung der äußern Theile dieses Vogels gezogen, von welchem Aldrovandus sagt, daß er ihm aus dem Thiergarten des Großherzogs zu zu Toscana, Ferdinands de Medicis geschickt worden. Er merkt an, daß dieser Adler alles, was ihm vorgekommen, als Hunde, Katzen und andre Hausthiere, wenn sie sich unvorsichtiger Weise dem Kesicht, worinnen er eingesperrt war, näherten, mit einer überaus großen Wildheit angefallen; er hat auch die Verwegenheit gehabt, die Menschen selbst anzufallen, da er

entwe-

entweder mit den Klauen oder mit dem Schnabel nach ihnen gehauen. Bisweilen hat er ein klägliches und durchdringendes Geschrey gemacht.

Die Alten und Neuern sagen von der Natur und den Sitten des Adlers viel Dinge, welche zum Theil falsch oder ungewiß, und zum Theil andern Raubvögeln gemein sind. Wir glauben, daß wir unter die erstere Art folgendes setzen müssen; nämlich: 1) daß dieser Vogel keine gleichen Füße habe, sondern der rechte größer als der linke sey; 2) daß seine Federn, wenn sie mit Federn von andern Vögeln, vornehmlich von Gänsen und Tauben vermischt worden, selbige verzehren; 3) daß er, da er ein überaus durchdringendes Gesicht hat, daher eine untrügliche Probe bey der Prüfung seiner Jungen, welche er den Sonnenstralen aussetzt, ziehe; dergestalt, daß er diejenigen, welche er dieses Gestirn unverwand betrachten sieht, als eine würdige Art seines Adels erhält, und diejenigen, die er die Augen zumachen sieht, als unächte verwirft; 4) daß er, so lange er lebt, weder das Nest noch den Ort verändert, sondern alle Jahre an eben den Ort zurück kömmt; daß er seinen Unterhalt Nachmittags sucht, und daß er sich des Morgens ruhig hält, bis die Märkte mit Menschen erfüllt sind, und es Zeit zum Mittagsessen ist; 6) daß er nichts von todten Körpern anrührt; 7) daß er, da er gemeiniglich zwey Junge ausbrütet, nur eines von selbigen aufzieht, und das andre wegwirft, um die Mühe zu meiden, zwey zu ernähren; 8) daß er niemals die Jungen ausbrüten könne, wofern er nicht einen Adlerstein in sein Nest getragen, dessen Kraft wunderbar

ist, die junge Leibesfrucht herauszubringen; 9) daß er seine jungen Adler auf seinen Flügeln und nicht in seinen Klauen trage, wie man aus einer übel verstandnen Stelle der heiligen Schrift schließt; 10) daß, wenn die jungen Adler krank sind, und wegen Schwachheit ihres Magens keine allzufeste Nahrung verdauen können, der Vater und die Mutter das Blut aus dem Raub saugen, um ihnen in den Schnabel zu gießen; 11) daß sein Schnabel in dem hohen Alter, wegen der Trockenheit sich krümme, und daß er, da er keine Nahrung mehr nehmen könne, sich zum wenigsten eine Zeitlang durch vieles Trinken erhalte; 12) daß der Vater und die Mutter ihre Jungen in die Luft tragen, so bald sie selbige in dem Stand zum Fliegen sehen, und daß sie sie gehen lassen, damit sie sich ihrer Flügel bedienen lernen, und daß sie aufmerken, dieselben auf ihren Rücken aufzunehmen, wenn sie von ohngefähr sich fallen lassen; 13) daß er sehr große Sorge für seine Klauen trage, und daß er aus Furcht, daß sie stumpf werden möchten, solche allezeit einziehe, und sich hüte auf den Felsen zu gehen, woferne er nicht unter seine Füße die Häute von den Thieren, die er getödtet, lege: daher es komme, daß er nicht aufhöre, seine Klauen zu betrachten, so bald er weder die Sonne noch seinen Raub ansehe, und daß er, wenn sie ohngefähr stumpf werden, selbige mit seinem Schnabel oder auf einem Stein scharf mache; 14) daß er, wenn er sich vom Alter beschwert fühlt, so hoch als er kann, über die Wolken fliegt, damit die Wärme der Sonne die Dunkelheit seiner Augen vertreibe, indem er in der Hitze selbst aus dieser Wärme sich schnell bis auf drey-

mal in das kälteste Wasser tauche; und daß er, wenn er aus dem Bad herausgehe, in sein Nest zurückkehre, woselbst er, da er unter seinen bereits groß gewordnen Jungen von einer Art eines Fiebers befallen werde, sich vermittelst des Schweißes von den Federn entblöße, und seine jungen Adler fortführen, ihn zu erwärmen und ihn sorgfältig zu ernähren, bis er wieder Federn bekommen; 15) daß, anstatt die meisten Vögel, so entweder von Schrecken oder Neuigkeit gerührt worden, sich auf eine Nachteule setzen, der Adler, welcher diesen Schritt als einen solchen, der einem königlichen Vogel unanständig ist, betrachte, bey ihrem Anblick nicht gerührt werde.

Zu der letztern Art setzen wir viele andre besondre Dinge, welche gleicher Gestalt den andern Raubvögeln zukommen, als um des Unterhalts willen: 1) daß, der Adler ein solch durchdringendes Gesichte habe, daß wenn er sich so hoch in die Luft geschwungen, daß man ihn aus dem Gesichte verliere, er einen unter einen Busch verborgenen jungen Hasen oder einen kleinen Fisch, welcher unter den Wellen schwimme, gewahr werde. Wir wollen gerne zugeben, daß der Adler und die andern Raubvögel ein gutes Gesicht haben; wir glauben aber nicht, daß es so durchdringend sey; 2) daß er zur Unterrichtung unfähig sey, und daß der Mensch seine natürliche wilde Beschaffenheit nicht bändigen könne. Dieses ist schlechterdings nicht wahr; denn wir lesen, daß man Adler zahm gemacht und zur Falkenjagd abgerichtet, wiewohl die Sache schwer ist; 3) daß er einen sehr üblen Odem habe,

dergestalt, daß sein vergifteter Hauch die Körper, die er berührt hat, leicht zum Faulen bringe; 4) daß er überaus gefräßig und beynah unersättlich ist, dergestalt, daß er, wenn er lange Hunger gelitten, solches ersetze, indem er viel Nahrung auf einmal zu sich nehme, und daß, wenn ihm, nachdem er sich gesättiget, noch etwas von einer reichen Jagd übriggeblieben, er solche den andern Vögeln, welche gewohnt sind, ihm in dieser Absicht zu folgen, lasse; 5) daß er, wie bey nahe alle Vögel mit krummen Schnäbeln, ohne Saufen lebe, welche beständig einen offnen Leib haben, wiewohl sie nicht saufen, weil das Blut der Thiere, so sie tödten, ihnen zur Verdauung ziemlich viel Feuchtigkeit darreichet; 6) daß er sehr geil ist, indem das Weibchen, wenn es zwanzigmal in einem Tage getreten worden, dieserhalben wiederkömmt, wenn es das Männchen lockt. Demohngeachtet aber müßte man sich mit Recht verwundern, daß der Adler zu gleicher Zeit der verliebteste und lebhafteste unter den Vögeln wäre, indem alle geile Thiere ein kurzes Leben haben; 7) daß er, wenn seine Jungen ein wenig groß und stark genug geworden, ihren Unterhalt zu suchen, selbige sehr weit aus dem Nest jagt und nicht leidet, daß sie in einer Gegend bleiben; 8) daß die Natur ihm sehr dicke, sehr harte und beynah durch und durch feste Knochen gegeben, worinnen sich sehr wenig Mark befindet.

Alles dies ist aus dem Willughby gezogen. Nun wollen wir die anatomische Beschreibung dreyer Adler sehen, so wie sie sich in den Nachrichten der königlichen Akademie der Wissenschaften befin-

det, so zum Nutzen der natürlichen Geschichte der Thiere dient.

Diese drey Adler sind einander in Ansehung der Größe, der Figur, und der Federn beynah ähnlich gewesen. Die inwendigen Theile sind in etwas verschieden gewesen, vornehmlich weil sie verschiedenes Geschlechts gewesen. Der größte, so ein Weibchen gewesen, hat in Ansehung der Länge von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes zween Fuß neun Daumen; von dem Ende eines Flügels bis zu dem Ende des andern, wenn sie ausgespannt gewesen, sieben und einen halben Fuß betragen. Der Schnabel ist zween und einen halben Daumen lang gewesen, die Krümme nicht mit gerechnet, welche neun Linien betragen. Der ganze Kopf, den Schnabel mit gerechnet, ist vier und einen halben Daumen lang gewesen; der Hals hat fünf und einen halben Daumen, und der Schenkel, das Dickbein mit gerechnet, bis zum Ende der Klauen, funfzehn Daumen betragen. Er hat zehn Pfund gewogen. Alle seine Federn haben eine castanienbraune beynah schwarze Farbe gehabt, ausgenommen der untere und vordere Theil des Halses und des Bauchs, welcher aus einer schmuzigen weißen Farbe in eine graue röthlichte gefallen. Die Füße sind nach Beschaffenheit des Körpers klein und graublaulicht, der Schnabel aber ganz schwarz gewesen.

Die beyden andern, davon der eine ein Männchen, der andre ein Weibchen, und so beyde ein wenig kleiner gewesen, haben einen Schnabel gehabt, der am

Ende schwarz, nach dem Anfang zu gelb, und in der Mitte blaulich gewesen. Die Füße haben gelb gesehen, und sind mit Schuppen von verschiedner Größe bedeckt gewesen, davon die oben auf den Zehen groß und getäfelt, vornehmlich nach dem Ende zu, die andern aber sehr klein gewesen. Die Klauen sind schwarz, krumm und sehr groß gewesen, vornehmlich die von der Hinterzehe, welche beynah einmal so groß als die andre geschienen.

Die Federn haben dreyerley Farben gehabt, nämlich eine castanienbraune, rothe und weiße. Der obere Theil des Kopfs hat eine vermischte castanienbraune und rothe Farbe gehabt. An der Kehle und dem Bauch hat sich eine vermischte weiße, rothe und castinienbraune Farbe befunden, die Flügel haben viel von einer castanienbraunen, wenig rothen und noch weniger weißen Farbe gehabt. Die Kiele von den großen Federn der Flüge sind in allem neun Linien lang gewesen. Die Federn des Schwanzes haben gegen das Ende zu eine sehr braune Farbe und nach dem Anfang zu eine etwas wenig weiße Farbe gehabt. Die Dickbeine und Schenkel sind bis zum Anfang der Zehen mit halb weißen und halb rothen Federn bedeckt gewesen, indem jede Feder am Ende roth und nach dem Anfang zu weiß gesehen.

Die Naturforscher sagen, daß die Adler deswegen die Schenkel mit Federn besetzt haben, damit solche sowohl wider die Hiebe des Schnabels und der Krallen der Vögel, wenn sie sie in ihre Klauen fangen, beschützt, als vor der Kälte des Schnees bewahrt würden,

welcher sie oben auf den Bergen ausgesetzt sind, woselbst sie sich gemeiniglich aufhalten. Belonius, welcher viele Arten von Adlern beschrieben, hat sie alle mit Schenkeln ohne Federn gemalt.

Außer den großen Federn, welche den Leib bedeckt, haben sich an ihrer Wurzel sehr weiße und sehr feine einen Daumen lange Flaumfedern befunden. Diese Flaumfedern dienen den Adlern auch zur Verwahrung vor der Kälte, gegen welche sie sehr empfindlich sind; daher die Falkenier, wenn sie sich der Adler zum hohen Flug bedienen, ihnen einen Theil der Flaumfedern und der andern Federn, die ihnen den Bauch bedecken, wegnehmen, damit sie nicht allzuhoch in die Luft steigen, indem sie durch die Kälte der mittlern Luftgegend verhindert werden. Die andern Federn, welche den Rücken und den Bauch gedachter Adler bedeckt, sind vier bis fünf Daumen lang gewesen. Die, so die Dickbeine auswärts bedeckt, sind bis auf sechs Daumen lang gewesen, und sind drey Daumen über die Verse herausgegangen. Die Federn, womit bey dem Männchen die Kehle und der Bauch besetzt gewesen, haben sieben Daumen in der Länge und drey in der Breite betragen: sie sind weich gewesen, indem sie auf beyden Seiten des Kiels lange Flaumfedern gehabt, deren Fasern nicht mit einander verbunden gewesen, wie es gemeiniglich die Fasern von den festen Federn sind, welche nach Art der Schuppen gelegt sind. Diese Federn sind doppelt gewesen; denn jeder Kiel hat, nachdem er ohngefähr drittehalbe Linie aus der Haut herausgegangen, zween ungleiche Stengel gegeben, davon der eine noch einmal

so groß als der andre gewesen. Eben dieses haben wir an den Federn des Halses und des Bauchs eines Papagoys und bey allen Federn eines Kasuars bemerkt. Belonius sagt, daß der Vogel, den er Cocq de bois nennt, und von dem er glaubt, daß es der Tetrix des Aristoteles sey, dergleichen Art Federn habe, und daß er nicht gesehen, daß ein andrer Vogel dergleichen habe.

Das Auge, welches tief in der Augenhöhle gelegen, und mit einem hervorragenden Knochen von der Stirne, so wie eine hervorstehende Augenbrane sah, bedeckt gewesen, hat eine sehr lebhafte Isabellfarbe und den Glanz von einem Topas gehabt. Die durchsichtige Hornhaut hat sich mit einer großen Erhabenheit über die Hornhaut erhoben, welche einen erhabnen Rand um die durchsichtige Hornhaut gemacht. Dieser Rand ist harte und knochicht gewesen. Das angewachsene Häutchen hat eine sehr lebhafte rothe Farbe gehabt. Die Augenlieder sind groß gewesen, indem ein jedes geschickt gewesen, das ganze Auge zu bedecken. Außer den obern und untern Augenliedern hat sich noch ein inwendiges daselbst befunden, welches sich in den grossen Augenwinkel gezogen, und welches, wenn es nach dem kleinen zu gespannt gewesen, die ganze durchsichtige Hornhaut bedeckt hat.

Aristoteles und Plinius machen sechs Arten von Adlern, und geben ihnen folgende Namen, als Pygargus, Morphnos, Percnopteros, Melanaëtos, Haliaëtos und Chrysaëtos: sie kommen aber nicht gänzlich in der Beschreibung, die sie davon geben, überein,

ein, vornehmlich darinne, was die Größe betrifft: in der übrigen Beschreibung haben sie nicht so verschieden seyn können wegen der Namen, denen die Griechen ihnen gegeben, wodurch diese Arten bezeichnet worden, indem sie ihnen Merkmale zueignen, die sie unterscheiden. Diese Merkmaale haben uns auch die Art finden lassen, zu welcher, wie wir glauben, unsre Adler müssen gezählet werden, sowohl wegen der besondern Umstände, welche sie mit dieser Art übereinkommen lassen, als auch, weil ihnen die besondern Umstände der andern Arten fehlen. Diesemnach haben wir geglaubt, daß zween von unsern Adlern, welche nicht so groß gewesen, zu der letztern Art könnten gezählet werden, welches der wirkliche Adler ist, so gemeiniglich im französischen Royale, vom Aristoteles Gnesios und vom Aelianus Chrysaëtos und Asterias genennt wird, wegen der rothen und gleichsam goldnen Farbe ihrer Federn ist es durch das griechische Wort Chrysaëtos ausgedrückt, und wegen der Flecke, so sie auf dem Bauch und den Dickbeinen hatten, indem sie Sterne vorstellten, mit dem Wort Asterias bezeichnet worden, welches, wie alle Schriftsteller sagen, dieser Art von Adlern nur wegen dieser rothen Flecke gegeben worden. Außerdem können diese Adler weder der Pygargus seyn, das ist, Adler mit weissem Schwanze; noch Morphnos, das ist, Adler dessen Federn alle eine dunkle Farbe haben; noch der Melanaëtos, das ist, ganz schwarzer Adler; noch der Percnopteros, das ist, Adler, dessen Fliegel schwarz besprengt sind; noch der Haliaëtos, das ist, Adler, der sich bey dem Meer aufhält, von dem man sagt, daß er bläulichte Füße habe: weil diese

beyden Adler, so wie es aus der Beschreibung erhellet, keinen weißen Schwanz nicht alle Federn von dunkler Farbe gehabt, nicht ganz schwarz gewesen, keine schwarz besprengten Flügel noch bläuliche Flügel gehabt; dergestalt, daß unser große Adler, welcher bläulichte Flügel gehabt, derjenige Adler seyn könnte, welcher nahe bey dem Meer lebt, und deswegen Haliaëtos genennt wird, außer daß er keine goldfarbnen Federn wie die andern gehabt; daß er sehr braune Flügel gehabt, so wie ihn Ovidius in der Verwandlung des Königs Nisus beschreibt, welcher in diesen Vogel verwandelt worden; daß er eine weiße Kehle und Bauch gehabt, nach der Beschreibung des Haliaëtos, welche von einem ungenannten gemacht worden, so Aldrovandus anführt; daß seine Füße bey nahe ganz mit viereckichten Schuppen bedeckt gewesen, indem er daselbst von selbigen weit weniger als bey den andern Adlern getäfelt gehabt; welches, wie Belonius sagt, dieser Art Adlern besonders ist, welchem Aristoteles dasjenige zuschreibt, was man von allen Adlern sagt, nämlich, daß sie diejenigen von ihren Jungen verwerfen, welche die Sonne nicht unverwandt ansehen können.

Man könnte einige Schwürigkeit wegen der Größe machen, welche in unsern beyden Königsadlern mäßig gewesen, indem jeder nur sechs Pfund gewogen; an statt, daß der Adler, so Chrysaëtos heißt, und den Aldrovandus beschreibt, zehn Pfund gewogen. Allein man muß erwägen, daß unsre Adler jung gewesen, wie solches aus den weißen Federn, so

sie

sie an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanz gehabt, erhellet, welche die Farbe verändern, wenn die Adler alt werden, und eine gold oder castanienbraune Farbe bekommen, wie Gesner bemerkt und hinzufügt, daß, wie gesagt worden, Aristoteles und Plinius wegen der Größe der Adler von verschiedner Art nicht einig sind; indem Aristoteles denjenigen, welcher Gnesios heißt, welcher derjenige ist, den Aelianus und Plinius Chrysaëtos nennen, unter allen zum größten macht, und Plinius sagt, daß er nur von mittlerer Größe sey, und daß derjenige, welcher Percnopteros genennt wird, der größte sey.

Plinius sagt, daß die Vögel kein Netz haben: demohngeachtet aber haben unsre beyden Steinadler eine Haut gehabt, welche in Form eines Sacks die Gedärme, die Leber, und den Magen eingeschlossen, welches auch Cortesius bemerket, indem er einen Adler zerlegt hat: ein ähnliches Netz haben wir in andern Vögeln bemerkt. Diese Haut kam von denen her, welche die Blasen machen, so sich bey den Vögeln in dem Unterleibe befinden, und welche durch das Odemholen aufschwellen. Sie hatte viel Fett, und vornehmlich an der rechten Seite des Magens; woraus man vermuthen könnte, daß dieses Fett eben den Nutzen in den Vögeln wie in den Landthieren habe, da man glaubt, daß es in dem Netz durch seine Wärme die Wärme des Magens unterhalte; zum wenigsten bemerkt man, daß die Thiere, welche sich vom Fleisch nähren, ein Netz haben, so mit vielem Fett versehen ist.

Der Schlund, welcher sich auf der rechten Seite der Luftröhre befand, nahm in der Weite nach und nach bis auf drittehalben Daumen zu, und war sechs Daumen lang, wenn man ihn inwendig aufblies. Nach oben zu befand sich ein drüsichter und harter Körper, welcher fest an der Haut hieng: er hatte die Größe von einer Erbse; man hat ihn nur in einem von diesen Vögeln gefunden. Unter dem Orte, wo die Luftröhre sich in zwey theilte, wurde der Schlund enge, und gieng drunter hin, hernach erweiterte er sich, um den Magen zu machen, welcher ihm an Größe, Figur und auch Substanz ähnlich war; denn beyde bestanden aus harten, festen, weißen Häuten, welche von außen mit vielen Gefäßen versehen waren. Das inwendige war verschieden; der untre Theil des Schlundes, welcher einen Kropf machte, bestand aus kleinen Drüsen, welche nach dem untern Theil zu die Größe von einem Rübenkorn hatten, und nach und nach immer kleiner wurden, bis sie unvermerkt verschwanden. Der Magen hatte einige Runzeln, welche, da sie sich nach dem Grundtheil vermehrten, denselben dicker als nach oben zu machten. Diese beyden Höhlen, sowohl des Kropfs als des Magens, waren sehr weit, und der Gefräßigkeit dieses Vogels gemäß, von dem die Naturkündiger sagen, daß sie so außerordentlich wäre, daß er alle benachbarte Orte verwüste, welche kaum hinlänglich sind, ihm den Raub zu geben, welcher zu seiner Nahrung nöthig ist. Auch bemerket man, daß nicht zween Adler einander in einem Aufenthalt begegnen. Aelianus erzählet, daß die Adler, da sie sich nicht mit großen Vö-

geln, die sie fangen, als Krannichen und Gänsen begnügen, die Kaninnchen, die Hasen und jungen Ziegen jagen, welche sie aufheben und wegtragen; und daß sie auch die Geschicklichkeit besitzen, Stiere zu tödten, indem sie dieselben in jähe Orte fallen lassen, um sie zu fressen, nachdem sie durch ihren Fall zerschmettert worden.

Die Gedärme waren klein, nach Art der gefräßigen Thiere, und die sich vom Fleisch nähren, denen entgegen, welche nur von Pflanzen leben, und vornehmlich, welche wiederkauen, wo sie gemeiniglich vier bis fünfmal länger und weiter als bey andern sind. In unsern beyden Steinadlern waren sie dünn und kurz, und in dem Männchen war kein Blinddarm. Das Weibchen hatte deren zween, davon jeder zween Daumen lang war. In dem Adler, Haliaëtos genannt, befanden sich statt des Blinddarms zween Buckel, so von außen sehr wenig kenntlich waren, die aber doch inwendig zwo Taschen hatten, welche nach Art der Klappen von Häuten gemacht waren. Der Mastdarm wurde bey dem Ausgang auf einmal enge, und machte hernach eine Tasche von der Größe und Figur eines Eyes, in deren Ende sich die Harngänge hineinbegaben: unter dieser Tasche sah man den kleinen Beutel des Fabricius, dessen Figur sich in der Kupfertafel der Trappe befindet.

Die Milz war in den beyden Steinadlern äusserlich rund, inwendig und von der Seite des Magens platt, an welchem sie unmittelbar anhieng: sie hieng an der rechten Seite. Sie hatte im Durchschnitt acht

Linien. Ihre Farbe war ein bräuneres roth als bey der Leber, welche sehr lebhaft roth sah. Ihre Gefäße, die sie von der Pfortader und der Magenpulsader (Coeliaca) bekam, waren dick und krampfadricht. Bey dem Adler, Haliaëtos genannt, lag sie unter dem rechten Lappen der Leber, und hieng an der dritten Krümmung des Gedärms, vermittelst der Aeste von der Pfortader und der Magenpulsader, wie bey den andern beyden.

Bey eben diesem Adler lag die Gekrösedrüse wie bey den meisten Vögeln in der ersten Krümmung des Gedärms, sie hatte aber eine ganz außerordentliche Figur. Sie war an dem untersten Ende rund, und machte gleichsam einen Kopf; das übrige war platter und dünner. Dieser Kopf war durchbort, um dem Lebergallengang den Durchgang zu verstatten, welcher, ohne mit den Gekrösedrüsegängen eine Gemeinschaft zu haben, sich in das Gedärme begab. Der Gekrösedrüsegänge waren an der Zahl drey: es waren derer zween, welche sich in das Gedärme zwischen dem Gallenblasen und Lebergallengang begab; der dritte begab sich über den Lebergallengang hinein. Die Einfügung dieser Gänge hatte zwey besondre Dinge; das erste bestund darinne, daß er sich in den Zwölffingerdarm begab, an statt, daß es sich gemeiniglich bey den Vögeln in das Ende der ersten Krümmung der Gedärme, so zum Leerdarm gehören, begab. Das zweyte besondre Ding bestund darinn, daß jede von der Mündung alle dieser Canäle mit ihrer Warze bedeckt waren, an statt, daß für alle diese Canäle, jeder

mit

mit seiner Warze bedeckt ist, an statt, daß nur eine gemeiniglich für alle Gänge, sowohl dem Gekröse, als Gallenblasen und Lebergallengang sich befindet. Die Gekrösedrüse lag auch in den beyden Steinadlern sehr nahe bey dem untern Magenmund, sie hieng aber an dem Gedärme, vermittelst eines so zarten und kurzen Canals, daß es schwer war zu sehen: mit dem andern Ende hieng sie an der Milz, welche an dem obern Theil und der rechten Seite des Magens hieng, so wie gesagt worden.

Die Leber war in diesen beyden Adlern weit grösser als in dem andern: in beyden war der linke Lappen der größte. Die Gallenblase war in allen dreyen auch sehr groß, und hatte die Größe und Figur von einer großen Kastanie. Sie hieng nur vermittelst ihres Halses an dem rechten Lappen; dieser Hals war ein Canal, dessen Größe anderthalbe Linie betrug. Der Gallenblasengang gieng aus dem untern Theil dem Hals gegen über. Dieser Hals hieng auf eine zwiefache Art an der Leber; denn in den beyden Steinadlern hieng er an dem Ende des rechten Lappens, welcher der kürzeste war, wie gesagt worden: daher die Gallenblase ganz außer der Leber sich befand. In dem andern Adler hieng der Hals wie gewöhnlich in der Mitten des hohlen Theils des rechten Lappens.

In den beyden Steinadlern waren die Nieren klein, indem sie nur acht Linien im Durchschnitt hatten: sie waren rund und platt, und hatten eine Erdfarbe, so ein wenig ins röthlichte fiel. Bey dem Adler, Haliaëtos genennt, waren sie beynahe wie bey den an-

dern Vögeln, bey denen sie gemeiniglich nach Beschaffenheit der andern Thiere sehr groß waren, und eine besondre Figur hatten.

Die Hoden waren in dem Männchen von den Steinadlern zween kleine drüsichte Körper und in Häute eingeschlossen. Sie waren jeder von der Größe einer Erbse ein wenig platt, und hatten eine Fleischfarbe, so in das gelbe fiel.

Bey den Weibchen war der Eyerstock und der Gang desselben wie gewöhnlich bey den Vögeln, und so wie er beynahe in der Figur der Numidischen Jungfer abgezeichnet ist.

Die Zunge war an dem Ende knorplicht, in der Mitte fleischicht, und hatte an der Wurzel zwo harte Spitzen, so denenjenigen ähnlich waren, welche sich an dem untern Theil des Eisens eines Pfeils befinden. Sie war fünf Linien breit, einen und zwey drittel Daumen lang, von der Oeffnung des Luftröhrenkopfs an bis an das Ende gerechnet, so an der Spitze nicht wie bey den meisten Vögeln, so einen geraden Schnabel haben, spitzig, sondern wie bey dem Papagoy viereckicht war.

Die kleinen Muskeln, welche an der Luftröhre hiengen, nahmen ihren Ursprung nicht bey dem andern Schlüsselbein, wie bey den meisten Vögeln, sondern zu oberst bey dem innern Theil des Brustbeins.

Der Augapfel war bey dem Weibchen in seiner größten Weite anderthalben Daumen im Durchschnitt. Der Augapfel des Männchens betrug drey Linien weniger. Die durchsichtige Hornhaut hatte eine Rundung, welche machte, daß sie über den übrigen Theil des Augapfels, welcher vorwärts platt war, hervorgieng, so wie es den Vögeln und Fischen, welche keinen so runden Augapfel als die Landthiere haben, gewöhnlich ist. Die durchsichtige Hornhaut war in einem von den Augen des Männchens nicht durchsichtig, sondern hatte eine undurchsichtige weiße Farbe. Zwischen der durchsichtigen Hornhaut und dem crystallnen Körper hat man in diesem Vogel alle wäßrichte Feuchtigkeit verhärtet, und gleichsam versteinert, und zwo Linien dick gefunden. Dieser Staar lag auf dem Regenbogen, welcher eisenfarbig sah, und welcher dadurch schien verändert zu seyn. Der crystallne Körper war vier und eine halbe Linie breit, und drey und eine halbe Linie dick, und war inwendig runder als außen. In dem Weibchen befand sich auch ein verdorbnes Auge, indem alle Feuchtigkeiten und Häute inwendig verdorben waren, dergestalt, daß alles in ein rothes Wasser zerflossen war, ohne daß man etwas von dem crystallnen Körper, noch von der wäßrichten, noch von der glasähnlichen Feuchtigkeit gewahr wurde. Die Höhle des traubenförmigen Häutchens war durch eine dünne, harte und durchsichtige Haut verschlossen. Cortesius, welcher diese Haut in den Augen eines Adlers bemerkt hat, sagt, daß sie sich nur in derjenigen Art befinde, welche der Beinbrecher (Ossifrag.) genennt wird, und so Aristoteles

deswegen παραγεμος nennt, das ist, welche gleichsam auf den Augen eine Wolke hat. Doch war unser Adler von dem Beinbrecher sehr verschieden, welcher kein wirklicher Adler, sondern eine Art des Geyers ist, dessen Federn, wie Aristoteles sagt, grauweißlicht sehen; welches keine Aehnlichkeit mit unserm Adler hat.

Der Sehenerve war in diesem Auge außerordentlich weichlich. Die Haut, welche den Vögeln besonders ist, und die aus den Sehenerven geht, und gleichsam einen Beutel macht, welcher sich mit dem andern Ende an das Haarband der Augen (Ligam. ciliar.) hängt, war sehr schwarz und noch mehr als das netzförmige Häutchen (Choroides). Wiewohl wir sie eine Haut genennt, weil sie eine gefaltete Haut zu seyn schien, so war sie doch nur ein Haufen dicker schwarzer Fasern, welche in der Mitten einige röthlichte verschlossen, und die wahrscheinlicher Weise Gefäße waren. Der Sehenerven, von welchem diese Haut herausgieng, war platt, und machte gleichsam einen Spalt, drey Linien lang. Der Grundtheil von dieser Haut, welcher eine dreyeckichte Figur hatte, war von eben der Breite, und betrug von seinem Grundtheil bis zu seiner Spitze fünf Linien. Das Spinnewebenhäutchen (Retina) war sehr dick und sehr undurchsichtig, vornehmlich in dem untersten Theil des Auges, woselbst sie faltig und runzlich war. An diesem Ort war kein Teppich auf dem netzförmigen Häutchen.

Man hat in einem von diesen Vögeln die Beschaffenheit des Rückenmarks bemerket, von der man anfangs geglaubt, daß sie diesem Vogel besonders sey, von dem man aber seitdem erkannt, daß sie den andern Vögeln gemein ist. Man hat gefunden, daß der äussere Theil des Marks gegen die Mitten des Rückens zu sich spaltet, und in zwey theilt, und hernach sie wieder zusammenfügt; indem der innere Theil ganz bleibt, und nur erweitert ist; welches die Figur einer Schleuder macht. Diese Trennung des äußern Theils und diese Erweiterung des innern war in diesem Vogel anderthalben Daumen lang und acht Linien breit, und in den übrigen Vögeln nach Proportion. Man hat allezeit die Höhle, welche die beyden entfernten Theile in der Mitten lassen, voll von einer weißen und schleimichten Feuchtigkeit gefunden, welche die verdickte und wäßrichte Feuchtigkeit zu seyn schien.

Wenn der vornehmste Nutzen der Höhlen des Gehirns dieser ist, daß sie die Unreinigkeiten in sich nehmen, so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daß diese Höhle, so den Vögeln besonders ist, gleichsam ein Behältniß des Rückenmarks ist, welches, da es in Knochen eingeschlossen ist, welche keine freye Bewegung haben, dergleichen bey dem biegsamen Rückgrad andrer Thiere ist, die Mittel nicht hat, so diese Bewegung ihm verschaffen könnte, sich von den Unreinigkeiten zu befreyen, und sie zu vertreiben; dergestalt, daß es eines Behältnisses nöthig hat, um sie aufzunehmen. Dieser Gedanke wird uns Gelegen-

heit geben, zu untersuchen, ob einige besondre Gänge zur Entledigung dieser überflüßigen Feuchtigkeiten da sind.

Dieses ist nun eine anatomische Beschreibung des Adlers, welche aus einer so guten Quelle geschöpft worden, daß wir geglaubt haben, nichts davon zu verkürzen.

Belonius sagt, daß der Steinadler sein Nest gemeiniglich auf einen jähen Felsen an dem Gipfel eines hohen Berges auch bisweilen auf hohen Bäumen in Wäldern mache: er fügt hinzu, daß die Bauern, welche das Nest eines Adlers wissen, wenn sie seine Jungen ausnehmen wollen, den Kopf wohl verwahren, damit der Adler ihnen keinen Schaden thue; und daß, wenn sie das kleine ausgenommne Junge an einen Baum nahe bey dem Nest binden, solches seine Mutter ruffe, welche, wenn sie solches wieder gefunden, demselben so viel zu fressen bringe, daß derjenige, der denselben angebunden, alle Tage für sich und sechs andre Personen Wildpret genug finde; denn die Mutter bringt ihm Hasen, Kaninchen, Gänse und ander dergleichen Fleisch. Wie Pluche in dem ersten Theil des Spectacle de la Nature sagt, so sollen die Adler in Gevaudan, welches ein Land voller Berge ist, so wegen ihrer Fruchtbarkeit die reichsten in Frankreich sind, die Gewohnheit haben, ihr Nest in die Höhlung eines nicht zu besteigenden Felsens machen, wohin man kaum mit Leitern und Haacken reichen kann. So bald die Schäfer solches gewahr werden, so bauen sie zu unterst des Felsens eine kleine Hütte, wo sie sich

vor der Wuth dieser gefährlichen Vögel, wenn sie den Raub ihren Jungen bringen, in Sicherheit begeben. Das Männchen ernährt sie sorgfältig drey Monat lang, und das Weibchen ist mit eben dieser Arbeit beschäfftiget, so lange der junge Adler noch nicht Kraft hat, aus seinem Bezirk zu gehen, alsdenn jagen sie ihn heraus, sie machen, daß er sich in die freye Luft begiebt, und halten ihn mit ihren Flügeln oder ihren Klauen, wenn er fallen will. ' Während der Zeit, da der junge Adler in dem Bezirk bleibt, gehen sie beyde in die herumliegenden Länder in den Krieg. Kapaunen, Hühner, Enten, Lämmer, junge Ziegen, junge Schweine, alles wartet ihnen in den Höfen auf; sie schleppen alles, was sie können, weg, und tragen es ihren jungen zu: ihre beste Jagd aber geschieht auf dem Felde, wo sie Fasanen, Rebhüner, Auerhüner, wilde Enten, Hasen und Rehe fangen. Sogleich als die Schäfer sehen, daß der Vater und die Mutter weggeflogen sind, so legen sie ihre Leitern an; sie kriechen, wie sie können, auf dem Felsen, und nehmen das, was die Adler ihren Jungen gebracht, weg. Sie lassen an dessen Statt die Eingeweide einiger Thiere. Da sie es aber nicht so hurtig machen können, daß die Adler oder der junge Adler nicht schon einen Theil hiervon sollten gefressen haben, so ist dies die Ursache, daß alles was die Schäfer bringen, verstümmelt ist. Zur Vergeltung ist es von einem solchen Geschmack, der weit über dasjenige geht, welches man auf dem Markt kauft. Wenn der junge Adler stark genug, darvon zu fliegen, welches aber nur spate geschieht, weil man ihn einer vortrefflichen Nahrung beraubt, und eine

sehr schlechte gegeben, alsdenn binden die Schäfer diesen jungen Adler mit Ketten, damit der Vater und die Mutter fortfahren, ihm von ihrer Jagd zu bringen, bis sie eines Kindes, so ihnen ohne Aufhören Mühe und Sorge gemacht, überdrüßig sind, da ihn denn zuerst der Vater und hernach die Mutter verlassen. Der Vater schlägt sein Lager an einem andern Ort auf. Die Mutter sucht ihren getreuen Freund, und die Liebe ihrer neuen Kinder läßt sie das erste vergessen, welches die Schäfer in dem Bezirk sterben lassen, woferne sie es nicht aus Mitleiden zu sich tragen.

Albertus Magnus hat schon eben dieses gesagt. Nachdem er bemerket, daß man selten mehr als einen jungen Adler in dem Nest des Steinadlers findet, wiewohl er zwey Eyer legt, wie er hiervon durch seine eigne Erfahrung sechs bis acht Jahr hintereinander versichert worden; so fügt derselbe hinzu, wie er von einem glaubwürdigen Manne habe, daß eine gewisse Person über dreyhundert Enten, über hundert Gänse und ohngefähr vierzig Hasen in einem einzigen Nest gesammelt habe, ohne die vielen großen Fische mitzurechnen.

Der Steinadler, welcher vielmehr den Namen des Tyrannen als des Königs der Vögel verdiente, heißt italiänisch Aquila Reale; deutsch Gueldens Adler; englisch Golden Eagle, das ist, Goldenadler; schwedisch Orn: Das französische Wort Aigle kömmt von dem lateinischen Aquila.

Der

Der Adler enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Die alten Aerzte schrieben dem Adler viel Kräfte zu, denen die neuern nicht viel Glauben beymessen; vielleicht, weil die Schwürigkeit, die Erfahrungen von diesen Vögeln, welche rar sind, zu bestätigen, selbige hat vernachläßigen und in Vergessenheit kommen lassen. Dem sey wie ihm wolle, wir wollen uns nur bey denen aufhalten, so nicht zweifelhaft sind, und welche gute Schriftsteller in den letztern Zeiten zu erneuern, Gelegenheit gehabt. Man findet in den Ephemerid. German. Centur. 1 et 2. p. 437. eine Bemerkung vom D. Thomasius, welcher erzählet, daß, als er die Galle des Adlers, so sehr bitter ist, und die einen Ueberfluß an einem laugenhaften Salz hat, zur Erheiterung der Augen, und zur Vertreibung der Flecken der durchsichtigen Hornhaut in einem achtzigjährigen Greis gebraucht, dieses Mittel einen sehr guten Erfolg gehabt, und der Kranke nach einigen Tagen ein besseres und kläreres Gesicht erlangt. Die Art, dessen er sich bediente, bestund darinne, daß er ein wenig von selbigem in Augentrostwasser verdünnte, und hiervon einige Tropfen in die Augen laufen ließ, welches er einige Zeit fortsetzte. Da er nicht sagt, wie vielmal er dieses Mittel des Tages wiederholt hat, so ist wahrscheinlich, daß solches nach dem gewöhnlichen Gebrauch der Augenmittel geschehen, das ist, zwey oder dreymal des Tages. Das Fett von dem Adler ist, wie eben dieser Schriftsteller sagt, erweichend und auflösend; es ist in Form einer flüßigen Salbe bey Quetschungen der Nerven, bey Verrenkungen und zur Milderung des Anfalls vom Podagra dienlich. Es

stillt die Schmerzen, stärkt die Nerven, und vertreibt bald die Geschwulst, welche sich bey Verrenkungen befindet. Er hat es auch mit einem eben so glücklichen Erfolg wider die Frostbeulen gebraucht, welche in Schwärung gegangen: es hat das Jucken gestillt, und die Geschwüre bald zu einem Schluß gebracht. Der Koth von dem Adler ist trennend und durchdringend: man gebraucht ihn mit Rosenhonig vermischt, in Form eines Umschlags bey einem bösen Hals; man vermischt ihn auch mit gemeinen Honig, um sich dessen in Form einer dünnen Salbe wider die Flecken der Augen zu bedienen. Man räuchert auch mit selbigem bey Mutterbeschwerungen und weggebliebner monatlichen Reinigung: allein die Theile müssen nicht, wie wir bereits, als wir von den Eigenschaften des Sperbers redeten, angemerkt, erhitzt und zur Entzündung geneigt seyn, weil dieses Mittel, welches wirksam ist, das Uebel, statt zu vermindern, vermehren würde.

Ardea. Reiher.

Wir rechnen unter einerley Geschlecht den Reiher, den Storch und den Kranich, nach dem Exempel des gelehrten Naturforschers Linnäus, wider die Art aller andern Schriftsteller, so von Vögeln geschrieben und die vor ihm gewesen.

Der graue Reiher; Ardea *Offic. Schroed.* 315. *Lemer.* 71. *Dal. Pharm.* 416. Ardea cinerea, *Merr. Pin.* 181. Pella et ardea, *Belon. des Oiſ.* 190. Ardea pulla, *Geſn. de Auib.* 187. Ardea

ſub-

subcoerulea, *Schwenckf. Auiar. Silef.* 223. Ardea cinerea maior, *Aldrou. Ornith.* 3. 377. *Charlet. Exer.* 109. *Ionst. de Auib.* 103. *Marf. Danub.* 8. *Willughb. Ornith.* 203. *Raii Synop. Method. Auib.* 98. Ardea cinerea maior siue pulla, *Alb. Ornith.* 64. Ardea crista dependente, *Linn. Faun. Suec.* 133. Tantalus Isidoro; Ardea maior vulgaris, *Quorund.* französisch Héron gris oder cendré ordinaire.

Dieser Vogel wiegt beynah vier Pfund. Er ist von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende der Klauen vier Fuß lang, und bis zum Ende des Schwanzes drey Fuß und drittehalben Daumen lang; der Schnabel ist groß, stark, gerade und wird unvermerkt nach und nach schmäler, und endiget sich in eine Spitze, ist von der Spitze bis zu den Winkeln des Mauls fünf und einen halben Daumen lang, und sieht grüngelblicht. Die obere Kinnlade ist etwas wenig länger als die untere, und hat von den Nasenlöchern an bis zu ihrer Spitze eine kleine ausgehöhlte Grube und ein wenig rauche und nach dem Ende zu gleichsam zähnichte Seiten, damit er die glatten Fische besser halten könne. Die untere Kinnlade sieht gelblichter. Die Oeffnung des Mauls ist weit; die Zunge ist spitzig, lang, und doch gar nicht harte. Die Nasenlöcher sind gleichsam kleine länglichte Spalten; die Augenlieder und der Platz, welcher zwischen den Augen und dem Schnabel von Federn entblößt ist, sieht grünlich. Die vordern Federn von dem obern Theil des Kopfs sind weiß, hernach kömmt ein schwar-

zer

zer Kamm, der vier und einen halben Daumen hoch ist. Das Kinn ist weiß; der Hals ist weißgrau und fällt ins röthlichte. Die Kehle ist weiß und sehr angenehm mit schwarzen Flecken geziert, an deren unterstem Theil lange, schmale, spitzige und weiße Federn sind. Der wellichte Rücken ist mit langen aschgrauen Federn bedeckt, welche aus den Schultern gehen, und mit kleinen weißlichten Linien, welche von da nach unten zu gehen, buntscheckig geziert sind. Das Mittel von der Brust und der untere Theil des Bürzels, so unter dem Schwanze ist, fällt ins gelbe; unter den Schultern befindet sich ein großer schwarzer Fleck, von welchem ein schwarzer Stral geht, der sich bis zum Hintersten erstreckt. In jedem Flügel befinden sich ohngefähr sieben und zwanzig große Federn, davon die letztern graulicht, und alle die andern schwärzlicht sind, ausgenommen die äußern Ränder der eilften und zwölften, welche ein wenig in das aschgraue fallen. Die Federn des unächten Flügels sind schwärzlicht, wobey sich unten ein großer weißer Fleck befindet. Die Wurzeln des unächten Flügels sind auch oben mit weißen Federn bekleidet, hierauf kömmt eine weiße Linie, welche durch den ganzen untersten Theil des Flügels bis zun Schultern fortgeht. Die zehn Federn der zweyten Ordnung sind schwärzlicht, hernach befinden sich an den äußern Rändern vier oder fünf weißlichte, alle die andern sind aschgrau. Der Schwanz ist gleichfalls alschgrau, sieben Daumen lang, und besteht aus zwölf Federn. Die Schenkel und die Pfoten sind grün; der hintere Theil der Schenkel und die Fußsohlen sind grüner; die Zehen sind sehr lang; die

äußere

äußere Zehe hänget in ihrem tiefern Gelenke vermittelst einer Haut an dem mittlern. Die Kralle der mittlern Zehe ist an der innern Seite zähnicht, welches merkwürdig ist. Der Magen ist schlapp und vielmehr häuticht als musculös, wie in den fleischfreßigen Thieren, woselbst wir durch die Zerschneidung Meerlinsen mit drey Spitzen gefunden. Die Gedärme sind nach dem Hintersten zu an dem Ort, wo der Sitz der Anhänge ist, schlapper als bey andern Vögeln: nun sind aber die an dem Blinddarm befindlichen Anhänge hier an der Zahl nicht zwey, wie in den meisten Vögeln, sondern es ist einer wie bey den vierfüßigen Thieren, doch aber größer und dicker. Der Schlund ist unter dem Kinn sehr erweitert. In der Mitten des Gäbelchens befindet sich ein Anhang. Die Gallenblase ist lang. In dem Halse befinden sich achtzehn Wirbelbeine, wiewohl Gesner deren nur eilfe zählt, davon das fünfte eine Lage hat, welche den übrigen entgegen ist, indem es sich in die Höhe krümmt. Der Reiher nähret sich von Fischen, Fröschen u. s. f. oft verletzt er auch große Fische, ohne sie aus dem Wasser ziehen oder wegtragen zu können. Seine Jungen werden von den Gedärmen der Fische, vom Fleisch u. s. f. fett: seine natürliche Positur ist diese, daß er den Kopf zwischen den beyden Schultern eingesteckt, und den Hals herumgedreht hat. Die Luftröhre geht zweymal in gerader Linie durch die Wirbelbeine des Halses, ehe sie in die Brust kömmt. Diese Vögel machen ihr Nest auf den Gipfel der höchsten Bäume, und ihre Nester sind ziemlich oft häufig beysammen und nicht weit von einander entfernt: es ist aber die Frage, ob sie gewohnt

sind,

sind, in die Nester der Krähen zu nisten, wie Aldrovandus nach dem Polydorus erzählet. Die Eyer von selbigen sind blaßgrün, und fallen ins bläuliche. Es befinden sich auch in England Reiherplätze (Heronniere) so wie sie Belonius von Frankreich beschrieben, wiewohl dieser Schriftsteller es läugnet, und woselbst die Reiher ihre Nester so wohl zu machen gelernet, daß die Herren alle Jahr von den Jungen eine große Summe Geldes ziehen.

Es ist zu merken, daß der graue Reiher, den wir itzt nach dem Willughby beschrieben, ein Weibchen gewesen. Wie Schwenkfeld sagt, so hat das Männchen an dem obersten Theil des Kopfs bläuliche Federn, welche beynah neun Daumen lang sind, dreye, selten mehr, hängen gemeiniglich, und sind hinterwärts verborgen, welche der Vogel ablegt, wenn er brütet, und die von einem großen Werth sind. Er fügt nach dem Albert hinzu, daß das Männchen sich begattet, indem es seine Schenkel auf den Rücken des Weibchens gebogen hält, dergestalt, daß seine Füße an dem Kopf und seine Knie nach dem Hintersten des Weibchens zu sind.

Man ist gewohnt, sagt Belonius, mit den Jungen des Reihers einen Handel zu treiben, welcher jährlich zu einer großen Summe Geldes steiget; denn die neuern, welche die Art erfunden, gewisse in die Luft erhabene Behältnisse längst einiger Bäche zu bauen, so nur dünn bedeckt sind, haben sie in französischen Heronnieres, Reiherplätze genennt, auf welchen die Reiher ihr Nest so wohl zu machen gelernt, daß die Jungen,

gen, welche da hinein gelegt worden, einen großen Nutzen bringen. Es ist wahrscheinlich, daß es eine Erfindung der neuern ist; und da die Alten keine Kenntniß von selbigem gehabt, so haben auch die andern Nationen selbige nicht genutzet. In gewissen Gegenden, wie in Niederbretannien, machen die Reiher, so daselbst sehr häufig sind, ihre Nester auf den Bäumen hoher Wälder; und weil sie ihre Jungen von Fischen ernähren, und, indem sie ihnen die Speise in den Schnabel stecken, eine große Menge von selbigen auf die Erde fällt, haben viele hiervon Gelegenheit genommen, zu sagen, daß sie in einem Lande gewesen, wo die Fische, so von Bäumen fallen, die Schweine mästen; welches eine wahrhafte Sache ist, und wo keine Schwürigkeit dabey ist, wofern man nur die Ursache hört, warum. Man sagt gemeiniglich, daß der Reiher ein königlich Fleisch ist: auch hält der französische Adel viel darauf, selbige zu essen, vornehmlich aber die jungen Reiher. Unterdessen halten die Fremden sie nicht so werth. Diese Vögel sind ohne Vergleichung besser als die Kraniche. Aristoteles hat gesagt, daß der Adler den Reiher anfalle, und dieser sterbe, indem er sich vertheidiget. Wenn der Reiher merkt, daß er angegriffen worden, so bemüht er sich, die Höhe zu gewinnen, indem er in die Höhe fliegt, und nicht weit davon flieht: alsdenn setzt er seinen Schnabel unter seinen Flügel, weil er weiß, daß die Raubvögel ihm viel Schläge geben; daher kömmt es sehr oft, daß deren viele sterben, welche ihn in die Brust gestochen. Die Reiher sind einsam, und halten sich sowohl auf ihren Stangen als auf ihrer Weide allein auf; und da sie sehr

lange Schenkel haben, so halten sie sich des Tags über im Wasser auf: auf diese Weise meiden sie die Anfälle der Raubvögel und der vierfüßigen Thiere. Es giebt deren, welche sich auf keine Stange setzen, um zu schlafen, sondern man sieht deren viele auf den Bäumen schlafen. Der Reiher ist kleiner als ein Kranich und als ein Storch, und hat lange Schenkel und Schnabel: daher vernichtet er gar sehr die kleinen Fische; denn er frißt deren sehr viel: und da sein Schwanz kurz ist, so scheinen seine Schenkel und Pfoten, wenn er fliegt, länger als der Schwanz. Man giebt vor, daß die Krähen und die Reiher ein Bündniß wider die Füchse haben: es ist wahrscheinlich, daß die Reiher Freunde von den Krähen sind, denn man sieht sie ihr Nest auf einen Baum neben einander machen. Wie Aristoteles sagt, so soll dessen Begattung schwer seyn; das Männchen schreyt, und es läuft ihm Blut aus den Augen; das Weibchen legt auch schwer und mit großen Schmerzen. Sie trägt Sorge, sich Vorrath von Lebensmitteln anzuschaffen, um zu fressen, und giebt sich am Tage viele Mühe, sie zu suchen.

Pluche drückt sich in seinen Betrachtungen über die Bestimmung der Schnäbel von verschiednen Vögeln mit seiner gewöhnlichen Anmuth also aus: Dem Grünspecht ganz entgegen, trägt der Reiher den Hals hoch. Er hat sehr lange Schenkel und Dickbeine, welche ganz und gar von Federn entblößt sind, einen langen Hals einen unmäßigen Schnabel, welcher sehr spitzig und am Ende zähnicht ist. Welches sind die Ursachen einer dem Ansehn nach so seltsamen Figur? Der

Reiher lebt von Fröschen, Schalthieren und Fischen, welche er in Sümpfen, oder am Ufer des Meers und der Flüße finden kann. Er durfte also an den Dickbeinen keine Federn haben, damit er im Wasser und im Schlamm gehen könnte; die sehr hohen Schenkel aber sind ihm von einer großen Bequemlichkeit, damit er mehr oder weniger längst der Ufer, wo die Fische ihre Nahrung zu suchen gewohnt sind, im Wasser laufen könne. Ein langer Hals und ein langer Schnabel dienen ihm darzu, daß er seinen Raub tief verfolgen und erreichen kann. Die zähnichten Einschnitte und die Bärte von seinem Schnabel, welche gleichsam als krumme Haken hinterwärts gebogen sind, dienen ihm darzu, daß er den Fisch, welcher ihm wegen seiner Glätte entwischen könnte, halten kann. Seine grossen Flügel endlich, von welchen es scheinen möchte, daß sie einem so kleinen Thier, als der Reiher, dem Körper nach ist, unbequem seyn sollten, helfen ihm unendlich viel, um in der Luft große Bewegungen zu machen, und schwere Bündel in sein Nest tragen zu können, welches bisweilen eine bis zwo Meilen von dem Ort, wo er fischt, entfernt ist. Einer von meinen Freunden, welcher ein Landgut bey Abtsweiler (Abbeuille) hat, und so längst eines kleinen Flußes liegt, wo kein Mangel an Aalen ist, hat eines Tages einen Reiher gesehen, welcher einen der größesten aus selbigem in sein Nest getragen, ohnerachtet des Hindernisses, welches das Zapfeln des Aals seinem Flug machen müssen. Was wir von dem Reiher gesagt, kann man bey vielen andern Arten, die ihm gleichen, anwenden.

Einige geben vor, daß die Pfoten des Reihers die Eigenschaft haben, die Fische an sich zu ziehen, gleich als wenn sie eine Nahrung für selbige wären, dergestalt, daß dieser Vogel sich nur bücken dürfe, um seinen Raub zu haschen und hinterzuschlucken: auch bedienen sich die Fischer oft seines Fettes, um die Fische anzulocken. Allein wir haben dieses vorgegebene Geheimniß ohne Erfolg versucht. Wir lesen in dem Nouuelle Maison Rustique vom Herrn Liger, daß die Reiher, sowohl Männchen als Weibchen viel ausstehen, ihre Jungen zu erzeugen, und sie zur Welt zu bringen. Außerdem, daß der Ausdruck sonderbar ist, so ist es eine alte Meynung, welche von Jonston widerlegt worden. Doch können wir sagen, daß, da wir mit Schwenkfelden voraussetzen, daß das Männchen, indem das Weibchen brütet, seinen Kamm, wegen des Mauserns, wie wir bey den Enten erkannt haben, verliert, daß der Gedanke von den Alten nicht ohne Grund möchte gewesen seyn. Es ist falsch, daß der Reiher sich niemals aufs Land setzen sollte, sowohl wenn er mit Erziehung seiner Jungen beschäfftiget ist, als auch, daß er, wenn er sie einmal erzogen, das Land nicht mehr verlassen sollte. Es ist eben auch falsch, daß dieser Vogel sieben Gallen habe, so sich in verschiednen Theilen seines Körpers zerstreut befinden, daß man sie wegnehmen müßte, ehe man ihn kochen ließe, und das seine Leber wie die Leber des Wolfs, eben so viel Lappen oder Blättchen, als der Vogel Jahre habe.

Der graue Reiher heißt griechisch πελλος oder ερωδιος; italiänisch Airone; deutsch Blawer-Reger;

ger; englisch Common Heron; schwedisch Hæger; in Savoyen Airon oder Heyron; in Orlean Aigron. Wie Menage sagt, so kömmt das französische Wort Héron von dem lateinischen Erodius, welches von dem griechischen hergeleitet worden. Was seinen gewöhnlichen lateinischen Namen betrifft, so wird, wenn man dem Chevalier Colonne in seiner Histoire Naturelle de l'Vniuers beypflichten will, der Reiher deswegen Ardea genennt, weil er, wenn er von einem Raubvogel angefallen wird, sich nicht allein mit vieler Hitze und Lebhaftigkeit vertheidiget, indem er viel Muth hat, sondern auch, weil er, wenn er sich nicht mehr vertheidigen kann, und ihm die Kräfte fehlen, alsdenn seinen Feind den Hintern weist, und seine Excremente auf ihn wirft, welche sehr leimicht und so heiß sind, daß sie in kurzer Zeit die Federn von seinem Gegner verbrennen und verzehren, als wenn sie durchs Feuer gegangen wären.

Der Reiher enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel ist ein ziemlich gutes Essen, vornehmlich wenn er jung ist, weil alsdenn sein Fleisch zärter und niedlicher ist; man macht auch aus selbigen Pasteten, welche werth gehalten werden, und auf die besten Tafeln kommen. Was seinen Gebrauch in der Medicin betrifft, so gebraucht man nur das Fett, welches erweichend und auflösend ist; es stillt die Schmerzen beym Podagra, wenn man es in Form einer dünnen Salbe auflegt. Man hält es auch für ein gutes Mittel zur Aufklärung des Gesichts, und viele Schriftsteller versichern, daß es die Taubheit wegnehme, wenn man selbiges in die Ohren brächte.

Der Storch; Ciconia, *Offic. Schroed.* 315. *Dal. Pharm.* 416. *Belon. des Oif.* 202. *Gesn. de Auib.* 230. *Merr. Pin.* 181. *Aldrov. Ornith.* 3. 291. *Ionst. de Avib.* 100. *Charlet. Exerc.* 108. *Marsh. Danub.* 26. *Schwenckf. Auiar. Silef.* 234. Ciconia alba. *Willughb. Ornith.* 210. *Raii Synop. Method. Auib.* 97. *Alb. Ornith.* 59. Ardea alba, remigibus nigris, *Linn. Faun. Suec.* 136. Ciconia vulgaris, *Nonnull.* franz. Cigogne blanche oder commune.

Er ist größer als der graue Reiher: er hat einen größern und dickern Hals als der Reiher; der Kopf, der Hals und der vordere Theil ist weiß; der Bürzel und die äußere Seite von den Flügeln ist schwarz: der Schwanz ist weiß; der Schnabel lang, röthlicht und dem Schnabel des Reihers ähnlich. Die Schenkel sind lang, röthlicht und über dem Knie bloß. Die Zehen von den Pfoten sind vermittelst einer Haut von ihrem Anfang bis zu der ersten Fügung verbunden. Der Hals hat vierzehn Wirbelbeine. Die Krallen sind breit und den Nägeln des Menschen ähnlich, so wie Herodotus vergleichen dem Nilreiher (Ibis) andichtet: doch ist die Kralle von der mittelsten Zehe gar nicht zähnicht. Man sieht ihn selten in England und nur alsdenn, wenn er durch den Wind oder einen andern ungefähren Zufall dahin gebracht worden. Der berühmte Thomas Brown, fährt Willughby fort, der eben so geschickt in der Materia Medica, als in der ganzen natürlichen Geschichte ist, hat uns das Bildniß eines Storchs, wel-

cher

cher an der Küste von Norfolk gefangen worden, nebst einer kurzen Beschreibung dieses Vogels gegeben. Er ist ohngefähr eine Elle hoch gewesen; er hat einen zinnoberrothen Schnabel und auch dergleichen Schenkel gehabt. Die Krallen sind breit und den Menschennägeln ähnlich gewesen. Die untern Theile der Federn von jedem Flügel haben schwarz gesehen; daher der untre Theil des Rückens, wenn die Flügel zusammengefalten gewesen, schwarz zu seyn geschienen. Der Schwanz, welcher gänzlich unter den Flügeln verborgen gewesen, hat in der Länge kaum einen Daumen betragen und weiß gesehen. Die Kiele von den großen Federn des Flügels haben auch den Kielen vom Storch gleich gesehen. Er hat mit seinem Schnabel geklappert, indem er oft die beyden Kinnladen gegen einander bewegt. Dieser Storch hat gern Frösche und Landschnecken, so man ihm dargereicht, gefressen; er hat aber für die Kröten einen Abscheu gehabt. Er war selten an unsern Ufern.

Der weiße Storch, sagt Johann Faber Lyncee, in seinen Annotations fur Recchi, ist sehr rar in Italien. So viel ist gewiß, daß ich seit acht und zwanzig Jahren als ich zu Rom mich aufgehalten, nur einen einzigen Storch auf dem Gipfel eines hohen Thurms wahrgenommen, wohin er durch einige Stöße vom Winde war geführt worden. Aldrovandus so auch ein Italiäner gewesen, hat am Ende seiner Tage gestanden, daß er noch keinen Storch gesehen, weil Bolonien keinen ernährt habe. Da es aber gewiß ist, daß die Störche vor dem Winter aus

Deutschland in die warmen Länder ziehen, und Italien nahe an Deutschland liegt, und wärmer ist, so hat man Ursache sich zu verwundern, daß sie nicht dahin ziehen. Ich habe Leute gekennt, welche mit ihren eignen Augen wahrgenommen, daß die Störche und die Pfaue, nachdem die Schlangen, welche sie verschluckt, vielmals lebendig durch den Hintersten herausgekrochen, ihren Bürzel aufgerichtet, und den Hintersten wider eine Wand angebracht, um zu verhindern, daß sie nicht von neuem entgehen möchten, bis sie gemerkt, daß die Schlange in ihrem Leibe todt gewesen.

Wie die Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaft melden, so ist der Storch größer als der Nilreiher (Ibis) und dieser hat nach Proportion einen längern Hals und längere Füße. Der Storch ist von dem Ende der Pfoten bis zum Ende des Schnabels vier Fuß lang; der Hals ist unten sehr dicke. Die Flügel sind, von der Mitten des Rückens an gerechnet, bis zum Ende eines Flügels, zween und einen halben Fuß lang. An dem Hals ist der dritte Theil nach unten zu mit Federn besetzt, welche sechs Daumen lang und zehn Linien breit sind, spitzig zu gehen, und nach ihren Wurzeln zu mit Flaumfedern vermischt sind, welche eine blendende weiße Farbe haben; und deren Structur sehr besonders ist, denn jede kleine Flaumfeder hat einen Kiel von der Dicke einer kleinen Nadel, der sich in funfzig oder sechzig andre theilt, welche kleiner als die Haare sind, und diese kleinen Kiele sind noch darzu auf beyden Seiten mit kleinen beynah unmerklichen Fasern besetzt. Der Umkrais von den

Augen ist von Federn entblößt, und die Haut ist an diesem Ort sehr schwarz. Der Schnabel sieht blaßroth, und fällt in das fleischfarbne, ist ganz gerade und nicht gekrümmt, eckicht und nicht rund, spitzig, und nicht stumpf, wie bey dem Nilreiher. Die Schenkel und die Pfoten sind roth, wo nur die äußersten Enden von den Zehen getäfelte Schuppen haben. Die drey Vorderzehen sind nur bey ihrem Anfang mit kurzen und dicken Häuten mit einander zusammengefügt; die vierte Zehe, welche die hintere ist, ist dick und kurz. Die Krallen sind weiß, breit und kurz, und den Menschennägeln ziemlich ähnlich. Der Magen ist wie bey den Vögeln, welche von Pflanzen und Körnern leben. Die Drüsen von der innern Haut des Schlundes sind sehr dick und in großer Anzahl. Der drüsichte Körper, welcher über den Magen ist, ist mit einer sehr großen Anzahl sehr dicker Drüsen besetzt, und der Magen ist mit vielem Fett bedeckt, viermal fleischichter als bey dem Nilreiher, indem seine Muskeln über einen Daumen dick sind. Die schwülichte Haut, so sich inwendig befindet, ist sehr harte und von Farbe grün. Die Gedärme sind ohngefähr fünf Fuß lang. Die Blinddärme sind sechs Linien lang, und zwo Linien breit. Die Leber ist in zween Lappen getheilt, davon der rechte drey Daumen lang, und der linke nur zween lang ist. Ihre Substanz besteht aus einem Haufen kleiner scheckichter Drüsen, wie bey der Gemse. Die Gallenblase ist ohngefähr zehn Linien lang, und in der Mitten über drey Linien breit, hängt herab und ist von der Leber geschieden, an welcher sie vermittelst eines Bandes und zween kleiner Canäle, welche gleichsam

ihre Wurzeln sind, hängt. Die Gekrösedrüse, welche nach der gewöhnlichen Art der Vögel in der ersten Krümmung des Gedärms liegt, ist drey Daumen lang, über vier Linien breit, und hat einen einzigen Gang, welcher mit dem Lebergallengang vereiniget ist. Die Milz ist sehr klein. Die Nieren- und Harngänge sind den andern Vögeln ihren ähnlich. Die Hoden sind so dick als ein Taubeney, und liegen an dem obern Theil der Nieren zur Seite der großen Pulsader, und auf jeder Hode ist eine Oberhode, welche nur vermittelst ihres untern Theils an selbiger hängt. Die abführenden Canäle begeben sich nach dem Ende des Mastdarms zu. Die Ruthe ist wie bey den Gänsen. Das Herz ist mittelmäßig, indem es ohngefähr anderthalben Daumen lang, über fünf Linien breit und beynah rund ist, und dessen linke Herzkammer viele fleischichte dicke Fasern hat. Die Zunge besteht aus einem Knorpel, und ist mit einer fleischichten und faserichten Haut bedeckt, zehn Linien lang, und nach dem Grundtheil zu acht Linien breit, schmal, und nach dem Ende zu verlängert, wiewohl Solinus sagt, daß der Storch weder Zunge noch Stimme habe, und daß das Geschrey, so er macht nur von seinem Schnabel käme, dessen beyde Theile sich mit vieler Gewalt gegen einander schlagen. Der Augapfel ist sehr groß, indem er im Durchschnitt zween Daumen hat. Die durchsichtige Hornhaut ist sehr dick, der vordere Theil von der undurchsichtigen Hornhaut ist harte und knorplicht, wie bey den meisten Vögeln, und die crystallne Substanz hat im Durchschnitt vier bis fünf Linien.

D. Christoph Schellhammer, hat in den Ephemerid. Germ. auch eine anatomische Beschreibung des Storchs mitgetheilt, welche in vielen Dingen mit voriger übereinkommt. Er bemerkt zu Ende derselben, daß die Knochen von diesem Vogel aus sehr zarten Blättchen bestehen, und alle inwendig hohl sind, wiewohl einige, z. E. an dem Rückgrad, dicker und die andern den Honigscheiben ähnlich sind; alle mit einem Wort sind wegen der Leichtigkeit so wohl gestellt, daß man den Fleiß der Natur nicht genug bewundern kann, wie sie mit so vieler Weisheit so feste und so starke Körper zum Flug zugerichtet hat; denn außerdem, daß sie weit dichter und härter als bey den vierfüßigen Thieren sind, so sind sie noch darzu, wie Glas, durchsichtig. Allein es befindet sich an dem dritten Gelenke des Flügels ein unvergleichliches Kunstwerk, wo die beyden Knochen, welche auf die Armschiene (Radius) und Ellbogen passen, sich mit den beyden andern vereinigen, um vermittelst zweyer Knöchelchen, welche dem Ambos im Ohr gleichen, nur einen machen. Alles ist dergestalt mit Knorpel überzogen, daß der Vogel, wenn er den Flügel ausstreckt, denselben zu gleicher Zeit in die Höhe heben, hernach zusammenfalten, das ist, in die Luft steigen, und nach Belieben sich niederlassen kann: es ist uns aber nicht möglich, ein dergleichen Kunstwerk wie es seyn sollte, zu beschreiben, und nur das einzige Betrachten ist geschickt, sich hiervon genugsam zu unterrichten.

D. Conrad Peyer hat in gedachten Ephemerid. eine Bemerkung mitgetheilt, wodurch er darthut, daß

daß der Magen des Storchs eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Magen der widerkauenden Thiere habe.

Die Störche gehören unter die Zugvögel: wie aber Plinius sagt, so weiß man noch nicht, woher sie kommen, noch wohin sie ziehen; und demohngeachtet darf man nicht zweifeln, daß sie nicht von weitem herkommen sollten, eben so wie die Kraniche. Wenn sie sich wegbegeben wollen, so versammlen sie sich alle an dem bestimmten Tage an einem Ort, und ziehen haufenweise fort, ohne einen einzigen von ihren Gefährden zurück zu lassen, wofern er nicht eingesperrt oder gefangen ist. Da sie des Nachts reisen, so ziehen sie fort, und kommen wieder, ohne daß man sie gewahr wird. Belonius versichert, als ein Augenzeuge, daß die Störche im Winter nach Aegypten und Africa ziehen, indem Aegypten deren eine unzähliche Menge im Monat September und October ernährt. Daher sagt er, haben sie, da sie während der Zeit und nach der Ueberschwemmung des Nilstroms da sind, niemals Mangel an Nahrung, sondern sie finden daselbst den Sommer, wegen der überaus großen Hitze, unerträglich, sie kommen in unsre Gegenden, welche alsdenn gemäßiget sind: hernach kehren sie von da im Winter zurück, die allzugroße Kälte zu vermeiden; denn da sie in einem Lande, wo es weder hagelt noch schneyt, sind, so erzeugen sie ihre Jungen zum zweytenmal, ohne einige Kälte zu erleiden. Wenn die Störche wegziehen, so wird man sie nicht in Haufen gewahr, außer in der Luft, wie uns dieses im Monat August, da wir zu Abydus waren, begegnet: ein

 großer

großer Haufen Störche kam von den mitternächtlichen Ländern; und als sie bey dem Anfang des mittelländischen Meeres waren, so machten sie daselbst erst viele Kreyse; hernach theilten sie sich in kleinere Gesellschaften und hörten auf in Haufen zu ziehen. Warum wir sie aber nicht eher sehen, als bis sie gekommen sind, ist dieses die Ursache, weil man sie nicht schreyen hört, wie die Gänse und Kraniche thun. Es ist zu allen Zeiten die Rede gewesen, daß die jungen ihren bereits alten Vater und Mutter ernährten, indem sie ihnen alles, was ihnen nöthig ist, verschaffen. Daher ist das griechische Wort Antipelargia gekommen, welches Leute bedeutet, so nicht undankbar sind, und die, da sie ihren Aeltern die schuldige Hülfe leisten, sich bezeigen, wie der Storch es macht.

Außer der Dankbarkeit und der Hochachtung gegen das Alter, hat man an dem Storch einige andre vortreffliche Tugenden gerühmt, dergleichen die Keuschheit und ehliche Treue, die Gerechtigkeit, die väterliche Zärtlichkeit, die Fürsichtigkeit und die Dankbarkeit gegen seine Wirthe ist. Man kann wohl einen Theil von dem, was zum Lobe des Storchs gesagt worden, glauben: allein uns dünkt, daß man viel hiervon vermindern müsse. Die Störche verkündigen die Wiederkunft des Frühlings; sie kommen gemeiniglich gegen die Mitten des Märzes wieder; sie machen ihr Nest auf dem Gipfel der Häuser; zu oberst der Feuermäuren, wohin man mit Fleiß Räder legt, und auf dem Gipfel der höchsten Bäume; sie kehren gerne in ihre alten Nester wieder zu-

rück, und tragen Sorge, sie zu reinigen, und die Unordnung zu ergänzen, welche während ihrer Abwesenheit sich daselbst eingefunden; die Weibchen legen jedesmal zwey, drey oder vier Eyer, welche die Farbe und Größe der Gänseeyer haben. Das Männchen und das Weibchen brüten wechselsweise; das Männchen aber brütet nur so lange als das Weibchen Zeit von nöthen hat, um ihren Unterhalt zu suchen. Das Brüten dauert einen Monat. Wenn ihre Jungen ausgekrochen, so tragen sie außerordentliche Sorge für selbige, und verlassen sie beynahe niemals, außer wenn sie wechselsweise ihren Unterhalt suchen; sie würden sich eher verbrennen lassen, als sie verlassen. Wenn ein ungestümes Wetter kömmt, so bedecken sie dieselben sorgfältig mit ihren Flügeln, so lange der Sturm dauert. Sie vernichten die Eydexen, die Frösche und alle Arten Schlangen: auch war es, nach dem Zeugniß des Aristoteles in Thessalien, wo die Schlangen sich wunderbar vermehrten, so gar bey Lebensstrafe verboten, diesen wohlthätigen Vögeln kein Uebel zuzufügen. Auch heut zu Tage spatzieren die Störche in Holland und in den Niederlanden kühnlich auf den Gassen herum, gleich als ob sie wüßten, daß es nicht erlaubt sey, ihnen Uebel zu thun; man betrachtet sie daselbst mit einer gewissen Ehrfurcht als das Glück der Städte und der Familien; und wenn von ohngefähr ein Fremder sich vorgenommen, einen zu zu tödten, so würde er Gefahr laufen, von dem Pöbel gesteiniget zu werden. Sie sind nicht zum Schwimmen gemacht: demohngeachtet aber besuchen sie die Wasser, die Thäler, die feuchten Wiesen, die Sümpfe,

die Seen, die Teiche, bisweilen auch die Wälder und die Berge; außer den Schlangen fressen sie auch Fische, und vornehmlich Aale, kleine Vögel, Fleisch, Brod u. s. f. Sie mögen wachen oder schlafen, so stehen sie oft auf einem Bein, und halten den Kopf zwischen beyden Schultern. Sie ziehen zu Ende des Sommers gegen die Mitte des Augusts fort. Einige Schriftsteller haben gesagt, daß sie sich den Winter über auf dem Grund der Sümpfe verborgen hielten, und daß man einsmals aus einem Sumpf bey Metz in Lothringen einen Haufen Störche herausgezogen, welche, da sie in einer Stube erwärmet worden, das Leben wieder bekommen; und Gaudentius Merula versichert, daß man andre aus dem Laco di Garda gezogen, welche einander wechselsweise den Schnabel in den Hintersten gesteckt, und die auf eben die Weise wieder das Leben erhalten. Allein dieser Gedanke scheint uns so wenig wahrscheinlich zu seyn, daß wir nichts mehr hiervon sagen; und wir wollen uns viel lieber an die gemeine Meynung oder an die Nachricht des Belonius halten, den wir allezeit gern anführen.

Der Storch heißt hebräisch Chasida; griechisch πελαργος; italiänisch Cigogna oder Cicogna; spanisch Ciguenna; deutsch, engllsch und schwedisch Storck. Was das französische Wort Cigogne oder Cicogne, vor diesem Cigongne oder Cigoigne betrifft, so kömmt es von dem lateinischen Ciconia her.

Der Storch enthält viel Salz und Oel. Dieser Vogel war vor diesem als ein Nahrungsmittel im Gebrauch,

brauch, vornehmlich die jungen, welche zärter und leichter zu verdauen sind. Man glaubte alsdenn, daß, da der Storch sich von Schlangen, Eydexen, Fröschen und andern Thieren, welche einen Ueberfluß an flüchtigen Salze haben, ernähret, er geschickt wäre, das Blut zu reinigen, und dem Gift zu widerstehen: da aber der Fortgang, den man in der Medicin gehabt, kräftigere Mittel als die, so man von diesem Vogel erhalten konnte, wahrnehmen ließ, so ist der Storch beynahe in Vergessenheit gerathen. Man kennt ihn auch nicht mehr auf den Tafeln, wo man sich dessen vor diesem bediente, und dieß um desto mehr, da sein Fleisch gemeiniglich so harte, so zähe, so schwer zu verdauen, und noch darzu mit einem gewissen unangenehmen Geschmack versehen ist, welchem alle Gewürze nicht verbessern können, daß man es schlechterdings verworfen hat. Die Medicin, welche sich nicht darmit abgiebt, dem Geschmack durch ihre Zurichtungen eine Genüge zu leisten, hat sich ihn vorbehalten, und erhält einige Mittel von selbigem, welche nicht zu verachten sind.

Man gebraucht den ganzen Storch und überdieß das Blut, das Fett, die Galle, und die Excremente dieses Vogels. Der ganze Storch, wenn er gerupft, ausgenommen, und in Olivenöl gekocht worden, bis das Fleisch von den Knochen losgehet; wenn er hernach gestoßen und in neuem Oel gekocht, alsdenn stark ausgedrückt und durchgeseihet worden, giebt ein vortreffliches Oel zur Stärkung der gelähmten Glieder. Man erhält auch durch die Destillation von jungen erstickten

und

und hernach klein gehackten Störchen ein Wasser, welches wider die fallende Sucht sehr hoch gehalten wird, D. Crüger, welcher in den Ephemerid. German. Decur. II. Ann. 9. p. 244. die Lobeserhebung von selbigem macht, giebt die Bereitung desselben also an:

Nimm einen gerupften und klein gehackten Storch; von der männlichen Päonienwurzel sechs Unzen; von der wilden Baldrian (Valerian.) Wurzel eben so viel; Eichenmistel fünf Unzen; Raute fünf Hände voll; Eisenkraut (Verben.) vier Hände voll; Betonienkraut, Ysop und Salbey, von jedem drey Hände voll. Hacke die Kräuter und thue alles in einen Kolben. Gieße eine sattsame Menge weißen Wein darauf, so, daß er zween Finger hoch darüber zu stehen komme. Lasse es einige Stunden weichen, und hernach destillire die Hälfte davon. Die Dosis von selbigem ist zween oder drey Löffel voll zweymal des Tages. Es dient bey der Lähmung, Sinnlosigkeit (Catalepsi.) und convulsivischen Bewegungen.

Das Blut von dem Storch ist wider alle Krankheiten dienlich, wo man eine bösartige Beschaffenheit vermuthet. Es macht den Grund von dem Antidoto de sanguine *Paracelsi* aus. Crollius giebt eine wider die Pest dienliche Lattwerge vom Storch, wozu er die Wurzel von der Anthora, die Mumie, den Bezaar, den Theriak und andre herzstärkende Mittel nimmt. Die Dosis von selbiger ist eine halbe Drachme bis zween Scrupel. Burgrave versi-

chert, daß man mit dem Storchblut ein Mittel wider alle Arten Gift bereiten könne: allein es ist viel gesagt; und wiewohl wir nicht verlangen, dieses Mittel zu verachten, so sind wir doch der Meynung von Ettmüllern, welcher in seinen Erklärungen über den Ludovici überzeugt ist, daß die Bereitungen von dem Storch den Bereitungen von dem Hirschhorn weit nachzusetzen sind. Dem sey wie ihm wolle, wenn man das Blut von diesem Vogel haben will, so muß man es ganz frisch in einen Kolben thun: man destillirt es aus dem Wasserbald bis zur trockne, und hebt es an einem trocknen Ort zum Gebrauch auf. Die Dosis hiervon ist ein Scrupel bis zu einer Drachme.

Die Galle von dem Storch wird für ein gutes Mittel zur Aufklärung der Augen und zur Vertreibung der Flecken in der durchsichtigen Hornhaut gehalten, wenn man sich derselben in einem Augenmittel bedient.

Sein Koth ist, wie Ettmüller sagt, so gut als der Pfaukoth wider die fallende Sucht. Man giebt ihn in Substanz oder mit einer Feuchtigkeit aufgegossen, und man setzt ihn den wider die fallende Sucht dienlichen Clystieren zu, um sich dessen als eines Reizes zu bedienen. Vier Unzen von diesem Koth, wenn sie mit eben so viel Enten- oder Schweinfett vermischt worden, machen eine so gute Salbe wider das Podagra aus, daß einige ein Geheimniß daraus machen. Man bedient sich auch dessen innerlich bey eben diesem Uebel von zwölf Gran bis zu einem Scrupel. Wenn man endlich Storcheyer in Wein schlägt, und sie ei-

nige Tage darinnen weichen läßt, so färbt diese Vermischung die Haare schwarz. Einige verlangen, daß man die Haare vorher wasche und wohl kämme; daß man sie hernach mit Olivenöl reibe, in welchem man Bärenschmalz oder wild Schweinfett zerlassen; daß man sie hernach mit der ersten Vermischung benetze.

Nimm weißen getrockneten Storchkoth und von der männlichen Päonienwurzel, jedes zu zwo Unzen; wilde Baldrianwurzel, eine Unze; abgezogenen Päoniensaamen, drey Unzen; Karbe (Carui) eine halbe Unze. Mache alles zu Pulver, und vermische es mit einer sattsamen Menge Rosmarinblüthenhonig. Mache eine Lattwerge wider die fallende Sucht daraus. Die Dosis von selbiger ist zwo Drachmen zweymal des Tags.

Der Kranich Grus; *Offic. Schroed.* 319. *Dal. Pharm.* 416. *Lemer.* 397. *Gesn. de Auib.* 424. *Belon. des Oiſ.* 188. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 284. *Merr. Pin.* 185. *Charlet. Exerc.* 114. *Aldrou. Ornith.* 3. 324. *Ionſt. de Au.* 114. *Marſ. Danub.* 6. *Willughb. Ornith.* 200. *Raii Synop. Method. Av.* 95. *Alb. Ornith.* 60. Ardea vertice papilloſo, *Linn. Faun. Suec.* 131. Avis pia; Auis Palamedis, seu Palamedaea, *Nonnull.* französisch Grue ordinaire.

Dieser Vogel ist groß; er wiegt bisweilen zehn Pfund. Er ist vom Ende des Schnabels bis zu dem Ende der Zehen beynahe fünf Fuß lang. Der Hals

ist sehr lang, sowohl als die Schenkel. Der Schnabel ist gerade, spitzig, schwarz, grünlich, beynahe vier Daumen lang, und auf den Seiten platt. Die Zunge ist breit und harte wie das Horn an seinem Ende. Der oberste Theil von dem Kopf ist schwarz, und von dem Schnabel bis an den hintern Theil des Kopfs vielmehr mit schwärzlichter Seide als mit Federn bekleidet. An dem hintern Theil des Kopfs befindet sich ein Fleck in Form eines halben Mondes, welcher bloß oder mit dünnen Haaren bedeckt, und röthlicht ist, unter welchem ein dreyeckichter Fleck von aschgrauen Federn den obern Theil des Halses einnimmt. Ferner wird man zween weiße Streifen gewahr, davon jeder bey den Augen anfängt, nach hinten zu geht, und beyde sich an dem hintern Theil des Halses nach dem obern Theil des dreyeckichten aschgrauen Flecks, von dem wir itzt gesagt haben, vereinigen, und hernach bis zu dem obern Theil der Brust fortgehen. Die Kehle und die Seiten des Halses sind mit einer schwarzen oder dunkeln Farbe gefärbt. Der Rücken, die Schultern, die Brust, der ganze Bauch, die Dickbeine, und die Federn von den Flügeln, wenn sie sich wieder eingezogen, ausgenommen diejenigen, welche an dem letzten Gelenke sind, sehen ganz und gar aschgrau. Die Flügel sind sehr weit, und besteht jeder aus vier und zwanzig schwarzen großen Federn, wiewohl die kleinern aus dem schwarzen ins röthliche fallen, eben so wie die größten der zweyten Ordnung, welche sich an dem letztern Gelenke befinden. Der Schwanz ist klein und sehr kurz, nach Beschaffenheit der Größe des Vogels, und besteht aus zwölf aschgrauen

grauen Federn, welche an dem Ende schwarz, und wenn sie entwickelt sind, rund erscheinen. Die Schenkel sind schwarz, über den Gelenken einer Handbreit bloß. Die äußere Zehe ist durch eine dicke Haut mit dem letztern Gelenke der mittlern Zehe verbunden. Die Luftröhre ist von einer seltnen, besondern und bewundernswürdigen Beschaffenheit. Denn nachdem sie tief in das Brustbein durch ein besonderes Loch gekommen, so biegt sie sich einige mal zurück, hernach geht sie durch eben das Loch zu den Lungen. Die Anhänge von dem Blinddarm sind fünf Daumen lang. Der Magen ist muskulös. Das Fleisch ist sehr saftig; welches beweist, daß dieser Vogel keinen Fisch, sondern einzig und allein Körner und Pflanzen frißt. Wir haben, sagt Willughby, oft zu Rom Kraniche gesehen, welche auf dem Markt zu verkaufen waren. Sie kommen oft zu uns, und im Sommer befinden sich deren große Haufen in Sümpfen von Lincolnshire und Cambridgeshire: wir haben uns aber noch nicht versichern können, ob sie ihr Nest in England machen, wie Aldrovandus nach dem Bericht eines Engländers erzählet, welcher gesagt hat, daß er viele Junge von selbigen gesehen habe.

Die Kraniche sind wie die Störche Zugvögel. Aristoteles sagt, daß sie anfangen im Monat September wegzuziehen; welches durch das Zeugniß von Gesnern bestätiget wird, welcher versichert, daß er sie zur Nacht bey einer heißen Witterung in einem Jahre den eilften September, und in einem andern den sieb-

zehnten October aufbrechen hören. Was uns betrifft, so haben wir am hellen Tage die ersten vierzehn Tage des Monats October im Jahr 1753 tausende von selbigen durch Orlean ziehen sehen, welche von Mitternacht nach dem Mittag zu in Haufen zu funfzig, sechszig bis hundert flogen, davon viele des Nachts in Felder mit Heidekorn besäet, in Sologne sich niedergelassen und vielen Schaden daselbst angerichtet. Es giebt, sagt **Belonius**, keine Gegend in einem Lande, so zum Ackern bequem und schon besäet ist, welche die Kraniche nicht einige Zeit im Jahre ernähren sollte. Der Kranich ist jedermann bekannt. Es ist ein Zugvogel, der ein Geschrey macht, welches man zu verschiednen Jahrszeiten hört, wenn er wegzieht und wieder zurückkehrt; denn da er den Winter über in den mitternächtlichen Ländern wegen der unerträglichen Kälte keine Nahrung finden kann, so nimmt er seine Zuflucht zu Gegenden, wo die Wasser zu derselben Zeit nicht zugefroren sind. Es ist zwischen dem Männchen und Weibchen ein ziemlich deutlicher Unterscheid; denn das Männchen hat einen sehr rothen Kopf, welchen das Weibchen nicht hat. Wir sehen ihn nicht zur Winterszeit, woferne man ihn von Jugend an zahm gemacht. Gemeiniglich hat er nur zwey Junge, wo sich ein Männchen und ein Weibchen befindet, und so bald er sie erzogen, und sie fliegen gelehrt, so zieht er fort. Wiewohl der Kranich ein grosser Vogel ist, so giebt es doch viele kleine Raubvögel, welche von den Falkenieren abgerichtet sind, und sich in einen Kampf mit ihm einzulassen wagen dürfen: man hat aber die Gewohnheit, deren viele loszulassen, damit

mit man das Vergnügen habe, ihren Kampf anzusehen; denn was die großen Herren deshalben vornehmen, das geschieht nicht, Nutzen davon zu haben, sondern Vergnügen. Die Kraniche ziehen den Sommer sehr weit nach den Gegenden des Eismeers oder andere sumpfichten Orte zu; denn sie finden daselbst das Wasser zu ihrer Nahrung geschickt, wenn unsre Sümpfe durch allzugroße Wärme vertrocknet sind. Der Kranich zeigt etwas in der Zergliederung, so wir bey keinem andern Vogel angetroffen, seine Gurgel nämlich, so in die Lunge geht, ist von einer andern Art als bey allen andern; denn sie geht von beyden Seiten in das Fleisch längst des Knochens von dem Brustgerippe: auf diese Weise ist es nicht zu verwundern, wenn er eine Stimme hat, welche sich von weitem hören läßt; und in Wahrheit, es ist kein Vogel, welcher eine so klare Stimme hat, als der Kranich. Aristoteles und Plinius haben gesagt, daß die Kraniche wider die Zwerge streiten, wie auch, daß sie die Klugheit besäßen, sich im Fliegen regieren, ihren Führer hören und gehorchen zu können, welcher sie in die Ordnung eines Dreyecks stellt, um über das Meer zu ziehen, wenn sie zu uns kommen, oder um fortzuziehen. Man erzählt, daß ihr Führer wache und in der Pfote einen Stein halte, während da die andern schliefen. Der Schwanz von den Kranichen ist wie bey den andern Vögeln: so nach kommen die schwarzen Federn, die man auf ihrem Bürzel, wie bey dem Haushahn gebogen sieht, von den Flügeln und nicht von dem Schwanz. Die jungen Kraniche werden im Lateinischen Vipiones genennt.

Gybert Longolius sagt, daß er einen ganz weißen Kranich gesehen habe. Die pohlnischen Edelleute haben die Gewohnheit Kraniche zu ernähren, denen sie Federn aus dem Schwanz reißen, und in die Höhlen, aus welchen sie gerissen worden, Del gießen. Es wachsen hernach weiße Federn wieder, die bey ihnen von großem Werth sind, um ihre Mützen zu zieren. Man sagt, daß der junge Kranich, der noch keine Federn habe, demohngeachtet so geschwind laufe, daß ihn ein Mensch beynahe nicht erreichen könne. Aristoteles, Plinius und Oppianus sagen, daß die Kraniche hoch fliegen, um von weitem sehen zu können, und daß sie, wenn sie ein Ungewitter oder einen Sturm vermittelst der Wolken vorausähen, sie sich auf die Erde niederließen, und daselbst ruhten. Wie Albertus Magnus sagt, so ist der Kranich leicht zu betrügen; denn er hüpft und springt bey der Stimme eines Menschen, der sein Geschrey nachmacht. Er liebt die Gesellschaft, und läßt sich leicht zahm machen. Es ist wahrscheinlich, daß die Zwerge, wider welche man die Kraniche hat streiten lassen, eine Art Affen gewesen. Bisweilen schlagen sie sich unter einander mit so großer Erbitterung, daß sie sich viel eher fangen ließen, als vom Streit abliessen. Wie Aristoteles sagt, so kennt man die Kraniche, welche alt werden, daher, weil ihre Federn im Alter schwarz werden. Sie leben ziemlich lange, indem, wie Aldrovandus meldet, Leonicus Tomäus einen zahm gemachten Kranich vierzig Jahre lang in seinem Haus ernähret hat. Die Kraniche werden als das Sinnbild und das Muster eines guten

demo-

democratischen Regiments angesehen; sie kündigen uns durch ihren Zug sowohl den Winter als den Frühling an. Man giebt vor, daß, wenn sie bey guter Zeit und in großen Haufen ziehen, der Winter bald daseyn werde; und daß sie hingegen, wenn sie späte und in kleinen Haufen entfernt ziehen, der Winter später kommen werde. Der Kranich ist so hoch als ein Mensch, wenn er seinen Kopf aufrichtet; sitzt er auf der Erde, so wird es ihm ziemlich schwer, sich zu heben; wenn die Kraniche einmal zu einer gewissen Höhe gekommen, so fliegen sie leicht. Sie fliegen bisweilen, daß man sie aus dem Gesicht verliert, und alsdenn scheinen sie nicht größer als ein Kramsvogel. Es ist sehr schwer, sich ihnen zu nähern, und einen einzigen von ihnen zu tödten, wiewohl man sie auf der Erde haufenweise sieht; sie sind beständig auf der Hut und fliegen davon, so bald sie den Jäger gewahr werden. Um sie zu überfallen, vornehmlich, wenn sie los sind, und die Zeit stürmisch ist, muß man auf einen Wagen steigen oder demselben nachfolgen und sich dahinter verbergen; denn sie haben kein Mißtrauen bey einem Wagen. Plinius sagt, daß die Griechen Sorge getragen, ihren Vater und Mutter, wenn sie alt worden, zu ernähren. Dieses merkt auch der heil. Ambrosius in seinem Hexameron, oder dem Werk der sechs Tage, und nach ihm Olaus Magnus in seiner mitternächtlichen Geschichte an. Wenn die alten Kraniche, setzt dieser letztere, sich niedergesetzt und durch das Alter ihre Federn verloren, so unterlassen die jungen nicht, sich um selbige aufzuhalten, sie zu liebkosen, und mit ihren Flügeln zu decken; sie bringen ihm

zu fressen, und damit sie zu gleicher Zeit ihre verlornen Kräfte wieder bekommen, so heben sie sie mit ihren Flügeln und über sie im Flug: und auf diese Weise bringen sie ihre Glieder wieder in Stand, welche aufgehört, ihre Dienste zu thun. Dieser Ursache wegen hat der Kranich den Beynamen Pia, fromm, redlich, bekommen. Dieses aber ist nichts als ein lustiger Roman: zum wenigsten, um eine Sache zu glauben, welche dem Kranich so viel Ehre machen würde, wenn es wahr wäre, möchten wir es gesehen haben, oder welches eben dahinaus läuft, zum Zeugen einige Naturforscher von der ersten Ordnung haben. Man hat nicht mehrern Grund, wenn man sagt, daß die Kraniche dergestalt wachen, daß diejenigen, welche die Wache haben, indem die andern schlafen, auf einem Fuß stehen, und jeder in dem andern einen Stein halte, damit sie, wenn sie schlafen und der Stein fällt, bey dem Geräusch von seinem Fall erwachen. Daher, diesen nachzuahmen, Alexander der Große, wenn man dem Ammianus Marcellinus glauben darf, in seiner Hand über einem ehernen Gefäß nahe bey seinem Bette, wenn er wachen wollte, eine Kugel von Silber hielte, welche, da sie fiel, wenn er vom Schlaf überfallen wurde, ihn durch das durchdringende Geräusch, so sie machte, aufweckte.

Der Kranisch heißt hebräisch Ajour; griechisch γερανος; italiänisch Gru oder Grue; spanisch Grulla; englisch Crane; schwedisch Trana; daher scheint es, daß die deutschen Namen von dem griechischen, und die andern von dem lateinischen kommen. Die Grie-

chen und Lateiner aber haben ihn auf diese Weise von dem gemachten Namen, wegen seines Geschreys nämlich also genennt. Die Poeten nennen ihn den Vogel des Palamedes weil sie vorgegeben, daß Palamedes während des Trojanischen Krieges vier griechische Briefe, die Schlachtordnung und die Losung von den Kranichen erhalten.

Der Kranich enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel wurde vor diesem zun Gastmalen gesucht, und Plutarchus sagt, daß man ihn in die Vogelhäuser eingesperrt, und ihm die Augen zugenehet, oder ausgestochen habe, um ihn fett zu machen: jetzt aber wird er nicht geachtet. Sein Fleisch ist grob, fasericht und zähe; es muß sehr lange aufbehalten werden, und hat viel Gewürze nöthig, damit man es gebrauchen könne, ohne davon belästiget zu werden; auf diese Weise bekömmt er nur starken Personen und die einen guten Magen haben. Die jungen Kraniche, welche noch zart und wenig geflogen sind, sind vorzuziehen.

Was den Gebrauch des Kranichs in der Medicin betrifft, so hält man ihn wider die Colik von Blähungen und zur Stärkung der Nerven dienlich, er mag auf eine Art gegessen werden, wie man will. Sein Fett ist durchdringend, auflösend und in Ansehung der Kraft dem Gänsefleisch ziemlich ähnlich. Man bedient sich dessen mit gutem Erfolg in der Lähmung und bey Flüßen; und es heilt die Taubheit, wenn es in das Ohr gebracht wird. Die Galle von diesem Vogel ist geschickt, die Flecken der Augen wegzunehmen. Der Kopf, die Augen, und der Magen kön-

nen

nen getrocknet und zu Pulver gemacht werden. Sie sind zur Bestreuung der Fistelschäden, des Krebses und der Geschwüre der Krampfadern dienlich.

Carduelis. Stieglitz.

Der Stieglitz Carduelis; *Offic. Dal. Pharmac.* 422. *Lemer.* 191. *Gesn. de. Auib.* 215. *Schwenckf. Auiar. Silef.* 233. *Belon. des Oif.* 353. *Charlet. Exer.* 87. *Merr. Pin.* 175. *Aldrou. Ornith.* 2. 798. *Ionst. de Auib.* 68. *Alb. Ornith.* 61. *Willughb. Ornith.* 189. *Raii Synop. Method. Au.* 89. Fringilla remigibus antrorsum luteis, extima immaculata, rectricibus duabus extimis toto reliquisque apice albis, *Linn. Faun. Suec.* 195. Carduelus, Carduellus, seu Cardella; Chrysomitres, Auriuittis, Zena siue Auis Iouis, *Quorund.* französisch Chardonneret.

Dieser Vogel ist kleiner als der Haußsperling; er wiegt auf anderthalbe Unze. Er ist vom Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes fünf und einen halben Daumen lang, und zwischen den beyden Enden der ausgespannten Flügel neun und einen viertel Daumen breit. Der Kopf ist nach Proportion des Körpers ziemlich groß. Der Hals ist kurz. Der Schnabel ist weißlicht, in einigen an der Spitze schwärzlicht und kurz, beträgt in der Länge nicht viel über einen halben Daumen, ist bey dem Kopf dick, und endiget sich wie ein Kegel in eine Spitze. Die Zunge ist spitzig. Der Regenbogen von den Augen hat eine

Hasel-

Haselnußfarbe. Der Grundtheil von dem Schnabel ist mit einem scharlachrothen Zirkel umfaßt. Auf jeder Seite befindet sich ein schwarzer Streif, welcher sich von den Augen bis zum Schnabel erstreckt. Die Kinnladen sind weiß; der oberste Theil vom Kopf ist schwarz und hat eine schwarze breite Linie, welche sich beynahe bis zum Hals von beyden Seiten erstreckt, und die weiße Farbe begränzet. Der Hals und der vordere Theil des Rückens sieht gelbroth oder aschgrau. Der Bürzel, die Brust und die Seiten sind von eben der Farbe, aber heller. Der Bauch ist weiß. Die Flügel und der Schwanz sind schwarz, ausgenommen, daß die Enden der vornehmsten Federn derselben weiß und die Flügel überdieß durch einen sehr schönen gelben Streif durchstrichen sind. Wenn man aber die großen Federn von den Flügeln genau untersucht, so wird man die erste ganz schwarz und alle die andern am Ende weiß finden; zudem ist die untere Hälfte des äußern Randes von jeder Feder bis zur zehnten angenehm gelb gefärbt, die erstere ausgenommen, die, wie wir gesagt, ganz schwärzlicht ist. Der Schwanz ist zween Daumen lang, und besteht aus zwölf Federn, davon die beyden äußern am Ende einen großen weißen Fleck, die zweyten einen kleinern, die dritten gar keinen, die vierten auch noch einen kleinen und die fünften einen größern haben. Die Schenkel sind kurz. Die hintere Zeh ist stark und mit einer längern Kralle als die andern versehen. Das untere Gelenke von der äußern Zehe ist mit dem Gelenke der mittleren vereiniget. Die Anhänge von dem Blinddarm sind sehr kurz und wie bey den andern kleinen Vögeln

klein.

klein. Er hat eine Gallenblase. Das Weibchen hat eine schwächere Stimme, der Gesang ist nicht so lang, und die Federn, welche die Rippen bedecken, sind aschgrau oder braun, anstatt, daß sie bey dem Männchen sehr schwarz sind. Diese Kennzeichen, wodurch man die beyden Geschlechte unterscheiden kann, sind, so viel **Aldrovandus** sagt, beständig und gewiß. Der Stieglitz ist ein Gesellschaftsvogel, welcher gerne in Haufen fliegt, und der wegen der Schönheit seiner Federn und wegen der Lieblichkeit seines Gesanges überall hochgehalten wird. Da er eine milde Art hat, so läßt er sich leicht zahm machen, säuft und frißt, so bald man ihn gefangen, ohne die Gegenwart der Menschen zu scheuen, noch in dem Kesicht herumzuflattern, wie die meisten andern Vögel zu thun gewohnt sind. Er erträgt seine Gefangenschaft mit Geduld; so gar, wenn er einige Zeit in dem Kesicht gewesen ist, fliegt er nicht davon, wenn er gleich aufgemacht worden, wie Aldrovandus solches bemerket. Er ernährt sich den Winter über nicht allein von den Saamenkörnern der Disteln, daher sein Name kömmt, sondern auch von den Saamen der Hutmachercharten, von Hanf, Kletten, Mohn und Rautensaamen, wie Albertus Magnus sagt. Der Stieglitz besitzt die Geschicklichkeit, das Wasser zur Stillung des Durst mit dem Schnabel vermittelst eines Gefäßes so an einem Faden hängt, an sich zu ziehen: er zieht ihn nach und nach mit dem Fuß, bis er zu ihm gekommen, welches auch andre kleine Vögel thun: und in Wahrheit, wie Turner sagt, so lernt der Tori eben auch wie der Stieglitz zween Eymer ziehen, welche wechsels-

weise

weise auf und absteigen, indem er aus dem einen sein Fressen und aus dem andern sein Saufen nimmt; der Hänfling thut eben dieses. Dieses wird durch die tägliche Erfahrung bestätiget. Der Stieglitz macht sein Nest in die Dornen und auf die Bäume. Gesner versichert, daß das Weibchen jedesmal sieben Eyer lege, Belonius sagt achte. Dieser Vogel sagt, Willughby, ist nach dem Alter, dem Geschlecht und andern Zufällen bisweilen an der Farbe verschieden. Aldrovandus giebt vier Verschiedenheiten an, die man in seiner Beschreibung von den Vögeln nachsehen kann.

Frisch nennt ihn Pinçon de Chardons. Wie er sagt, so singt er im Gesicht mit einer durchdringenden Stimme, die ihn von allen andern Vögeln auch im Winter in der Stube unterscheiden läßt. Der Canarienvogel paart sich gern mit ihm, und sie zeugen mit einander Junge. Man kann ihn lange mit Hanf ernähren: allein wenn er einige Jahre eingesperrt worden, so ist er der fallenden Sucht unterworfen, weil der Hanf ihn fett macht, und in ihm die Begierde, sich zu begatten, erregt. Die fallende Sucht kömmt auch oft bey ihm von einem sehr kleinen Wurm her, den er in dem Dickbein hat; dieser Wurm ist bisweilen sehr lang und eckicht, und steckt zwischen der Haut und dem Fleisch: bisweilen geht der Wurm aus ihm selbst heraus, indem er eine Oeffnung in der Haut macht; ein andermal zieht ihn der Vogel mit seinem Schnabel heraus, wenn er ihn ergreifen kann.

Aldrovandus trägt kein Bedenken dem Stieglitz wegen der Schönheit den ersten Rang unter den Vögeln und wegen des Gesangs den zweyten unmittelbar nach der Nachtigall zu geben. Er meynt, daß dieser Vogel überall mehr würde gesucht werden, wenn er nicht so gemein wäre, und daß es ihm wie den meisten andern Dingen wiederfahre, welche, ob sie schon an sich selbst kostbar sind, doch wegen ihres Ueberflusses verachtet oder gering gehalten worden. Olina sagt, daß der Stieglitz zehn bis funfzehn Jahre lang lebe, nach der Gesundheit, die er natürlicher Weise hat, und nach der Sorgfalt, die man seinetwegen hat. Er kann zwanzig Jahr und auch drüber leben. Ich habe, da ich noch ein Kind war, sagt Justin Gobler in einem Brief an Gesnern, einen Stieglitz gesehen, welcher bereits drey und zwanzig Jahr alt war, und dem man alle Wochen den Schnabel und die Krallen beschnitte, damit er saufen, fressen und sich auf die Stangen setzen konnte; wenn man ihn aus seinem Gesicht nahm, blieb er unbeweglich, wohin man ihn entweder auf dem Bauch oder auf den Rücken legte, indem er nicht mehr fliegen noch auch wegen seines großen Alters sich auf seinen Beinen erhalten konnte: auch war er vor Alter ganz grau geworden. Dieser Vogel singt zu aller Zeit, vornehmlich aber wenn er merkt, daß sich andre Stieglitze nähern: alsdenn schreyt er aus vollem Halse, als wenn er sie zu Hülfe rufte. Er ist ein solcher Lockvogel, welcher macht, daß man deren tausend andre fängt. Wir haben nicht gefunden, daß er so fruchtbar sey, als Belonius will. Er legt gemeiniglich nur fünf Eyer, so artig gemahlt sind,

in ein Nest, welches aus der Maaßen fein aus Wolle gemacht ist. Wenn man den Vater und die Mutter im Vogelgarn fängt, um sie mit ihren Jungen in einen Kesicht zu thun, so werden sie nichts destoweniger so gemein, daß sie wie im freyen selbige aufzuziehen nur bedacht sind. Niemand zweifelt, sagt Aldrovandus, daß die Männchen wie bey allen Arten Vögeln, mehr als die Weibchen, gelten, indem die Männchen schwatzhaftiger als die Weibchen sind, welches dem menschlichen Geschlecht ganz entgegen ist, als wo das Weib in Ansehung der Schwatzhaftigkeit den Vorzug hat.

Der Stieglitz heißt griechisch Ακανθις, χρυσομιτρες oder Ποικιλις; italiänisch Cardello, Cardellino oder Carduello; deutsch Distelfink; englisch Gold-Finch; schwedisch Stiglitza; in Savoyen Charderaulat; in der Provence Cardaline; in Gascogne Cardinat; in der Picardie Cadoreau.

Der Stieglitz enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser kleine Vogel ist sehr gut zu essen; er giebt einen guten Saft und ist leicht zu verdauen: auch betrachten ihn die Schriftsteller als einen solchen, der geschickt ist, die Colik, so von übler Verdauung kömmt, zu heilen. Zu dem, da er das Blut reiniget, so bedient man sich dessen als einer Speise wider den Ausschlag und die andern Krankheiten der Haut.

Columba. Taube.

Unter den verschiednen Arten von Tauben, welche Liebhaber in dieser Art bekannt sind, die wegen ihrer Vermehrung sich es ernstlich angelegen seyn lassen, ohne etwas dabey zu sparen, und die durch die Vereinigung der Vermischungen unendliche Verschiedenheiten, davon immer eine wunderbarer als die andre ist, daraus zu erhalten wissen, giebt es deren zwo, welche hauptsächlich in der Medicin im Gebrauch sind, und die wir deshalben beschreiben wollen, und zwar, wie allemal, nach dem Willughby, dessen Beschreibung von den Vögeln das vornehmste hierinne ist; wir betrachten nämlich die Haustaube und die Turteltaube.

Die Haustaube, Columba; *Offic. Lemer.* 263. Columba domestica; *Schroed.* 316. *Dal. Pharm.* 426. *Belon. des Oiſ.* 314. *Aldrou. Ornith.* 2. 462. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 237. *Ionſt. de Auib.* 62. Columba siue Columbus *Ind. Med.* 39. Columba vulgaris, *Geſn. de Auib.* 245. *Alb. Ornith.* 39. Columba domestica, Liuia, *Charlet. Exerc.* 84. Columba vulgaris, Liuia, *Merr. Pin.* 174. Columba domestica seu vulgaris, *Willughb. Ornith.* 131. *Raii Synop. Method. Au.* 59. Columba coeruleſcens, collo nitido, macula duplici alarum nigricante, *Linn. Faun. Suec.* 174. Columba cicur seu collaris, *Nonnull.* franzöſiſch Pigeon domeſtique ordinaire oder commun.

Dieſer Vogel wiegt dreyzehn Unzen. Er iſt vom Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes

zes dreyzehn Daumen lang, und von einem Ende der ausgespannten Flügel bis zu dem andern sechs und zwanzig Daumen breit. Der Schnabel ist dünn, spitzig, länglich, dem Schnabel des Kiwitzes oder eines Wasserhuhns ähnlich, weich, über den Nasenlöchern gleichsam mehlich, übrigens braun. Die Zunge ist weder harte noch in zwey gespalten, sondern spitzig und weich. Der Regenbogen von den Augen sieht gelbroth. Die Schenkel sind vorne beynahe bis zun Zehen mit Federn bedeckt. Die Pfoten und die Zehen sind roth; die Krallen schwarz. Der Kopf hat eine aschgraue und bläuliche Farbe. Der Hals ist mit verschiednen Farben geziert, welche abwechselnd und schimmernd sind, nachdem er verschiedentlich dem Licht ausgesetzt ist. Der Kropf sieht röthlich. Das übrige von der Brust und dem Bauch ist aschgrau. Der untre Theil des Rückens ein wenig über den Bürzel ist weiß, bey den Schultern aschgrau, übrigens schwarz, doch aber auch mit einigen aschgrauen Wolken vermischt. In jedem Flügel befinden sich drey und zwanzig große Federn, davon die äußern braun und die andern schwärzlich sind, so viel es dem Anblick nach scheint. Was von den Federn der zweyten Ordnung bedeckt ist, sieht aschgrau. Die Federn, welche die zehn ersten großen Federn bedecken, sehen dunkelgrau. Die Spitzen der andern sind beynahe bis auf den Körper, und die innern Bärte nahe bey dem Rohr sehen aschgrau, die äußern schwarz. Der untre Theil der Flügel ist nach den Wurzeln der großen Federn zu sehr weiß. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, welche vier und einen halben Daumen

lang sind: doch sind die mittelsten etwas wenig länger als die an den Rändern. Der oberste Theil von allen sieht schwarz. Die beyden äußersten unter der schwarzen sehen an der äußern Seite des Kiels weiß, übrigens alle aschgrau und unten von Farbe dunkler. Die Federn, welche unmittelbar auf dem Schwanz liegen, sehen aschgrau. Der Kropf ist groß, den man voller Meerhirse gefunden. Die Anhänge an dem Blinddarm sind sehr kurz, indem sie kaum über einen viertel Daumen betragen. Die Taube, so wir jetzt beschrieben, war ein Weibchen. Diese Art ist sehr oft in der weißen Farbe verschieden. Die Taubenart legt nur jedesmal zwey Eyer. Wie Aldrovandus sagt, so begatten sich die jungen Tauben niemals mit ihren Weibchen, ohne sie zuvor zu schnäbeln: die alten aber schnäbeln sie nur das erstemal. Das Geschlecht läßt sich sehr leicht an der Stimme erkennen, vornehmlich in den Haustauben; denn die Weibchen haben eine sehr schwache Stimme, und die Männchen eine weit gröbere. Aristoteles und nach ihm Plinius und Athenäus sagen, daß das eigenthümliche der Tauben darinne bestehe, daß sie, wenn sie saufen, den Kopf nicht zurück werfen, sondern völlig saufen, wie die Lastthiere thun. Albertus Magnus stellt das Lebensziel der Tauben auf zwanzig Jahr feste. Was die Haustauben betrifft, so hat mir, sagt Aldrovandus, ein glaubwürdiger Mann erzählt, daß er von seinem Vater, welcher von Tauben und andern Vögeln ein großer Liebhaber gewesen, habe sagen hören, daß er einen Taubert zwey und zwanzig Jahr gehabt, der immerfort seine Jungen gezeugt, die letztern sechs Monat

hat ausgenommen, da er sich ein eheloses Leben erwählet, indem er sein Weibchen verlassen. Aristoteles setzt ihr Leben auf vierzig Jahr. Wie Crescentius sagt, so ist der Taubenmist für die Pflanzen und Saamen sehr gut. Man kann ihn allemal, wenn man einige Körner säet, mit dem Saamen vermischt auf das Land schütten, und auch hernach zu aller Zeit; und jeder Korb voll von diesem Mist ist einem Karren von Schaafmist gleich. Die Bauern in Frankreich streuen auch den Taubenmist sowohl mit den Saamen als besonders auf die Felder.

In dem ersten Theil von der Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften p. 140. wird gesagt, daß, als man zwo Tauben zergliedert, man bemerket hat, daß ihr Schlund einer größern Erweiterung als der Schlund von andern Vögeln fähig ist, und daß man, indem man in ihre Luftröhre bläst, ihren Kropf aufbläst, ohne daß man weis, durch welchen Gang die Luft dahin kommen könne. Der Nutzen von dieser Einrichtung scheint mit der Nahrung eine Verhältniß zu haben, welche die Tauben verschlucken, um sie ihren Jungen zu bringen. Wenn sie in ihrem Schlund zusammengepreßt würde, so würde sie verdaut oder zum wenigsten beträchtlich verändert werden, ehe sie in ihre Nester gekommen; denn die Bewegung des Zusammendruckes ist eine der vornehmsten Ursachen der Verdauung: allein die Erweiterung des Schlundes und die Luft, wovon der Kropf sich aufbläst, setzen das, was daselbst aufbehalten wird, in Sicherheit.

Die Tauben, wie bereits bemerkt worden, legen jedesmal gemeiniglich nur zwey ganz weiße Eyer, davon eins ein Männchen, und das andre ein Weibchen hervorbringt; bisweilen kommen auch zwey Männchen oder zwey Weibchen heraus. Zum jedesmaligen Legen eines Eyes ist eine neue Begattung nöthig. Das Weibchen legt am öftersten Nachmittags. So bald sie ihre beyden Eyer gelegt hat, so fängt sie an selbige zu bebrüten, dergestalt, daß sie vierzehn Tage lang, die drey Tage nicht darzu gerechnet, so zum Legen angewendet worden, von drey bis vier Uhr Nachmittags bis den andern Tag früh um neun oder zehn Uhr brütet, da denn das Männchen bis Nachmittags um vier Uhr ihren Platz einnimmt, während der Zeit das Weibchen ihren Unterhalt und auszuruhen sucht: hernach kömmt sie zu besagter Stunde wieder, ihr Männchen abzulösen, so ihr den Platz bis den andern Tag einreimt; und so fahren sie fort, bis die Jungen ausgekrochen sind. Wenn während des Brütens das Weibchen so lange verzögert, wieder zu kommen, so sucht sie das Männchen und jagt sie zu ihrem Nest. Das Weibchen thut auch eben dieses dem Männchen, wenn es träge ist. Die beyden jungen Tauben haben nicht nöthig drey oder vier Tage lang etwas zu fressen, sondern nur recht warm gehalten zu werden. Nur das Weibchen allein bebrütet sie während dieser Zeit, ohne aus dem Nest zu gehen, außer einige Augenblicke, da sie ein wenig Nahrung holt. Hierauf ernährt sie dieselben acht Tage lang mit einer halb verdauten Speise, wie Brey, die sie ihnen ein, zwey oder dreymal des Tages, nachdem es nöthig ist, in den

Schnabel

Schnabel steckt; dergestalt, daß das Männchen gemeiniglich das kleine Weibchen, und das Weibchen das kleine Männchen füttert: nach und nach geben sie ihnen nach Beschaffenheit ihrer Kräfte eine festre Nahrung. Gute Haustauben brüten jährlich zwölf bis dreyzehn mal. Sie haben allezeit auf einmal Eyer und Junge, um keine Zeit zu verlieren; und wenn die Jungen im Stand seyn zu fliegen, so jagt sie der Vater aus dem Nest und nöthiget sie, ihren Unterhalt selbst zu suchen. Wenn das Weibchen sich von einem fremden Männchen treten läßt, so erzürnt sich der ihrige, hält nichts mehr auf sie, und mag sie nicht mehr sehen; oder wenn er sich derselben nähert, so geschieht es nur, um sie zu strafen. Man hat zwey beleidigte Männchen gesehen, welche wechselsweise mit ihren Weibchen einen Tausch machten, und hernach in gutem Vernehmen in ihrer neuen Haushaltung lebten.

Die Tauben baden sich gerne und wälzen sich auch gerne im Staube herum, um sich von den Flöhen und Läusen, so sie beunruhigen, zu befreyen. Sie nähren sich vom Weitzen, Heidekorn, Gerste, Wicken, Erbsen, Hanf, Trespe und andern Körnern. Die Feldtauben suchen ihren Unterhalt auf den Feldern und der Besitzer ernährt sie auf seine Kosten, nur einige Monat im Winter, wo die Erde lange mit Schnee bedeckt bleibt: sie sind auch nicht so fruchtbar als die Haustauben, die man überflüßig nährt. Sie fliegen sehr schnell, vornehmlich, wenn sie sich von einem Sperber, Geyer oder einem andern Raubvogel verfolgt mer-

ken. Außer dem Flug haben sie ein vortreffliches Gesicht und Gehör; es sind die einzigen Waffen, welche die Natur ihnen zur Vertheidigung gegeben. Sie vertragen sich mit dem Menschen und Hausvögeln, aber nicht mit dem Thurmfalken (Cresserelle); sie zittern bey dem Anblick dieses Raubvogels, weil sie wissen, daß er ihrer nicht schont, wenn er sie erhaschen kann. Es ist ein Sprüchwort, daß die Tauben keine Galle haben: allein das Sprüchwort ist sowohl im moralischen als physischen Verstande falsch. Sie sind zornig, und schlagen sich oft bis auf den Tod; und Galenus hält sich mit Recht über diejenigen auf, welche vorgeben, daß diese Vögel keine Gallenblase haben.

Die Haustaube heißt griechisch Περιστερα Οικιδια; italiänisch Colombo domestico; deutsch Hausertaube; englisch Common Pigeon oder Doue; schwedisch Dufwa. Das französische Wort Pigeon oder Pigeonneau kömmt von dem lateinischen Pipio her, welches eben das bedeutet.

Die Taube enthält viel Oel und flüchtiges Salz und eine mäßige Menge erdigte Theile. Dieser Vogel wird unter den Nahrungsmitteln sehr gebraucht, vornehmlich, wenn er jung ist. Sein Fleisch ist alsdenn zart, saftig, leicht zu verdauen, und nährt stark: aber so, wie er am Alter zunimmt, wird er trockner, gröber und schwerer zu verdauen; er ist auch alsdenn geschickt, grobe und melancholische Säfte hervorzubringen. Es ist wahrscheinlich, daß dieserwegen viele Schriftsteller den Gebrauch der Taube verworfen haben,

ben, indem sie dieselbe als wenig heilsam angesehen: allein dieser Tadel ist allzugemein, und man kann dem jungen vornehmlich Haustauben nicht absprechen, daß sie ein sehr gutes Essen und leicht zu verdauen sind. Sie bekommen zu aller Zeit jedem Alter und Temperament: doch da ihr Fleisch den Leib ein wenig verstopft, so müssen melancholische und gallichte Personen selbige mäßiger als andre gebrauchen.

Was den Gebrauch dieses Vogels in der Medicin betrifft, so gebraucht man nicht nur die Taube ganz, sondern auch ihr Blut und Koth. Man öffnet eine lebendige Taube ihrer Länge nach auf dem Rücken, und legt sie ganz warm auf dem Kopf bey dem Schlag, bey der Schlafsucht, Tobsucht und bey bösartigen Fiebern. Man legt sie auch auf die Fußsole, wenn mit der Tobsucht ein bösartiges Fieber verbunden, um die Feuchtigkeit, welche das Gehirne angegriffen, wegzuleiten. Wir haben in diesem Fall sehr gute Wirkungen hiervon gesehen, wie auch, wenn sie auf die schmerzhafte Seite in dem Seitenstechen gelegt worden. Sie wirkt bey allen diesen Gelegenheiten, indem sie die Schweißlöcher der Haut durch ihre flüchtigen Theile öffnet; welches die Ausdünstung vermehrt, und den in dem leidenden Ort stockenden Säften den Ausgang verstattet: zu dem, da sie diese Säfte verdünnt, und zertheilt, macht sie, daß sie mit der Blutmasse vermischt und herausgeführt werden, und hierdurch befreyt sie den verstopften Theil. Wir wissen nicht, warum die Neuern dieses Mittel vernachläßigen, das uns oft weit bessere Dienste geleistet, als die andern,

welche berühmter sind. Das frisch erhaltene und noch laue Taubenblut wird zur Linderung der Schärfe der Augen und zur Heilung der frischen Wunden gebraucht. Man zieht das Blut von dem Männchen vor, welches unter der Achsel herausgelassen worden, indem man glaubt, daß es spirituöser sey. Einige Schriftsteller rühmen die getrocknete und zu Pulver geriebne innre Haut von dem Magen wider die rothe Ruhr: allein wir haben die Ipecacuanne, so ein weit kräftiger Mittel ist, welches uns jenes vergessen läßt.

Der Taubenkoth enthält viel Salpeter oder ammoniakalisches Salz; welches ihn hitzig, zertheilend und auflösend macht: er treibt durch den Urin, und bekömmt den Wassersüchtigen und denen, welche mit dem Stein behaftet sind. Die Art, sich dessen wider diese Krankheiten zu bedienen, bestehet darinne, daß man ihn calcinirt und hernach mit bloßem Wasser eine Lauge daraus macht, damit es zum gewöhnlichen Getränke diene. Einige setzen Reben und Gensterasche zu, um es kräftiger zu machen. Man giebt ihn auch in eben diesen Krankheiten in Substanz, und die Dosis hiervon ist ein bis zween Scrupel, woraus man mit einem Syrup einen Bolus macht; oder man gießt auf dieses Pulver ein Glas guten Wein, und läßt es eine Nacht stehen: den andern Tag seigt man alles durch eine Leinewand, ohne es auszudrücken, und giebt das Durchgeseigte dem Kranken. Außer diesem innerlichen Gebrauch nutzt der Taubenkoth auch äußerlich: da er wegen des salpetrichten ammoniakalischen Sal-

zes,

ges, wovon er einen Ueberfluß hat, sehr hitzig ist, so so verbrennt er die Haut und macht sie roth, wenn man ihn eine gewisse Zeit darauf läßt. Man findet in den Ephemerid. German. Decur. 2. Ann. 5. Append. p. 76. daß ein Kind, in dessen Augen Taubenkoth gefallen, davon blind geworden, und daß in einem Haufen von Taubenkoth, so von den Sonnenstralen erhitzt worden, von selbst Feuer entstanden. Alles dieses beweiset die Wirksamkeit dieses Koths, und deswegen nimmt man ihn zu beizenden und rothmachenden Pflastern und Umschlägen. Man stößt ihn, siebt ihn durch, und vermischt ihn hernach mit Kreß oder Senfsaamen, um ihn in langwierigen Krankheiten aufzulegen, dergleichen die Gicht, das Kopfweh auf einer Seite, der Schwindel und die eingewurzelten Schmerzen in der Seite, dem Hals und den Lenden sind; endlich in allen den Fällen, wo die blasenziehenden Mittel zuträglich sind, und wo man sie gelinder machen will, um der Empfindlichkeit des Kranken zu schonen. Ettmuller versichert, daß er die Kröpfe heile, wenn er mit einer Vermischung von Mehl, Gerste und Weineßig darauf gelegt wird; und daß er mit Oel und Weineßig vermischt, die wäßrichte und dunstige Geschwulst, die bisweilen in den Gelenken entsteht, geschwinde zertheile.

Nimm calcinirten Taubenkoth eine Drachme; pulverisirten Safran zwölf Gran. Vermische alles mit ein wenig Syrup der fünf eröffnenden Wurzeln. Mache einen Bolus daraus. Er treibt den Urin. Man läßt ihn in Oblate nehmen.

Nimm

Nimm Taubenkoth und Anissaamen von jedem vier Unzen; frische Pomeranzenschale zwo Unzen. Gieße auf alles guten Burgunderwein vier Pfund, und lasse es hernach vier und zwanzig Stunden weichen. Hierauf destillire aus dem Wasserbad zwey Drittel von der Feuchtigkeit, und hebe es in einer Flasche zum Gebrauch auf. Diese Feuchtigkeit wird zur Abführung des Urins, zur Reinigung der Nieren vom Schleim und Gries, und wider die Colik sehr angepriesen. Die Dosis hiervon ist ein Eßlöffel, so man mit Wasser vermischen kann.

Nimm pulverisirten Taubenkoth vier Unzen; Safran eine halbe Unze; Mithridat, Theriak und Senfsaamen von jedem eine Unze. Vermische alles und setze eine genugsame Menge Terpenthin zu, um einen Umschlag daraus zu machen. Er nutzt bey der Pest. Man legt ihn vornehmlich auf die Pestbeulen. Er ist geschickt, sie zur Schwärung zu bringen.

Nimm wilden Meerrettig, Knoblauch, Raute und Taubenkoth von jedem eine Unze. Stoße alles in einem Mörsel und befeuchte es mit Weineßig. Setze auf die letzte guten Senf, drey Unzen zu. Mache hieraus einen Umschlag wider das zurückgetretne Podagra, so man unter die Fußsole legt, und so man erneuert, wenn es trocken ist.

Die Turteltaube; Turtur, *Offic. Schroed.* 324. *Dal. Pharm.* 427. *Lemer.* 897. *Merr. Pin.* 175. *Belon. des Oiſ.* 310. *Geſn. de Auib.* 267. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 362. *Charlet. Exer.* 85. *Aldrou. Ornith.* 2. 505. *Ionſt. de Auib.* 64. *Willughb. Ornith.* 134. *Raii Synop. Method. Auib.* 61. *Alb. Ornith.* 43. Columba collo vtrinque albo, pone macula fuſca, *Linn. Faun. Suec.* 175. Turtur vulgaris, *Quorund.* franzöſiſch Tourterelle.

Dieſer Vogel iſt von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes zwölf Daumen lang, und von dem einen Ende der ausgeſpannten Flügel bis zu dem andern ein und zwanzig Daumen breit. Der Schnabel iſt dünn, von der Spitze bis zu den Winkeln des Mauls ohngefähr einen Daumen lang, äußerlich blau, braun, inwendig röthlich. Die Zunge iſt klein und ganz. Der Regenbogen von den Augen ſieht rothgelb. Das Auge iſt mit einem nackichten rothen Zirkel, wie bey vielen Vögeln von dieſer Art, umgeben. Die Füße ſind roth: die Krallen ſchwarz; die Zehen bis an den Grundtheil geſpalten. Die innere Seite von der Kralle der mittelſten Zehe iſt an der Spitze geſchärft. Der Kopf und das Mittel von dem Rücken ſieht blau oder aſchgrau, und hat die gewöhnliche Taubenfarbe; zwiſchen den beyden Schultern und dem Bürzel hat ſie eine ſchmuzige rothe Farbe. Die Bruſt und der Bauch ſind weiß. Die Kehle hat eine ſchöne weinhafte Farbe. Die Seiten des Halſes ſind mit ſchönen Federn, ſo am Ende weiß, übrigens ſchwarz ſind, und eine Art eines Halsbandes ma-

chen,

chen, anmuthig geziert. Die äußern großen Federn des Flügels sind braun, die mittlern aschgrau und die innern ma Rande roth. Die Federn der zweyten Ordnung sehen aschgrau; die Federn der kleinsten Ordnung sind schwarz. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, davon die äußerste auf beyden Seiten am Ende weiß ist, so wie die äußern Bärte nahe bey dem Kiel. Denn die innern Bärte fallen aus dem grauen ins schwärzlichte; bey den folgenden vermindert sich das weiße nach und nach, bis es endlich an den beyden mittelsten ganz und gar fehlt. Der ganze Schwanz ist vier und drey viertel Daumen lang. Die Hoden sind groß und einen Daumen lang. Die Gedärme sind sechs und zwanzig Daumen lang. Die Anhänge von dem Blinddarm sind sehr kurz; der Kropf ist groß, worinne man Hanf findet. Der Magen ist musculös. Der Schlund ist über den Magen in ein drüsichtes Säckchen erweitert.

Wir sagen es frey, sagt Belonius, daß, da einige geglaubt haben, daß die Turteltauben sich im Winter verbergen, und ihre Federn verlieren, wie sie im Winter in Aegypten gesehen haben, wenn sie bey uns abwesend waren. Also sind sie, der gemeinen Meynung entgegen, schlechterdings Zugvögel, und wir glauben, daß keine in Frankreich bleibt, woferne sie nicht in ein Vogelhaus eingesperrt wird, oder schwach ist: und wenn es wahr wäre, daß sie ihre Federn ablegten und fressen, wo würden sie sich im Winter aufhalten? Wir müssen demnach glauben, da sie es im Keficht oder anderswo thun. Es könnte vielleicht geschehen, daß sich

solches in einer Gegend von Griechenland, wie in dem Lande des Aristoteles zutrage: es ist aber sonst eine seltne Sache; und wiewohl man von den Schwalben, Geyern, Kranichen und vielen andern ähnlichen Vögeln sagt, daß sie sich zu einer Jahrszeit in gewissen Orten von unsern Gegenden aufhalten und verborgen halten, so würden wir doch der Meynung seyn, daß sie von einem Ort zum andern Zugvögel sind, eine Sache, die uns auf unsern Reisen sehr deutlich vorgekommen. Die Körper der Thiere haben einer Nahrung nöthig, um sich zu erhalten; und diesemnach ist es schwer, daß sie lange ohne Fressen leben können: denn die Landthiere, so sich im Winter in Höhlen verbergen, sammlen sich im Sommer Haufen, um in dem Winter Vorrath zu haben. Was die Schlangen betrifft, so sind sie von einer andern Beschaffenheit, so längere Zeit als die Vögel ohne Fressen aushalten kann. Die Turteltauben stehen in dem Ruf, daß sie keusch sind und keine Gesellschaft mehr suchen, wenn eines von beyden todt ist. Aristoteles schreibt, daß sie acht Jahr leben. Die Turteltaube hat mit der Beschaffenheit der Tauben viel ähnliches, sowohl sich zu nähren als zu saufen. Es ist möglich, daß sie zweymal des Jahrs legen, einmal in diesem Lande, und ein andermal in heißen Ländern; denn wir haben sie nur den Sommer über in Europa. Sie machen ihr Nest auf den Gipfel der Bäume, und brüten zwey Junge aus. Die Turteltaube fliegt noch steifer, als die gemeinen Holztauben (Ramiers) und die kleinen Holztauben (Bizets); sie ist dem Leibe nach kleiner, und wird nicht so oft von den Raubvögeln gefangen. Die Turteltauben haben eine

klare

klare Stimme; sie lassen sich aber nur hören, wenn sie verliebt sind: diejenigen, so man in Kesichten ernährt, folgen dem Gesetze der wilden nicht; denn sie brüten vielmal des Jahrs, und sehen weiß.

Die Turteltaube fliegt in Haufen, wenn sie kömmt uud wenn sie wegzieht; sie kündiget durch ihre Ankunft den Frühling an; sie hält sich gerne an feldichten, einsamen, bergichten und sandichten Orten auf; sie macht ihr Nest auf die Bäume: ihr Nest ist platt und aus dünnen trocknen Holz gemacht, in welches sie zwey länglicht ganz weiße Eyer legt; sie läßt sich oft in die Gärten nieder, um ihren Unterhalt zu suchen, oder womit sie ihre Jungen erhalten kann; sie lebt von allen Arten Saamen; vornehmlich frißt sie gern Hirse. Die Turteltaube girrt wie die gemeinen Tauben; ihr Girren aber ist ungestümer. Ihre Keuschheit ist zum Sprüchwort geworden. Man hat vorgegeben, daß wenn eins von beyden stirbt, das andre sich nicht zum zweytenmal verbinde; daß sie allein ihre übrigen Lebenstage zubringe, und nichts als girre; daß sie sich nicht mehr auf grüne Bäume setze, daß sie nicht mehr klar Wasser saufen wolle, damit sie nicht ihr Bild sehe, welches, da es ihr die Erinnerung ihres Gattens wieder in das Gedächtniß bringe, ihren Schmerz erneuern möchte; daß sie endlich in allem, was sie thut, Zeichen giebt, welche das Leid, den Witwenstand und die Einsamkeit, worein sie versetzt worden, ausdrücken. Allein alles dieß ist in den Gedanken wahr, und durch die Erfahrung falsch befunden worden. Die Turteltauben lassen sich auf vielerley

Art

Art fangen. Columella, Varro und Palladius zeigen die Art, sie fett zu machen. Wie Scaliger sagt, so werden sie so erstaunend fett, daß sie das Fett erstickt. Aristoteles sagt, daß das Männchen von dem Weibchen nur schwer könne unterschieden werden, außer durch das Betrachten der innerlichen Theile. Turner sagt, daß die Turteltauben in Deutschland weit häufiger als in England sind. In Schweden befinden sie sich nicht auf dem Felde. Plinius nennt sie dreymonatliche Vögel (trimestres) gleich als wenn sie nur drey Monate bey uns blieben; er hätte sie aber wohl sollen halbjährige (semestres) nennen, inoem sie sechs Monate des Jahrs hier bleiben.

Die Turteltaube, so vor diesem im Französischen Tourte, Tourtourelle, Tortorelle, Turturelle oder Turtrelle hieß, heißt griechisch Τρυγον; italiänisch Tortola oder Tortora; englisch Turtle-Dove. Alle diese Namen, sowohl als der lateinische, sind von ihrer Stimme gemacht worden.

Die Turteltaube enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel wird unter den Nahrungsmitteln hoch gehalten. Sein Fleisch ist zart; es giebt einen guten Saft und ist leicht zu verdauen; daher es zu aller Zeit und jedem Temperamente bekömmt, wofern man sich dessen nur nicht übermäßig bedient. Man muß eine junge, zarte, fette und wohl genährte aussuchen; denn wenn sie alt wird, wird ihr Fleisch grob und zähe, dergestalt, daß sie zu nichts weiter als zur Verfertigung der Brühen taugt.

Was ihren Gebrauch in der Medicin betrifft, so ist er eben so wie bey den gemeinen Tauben beschaffen. Sie wird insonderheit zur Stillung der unmäßigen monatlichen Reinigung und wider die Rotheruhr angepriesen. Man macht ein Extract aus selbiger, davon die Dosis vier bis sechs Gran in gedachten Krankheiten ist. Andre thun in den Bauch einer Turteltaube, wenn sie vorher ausgenommen worden, zwo Drachmen Mastix, lassen sie alsdenn am Spieß braten, und gebrauchen sie wider die Rotheruhr. Wenn sie gebraten ist, thut man sie in ein wohlverschloßnes irrdenes Gefäße, und läßt sie austrocknen, bis sie zu Pulver kann gemacht werden. Die Dosis von diesem Pulver ist eine halbe bis ganze Drachme alle Morgen, mit ein wenig trockner Rosenconserve oder Syrup. Das Fett, welches beym braten herabtröpfelt, ist erweichend und auflösend: man bedient sich dessen, als einer flüßigen Salbe zur Stärkung der Nerven, wider die Colik, so vom Stein kömmt, wider das Podagra und Gliederreißen.

Coruus. Rabe.

Der Rabe; Coruus, *Offic. Schroed.* 317. *Dal. Pharm.* 423. *Lemer.* 281. *Bel. des Oiſ.* 280. *Geſn. de Auib.* 294. *Schwenckf. Auiar. Siliſ.* 244. *Ionſt. de Avib.* 23. *Charlet. Exerc.* 75. *Merr. Pin.* 171. *Aldrov. Ornith.* I. 694. *Willughb. Ornith.* 82. *Raii Synop. Method. Auib.* 39. *Alb. Ornith.* 19. Coruus ater, dorſo coerulescente, *Linn. Faun. Suec.* 69. Coruus ſimpliciter, ſeu genuinus, *Nonnull.* franz. Corbeau.

Dieser Vogel wiegt vier und dreyßig Unzen. Er ist vom Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes fünf und zwanzig Daumen lang, und von dem einen Ende bis zum andern der ausgespannten Flügel vier Fuß breit. Der Schnabel ist stark, dicke, spitzig und sehr schwarz; die obere Kinnlade ist ein wenig gebogen, doch weniger als bey dem Habichtgeschlecht. Die untre ist gerade. Die Zunge ist breit, in zwey gespalten, stachlicht und unten schwärzlich. Der Augapfel ist gleichsam mit einem doppelten Zirkel umgeben, davon das äußerste aus dem aschgrauen ins weiße, und das innerste aus dem aschgrauen ins blaue fällt. Die Nasenlöcher sind mit Haaren bedeckt, welche etwas steif und vom Kopf nach unten zu gebogen sind. Der ganze Körper ist schwarz, und hat eine gewisse glänzende blaue Farbe, so sich vornehmlich an dem Schwanz und an den Flügeln zu erkennen giebt. Der Bauch hat eine hellere Farbe und fällt etwas ins braune. Das Mittel von dem Rücken ist nur mit Flaumfedern bedeckt: denn die langen Federn von den Schultern decken den ganzen Rücken. In jedem Flügel befinden sich zwanzig Schwungfedern, davon die erste kürzer als die zweyte, die zweyte kürzer als die dritte, die dritte endlich kürzer als die vierte ist, welche unter allen die längste ist. Von der sechsten bis zur achtzehnten gehen die Kiele über die Fahnen hervor, und endigen sich in eine scharfe Spitze. Der Schwanz ist neun Daumen lang, und besteht aus zwölf Federn, davon die äußersten unvermerkt kürzer als die innern sind. Die Krallen sind krumm und groß, vornehmlich die hintern. Die äußere Zehe ist

mit der mittlern beynah bis zum ersten Gelenke vereiniget. Die Leber ist in zween Lappen getheilt. Die Gallenblase ist weit, und hängt an den Gedärmen. Die Gedärme sind drey und vierzig Zoll lang. Die Anhänge von dem Blinddarm betragen in der Länge einen Zoll. Der Schlund ist unter dem Schnabel in einen gewissen Beutel erweitert, in welchem der Vogel Nahrung für seine Junge trägt. Der Magen ist inwendig runzlich. Er frißt alles; er nährt sich nicht nur von Körnern und Insecten, sondern auch von umgefallnen vierfüßigen Thieren, Fischen und Vögeln; so gar fängt er lebendige Vögel, und zerstückt sie nach Art der Raubvögel. Wir haben deren einen oder zween weiße gesehen. Aldrovandus gedenket einiger Raben von verschiedner Farbe, und sagt, daß sich deren sehr oft in England fänden: allein er hat sich ohne Zweifel geirrt. Denn man bemerket selbige sehr selten bey uns; und daher kömmt es, daß man sie allenthalben herumführt, um sie als seltene Wunder sehen zu lassen. Was uns betrifft, so wollten wir vielmehr glauben, daß sich die weißen von selbigen in beraichten oder mitternächtlichen Ländern, welche die meiste Zeit des Jahrs mit Schnee bedeckt sind, aufhalten; denn die andern Thiere verändern auch daselbst ihre natürliche Farbe in eine weiße, wie z. E. die Bäre, die Füchse, die Hasen, die Rebhüner und die Amseln, es mag nun solches von der starken Einbildung, so sich beständig den Schnee vorstellt, oder von der Kälte der Atmosphär, welche die Farben verändert, herkommen. Man giebt vor, daß der Raabe sich zahm machen und zur Falkenjagd abrichten

lasse.

lasse. Die Raben sind nicht allein in einer Gegend, sondern überall im Ueberfluß; sie ertragen leicht alle Veränderungen der Luft; sie scheuen weder Kälte noch Wärme, aber sie halten sich gern überall auf, wo sie Nahrung im Ueberfluß finden; und wiewohl man sagt, daß sie Freunde von der Einsamkeit sind, so wohnen sie doch, und machen ihr Nest ziemlich oft mitten in die so gar recht volkreichen Städte, wie Aldrovandus sagt, und wie solches die Erfahrung bestätiget. Sie machen aber ihr Nest auf die höchsten Bäume oder in alte Thürme, im Frühling, nämlich bey uns in England, zu Anfang des Märzes, und bisweilen eher. Sie legen jedesmal vier, fünf, und bisweilen auch sechs Eyer, welche blaßgrün sehen, in das bläuliche fallen, und mit schwärzlichen Flecken und Streifen bezeichnet sind. Was man von dem langen Leben der Raben bey dem Hesiodus sagt, ist ohne Zweifel fabelhaft. Ueberhaupt aber haben wir bereits gesagt, und durch einige Exempel dargethan, daß alle Vögel lange leben; und wir läugnen nicht, daß unter den Vögeln die Raben wegen der Dauer den Vorzug haben.

Der gemeine Mann bildet sich fälschlich ein, daß die Krähe das Weibchen von dem Raben sey. Bey dem Rabengeschlecht, sagt Belonius, ist der Rabe der größte, und nach ihm die Dohle; hernach die schwarze Rabenkrähe. Seine vornehmste Nahrung besteht in umgefallnen Thieren: auch hat ihm die Natur einen dicken, spitzigen, etwas gewölbten und schwarzen Schnabel gegeben, der an den Rändern scharf und

an der Wurzel bärtig ist. Sein Geschrey ist schrecklich; und weil er von allen Arten Mist lebt, so ist er der einzige unter allen Vögeln, von dem wir nicht gewohnt sind, das Fleisch zu essen: doch stehen wir nicht ab, seine Jungen zu essen. Ein Rabe ist beynah so groß als ein Adler, und von einer auserlesnen schwarzen Farbe. Die Griechen haben ihn Κορακ wegen seines Geschreys genennt. Er spricht sehr gut Colas aus, und lernt reden, daher kömmt es auch, daß ihn der gemeine Mann in Frankreich Colas nennt. Er ist jedem bekannt. Es ist itzt den Einwohnern in England bey großer Strafe verbothen, dem Raben kein Leid zuzufügen, weil sie sich in ihren Ländern vom umgefallnen Vieh, wovon sie selbige befreyen, welche sonst die Luft verunreinigen könnten, wie auch von Fischen, so das Meer an das Ufer geworfen, nähren. Die Raben jagen ihre Jungen aus dem Nest, wenn sie fliegen können, und endlich aus der Gegend; denn sie wollen sich in einem Lande erhalten, wo genugsamer Raum für ihren Unterhalt ist; und wenn ihre Jungen darinne blieben, so könnten sie sie aushungern. Der Rabe streitet mit dem Geyer, welcher sein Feind ist, weil er ihm sein Fleisch raubt. Plinius gedenket eines beträchtlichen Rabens zu Rom, welcher unter dem Tiberius großen Lerm gemacht. Der Rabe hat eine dicke Zunge, so am Ende breit und an der Wurzel recht rund ist: daher ist es ihm leicht, gut zu reden. Seine Federn dienen zur Verfertigung der Tangenten, welche die Saiten der Spinette schlagen, wie auch den Canoniers, die Pfeile zu füdern.

Ein alter Schriftsteller sagt, daß unter den Raben das Weibchen allein brüte, und daß das Männchen ihr alsdenn Nahrung brächte. Man hat auch bemerkt, daß das Weibchen zur Brutzeit weit dicker als das Männchen ist; die Ursache ist, weil das Männchen eine so große eheliche Liebe zeigt, daß es sich beynah vor Hunger sterben läßt, um dem Weibchen um so viel mehr Nahrung zu reichen. Andre sagen, aber ohne Grund, daß die jungen neuerlich ausgekrochnen Raben sieben Tage in der Verlassung, und ohne Speise zu bringen, bis sie schwarz werden, und daß ihnen alsdenn der Vater und die Mutter nach Beschaffenheit des Fastens, so sie ausgestanden haben, viel Nahrung bringen. Es ist nicht weniger lächerlich, wenn man sagt, daß sie sich vermittelst des Schnabels begatten, eben so wie der Nilreiher, der Auerhahn und das Birkhuhn. Der Irrthum ist daher gekommen, weil sich die Raben wechselsweise, wie die Tauben thun, liebkosen und schnäbeln, ehe sie sich begatten.

Der Rabe ist von Natur ein Räuber; und wenn er ein silbern Geschirr oder eine silberne Münze findet, so bemüht er sich einiger Maßen das, was er geraubt, zu verbergen. Er ist kühn; er frißt die jungen Hühner und die jungen Enten in den Höfen. Sein Flug ist schwer; aber davor hat er einen sehr feinen Geruch; er riecht das Aas weit von ferne; und wenn es wahr ist, wie sich die abergläubischen Personen einbilden, daß dieser Vogel, indem er über die Häuser fliegt, oder sie besucht, den Tod einer Person vorher verkündiget, so kann es ohne Zweifel durch den Todten Geruch

geschehen, den er in der Luft vermittelst seines subtilen Geruchs empfindet, als welcher von den kranken Körpern, welche inwendig in sich den Anfang eines nahen Todes haben, ausdampfet. Sein Geschrey ist ungestümm genug, Furcht einzujagen. Linnäus merkt an, daß die Schweden den Raben als geheiligt ansehen, und daß ihn niemand tödten dörfe. Er fügt hinzu, daß er in den mittäglichen Provinzen von Schweden hoch fliegt, wenn der Himmel heiter ist, und daß er alsdenn ein besonders Geschrey mache, so sich von weitem hören läßt, nämlich Clong. Da er einen sehr weiten Schlund hat, so besitzt er auch die Leichtigkeit, die Knochen, so er verschluckt hat, wieder wegzubrechen. Die Raben gehen gemeiniglich zu zwey und zwey, und wenn ein paar Raben in einem Walde Besitz genommen, so dürfen sich die Krähen nicht unterstehen, sich dahin zu setzen. Man hat, sagt Anderson, in vielen kleinen Inseln, so um Island herumliegen, vornehmlich in denen, so nicht bewohnt sind, bemerket, daß sich auf einer jeden nur ein einziges Paar alte Raben befinden, welche, da sie sich des ganzen Bezirks bemächtiget haben, sich mit Gewalt daselbst erhalten. Sie fallen die andern Raben an, welche sich dahin setzen wollen, und lassen nicht eher von ihnen ab, bis sie dieselben aus ihren Staaten gejagt haben, wie die Adler thun. Jonston sagt, daß die Sitten des Rabens bewundernswürdig sind; daß Männchen und Weibchen dreyßig bis vierzig Jahr mit einander leben; daß sie die Gesetze der Verbindung getreu beobachten, und daß, wenn eins von beyden stirbt, das andre die übrige Lebens-

Lebenszeit im ehelosen Stande zubringt. Allein diese vermeyntliche Treue ist nichts weniger als wahr.

Die weißen Raben sind allezeit für eine Seltenheit in der Natur gehalten worden. **Klein**, einer von den gründlichsten und zugleich aufrichtigsten Naturforschern unsers Jahrhunderts, sagt in seinem Prodromo Historiae Auium, daß er einen weißen Raben gesehen habe. **Johann Cajus** hat auch im Jahr 1548 in dem Herzogthum Cumberland zween weiße Raben gesehen, welche in einem Nest gefangen, und wie Sperber zur Jagd abgerichtet worden. **D. Gabriel Clauder**, hat in den Ephemerid. German. Decur. 2. Ann. 5. p. 378. folgende Bemerkung mitgetheilt: eine gewisse Person ernährte bey sich einen jungen Raben, der anfangs schwarz war; aber bey der Rückkehr des Frühlings wuchsen ihm an den Flügeln drey oder vier weiße Federn, wie Schnee, die ihm wahrscheinlicher Weise mißfielen, weil er nicht aufhörte sich zu bemühen, selbige mit dem Schnabel herauszureißen; und da diese Federn tief eingewurzelt waren, so konnte er nicht anders als schwer und nach einer Bemühung von drey oder vier Tagen zum Zweck gelangen, und zwar mit einer beträchtlichen Verblutung, so unser Mitleiden zu erregen fähig war. Uebrigens hatte sich der arme elende Rabe eine vergebne Mühe gemacht; denn den folgenden Frühling kamen auf eben die Weise ähnliche weiße Federn wieder: folglich eine neue Arbeit, um sie auszureißen. Dieses dauerte einige Jahr, bis ein gewaltsamer Tod seiner Mühe ein Ende machte. Man kann nachsehen, was

in den medicinischen Nachrichten von Koppenhagen von Thomas Bartholin erzählet worden, so die schwarzen und weißen Raben der Inseln Fero betrifft.

D. Franz Paullini lehrt in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. Ann. 6. p. 68. Append. das Geheimnis, die Raben weiß zu machen. Mein Vater, sagt er, rühmt sich in seinen Handschriften, das Geheimniß von einem Juden gelernt zu haben, welcher auf der Messe zu Frankfurt acht Raben von einer schönen weißen Farbe ziemlich theuer verkauft hatte, und der es ihm mit der Bedingung veroffenbart, daß er es niemanden mittheilen sollte. Nun merkt mein Vater wohl an, daß er ihm Wort gehalten, aber er sagt nicht, ob er den Versuch damit vorgenommen. Dem sey wie ihm wolle, der Jude mag es ihn überredet haben oder nicht, so schreibe ich es treu und aufrichtig nach dem Briefbehältniß meines Vaters her, und zwar um so vielmehr, weil ich weiß, daß der berühmte Johann Daniel Horst eben dieses Geheimnisses in einer seiner Dissertationen über den Hippocrates gedenket. Nimm frisch gelegte Rabeneyer; denn die frischesten sind die besten. Reibe sie wohl mit dem Fett, wie auch mit dem Gehirne von einer weißen Katze. Lege sie unter eine junge Henne, so ganz weiß ist, nahe bey einem Keller oder in einem andern Ort, der von der Sonne gut abgelegen ist; und bedecke hernach diesen Ort mit weißen Tüchern. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich hiermit keinen Versuch vorgenommen; es thue, wer es wolle.

Der eigentlich sogenannte Rabe heißt italiänisch Coruo; spanisch Cueruo; niederländisch Raue; englisch Rauen; schwedisch Korp. Das französische Wort Corbeau kömmt von dem lateinischen Corvus. Die jungen Raben nennt man Corbillarts oder Corbillats, wie man die jungen Krähen Cornillarts oder Cornillats, Cornillons oder Corneilleaux nennt.

Der Rabe enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel läßt sich eben so wenig als die Krähe wegen des üblen Geruchs seines Fleisches essen, welches daher kömmt, weil er sich nur vom todten Aas, todten Fischen und andern Unreinigkeiten nährt. Unterdessen ißt der Pöbel und die Armen, denen alles gut ist, die jungen Raben, wenn sie noch zart sind; und man versichert, daß die Jungen und das Gehirne der großen für die fallende Sucht und für das Podagra gut sind. Ettmüller giebt als ein besondres Mittel für die fallende Sucht die Asche von den jungen Raben an, wenn sie beym Ausnehmen aus dem Nest calcinirt werden. Die Dosis hiervon ist eine Drachme zweymal des Tages in destillirten Bibergeilwasser. Das Fett, das Blut und die Eyer von diesem Vogel machen, wie Schröder und Lemery sagen, die Haare schwarz. Die Eyer giebt man, wie Gabelkover sagt, zu ein oder zwey Stück in der Rothenruhr, und der Koth stillt, wenn er in einem kleinen Säckchen an den Hals gehängt wird, den Husten und die Zahnschmerzen.

Nimm einen alten Raben; rupfe ihn und nimm ihn aus, und thue den Schnabel und die Pfoten davon

von

von weg, fülle ihm die Herzkammer, die Leber, die Lungen und die Gallenblase, aus der man die Galle genommen, mit Galgant (Galanga) und Anissaamen, jedes zu vier Unten. Hernach thue ihn in ein neues irrdnes Gefäße und verklebe solches, alsdenn lasse es in einem Backofen, wenn das Brod herausgenommen worden, kochen. Thue dieses zu dreyenmalen, wenn es nöthig ist, und habe Acht, daß er, ohne zu verbrennen, austrockne. Hernach lasse ihn kalt werden, und mache ihn zu Pulver. Die Dosis von selbigen ist während des Gebrauchs alle Tage eine Drachme. Man kann es mit Päoniensyrup vermischen, um mit Oblaten einen Bolus daraus zu machen. Dieses Mittel wird gar sehr wider die fallende Sucht gerühmt.

Coturnix. Wachtel.

Die Wachtel; Coturnix, *Offic. Schroed.* 317. *Dal. Pharm.* 426. *Lemer.* 285. *Belon. des Oiſ.* 264. *Geſn. de Auib.* 310. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 247. *Ionſt. de Au.* 47. *Charlet. Exerc.* 184. *Merr. Pin.* 173. *Aldrou. Ornith.* 169. *Willughb. Ornith.* 121. *Raii Synop. Method. Av.* 58. *Alb. Ornith.* 28. Tetrao pedibus nudis, corpore griseo maculato, linea superciliorum alba, *Linn. Faun. Suec.* 173. Perdrix nana Theophrasto; Quiscula, Quisquila, Qualea, Quaquila seu Curelius, *Quorund.* französisch Caille.

Die

Die Wachtel hat eine breitere und nicht so platte Figur an den Seiten wie der Wachtelkönig. Sie ist von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes sieben und einen halben Daumen lang, und vierzehn Daumen breit, wenn die Flügel ausgespannt sind. Der Schnabel ist von der Spitze bis zun Winkeln des Mauls beynahe einen Daumen lang, und hat eine mehr gequetschte und platte Figur, als bey andern Vögeln von eben der Art. Die untre Kinnlade ist schwarz, und die obere weißlich, fällt in das braune, und ist am Ende spitzig. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe: an den Augen sieht man eine Haut, so sich bewegt. Der Bauch und die Brust fallen aus dem weißen ins gelbe. An der Kehle befindet sich eine gewisse Vermischung von roth. Unter der untern Kinnlade geht ein breiter und langer schwärzlichter Streif nach unten zu. Ueber den Augen und in der Mitten des Kopfs befindet sich eine weißlichte Linie. Der Kopf ist schwarz, doch also, daß die Franzen von den Federn roth oder aschgrau sind. Der mittelste Theil unter dem Hals und aller Federn, welche den Rücken bedecken, ist mit einer Linie bezeichnet, so weißgelb ist. Das übrige von der Feder ist buntfarbig, von schwarz und röthlichgrau durch einander. Unter den Flügeln befindet sich ein langer Streif, der in der Mitten weiß, äußerlich auf jeder Seite roth, mit schwarz vermischt ist. Die Schwungfedern von den Flügeln sind braun, und mit durchlaufenden hellrothen Linien bezeichnet. Die kleinen Ordnungen von den Federn haben in jedem Flügel beynahe eine einzige und einerley röthliche Farbe. Der Schwanz ist

sehr

sehr kurz, noch nicht gar zween Zoll lang, und besteht aus zwölf Federn, welche schwärzlich und mit queerlaufenden hellrothen Linien durchschnitten sind. Die Füße sehen bleich und sind mit einer Haut bedeckt, welche vielmehr in Schuppen als in ganze Ringe getheilt ist. Die Fußsolen sind gelb. Die äußern Zehen sind mit der mittlern bis zum ersten Gelenke durch eine Haut verbunden. Sie hat eine Gallenblase. Die Hoden sind nach Beschaffenheit des Körpers beträchtlich groß. Der Magen ist muskulös und über denselben erweitert sich der Schlund in eine Art eines Kropfs, der vorwärts drüsicht ist. Damit man die Wachteln fange, bedient man sich dieser List. Nachdem der Vogelsteller sehr früh sein Netz gestellt, so verbirgt er sich in dem Getraide; hernach macht er die Stimme der Wachtel durch eine Wachtelpfeife nach. Da das Männchen sich einbildet, daß es die Stimme des Weibchens sey, die es hört, so läuft sie geschwind hinzu; und so bald es in das Netz gerathen, so steigt der Vogelsteller auf und zeigt sich ihm. Da nun der Vogel fortfliegen will, so verwickelt er sich in das Netz, und fängt sich. Die Wachtel ist ein sehr geiler Vogel, so verliebt als das Rebhun, und nach seiner geilen Freyheit recht hungrig. Die Männchen sind muthig; sie schlagen sich gerne, und deswegen haben Leute die Gewohnheit, sie aufzuziehen, und selbige nach Art der Hähne zum Schlagen abzurichten: auch merkt Aelianus an, daß man vor diesem zu Athen einen so großen Gefallen, diese Art des Treffens zu sehen, gehabt, daß jedermann mit der größten Eilfertigkeit sich zu diesem Schauspiel wie zu einem Klopfechten versammelt hat:

und noch heut zu Tage ernährt man deren zum Schlagen, in einigen Städten von Italien, vornehmlich zu Neapolis, wie Aldrovandus meldet. Man kann bey diesem Schriftsteller die Art nachsehen, wie man sie zum Treffen aufmuntert. Die Wachteln sind Zugvögel; und da sie die kalten Gegenden schwerlich erdulden, so fliegen sie bey Annäherung des Winters in die wärmern Länder, indem sie so gar über das Meer fliegen, wie die Bemerkungen des Belonius darthun, zu welchem wir den wißbegierigen Leser verweisen. Dieses ist, wie gewöhnlich, aus dem Willughby gezogen.

Die Wachtel, sagt Belonius, ist jedermann bekannt. Man hat wider die Meynung des gemeinen Mannes untrügliche Bemerkungen, durch welche man sehr wohl darthun kann, daß die Wachteln Zugvögel sind; denn wir haben uns zu zwo verschiednen Jahrszeiten im Herbst und im Frühling auf dem mittelländischen Meer befunden, einmal, wie sie wegzogen, und ein andermal, wie sie wiederkamen. Als wir von Rhodus nach Alexandrien in Aegypten seegelten, so wurde eine große Menge Wachteln, welche von Mitternacht nach Mittag zu flogen, in unserm Schiff gefangen. Dieses gab uns die Versicherung, daß die Wachteln Zugvögel sind; denn schon zuvor hatten wir deren im Frühlinge bemerket, als wir von der Insel, Zante genannt, fortfuhren, um nach Morea zu seegeln; und wir sahen auch, daß die Wachteln, welche von der Seite des Mittags kamen, nach Mitternacht zu zogen, um daselbst den ganzen Sommer zu bleiben. Man

fieng

fieng damals deren eine große Anzahl nebst verschiednen andern Zugvögeln, welche sich gleichfalls in unser Schiff begeben hatten. Wir speisten auch einige von denen, die wir gefangen hatten, und wir fanden, in ihren Kröpfen noch ganzen Waizen; welches ein Zeichen war, daß sie nicht lange über das Meer zubringen. Wir geben allemal zu, daß die Wachteln nicht alle wegziehen, und daß einige, wie Aristoteles gesagt, zurückbleiben; allein es ist eine Sache, so selten geschieht. Viele, welche sie schwer finden, glauben, daß sie nicht wegziehen; sondern daß sie sich im Winter verbergen, und alsdenn von ihren Federn leben; welches falsch ist. Da sie nun wissen, daß ihnen die Natur die Gabe gegeben, den Weg zu finden, so nehmen sie ihren Flug viel eher des Nachts als am Tage, ziehen zu zwey und zweyen, und steigen sehr hoch in die Luft; denn da sie viele Raubvögel zu Feinden haben, so wissen sie sich wohl für ihnen in acht zu nehmen. Wenn unsre Felder vom Stroh und andern Feldfrüchten, so ihnen die Orte zu verbergen geben, entblößt sind, und die Körner anfangen zu mangeln, so ziehen sie von hier fort, um in entfernte Länder zu gehen, wo nach unsrer Meynung die Leute ihre Erndte haben, wenn bey uns Winter ist: daher ich zugebe, daß sie zu den Gegenfüßlern ziehen. Die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller melden uns, daß sie eben sowohl aus ihren Ländern, als aus den unsern, wie aus England, Schottland, Irrland, Holland, Deutschland und andern mitternächtlichen Ländern, wie auch aus ganz Asien und Syrien ziehen. Wir haben nach Beschaffenheit der Jahrszeit verschiedne Arten sie zu fangen;

gen; denn bey ihrer neuen Ankunft, wenn das Getraide grün ist, und Männchen und Weibchen einander suchen, sucht man sie in die Netze zu ziehen. Die Leute haben gewisse kleine Instrumente von Leder und Knochen ersonnen, so Wachtelpfeifen heißen, und die die Stimme der Wachtel nachmachen kann, welche, da sie diese Pfeife hört und denkt, daß es die Weibchen sind, und solche suchen will, in die Netze fällt. Nach dem Sommer aber, wenn sie nicht mehr verliebt sind, schlagen sie nicht mehr, halten sich in Strohhaufen auf, und leben von Körnern, welche beym Schneiden des Getraides ausgefallen. Alsdenn fängt man sie auf eine andre Art. Man hat sie einem Hunde kennen lernen; und so bald er die Wachtel merkt, bleibt er plötzlich stehen. Die Jäger haben ein breites Netz, so ein Vogelnetz (Tiralle) genennt wird, so sie auswickeln, und einer auf dieser, der andre auf die andre Seite geht: sie bedecken mit selbigem den Hund, und die Wachtel, und hierdurch bleibt sie gefangen. Die Marketener, welche die Wachteln in Kesichten aufbehalten, lassen ihnen nicht viel Platz; denn wenn der Kesicht hoch wäre, so würden sie nicht aufhören zu springen, und sich den Kopf einstoßen. Daher ist der Kesicht nur eine Elle hoch, und kann deren zwey bis dreyhundert enthalten; denn er hat fünf oder sechs Abtheilungen, welche nicht höher als die Wachtel sind, und in die man zu fressen und zu saufen setzt. Die Wachtel macht ihr Nest auf die Erde; und da sie im Sommer Ueberfluß an Nahrung hat, so ist sie zu der Zeit sehr fett. Daher Aristoteles beweisen will, daß die Thiere in kalten Orten fetter als in warmen

sind, indem er sagt, daß, wenn die Wachteln in Griechenland im Frühling ankommen, selbige mager sind, aber, wenn sie wegziehen, fetter sind; und daß dieses sie zur Begattung hitziger macht, weil sie aus lauen Orten gekommen sind.

Aristoteles giebt vor, daß die Wachteln im Frühling ohne Wegweiser wiederkämen; daß sie aber, wenn sie fortziehen, deren auf viere haben, davon einige, so den Weg überdrüßig sind, sich auf demselben verweilen, andre aber, so beständiger, bis zu Ende fortziehen. Allein man kennet die vermeyntlichen Wegweiser nicht. Einige sagen, daß die Wachteln viermal des Jahrs zu Neste tragen; nämlich zweymal in dem Lande, in welches sie ziehen, und zweymal in dem, wo sie herkommen; sie fügen noch hinzu, daß die jungen ausgekrochnen Wachteln in der ersten Jahrszeit in eben dem Jahr im Monat August legen. Man muß sich demnach nicht verwundern, wie Jonston sagt, wenn es so viel Wachteln giebt, und wenn diejenigen, so ein einziges Weibchen fangen, welche im Monat May brütet, die Hoffnung von mehr als Hundert vernichten. Ihr Schlag ist ziemlich überall bekannt; sie fangen vom Monat April an zu schlagen, und beobachten ein gewisses Maaß; denn sie lassen gemeiniglich bey jedem Schlag dreymal Carcaillot hören. Da die Wachtel schwer ist, so fliegt sie niedrig, und läßt ihre Füße, wie die Flußvögel herabhängen. Aldrovandus sagt, daß sie das Wasser trübe macht, wenn sie gesoffen hat, wie der Elephante und das Cameel thut, ehe sie saufen. Wenn man dem Alber-

tus

tus Magnus glauben will, so giebt es wenig Weibchen unter den Wachteln; und daher verfolgen viele Männchen ein einziges Weibchen zur Zeit der Begattung. Eben dieser Schriftsteller sagt, daß das Weibchen eine gröbere Stimme als das Männchen habe: allein er irrt sich; denn das Weibchen schlägt nicht. Es ist auch etwas kleiner als das Männchen, und hat nicht, wie das Männchen, an dem Kinn einen schwarzen Fleck; sie legt bey jedesmaligem Brüten auf funfzehn Eyer, welche angenehm buntscheckig sehen, und wenn ihre Jungen ausgekrochen sind, so führt sie dieselben herum, und sammlet sie bisweilen unter ihre Flügel, wie die Hüner und Rebhüner thun. Die Wachteln fliegen selten und schwer; hingegen aber laufen sie viel und emsig. Man sieht sehr selten weiße. Oft erstickt sie das Fett.

Die Wachtel heißt griechisch ὀρτυξ; italiänisch Quaglia; spanisch Quaderyiz; schwedisch Wachtel; niederländisch Quakkel; englisch Quail. Was das französische Wort Caille betrifft, so führt der gelehrte Huet, Bischof zu Avranches, eine Wortherleitung an, welche ziemlich besonders scheint. Wie er sagt, so stellen die Farben von den Federn dieses Vogels Schuppen vor; und daher hat er seinen Namen bekommen. Würde es aber nicht natürlicher seyn, es von dem italiänischen Quaglia herzuleiten, welches von dem neuen lateinischen Wort Qualea kömmt? Die junge Wachtel heißt man im französischen Cailleteau.

Die Wachtel enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Sie ist so niedlich und von so einem guten Geschmack, daß man sich derselben auf den besten Tafeln bedient; sie muß jung, zart, fett und gut genährt ausgesucht werden; sie erregt den Appetit und bringt einen guten Saft zuwege; daher sie jedem Alter und Temperamente bekömmt, daferne man sie nur mit Maaßen genießt. Die meisten Schriftsteller sind wegen der Wirkungen der Wachtel einander entgegen. Einige geben vor, daß sie einen guten Saft habe, und daß ihr Gebrauch so wohl genesenden als solchen Personen, welche einer vollkommnen Gesundheit genießen, heilsam sey; und dieses ist auch unsre Meynung: erstlich, weil die Erfahrung uns die schlimmen Wirkungen, so die Wachtel hervorbringt, noch nicht wahrnehmen lassen; zum andern, weil wir sehen, daß ihr Fleisch nicht sonderlich grob, und in ihren Theilen nicht verstopft ist, und daß sie eine geziemende Proportion von den öhlichten Theilen und flüchtigen Salzen enthält. In Wahrheit, sie ist bisweilen ein wenig schwer zu verdauen; aber nur da, wenn sie allzufett ist; ihre fetten Theile bleiben liegen, und beschweren den Magen. Uebrigens, wenn man dieselbe mäßig genießt, wird man von dieser kleinen Ungemächlichkeit nicht viel gewahr werden. Andre hingegen, wie Galenus, Plinius und Avicenna versichern, daß die Wachtel eine sehr gefährliche Speise sey; und Galenus erzählt, daß er in Phocis, Beotien und Doris viele Personen mit Convulsionen und epileptischen Bewegungen behaftet gesehen, welche zu viel von selbigen gegessen; und er giebt vor, daß solches daher komme, weil die Wachteln

in

in diesen Ländern sich von der Niesewurz nährten. Daher schloß er, daß, da diese Pflanze sehr scharf, sehr reizend und den Nerven zuwider ist, solche ihnen eine schädliche Eigenschaft mittheilte, welche diese schlimmen Wirkungen hervorbrächte. Diejenigen, welche der Meynung des Galenus zugethan sind, sagen noch darzu, um sie zu unterstützen, daß, da die Wachteln selbst epileptischen Bewegungen unterworfen sind, sie dieselben denen, die sie essen, mittheilen können. Allein hieraus würde folgen, daß die Ziegen, die Schaafe, die Capaune, die Turteltauben und viele andre Thiere, deren wir uns sehr oft bedienen, und die oft Anfälle von der fallenden Sucht haben, wie viele Schriftsteller bemerket haben, eben diese Krankheit mittheilen müßten; welches aber die Erfahrung nicht bestätiget: doch uns dünkt, daß man diese verschiednen Meynungen mit einander vereinigen könne; und man findet in den Ephemerid. Germ. Centur. 9 et 10. p. 146. eine Bemerkung, welche bey dieser Frage ein großes Licht giebt. D. Nebel erzählt, daß eine Privatperson nebst seiner Frau, als jedes bey dem Abendessen eine Wachtel gegessen, eine Stunde darnach mit spasmodischen Bewegungen, Herzklopfen und andern convulsivischen Zufällen befallen worden, welche sie genöthiget, in der Nacht einen Arzt rufen zu lassen, der vermittelst einiger nervenstärkenden und andern stärkenden Mittel, die er ihnen riehte, diese Zufälle hob, wovon nur eine große Schwäche zurück blieb, welche einige Tage dauerte. Es war nicht zu zweifeln, daß diese Wachteln nicht diese schlimme Wirkung sollten hervorgebracht haben, weil drey Kinder,

welche an eben diesem Tische gewesen, und so nichts von diesen Wachteln genossen, gar nicht beschweret worden. Man hat untersucht, woher dieses wohl kommen können; und nach allen angestellten Betrachtungen hat man geschlossen, daß, da das Jahr feuchte gewesen, und viel Trespe (Yvraye) in dem Getraide aufgegangen, die Wachteln, welche diese Körner gern fressen, und von welchen sie vorzüglich fett werden, viel von selbigen gefressen, und diese Trespe, deren Wirkung in Beunruhigung des Hauptes und Hervorbringung der Convulsionen besteht, ihnen eine schädliche Eigenschaft zuwege gebracht. Die Ursache übrigens, warum diese Zufälle bey uns wenig zu befürchten sind, ist diese, weil beynah alle Wachteln, die man ißt, im Netze gefangen, und, wenn man sie fängt, mager sind, weil sie in der Brutzeit sich befinden; daher man sie auch einige Zeit in langen Kefichten aufbehält, um sie fett zu machen, ehe man sie genießt, und mit Korn, Hirsen und andern guten Körnern ernährt, welche machen, daß sie diese schädliche Eigenschaften verliert, im Fall sie solche bekommen hätten. Man kann demnach glauben, daß die frischgefangnen Wachteln bisweilen nicht heilsam sind, nachdem die Art ist, wie sie sich genährt haben; daß sie aber, wenn sie eine Zeitlang im Keficht aufbehalten und gemästet worden, eine der vortrefflichsten Speisen abgeben, so wir kennen.

Was den Gebrauch dieses Vogels in der Medicin betrifft, so macht man Brühen von selbigen, welche erweichend sind, und welche einen offnen Leib verschaffen. Man gebraucht sein Fett, um die Flecken der Haut

wegzu-

wegzunehmen; und seinen Koth giebt man, wenn er getrocknet und zu Pulver gerieben worden, zu einer halben Drachme wider die fallende Sucht.

Cuculus. Kuckuk.

Der Kuckuk; Cuculus, *Offic. Schroed.* 317. *Dal. Pharm.* 429. *Lemer.* 294. *Belon. des Oiſ.* 132. *Geſn. de Auib.* 319. *Charlet. Exerc.* 73. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 249. *Willughb. Ornith.* 62. *Raii Synop. Method. Auib.* 97. Cuculus alter, *Aldrou. Ornith.* 1. 416. Cucnlus minor, *Ionſt. de Auib.* 14. Cuculus rectricibus nigricantibus punctis albis, *Linn. Faun. Suec.* 77. Cuculus noſtras ſeu vulgaris, *Nonnill.* franzöſiſch Coucou.

Der Kuckuk, ſo in England gemein iſt, iſt von dem erſtern des Aldrovandus darinne unterſchieden, daß ſein Schnabel vielmehr dem Schnabel eines Krammsvogels oder einer Amſel, als einer Holztaube ähnlich iſt. Er iſt vom Ende des Schnabels, bis zum Ende des Schwanzes zwölf Zoll lang. Die obere Kinnlade des Schnabels iſt ein wenig krumm und länger als die untere, und ſieht größtentheils ſchwarzbraun. Die untere Kinnlade fällt aus dem weißen ins gelbliche. Das innere von dem Maul und die Zunge haben eine dunkle Safranfarbe. Die Zunge iſt ganz und an ihrem Ende härter und durchſichtig. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haſelnußfarbe. Die Naſenlöcher ſind rund, breit und ragen über der Oberfläche des Schnabels hervor, worinne er von allen andern Vö-

geln, die wir bis itzo kennen, verschieden ist. Das untere Augenlied ist größer; die Augenwimmern sind gelb. Die Kehle, die Brust und der Bauch sind weiß und mit queerlaufenden braunen Linien bezeichnet, welche ganz scheinen, worinne er dem zweyten Kuckuk des Aldrovandus ähnlich ist. An der Kehle stehen die braunen Linien dichter beysammen. Die Federn des Kopfs sind braun und an den Rändern weiß, wobey sich an dem Kopf ein oder zween weiße Flecke befinden. Die Federn von dem Rücken und von dem mittlern Theil des Halses, wie auch von den Schultern sind länger, braun und an den Rändern weißlich, dergestalt, daß überall mit der braunen Farbe ein wenig roth mit eingemischt ist. Der Bürzel sieht aschgrau. Die Schwungfedern der Flügel sind schwarz. Die äußern Ränder aller Federn von der zweyten an sind roth besprengt, anstatt daß die innern Ränder der erstern lange weiße, queerlaufende Flecken haben. Die Spitzen sind bey allen weiß. Die Federn, so die Flügel decken, haben eben die Farbe, wie die Federn von dem Rücken. Der Schwanz ist nach Beschaffenheit des Körpers ziemlich lang, und besteht aus zehn Federn, so auf jeder Seite bey dem Kiel mit weißen Flecken besprengt sind, welche auf gewisse Art die Figur eines Herzens vorstellen und die, da sie unter einander einen Platz eines Daumens breit lassen, eine sehr schöne Reihe und angenehmen Anblick machen. Bey allen aber, die beyden mittelsten ausgenommen, sind die innern Ränder und die Enden mit weißen Flecken geziert. Die Füße und die Krallen sind gelb. Hinten befinden sich zwo Zehen, davon

die

die innere die kleinste unter allen ist, dergestalt, daß die innere von den Vorderzehen in Ansehung der Größe ihnen am nächsten kömmt. Die Krallen sind an ihrem untern Theil in der Mitten ein wenig hohl. Die Vorderzehen sind von dem Winkel an bis zu dem ersten Gelenke mit einander durch eine Haut verbunden. Nachdem wir ihn geöffnet hatten, haben wir in seinem Magen Raupen und andre Insecten gefunden. Die sogenannte Grasmücke, so lateinisch Curruca, französisch Moineau de Haye, Moucherolle, Bunette, Passebuse, Mary-Cocu nach dem Cotgrave heißt, ist die Pflegemutter des Kuckucks; und nicht allein diese, sondern auch andre kleine Vögel, wie die Lerchen, die Finken, auch die Holztauben u. s. f. Ich habe selbst nebst vielen andern Personen, welche Zeugen hiervon waren, eine Bachstelze, einen jungen Kuckuk füttern sehen. Der Kuckuk macht sich selbst kein Nest, wenn er aber ein Nest eines kleinen Vogels gefunden hat, so vernichtet er die Eyer daselbst, wenn welche da sind, und legt das seinige an deren statt, und läßt es darinne. Der kleine Vogel bebrütet es, und wenn das Junge ausgekrochen ist, so füttert er es und brütet es mit Sorgfalt wie das seinige, bis es groß und zum Fliegen geschickt geworden. Es ist eine so außerordentliche und erstaunende Sache, daß man sich nicht genug verwundern kann, wie es ein solches Exempel in der Natur gebe; und wenn ich es nicht mit meinen eignen Augen gesehen hätte, so würde ich niemals geglaubt haben, daß solches durch einen natürlichen Trieb geschehen, indem die Natur gewohnt ist, beständig und ohne sich zu widersprechen, ein einziges und einerley

Gesetz, so allezeit weise und vernünftig ist, zu beobachten. Das Gesetze, so sie hierbey beobachtet, bestehet darinne, daß die Mütter ihr Nest machen, wenn solches nöthig ist, daß sie ihre Eyer bebrüten, und daß sie ihre ausgekrochnen Jungen aufziehen. Wir wissen noch nicht recht, was der Kuckuk dem Winter über wird; ob er, indem er sich in einen hohlen Baum oder in einer andern Höle verbirgt, daselbst vor der Kälte erstarrt und halb todt bleibt, und im Frühling wieder aufwacht und auflebt, oder ob er vielmehr, da er die Kälte schwerlich vertragen kann, bey Annäherung des Winters in heißere Gegenden zieht. Aldrovandus sagt, daß man aus einer langen Beobachtung erkannt habe, daß er sich den Winter über in hohle Bäume begebe, oder sich während dieser Zeit in den Hölen der Steine oder der Erde verborgen halte. Man erzählt, fügt er hinzu daß, als zu Basel ein Bauer von Zürch im Winter einen Kloß ins Feuer gelegt, derselbe die Stimme eines Kuckuks darinne gehört. Da er die Kälte nicht vertragen kann, indem er bereits, wie Aristoteles sagt, von einer kalten Natur ist, so muß man in der That nicht erstaunen, wenn er, um die Kälte zu vermeiden, sich in den Höhlen verbirgt, und zwar um so vielmehr, da er sich zu derselben Zeit mausert. Wir kennen selbst Leute, die uns versichert haben, daß sie die Stimme eines Kuckuks mitten im Winter zu einer außerordentlichen gelinden und lauen Zeit gehört haben. Da es aber sehr gewiß ist, daß viele Arten von Vögeln Zugvögel sind, und daß sie die Oerter nach der Jahrszeit verändern, dergleichen die Wachteln, die Schnepfen, die Kramsvögel, die Störche u. s. f.

sind, warum sollte der Kuckuk nicht eben dieses thun? So viel ist wahr, daß ich noch keine Person gekannt habe, welche sich unterstanden zu sagen, daß sie mitten im Winter einen Kuckuk in hohlen Bäumen gefunden, oder ihn aus einer andern Höhle gezogen. Johnson hat mir geschrieben, daß er einen Kuckuck mit aller Sorgfalt in einem Kefichte ernähren gesehen, welcher demohngeachtet vor dem Winter matt geworden, es mag nun solches entweder wegen der Nahrung, welche seinem Temperament nicht zuträglich gewesen, oder wegen einer andern unbekannten Ursache geschehen seyn; hernach hat er über den ganzen Körper einen Ausschlag und Geschwüre bekommen, woran er endlich gestorben. Die jungen Kuckuke haben, ehe sie sich gemausert haben, sehr artige buntfarbige Federn. Unsere Vogelsteller in Bononien, sagt Aldrovandus, bekräftigen einstimmig, daß man große und kleine Kackuke finde, und daß überdieß der erstern zwo Arten sind, so sich aber nur durch die Verschiedenheit der Federn unterscheiden. Die kleinen, wie sie sagen, sind von den großen nur in Ansehung der Größe verschieden; wir haben aber bis itzo diese kleinen Kuckuke nicht wahrnehmen können. (Willoughby)

Linnäus giebt von dem Kuckuk, sowohl von dem Männchen als Weibchen eine weitläuftige Beschreibung. Er merkt an, daß sie ihm beynahe in allen ähnlich geschienen; daß aber doch das Männchen von dem Weibchen darinne unterschieden sey, daß er an dem Maul gelbe Winkel, wie die jungen Sperlinge habe, einen aschgrauen oder bläulichen Kopf, wie auch Hals ohne einen einzigen grauen Fleck und einen dunklern

Bauch

Bauch habe. Er fügt hinzu, daß das Weibchen an den Seiten des Halses braune Linien habe, welche das Männchen nicht hat; daß endlich die Kuckuke in Ansehung der Farbe verschieden sind: daß es aber noch ungewiß sey, ob dieses von dem Geschlecht, dem Alter, oder der Art herkomme. Wir haben auch einen Kuckuk von besondern Federn, und wie einen Schirmling (Emerillon) oder wie ein Terzelet von einem Sperber gesprenkelt gesehen, so ein Weibchen war; und dies sind wahrscheinlich diese Flecken, welche die Landleute zu glauben bewogen, daß der Kuckuk sich in einem Schirmling oder in einen Sperber, und wechselsweise diese sich in jenen verwandelten.

Frisch setzt den Kuckuk unter die Spechte, weil er sich von Würmern nährt, und auch zwo Vorderzehen und eben so viel Hinterzehen, wie die Spechte, hat. Allein, sagt Klein, es giebt viel andre Vögel, welche gleichergestalt von Insecten leben, so sie auf den Bäumen fangen; und was das Kennzeichen von den Zehen der Füße betrifft, so ist solches eben so wohl den Papagoyen gemein. Wenn der Schnabel des Kuckucks von dem Schnabel des Papagoyens verschieden ist, so ist er es nicht weniger von dem Schnabel des Spechts, welcher wie ein Kiel gestaltet ist. Außerdem so ist die Nahrung sehr betrüglich, wenn man sich derselben bedienen wollte, um die Geschlechtarten der Vögel festzusetzen. Frisch hat nach seiner eignen Erfahrung eine Historie des Kuckuks gegeben: ich werde die meinige beyfügen. Da ich ein Schüler von sechzehn Jahren war, fand ich in unserm Garten ein

Nest

Nest von einer Grasemücke mit einem einzigen Ey, welches allzugroß und untergeschoben zu seyn schien; mein Vater, dem ich die Sache erzählte, verbot mir, es wegzunehmen, weil es vielleicht ein Kuckuksey wäre, welches sich also befand; denn das Ey blieb allein und es kam ein Kuckuk heraus. Als endlich der Vogel Federn bekommen, that ich ihn nebst dem Nest in einen Kesicht, den ich an eben dem Ort des Gartens ließ. Wenig Tage darnach fand ich an einem Morgen die Grasmücke zwischen die Gitter des Kesichts eingeklemmt, von der der Kuckuk den Kopf und den Hals in seinem Schlund hielte, indem die äußerlich aufgehaltenen Flügel von der Grasmücke ihn verhindert, sie zu verschlucken. Ich trug den Kesicht nebst den Vögeln in diesem Zustande in das physikalische Experimental-Collegium des berühmten **Gottscheds**, welcher uns darthat, daß, da die Grasmücke gewohnt sey, ihre Jungen mit einer oder zwo Raupen zu füttern, der allezeit hungrige Kuckuk, welcher vielmehr den Kopf von seiner Pflegemutter als die geringe Nahrung, so sie ihm bringt, nach seinem Geschmack finde, selbigen ergreife und zerdrücke; daher der Kuckuk, der vielmehr unbedachtsam und gefräßig, als ein undankbarer Sohn ist, seine Mutter, und vielleicht auch seinen Pflegevater tödtet und frißt. Das ist in der That der einzige Fall, den ich gesehen habe: allein wer wird sich unterstehen, mit dem guten **Frisch** von einer lächerlichen Erzählung zu reden?

Wir wollen nach der Versicherung eines glaubwürdigen Mannes eine ähnliche Geschichte erzählen.

Als

Als er eins Tages auf seinem Landgut in Sologne im Monat Junius gewesen, haben seine Heumäher in einem Hänflingsnest einen jungen Kuckuk gefunden, und da sie durch ihre Gegenwart die Mutter verhindert, ihn zu füttern, so ist das Junge einige Stunden ohne Fressen geblieben: da sie aber Mitleiden mit ihm gehabt, haben sie sich ein wenig von dem Nest entfernt, um den Hänfling dahinein gehen zu lassen, welcher sich dieses zu Nutze gemacht. Sie haben einige Augenblicke gewartet; und da sie gesehen, daß die Mutter nicht wieder zum Vorschein gekommen, sind sie hingelaufen, und haben mit Erstaunen gesehen, daß der Kuckuck seine Mutter erwürgt hatte, und alle Kräfte anwendete, sie hinterzuschlucken.

Dem sey wie ihm wolle, es scheint gewiß zu seyn, daß das Weibchen von dem Kuckuk sich vorzüglich der Nester der kleinen Vögel, welche von Insecten leben, wie der Weißschwanz, das Zeischen, die braunfleckiche Grasemücke, die Wiesenlerche, das Rothkehlchen und andre dergleichen erwählt, um sein Ey in selbige zu legen; daß der kleine Kuckuk, wenn er ausgekrochen, die andern Jungen auf die Erde wirft, welche vor Kälte und Hunger sterben, und daß er sich von dem Vater und der Mutter ganze Monate füttern läßt; daß er sie mit nichten frißt, sondern ihnen überall folgt und schreyt, weil er beständig hungrig ist; daß er endlich sich selbst überlassen, sich angewöhnt, seinen Unterhalt zu suchen. Seine Nahrung besteht vornehmlich in haarichten Raupen. Wir haben auch Ursache zu glauben, daß die Kuckuke sich nicht paarweise begat-

ken, eben so wie die Wachteln, und daß viele Männchen nach einem einzigen Weibchen laufen, und zwar um so vielmehr, als es nach der Gewohnheit mehr Männchen als Weibchen giebt; daher sie sich zur Brutzeit mit einander schlagen. Es ist eine allgemeine ausgebreitete Meynung, daß der Kuckuk die Eyer von andern Vögeln verschlinge: allein wir zweifeln noch an dieser Sache, bis sie uns durch die Beobachtung bestätiget worden.

Es ist nicht leicht, den Kuckuk im Kefichte zu ernähren. Frisch sagt, daß er den seinigen anfangs aus Mangel andrer Raupen mit Seidenwürmern und Schmetterlingen, die er ganz verschluckt, ernährt habe; hernach mit klein geschnittener Schöpsleber, die man wie Raupen gestaltet, und die man ein wenig befeuchtet, wenn sie nicht frisch genug gewesen. Man hat es ihm in den Schnabel stecken müssen. Er hat nicht gesoffen, er hat aber alle Tropfen Wasser, ehe er sie hintergeschluckt, sorgfältig herumgeschüttelt: endlich hat er sich selbst an lebendige und kriechende Würmer gemacht; todte aber hat er nicht berührt. Als er angefangen ein wenig zu saufen, hat er in dem Fall, wo seine Nahrung allzutrocken gewesen, es auf eine so gezwungene Art gethan, daß man wohl gesehen, daß solches aus Zwang geschehen. Er hat auch endlich aufgehört zu schreyen. Die Schöpsnieren frißt er am liebsten. Unter den Kuckuken, sagt Frisch, schreyt nur das Männchen Kuckuk. Der Kuckuk ist kein Sperber; er hat wohl gelbe Füße, wie der Sperber, allein er hat keine Klauen von einem Raubvogel:

vogel; sein Schnabel ist deshalben nicht gekrümmt, und er fügt den andern Vögeln kein Leid zu, vielweniger frißt er seine Mutter und seine kleinen Brüder. Ich habe ihn öftermals mit ihr spielen, auch nach seiner Mutter fliegen sehen, und dieses hat viele Leute in der Gedanke, die man hatte, daß der Kuckuk ein Sperber wäre, betrogen. Man hat nicht auf das Achtung gegeben, was diese Mutter in Ansehung des Kuckuks thut: sonst würde man vernünftigere Urtheile daraus gezogen haben; denn es giebt keinen kleinen Vogel, der auf diese Weise nach dem Sperber, seinen Feind, fliegt, und der mit ihm spiele. Es ist demnach kein Verstand in den Sprüchwörtern, so man vor diesem hierüber gemacht, dergleichen folgendes ist; es ist ein undankbarer Kuckuk; eben so wie in der Vergleichung, die man hiervon mit einem Ehebrecher gemacht; denn es ist das Weibchen und nicht das Männchen, so in ein fremdes Nest legt. Die jungen Kuckuke sind von den alten sehr verschieden, und haben die Farbe nicht, die sie aus ihrer Winterwohnung bringen, weil diese jungen Kuckuke, wenn die Tage kurz sind, so viel, als wenn sie lang sind, fressen müssen; und es ist eine große Beschwerde im Winter, ihnen vor Tage und des Abends vor Nachts, so viel zu geben, als sie verlangen würden, wenn sie in Freyheit wären. Sie müssen demnach in eine Winterwohnung ziehen, wo sie so lange können zu fressen finden, als bey uns die langen Tage im Sommer dauren.

Man sieht aus dieser Betrachtung, so frisch angestellt, und so einigen Widerspruch leiden könnte, daß

er

er nicht von der Meynung derjenigen ist, welche glauben, daß der Kuckuk sich im Wintert mausert, um die schlimme Jahrszeit in einem holen Baum mitten in einem Haufen Getreide, so er zusammen gesammelt, zuzubringen, wiewohl es kein Land giebt, wo man nicht ähnliche Historien herumträgt: wenn man eine glauben will, so möchte es vornehmlich diese seyn, daß sich die Kuckuke in einem großen Stück Holz, welches man zu Weyhnachten in den Ofen legt, eingeschlossen befinden, da dieselben, wenn sie durch die Wärme erwachen, so nackend wie Kröten herauskriechen, und Kuckuk schreyen. Wenn es wahr ist, daß die Kuckuke, wie die Schwalben, Zugvögel sind, was werden wir demnach von dem System des Herrn Kleins sagen, welcher vorgiebt, daß der Kuckuk, der bunte Kuckuk (Crapaud volant) den einige in Frankreich auch Coucou rouge nennen, die Grasmücken, die Wasserläufer, (Rales) die Wachteln, die Störche und so viel andre Vögel, die man für Zugvögel gehalten, nur Strichvögel sind, das ist, daß sie, ohne Europa zu verlassen, um nach Africa zu ziehen, sich in abgelegnen Ort, längst der Ufer, so voller Gebüsche sind, in Thälern, in hohlen Bäumen, in Höhlen zu verbergen wissen, woselbst sie zu leben, oder wenigstens einen lauen Ort finden, wo sie den Hunger durch einen tiefen Schlaf überwinden, und zwar um so vielmehr, weil die Wachtel und der Wasserläufer allzu schwer sind, und einen allzu nidrigen Flug haben, als daß sie über die Alpen fliegen könnten, indem sie nach Afrika ziehen, wie Belonius will? Wir werden uns dieserhalben an die Erfahrung halten, welche darthut,

daß diese Vögel unsre kalten Gegenden verlassen, um andre wärmere zu besuchen; denn ohne von den einstimmigen Nachrichten so vieler Reisenden hier zu reden, welche versichern, die Schiffe mit selbigen ganz bedeckt gesehen zu haben, so wissen wir, daß vor wenig Zeit ein Maltheserritter, so von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, Correspondent ist, ihm geschrieben, daß man in Malta alle Jahr im Herbst eine große Anzahl Zugvögel, vornehmlich Nachtigallen und Kuckuke fange.

Damit wir zum Theil dasjenige, was itzt gesagt worden, bestätigen, so wollen wir hier einen Brief abschreiben, der uns von dem geschickten Reaumur wegen dieses Gegenstandes zugeschickt worden, und woselbst er sich folgendergestalt ausdrückt. Viele von diesen Vögeln (Kuckuke) die ich bey mir ernähret habe, haben mir bewiesen, daß die Art fleischfreßig ist; sie fressen nicht nur gerne Fleisch, sondern sie wollen auch nur Fleisch; sie fressen weder Brod noch ein Korn von denen, so ich ihnen vorwerfen lassen. Die Insecten sind sehr nach ihrem Geschmack, vornehmlich die Mehlwürmer und die Raupen. Ich glaube nicht, daß es einen Vogel giebt, mit dem man mehr Mühe hat, ihn zum Fressen allein zu bringen. Ich habe welche gehabt, denen man es hat müssen über einen Monat lang in den Schnabel stecken, nachdem sie so groß geworden, als die alten Vögel von ihrer Art sind. Ich weiß nicht, ob der Unterschied der Farben die Geschlechte unterscheidet. Ich habe deren von einerley Alter und Größe gehabt, bey denen die Farbe des Rückens

ckens einförmig war, und andre, deren Obertheil des Rückens wellenförmig war und eine Farbe hatte, so von der Farbe des Grundtheils verschieden war. Die Geschichte des von Federn entblößten Kuckuks, den man, sagt man, während des Winters in der Höhle eines Baums, mitten in einem Haufen Getraide gefunden, wird durch diesen letztern Umstand, womit man ihn zu zieren nicht unterläßt, vernichtet. Mein Kuckuck hat niemals ein Korn anrühren wollen. Es ist gewiß, daß die Insecten ihre gewöhnliche Nahrung sind. Derjenige, den ich von diesem Jahr habe und der seit einem Monat so groß als Vater und Mutter ist, will das Fleisch, so man seinem Belieben vorlegt, doch noch nicht allein fressen. Man ist genöthiget, es ihm stückweise in den Schnabel zu stecken: wenn man ihm aber Mehlwürmern, Maden von Fliegen u. s. f. in den Kesicht thut, so nimmt er sie sehr gut ganz allein und verschluckt sie. Ich bin noch Besitzer eines andern Kuckucks, welcher in dem Hause ist, wo ich gegenwärtig bin: er ist, wie man sagt, in dem Nest einer bunten Elster gefunden worden.

Herissant, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, der ein würdiger Schüler des Herrn Reaumur und ein eben so geschickter Zergliederer als Naturforscher und voller Scharfsinnigkeit ist, hat im Jahr 1752 bey öffentlichen Antritt in diese Akademie nach Martini eine nützliche Abhandlung von dem Kuckuk vorgelesen. Nachdem er alle unnütze oder lächerliche Einbildungen, die man von diesem Vogel ausgestreut, und die verschiednen sonderbaren Dinge, die

ihn betreffen, dargethan, hat er sich auf das eingelassen, was den vornehmsten Gegenstand von seiner Abhandlung ausgemacht, nämlich, auf die sehr große Tasche, oder die außerordentliche Weite des Magens von diesem besondern Vogel, so sich von dem Brustbein bis zum Hintersten erstreckt. Diese Tasche ist zum Theil häuticht und zum Theil musculös. Herissant hat alle sonderbare anatomische Dinge von den Gedärmen des Kuckuks beschrieben, die wir selbst bey ihm mit Vergnügen gesehen haben.

Der Kuckuk hat von dem Raubvogel nichts als das bloße Ansehn; er hat von selbigem weder die Stärke noch den Muth; er ist natürlicher Weise schwach und furchtsam, und weiß, daß er von den meisten andern Vögeln gehaßt wird, weil er in ihr Nest legt. Daher sieht man ihn oft in vollem Flug vor einem sehr kleinen Vogel fliehen, der ihn muthig verfolgt. Er kündigt mit seiner Stimme den Frühling an. Schwenkfeldt sagt, daß in Schlesien der gemeine Pöbel und die Kinder, welche das erstemal den Kuckuk auf dem Lande schreyen hören, die Gewohnheit haben, nach einem alten Aberglauben ihn zu fragen, wie viel Jahre er ihnen noch zu leben verkündige. Nun zählen sie so viel Jahre, so vielmal er Kuckuk nach der geschehenen Frage wiederholt. Er schreyt gemeiniglich vom Anfang des Aprils bis zu Johannis: und es ist eine gemeine Meynung, daß, wenn er drüber schreyt, die Trauben schwerlich reif werden. Die Landleute geben vor, daß er aufhöre zu schreyen, so bald er die erste Garbe habe binden sehen. Sein Flug

ist niedrig, kurz, unterbrochen und ungewiß, daher einige Schriftsteller gesagt haben, daß der Geyer aus einer heimlichen Gleichheit ihn unter seinen Schutz nehme und ihn auch auf seinen Schultern in entfernte Gegenden trage. Man hat tausend andre Fabeln auf Rechnung des Kuckuks ausgebreitet, wovon wir nicht reden wollen.

Der Kuckuk heißt hebräisch Kaath; syrisch Coco; griechisch Κοκκυξ; italiänisch Cucculo oder Cucco; spanisch Cuclillo; niederländisch Koekoek; englisch Cukow; schwedisch Gioack. Das französische Wort Coucou, vor diesem Cocou, Cocu, Coux kömmt von dem natürlichen Geschrey des Vogels her, der sich bey seinem Namen ruft. Wenn alle Wortherleitungen so einfach als diese wären, so würde der gelehrte Abbe Menage ohne Zweifel die Mühe erspart haben, sein Dictionaire Etymologique zu machen.

Der Kuckuk enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel wird nicht sehr als ein Nahrungsmittel gebraucht, sowohl weil er rar ist, als weil man sich eingebildet, daß sein Fleisch von keinem so gutem Geschmack sey: auch sind es nur die Landleute, so ihn essen. Inzwischen so ist ein junger Kuckuk, der in dem Nest, wenn er bald ausfliegen kann, ein zartes und niedliches Essen; Plinius sagt selbst, daß er keinen Vogel kenne, der in Ansehung der niedlichen Beschaffenheit mit ihm zu vergleichen sey. Wir können nach unsrer eignen Erfahrung versichern, daß er uns auserlesen geschienen. Die Italiäner machen viel aus ihm: die Deutschen aber haben vielmehr aus Aber-

glauben, als aus Vernunft einen Abscheu für ihm. Man könnte eben so viel von dem bunten Kuckuk, der sonst französisch Tette-chèvre genennt worden, sagen; denn dieser Vogel ist, wenn er jung ist, vortrefflich.

Was seinen Gebrauch in der Medicin betrifft, so hält man den Kuckuk und seine Junge für die fallende Sucht, für den Stein, für die Wechselfieber und für die Colik dienlich. Die Gewohnheit besteht darinne, sie zu Asche zu verbrennen, ehe man sich deren bedient; allein, wie Lemery in seinem Dictionaire des drogues simples sagt, so gilt diese Art nichts, weil die Calcination allen wesentlichen flüchtigen Theil dieser Thiere vertreibt. Es ist besser, wenn man Brühen von selbigen macht, und sie den Kranken gebrauchen läßt. Der innerlich eingenommene Koth vom Kuckuk wird als ein gutes Mittel wider den Wasserscheu angepriesen. Man gießt auf eine halbe oder ganze Drachme von selbigem ein Glas lauen Wein, und läßt es eine Nacht stehen: den Morgen drauf seigt und drückt man es durch, und giebt das Durchgeseigte dem Kranken. Das Fett von diesem Vogel ist, wie Schröder sagt, wider das Ausfallen der Haare gut, wenn man sich dessen als einer flüßigen Salbe bedient.

Cygnus. Schwan.

Der Schwan Cygnus, *Offic. Dal. Pharm.* 419. *Lemer.* 303. *Belon. des Oiſ.* 152. *Geſn. de. Auib.* 327. *Aldrou. Ornith.* 3. 8. *Ionſt. de Auib.* 90. *Charlet. Exerc.* 103. Olor, *Schroed.* 321. Cygnus manſuetus, *Willughb. Ornith.* 271. *Raii Synop. Method. Au.* 136. *Merr. Pin.* 174. Anas roſtro ſemicylindrico, cera flaua, corpore albo, *Linn. Faun. Suec.* 88. Cygnus ſeu Cychus, cicur, aut vulgaris, *Quorund.* franzöſiſch Cygne priué.

Dieſer Vogel iſt ohne Widerſpruch der größte unter allen breitfüßigen Vögeln, welche vorne drey Zehen haben. Wenn er ausgewachſen hat, ſo wiegt er zwanzig Pfund. Er iſt vom Anfang des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes fünf und funfzig Zoll, und bis zum Ende der Füße ſieben und funfzig Zoll lang. Die beyden Enden der ausgeſpannten Flügel ſtehen ſieben Fuß und acht Zoll von einander. Der ganze Körper iſt mit weichen und ſehr zarten Federn bedeckt, welche bey den Alten ſo weiß wie Schnee und bey den Jungen aſchgrau ſind. Die Kiele von den Schwungfedern des Flügels ſind größer als bey dem wilden Schwan. Der Schnabel iſt in den Jungen von einem Jahr bleyfarben, und hat an der Spitze einen runden Nagel, und von den Naſenlöchern bis zum Kopf auf jeder Seite, einen ſchwarzen Streif. Von den Augen bis zum Schnabel befindet ſich ein dreyeckiger bloßer ſchwarzer Platz, deſſen Grundtheil nach dem Schnabel zu, und der oberſte Theil nach den Augen zu geht. Der Schnabel iſt bey den Alten roth,

und der Nagel von den Enden bleibt schwärzlich, da indessen bey dem Grundtheil eine etwas große fleischigte Erhöhung zum Vorschein kömmt, welche schwarz, merklich, und vorwärts, oder nach hinten zu gebogen ist. Das Mittel von dem Platz ist und bleibt unter den Augen allezeit schwarz. Die Zunge ist mit kleinen Zähnen besetzt. Die Pfoten sehen bleyfarben, und sind ein wenig über den Knien nackigt. Die innere Zehe ist äusserlich mit einer Haut versehen. Die Krallen sind schwärztich. Der Magen hat dicke und starke Muskeln. Die großen Gedärme sind achtmal oder drüber gekrümmt. In diesem Raum durchdringt der Luftröhrenkopf nicht das Brustbein; und folglich hat Aldrovandus nicht Ursache gehabt, den Aristoteles zu tadeln, daß er diesen Vogel nicht zerlegt hat, weil er weder des Eingangs der Luftröhre in das Brustbein nach dessen wunderbaren Figur gedenket. Denn diese Bildung ist dem wilden Schwan besonders und nicht der ganzen Geschlechtsart gemein, weil wir sie nicht in einem einzigen zahmen Schwan, den wir zerlegt haben, bemerket. Demnach hat Aldrovandus, da er nur eine einzige Art von Schwanen gekennt, nicht wohl angenommen, und geglaubt, daß dasjenige, was dieser einzigen Art besonders gewesen, dem Schwan überhaupt zukäme. Was uns betrifft, so haben wir zween wilde Schwane geöffnet, und in beyden bemerkt, daß die Luftröhre in die Brusthöle aufgenommen, und an diesem Ort auf die Weise, wie Aldrovandus es sowohl mit Worten, als Figuren ausgedrückt, zurückgebogen gewesen. Was die zahmen Schwane betrifft, so haben wir deren viele zerlegt,

und

und bey allen bemerkt, daß die Luftröhre gerade in die Lungen ohne einzige Wendung in dem Grundtheil der Brusthöhle hinuntergehe. Er lebt sehr lange, dergestalt, daß man gemeiniglich glaubt, daß er auf dreyhundert Jahr alt werde; welches dem Aldrovande nicht wahrscheinlich zu seyn scheinet. Was mich betrifft, so bin ich um so vielmehr geneigt es zu glauben, da ich ganz gewiß weiß, daß die Gans über hundert Jahr lebt. Wenn die Sache nicht durch die Erfahrung bestätiget wäre, so giebt es viele Ursachen, welche geschickt sind, hiervon zu überzeugen; z. E. weil er in seiner Art der größte ist; weil er ein härteres und festeres Fleisch hat; weil seine Eyer nöthig haben, daß sie längere Zeit müssen bebrütet werden, ehe die Jungen auskriechen. Denn nach der Bemerkung des Plinius haben die Thiere, welche längere Zeit in dem Leibe der Mutter getragen werden, ein Leben von einer längern Dauer: nun ist aber die Bebrütung dem Aufenthalt der Leibesfrucht in der Gebärmutter ähnlich. Denn das Ey ist gleichsam eine Gebärmutter, so der freyen Luft ausgesetzt ist, oder vielmehr der Mutterkuchen mit der Leibesfrucht, so in den lebendiggebärenden Thieren sich in der Gebärmutter mitten in dem Leibe warm erhält, bis die Leibesfrucht vollkommen ist, die alsdenn in den eyerlegenden Thieren, wenn sie aus dem Körper herausgekommen, durch die Wärme der Bebrütung vollkommen wird. Der Schwan nährt sich nicht von Fischen, sondern von Wasserpflanzen, ihren Wurzeln und ihren Saamen, oder Würmern, Muschelthieren, u. s. f. Albertus sagt mit Wahrheit, daß sein Fleisch schwarz und harte ist. Da dieser

ser Vogel weit größer als die Gans ist, so ist auch sein Fleisch schwärzer, härter, und zäher, fasigt, schwer zu verdauen, und hat einen schlimmen melancholischen Saft bey sich. Doch bringt man ihn wegen der Seltenheit vielmehr aus Pracht und Zierde, als wegen des Essens auf die Tafeln der Großen. Er legt jedesmal fünf bis sechs Eyer, und fähret fort, sie beynahe zween Monate lang zu bebrüten, ehe die Jungen auskriechen.

Was den wilden Schwan betrifft, so ist er bis itzo von niemand, so viel ich weiß, beschrieben worden. Seine Luftröhre, welche wie ein Rüßel gebogen ist, scheinet zur Modulation der Stimme gemacht zu seyn; und wenn das, was die Alten von dem Gesange des Schwans gesagt haben, wahr ist, so scheint es vornehmlich diesem Vogel und nicht dem zahmen Schwan zuzukommen. Die Alten haben vorgegeben, daß der Schwan lieblich und nach der Tonkunst singe, vornehmlich, wenn er sich seinem Tode nähert: allein dieses hat mir jederzeit wenig wahrscheinlich geschienen, und ist folglich mit Recht vom **Scaliger** und andern neuern Schriftstellern verlacht worden. Demohngeachtet aber erklärt sich **Aldrovandus**, nachdem er vorher die Ursachen, so man von beyden Theilen anführt, erwogen, für die bejahende Meynung, indem er sich auf die schöne und wunderbare Structur der Luftröhre, die er zuerst bemerket, gründet: allein ob wohl dieser Beweis anfangs scheinbar zu seyn scheinet, so ist er doch nicht bestimmt; denn wir haben bey dem Kranich bemerkt, daß seine Luftröhre in den Grund der Brusthöhle hinein-

hineingehe, und sich auf eben die Weise krümme; inzwischen so rühmt doch niemand, so viel ich weiß, den Krannich wegen des Gesangs, oder wegen der Melodie. Wenn man mich itzt fragt, zu welchem Nutzen die Luftröhre sich hinein begiebt, und auf diese Weise krümmt, so gestehe ich frey, daß ich es nicht weiß. Doch könnte man hiervon andre Ursachen angeben, z. E. erstlich, wie Aldrovandus sagt, daß, wenn der Vogel beynahe eine halbe Viertelstunde lang, den ganzen Kopf und den Hals auf den Grund des Wassers taucht, um daselbst seine Nahrung zu suchen, und die Füße nach dem Himmel zu richtet, dieser Theil von der Luftröhre, welcher in der Brusthöhle eingeschlossen ist, ihm zu einem Behältniß dienen könne, woraus er Luft genug zieht, um Odem zu holen. Zum andern, so trägt eine ähnliche Structur ohne Zweifel zur Verstärkung der Stimme etwas bey; und in der That der wilde Schwan hat eine starke Stimme, und läßt sich vom weiten hören. Daher scheint es deutlicher zu seyn, wie sehr die Betrachtungen, welche aus endlichen Dingen gezogen worden, ungewiß und gemeiniglich betrügerisch sind; denn obwohl die Natur allezeit eines gewissen Zwecks wegen wirkt, so wissen wir doch die meiste Zeit nicht, welches dieser Endzweck ist, und es trägt sich nur gar zu oft zu, daß er von dem, den wir uns eingebildet, ganz verschieden ist, und daß wir uns alsdenn auch selbst betrügen, wenn wir glauben, ihn sehr gewiß zu wissen. (Willughby)

Wie Linnäus sagt, so ist der zahme Schwan nur eine Abänderung vom wilden Schwan, welcher sich häufig in Schonen bey der Stadt Malmoe, oder

Mal-

Malmuyen und überall auf den Flüßen von Lappland im Sommer aufhält. Klein bemerkt auch, daß der Unterschied, den Willughby zwischen den zahmen und wilden Schwan, als einen besondern macht, wenig gegründet ist. Der Schwan ist unter allen Wasservögeln der schönste; seine Federn sehen in dem ersten Jahr aschgrau, und haben einige gelbe Schattirungen: aber nach Verlauf eines Jahres wird er ganz weiß, und seine Weiße ist zum Sprüchwort geworden; denn man sagt gemeiniglich, weiß wie ein Schwan. Er gehört unter die Thiere, welche auf dem Wasser und auf dem Lande leben: aber er hält sich lieber im Wasser als auf dem Lande auf; denn er geht übel, und schwimmt hingegen mit vieler Leichtigkeit, mit einer vortrefflichen Anmuth, und einem prächtigen Ansehen, dergestalt, daß er einem Menschen im Lauf gleicht, oder übertrifft. Albertus sagt, daß er sich lieber in Teichen als auf den Flüssen aufhalte, entweder weil er daselbst mehr Schlamm und Pflanzen antrifft, oder weil die stillstehenden Wasser besser zum Schwimmen sind. Er liebt seine Jungen heftig, und vertheidigt sie muthig. Der zahme Schwan fliegt nicht so gut als der wilde, weil sein Körper schwerer ist; er macht viel Unkosten, und bringt seinen Herrn gar keinen Nutzen; er läßt sich nicht gerne eingeschlossen halten; er legt nur einmal des Jahrs zu Anfang des Frühlings; er will reinlich gehalten seyn; man nennt ihn im französischen Godart, und er kömmt gerne zu denen, die ihn rufen. Nach der Begattung taucht sich das Männchen und das Weibchen zu verschiednen malen in das Wasser, und laufen nach einander und spielen mit einander

ander, wie die Gänse, Enten und andre Wasservögel thun. Die Schwungfedern von den Flügeln dieses Vogels werden zum Schreiben gesucht, so wie seine Flaumfedern zun Betten der Fürsten gesucht werden. Aus der Haut nebst den Federn macht man für das Frauenzimmer Armbänder. Gesner sagt, daß wenn der Schwan im Winter in der Schweitz auf einem See zum Vorschein kömmt, man eine große Kälte befürchte. Vor diesem betrachteten die Schiffer den Schwan als einen Vogel eines guten Zeichens, und stellten ihn gern auf ihre Schiffe, und dies um so viel mehr, da man vorgegeben, daß er vornehmlich zum Muster gedienet habe, den Bau eines Schiffs vollkommen zu machen, indem die ersten Arbeiter nach dem Hals und der Brust das Vordertheil und den Boden des Schiffs, nach dem Bauch und dem Schwanz das Hintertheil und das Steurruder des Schiffs, nach den Flügeln die Seegel, und nach den Pfoten die Ruder gemacht haben. Es ist zwischen dem Adler und dem Schwan eine natürliche Feindschaft, weil der Adler von selbigen, wie von den Gänsen, Reihern und andern großen Flußvögeln seinen Raub holt. Wie Belonius sagt, so ist der Schwan ein auserlesner Vogel, und der bey den Franzosen unter den Delicatessen sehr gesucht wird. Er war vor diesem in Frankreich mehr im Gebrauch, als heut zu Tage. Man sahe von selbigen das Ufer von der Seine sowohl über als unter Paris, beynah ganz bedeckt, und ein Zeugniß hiervon giebt die Insel Maquerelle, die man wegen der Menge der Schwane, die man vor diesem daselbst ernährte, die Schwaneninsel genennt

nennt hat. Man ernährt von selbigen noch gegenwärtig eine große Menge in dem Canal von Versailles zu Lille in Flandern, zu Amiens, und an andern Orten zum Vergnügen der Einwohner. Was den lieblichen Gesang betrifft, den die Alten z. E. Socrates, Aristoteles, Plato, Aristophanes, Philostratus, Cicero, Seneca, und alle Poeten dem Schwan zugeeignet, vornehmlich, wenn er seinem Sterben nahe ist, so haben ihn ansehnliche Schriftsteller in Zweifel gezogen; denn ohne von dem Lucianus zu reden, welcher die Sache läugnet, wie auch Plinius und Athenäus dieses thun, so behauptet Julius Scaliger, wider den Cardanus aus der Erfahrung, daß dieser musikalische Gesang, wie tausend andre Dinge, so das lügenhafte Griechenland ausgestreut, fabelhaft sey.

Der Schwan heißt griechisch κυκνος; italiänisch Cigno oder Cino; englisch und schwedisch Swan. Mann nennt auch diesen Vogel in Frankreich Godard, welches ein eigentlicher Name eines Menschen ist, so wie man einen Raben, Colas eine Dole Richard, und eine Elster Margot nennt.

Der Schwan enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel hat eben so wie die großen Wasservögel ein zähes Fleisch, welches schwer zu verdauen, und im Stande ist, statt eines guten Saftes viel grobe und untaugliche Säfte hervorzubringen; daher er nicht gesucht wird. Wenn man ihn bisweilen auf die Tafeln der Großen bringt, so geschieht es vielmehr aus Pracht, weil er rar und kostbar ist, als wegen des gu-

ten Geschmacks, den man in selbigen findet. Inzwischen so sind die jungen und niedlichen Schwane ein Essen, welches nicht ganz zu verwerfen ist.

Was seinen Gebrauch in der Medicin betrifft, so erlangt man, wenn man einen jungen Schwan in Olivenöl kocht, bis das Fleisch von den Knochen losgeht, und solches hernach durchseigt und stark ausdrückt, ein sehr gutes Mittel wider die Flüße, und andre Zufälle der Nerven, welche von einer kalten Ursache kommen. Man kann beym Kochen einige Hände voll von Nervenstärkenden Pflanzen hinzufügen, um das Mittel kräftiger zu machen. Das Fett von dem Schwan, wenn es in Form einer flüßigen Salbe gebraucht wird, macht die Haut gelinde, vertreibt die Flecken des Gesichts, und stillt, und löst die güldene Ader auf. Seine Haut ist von einem gemeinen Gebrauch wider die Flüße, zur Stärkung der Nerven, zur Wiederherstellung und Unterhaltung der natürlichen Wärme des Magens, zur Abführung der Blähungen, und zur Beförderung der Verdauung: man legt es auf die Gegend des Eingeweides, und auf die mit Flüßen behafteten Theile. Wegen der milden Ausdünstung, die es erregt, öffnet es die Schweißlöcher der Theile, löset die Säfte auf, die darinne stocken, und stellt die Verrichtungen von selbigen wieder her.

* * *

Gallus.

Gallus. Haushahn.

Der Haushahn Gallus et Gallina, *Offic. Schroed.* 317. *Lemer.* 379 et 382. Gallus Gallinaceus, *Belon. des Oiſ.* 243. *Dal. Pharmac.* 424. *Geſn de Auib.* 348. *Ionſt. de Auib.* 49. *Charlet. Exer.* 84. Gallus Gallinaceus et Gallina, *Aldrou. Ornith.* 2. 183. *Blaſ. Anath.* 9 et 10. Gallus domeſticus, et Gallina villatica, *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 264 et 266. Gallus Gallinaceus et Gallina domeſtica, *Willughb. Ornith.* 109. *Raii Synop. Method. Au.* 51. Gallus cauda compreſſa aſcendente, *Linn. Faun. Suec.* 165. Gallinaceus; Gallus criſtatus; Gallus et Gallina cohortalis, altilis, ſeu villaris, *Nonnull.* franzöſiſch Coq und Poule domeſtiques.

Dieſer Vogel iſt zu aller Zeit überall ſo bekannt geweſen, und noch gegenwärtig, daß es ſchlechterdings unnütze ſeyn würde, ſich in der einzeln Beſchreibung deſſelben allzulange aufzuhalten. Sein Schwanz ſtehet in die Höhe, und beſteht aus eckigten Federn; der Kamm iſt fleiſchig, zähnig, und nackig, und ſtehet zu oberſt des Kopfs; die Bärte die unter dem Kinn bey ihn herabhängen, und ſeine langen Sporen unterſcheiden ihn ſattſam von allen andern Vögeln ſeiner Geſchlechtsart, und laſſen ihn bey dem erſten Anblick erkennen. Der Hahn iſt der einzige unter den Tagevögeln, die Nachtigall ausgenommen, welche des Nachts ſeine Stimme hören läßt, nämlich zwey oder dreymal zu verſchiednen Zeiten nach Mitternacht vor Anbruch des Tages. Die vornehmſten Federn von jedem Flügel, wenn man alles

bis auf die kleinsten darzu rechnet, betragen an der Zahl sieben und zwanzig. Der Schwanz besteht aus vierzehn Federn; welches dieser Art besonders ist, so viel wir wissen können; denn die Schwänze andrer Vögel von dieser Art, von welchen wir die Federn gezählt haben, bestehen aus sechzehn oder achtzehn Federn. Die beyden mittelsten sind bey den Männchen sehr lang, und überaus schön, in Form eines halben Mondes zurückgebogen. Da der Hahn sehr geil ist, so wacht er in kurzer Zeit auf, und wird dadurch zum Treten der Hühner weniger geschickt; denn indem der unmäßige Gebrauch der Wollust die Lebensgeister erschöpft, und dasjenige, was die Alten das humidum radicale nennen, verzehrt, so macht er, daß der Körper nothwendiger Weise austrocknet, und das Feuer von der Liebe verlöscht. Aldrovandus sagt, wie er aus der Erfahrung gelernet, daß die Hähne, welche über drey Jahr alt sind, die Hüner wohl treten, aber schwach werden. Da die Hüner gemeiniglich den größten Theil des Jahrs Eyer im Ueberfluß legen, so können sie nicht mehr lange Zeit einer so häufigen Hervorbringung Genüge leisten, sondern sie werden gemeiniglich nach drey oder vier Jahren unfruchtbar; denn so bald die Eyer, welche sich anfangs in dem Eyerstock befanden, einmal heraus sind, so müssen sie nothwendiger Weise aufhören zu legen, weil keine neuen wieder wachsen. Ich glaube, daß es noch nicht gewiß ist, wie lange diese Vögel leben, wiewohl Aldrovandus ihr Leben auf zehn Jahre setzt; denn da man sie nur zum Nutzen ernährt, und sie in wenig Jahren, wie wir bereits gesagt, unfruchtbar werden, wo wird

man denn Leute finden, welche sie gerne umsonst ernähren, ohne Hoffnung eines Nutzens, und nur zu versuchen, oder zu erfahren, wie lange sie leben könnten? Man kann allezeit mit Recht aus ihrer Geilheit, welche den Körper entkräftet, schlüßen, daß ihr Leben überhaupt von kurzer Dauer seyn müsse. Da die Hähne muthige und unbändige Vögel sind, so hat man in England die Gewohnheit, sie sorgfältig zu ernähren; und in den Schlössern kündigt man oft allemal nach Gelegenheit und mit Bewilligung der Herrn die Hahnenkämpfe an: noch mehr, es befinden sich überall Schauplätze, welche zu dieser Art Schauspielen abgerichtet sind, wo man sich haufenweise versammlet. Es geschehen ziemlich oft beträchtliche Wetten, und man legt daselbst sehr große Summen Geld ein, welche denenjenigen gehören, deren Hähne den Sieg davon tragen; welches unter den Parteyen großen Streit und viel Bekümmerniß macht. Da die Hähne viel zu edelmüthig sind, als daß sie weichen sollten, so sterben sie viel lieber, als daß sie sich überwinden ließen, oder durch eine schimpfliche Flucht sich zu retten suchten. Man kann bey dem Aldrovandus die anatomische Beschreibung der natürlichen Theile von der Henne sehen, oder, wenn man eine noch genauere Beschreibung verlangt, die Exercitationes unsers Landsmannes Harveys de Generatione, wie auch des Malpighs Tractat de Ovo nachschlagen, als welcher den Fortgang, der Bildung des Hünchens in dem Ey die ganze Brutzeit über bemerket, beschrieben, und mit überaus genauen und richtigen Figuren vorgestellt.

Die Alten und Neuern haben einstimmig vorgegeben, daß der Löwe sich für den Hahn fürchte, und daß er weder seinen Anblick, noch auch die Stimme leiden könne; daher man viele Ursachen angeführt, wiewohl durch die Erfahrung dargethan worden, daß die Sache falsch ist. Denn der Löwe, welchen der König Jacob mit einem Hahn in einem Platz einschlüssen ließ, zerriß, wenn ich mich recht entsinne, den Hahn sogleich in Stücken, und fraß ihn: so viel ist gewiß, daß sich der Löwe bey weitem nicht für ihn fürchtet. Wir haben mehr als einmal mit eben so viel Vergnügen als Verwunderung einen Kapaun für die jungen Hühner wie eine Mutter sorgen sehen, indem er sie durch sein Gluchzen geruft, sie gefüttert, und sie mit eben so vieler Sorgfalt, wie eine Henne unter seine Flügel genommen; woraus wir gelernet, daß er beynah auf eben die Weise, welche Johann Baptista Porta, in seiner Magia naturali vorschreibt, sey zugerichtet worden; daß man ihm nämlich, wenn man ihm die Brust gerupft, die bloße Haut des Abends mit Brennesseln gut gerieben, und ihm hernach eine oder zwey Nächte junge Hühner untergeleget, bis er endlich angefangen, sie anzunehmen, weil wahrscheinlicher Weise die jungen Hüner das Jucken, so von den Stichen der Brennnesseln war erregt worden, bey ihm gemildert hatten. Der einmal hierzu angewöhnte Kapaun steht nun nicht davon ab, sondern wenn man ihm die groß gewordnen Hüner wegnimmt, so nimmt er andre, junge ausgekrochne Hüner mit gleicher Neigung an, und zieht sie auf; und dieses so lange, als man seiner Dienste nöthig hat.

Ich würde nicht schließen, wenn ich von diesem Vogel eine vollständige Historie schreiben wollte. Man darf nur, wenn es beliebt, den **Aldrovandus** nachsehen, der nicht, was er wußte, oder was man vor ihm gesagt, weggelassen. Er stellt in seiner Beschreibung von den Vögeln fünf oder sechs Arten, oder vielmehr Abänderungen von Hünern vor; denn diese Vögel sind nach Beschaffenheit der Oerter, der Nahrung, und andrer Umstände, in Ansehung der Farben, der Größe und der Kämme, unendlich verschieden. Ich gestehe, daß seine Figuren mir allezeit verdächtig geschienen; denn sie sind allezeit entweder schlechterdings erdichtet, oder nach der Einbildung der Maler, verändert worden. (**Willughby**)

Der Hahn, sagt **Belonius**, hat in seiner Natur nichts merkwürdigers als dieses, daß er den Landleuten zur Uhr dient, welche auf sein Krähen acht haben, an welches sie sich so gewöhnt haben, daß sie beynah wissen, welche Zeit es des Nachts ist. Er ist so wachsam, daß er die Stunden der Nacht, und den anbrechenden Tag ankündiget: daher man ihn allezeit im Kriege mitgenommen, welches wenig Leuten bekannt ist, und wovon man die erste, zweyte, und dritte Nachtwache der Schildwache genennt hat. Damit auch solches besser angezeigt werde, so schlagen sich die Hähne selbst, indem sie die Flügel von jeder Seite schlagen, um zu erwachen; und alsdenn hören sie nicht auf zu krähen, bis sie den Anbruch des Tages sehen. Die Natur hat ihnen lange Sporen gegeben, welche sie den andern Arten von Vögeln niemals zugestanden: sie

hat sie auf ihrem Kopf mit einem Kamm, und unter der Kehle mit herabhängenden Bärten versehen. Es ist überall eine Gewohnheit, daß die Kinder einen gewissen Tag im Jahr mit den Hähnen ein Spiel halten: in Frankreich wird dieses in der Fasten gethan. Es giebt Schriftsteller, welche sagen, daß solches vor diesem auch in Griechenland geschehen. Die alten Beobachter auf dem Lande haben gesagt, daß ein Hahn für vier, fünf Hühner zureichend sey, vorausgesetzt, daß er von guter Leibesbeschaffenheit sey; denn die Hähne, die man ernährt, müssen zum Treten geschickt seyn. Sie müssen groß und hoch seyn; sie müssen hohe, rothe und gerade Kämme haben, und nicht solche, welche der Queere stehen; ihre Augen müssen schwarz, der Schnabel kurz, stark und gekrümmt, und die Bärte zwischen roth und weiß, wie auch der Ort, wo die Ohren sind, also seyn. Es müssen auch die Federn um den Hals, die man die Haare nennt, von verschiedner Farbe, und auf den Schultern roth, goldfarben, und feuergelb, ausgebreitet seyn; sie müssen mit einer breiten Brust, und mit guten Gliedern versehen seyn; die Flügel müssen gute Federn haben; der Schwanz muß hoch, und mit einer doppelten Reihe herabhängender, und nach unten zu gebogner Federn versehen seyn. Uebrigens müssen sie lebhaft, wachsam, und zum öftern Krähen bereit seyn; sie müssen nicht erschrecken, ausgenommen, wenn sie durch einen großen Umstand darzu gebracht worden, ja sie müssen so gar ihren Muth zeigen, und gegen alle schädliche Thiere den Kopf bieten, ihren Trupp von Hünern vertheidigen, und die Beleidigungen, die ihnen die andern Thiere zu-

fügen, tapfer rächen. Sie selbst müssen, wenn sie fressen suchen, die Hüner herzurufen, um es ihnen auszutheilen. Dergleichen Häyne, wollen die Herren, und gleichsam Könige über die andern seyn; denn sie herrschen in jedem Hause wo sie leben, und erlangen sich diesen Titel durch die Tapferkeit im Schlagen. So ist demnach der Muth der Hähne beschaffen, welche lebhafter als die andern sind, und die, wenn sie sich überlegen finden, widerstehen, und indem sie hartnäckig bleiben wollen, sich bis auf den Tod schlagen; und so bald einer ein Ueberwinder geworden, so zwingt er den Ueberwundenen sich zu verbergen, er aber läßt seine volle Stimme hören, zum großen Leidwesen desjenigen, der überwunden worden; denn diese Thiere vertragen sehr schwer die Knechtschaft. Die Alten haben geglaubt, daß die Gegenwart des Hahns dem Löwen fürchterlich sey; aber sie haben keine Ursache hiervon angegeben, ausgenommen, daß der Hahn, da er ein sehr trotziges Thier ist, und oft nach dem Himmel sieht, und einen erhabnen Kamm, einen geraden Schwanz, und wie Sicheln gekrümmte Federn hat, mit Muth geht.

Der Hahn hat ein durchdringendes Gesicht, und unterläßt niemals ein schreckliches Geschrey zu erregen, wenn er in der Luft einen Raubvogel, z. E. den Bußhard (Puce) den Geyer, den Falken, den Sperber, gewahr wird. Wenn man dem Cardan Glauben beyfügen will, so theilt er durch sein Krähen den natürlichen Tag in acht Theile, allein Julius Scaliger sagt, daß er das Gegentheil erfahren habe; und in der That wir bemerken, daß einige öfterer als die andern krähen,

krähen, vornehmlich den Tag über, ohne eine gewisse Regel zu beobachten. Der berühmte Zergliederer Du Verney, hat in einem lebendigen Hahn gezeigt, daß die Stimme nicht bey dem Luftröhrenkopf, wie bey den andern Thieren, sondern zu unterst der Luftröhre bey der Theilung entstehe. Der Hahn ist der geilste unter allen Vögeln, denn er tritt jeden Tag seine Hüner, welche sich oft in großer Anzahl zu funfzig und drüber befinden. Er liebt sie besonders; er wacht mit Aemsigkeit vor ihre Erhaltung; er beraubt sich ihrentwegen der Nahrung; oft ladet er sie zum Legen ein, indem er sich zur Seite derselben in eben den Korb gebückt niedersetzt. Man findet bisweilen, sagt Lemery, in dem Nest der Henne ein kleines Ey, welches so groß als ein Taubeney ist, und welches man das Hahneney nennt, weil man gemeiniglich glaubt, daß es der Hahn gelegt, und diesen Gedanken beyfügt, daß aus diesem lang aufbehaltnen Ey ein Crocodill herauskömmt: daher die Bauren, wenn sie eins finden, es mit vieler Sorgfalt zertreten. Dieser Irrthum, welcher keinen Grund hat, hat sich seit langer Zeit bey vielen Leuten erhalten; und wiewohl man niemals ein einziges Thier aus diesem kleinen Ey herauskommen sehen, so hat man doch noch nicht gänzlich dieserwegen den Irrthum fahren lassen; viele befürchten allezeit das Crocodill: ich könnte einige von diesen kleinen Eyern, die ich über dreyßig Jahr aufbehalten, zeigen, ohne daß jemals etwas aus selbigen habe kommen sehen, noch auch, daß ich einige Oeffnung von selbigen bemerkt. Dieses kleine Ey ist wahrhaftig nicht von dem Hahn gelegt worden: es ist wahrscheinlich

Unrichtigkeit durch folgende Dinge wird dargethan werden.

Ein Mäurer brachte mir viel Eyer, welche ein wenig größer als Daubeneyer waren, und sagte, daß sie von einem jungen Hahn gelegt worden, welcher der einzige in seinem Hofe gewesen, in welchem er auch einige Hüner gehabt. Er zweifelte so wenig an dieser Sache, daß er mich fest versicherte, daß wenn ich einige von diesen Eyern ausbrüten liesse, aus jedem von selbigen eine Schlange käme; um nun mich hiervon zu überreden, was er vorgab, so sagte er zu mir, daß ich nur eines von diesen Eyern öffnen sollte, daß ich es ohne Dotter finden würde, und daß ich statt des Dotters im Kleinen, aber sehr deutlich die Figur einer Schlange sehen würde. Ich öffnete eines von diesen Eyern, in Gegenwart des Herrn Bon, ersten Präsident der Rechnungen und Schatzkammer, und Ehrenmitglied, wie auch vieler andern Personen. Wir wurden alle auf gleiche Weise in Erstaunen gesetzt, als wir dieses Ey ohne Dotter, und statt desselben einen Körper sahen, welcher ziemlich einer kleinen zusammengewundnen Schlange ähnlich sah. Ich entwickelte sie ohne Mühe, nachdem ich vorher die Substanz in Weingeist befestiget. Ich öffnete hernach eine andre, welche ich überhaupt den erstern ähnlich fand; der ganze Unterschied, der sich darinne befand, bestund darinne, daß die vermeyntliche Schlange in allem nicht gleich gut vorgestellet war. Ich hatte die Ehre viele von diesen Eyern der Gesellschaft zu zeigen; ich habe deren einige gefunden, in welchem man einen

gelben und runden Fleck sah, so im Durchschnitt eine Linie hatte, nicht dicke war, und auf der Haut, die man unter der Schale findet, lag: dieser Fleck paßte auf das stumpfe Ende des Eyes. Der Unterschied dieser Eyer von den gewöhnlichen, welche alle einen Dotter haben, erweckte in mir die Lust diese Materie zu untersuchen, indem ich sehr überzeugt war, daß, wenn diese Eyer von einem Hahn wären gelegt worden, dieser einen besondern organischen Theil, und außer den Hoden, unten bey den Zeugungsgliedern einen Eyerstock und eine Muttertrompete müsse gehabt haben, welches ihn zu einem Zwitter würde gemacht haben: viele Thiere haben ihre Natur, und wir lesen Bemerkungen von so vielen Mißgeburten, daß man wohl hätte glauben können, daß sich ein Hahn finden könne, der es auch gewesen. Da diese Betrachtung in mir die Neugier erweckte, so öffnete ich den jungen Hahn, von dem man vorgab, daß er diese kleinen Eyer gelegt habe, und durch diese Zergliederung, die ich machte, fand ich daselbst zwo große Hoden, welche der Ursprung von gut eingerichteten Saamengefäßen waren, davan sich jedes auf seiner Seite durch eine kleine Ruthe in dem Mastdarm endigte: der Hahn schien uns sehr lebhaft, aber aus Mangel der organischen Theile, zum Legen nicht fähig zu seyn. Ich ließ einige von diesen Eyern, die ich gesammlet hatte, bebrüten; ich öffnete sie nach einem Monat der Bebrütung, und fand keine Veränderung in selbigen, außer daß das Eyweiß mehr getheilt, und flüßiger als gewöhnlich war.

Da

Da der Mäurer keinen Hahn mehr hätte, würde er sehr in Verwundrung gesetzt, als er noch immerfort Eyer fand, die denenjenigen ähnlich waren, so er mir gebracht hatte; er gab Achtung, ob er entdecken könnte, woher sie kämen; da er nun von seinem Irrthum befreyet war, so wollte er auch die Quelle hiervon wissen, und wurde versichert, daß sie von einer Henne gelegt worden, die er mir brachte. Ich wurde während der Zeit, da ich sie aufbehalten, gewahr, daß sie beynah wie ein heiser Hahn, aber mit einer Heftigkeit krähte; daß sie durch den Hintersten sehr verdünnte gelbe Materien von sich gab, welche dem im Wasser verdünnten Eydotter ähnlich waren, und daß sie kleine Eyer legte, welche denjenigen ähnlich waren, die ich geöffnet hatte. Da ich von dieser Sache nunmehr überzeugt war, so war die Frage nur diese, was die Ursache hiervon gewesen: ich suchte sie in dem Eingeweide der Henne, und ich zeigte der Gesellschaft eine Blase, so groß als eine Faust, welche voller sehr klaren Wasser war, und mit der obern Wurzel ihres Halses an dem Bande, welches das weite Ende von dem Eyergang an dem Eyerstock anheftet, und mit der untern Wurzel an dem Mittelpunkt des Gekröses von dem Eyergang anhieng; welches die beyden Theile von dem Eyergang, den dieses Anhängen umfaßte, beträchtlich zuschnürte. Diese besondre Wassersucht zog die beyden Theile von dem Eyergang so sehr zu, daß ihre Höhle, welche mit Gewalt aufgeblasen worden, ohngefähr nur fünf Linien im Durchschnitt hatte: demnach konnte ein gewöhnliches Ey, so wie sie in die Trompete fallen, nicht dahin durch gehen, ohne sie zu

zersprengen, oder ohne selbst zu platzen. Der Bauch von der Henne schien voll von einer gelben Feuchtigkeit zu seyn, in welcher kleine geronnene Körper schwammen, welche einem verhärteten Eydotter ähnlich waren; welches eine andre Art einer sehr besondern Wassersucht machte. Die mit Wasser angefüllte große Blase, war die wahre Ursache von allen diesen Dingen. Wenn ein von dem weitem Ende der Trompete umfastes Ey sich von dem Eyerstock losgemacht, und in dem Eyergang begeben hatte, so gieng es, wiewohl mit vieler Mühe, über die erste Zusammenziehung durch, konnte aber schlechterdings nicht über die andre hinausgehen, 1) weil sie größer als die erste war; 2) weil das Eyweiß ihn dicker gemacht, indem die Feuchtigkeit durch die Häute des Canals, durch den es gelaufen, zu ihm gebracht worden, und das zwischen den beyden Verengungen aufgehaltene Ey die Häute des Canals gereitzt, welche, da sie es nicht forttreiben können, ihr Zusammenziehen verdoppelt und die Henne genöthiget, heftige Bewegungen zu machen, und gewaltsame Kräfte anzuwenden, weil sie durch das Schreyen, so dem Krähen eines heisern Hahns ähnlich war, zu erkennen gab. Diese Bestrebungen drückten die mit Wasser erfüllte Blase; diese legte sich an ihre Anhänge, und bey allen diesen verschiednen Kräften platzte das Ey, dessen Häute noch sehr dünne waren, und so nur sehr wenig Eyweis, und keine Schale hatte. Der Eydotter lief bald in den Unterleib, bald in dem Mastdarm, so wie er sich auf der Seite befand, nach welcher zu es zersprang: beydes hatte sich bey der Henne zugetragen, wie man bereits

reits bemerkt. Da nun die Größe des Eyes durch den Verlust eines großen Theils von dem Eydotter war vermindert worden, so begab es sich, ohnerachtet der Zusammenziehung, hinunter, und gieng seinen Weg fort. Es ist zu merken, daß der Schwamm von dem Eyweiß, welcher den Eydotter umgiebt, demohngeachtet sich angefüllt, wiewohl er an den Ort, wo der Eydotter durchgelaufen, durchbohrt worden, und der hierdurch die Spannungen, welche, wie man glauben sollen, ihm zu seinem Wachsthum nöthig gewesen wäre, verlohr. Ohnerachtet dieser Feuchtigkeit des Eyweißes, so beständig von den Häuten des Eyergangs hinzugebracht wurde, wurde der Schwamm doch dick; so wie er sich vermehrte, drückte er das übrige von der flüßigen Feuchtigkeit des Eydotters, so wegen seines Ausgangs nicht widerstehen konnte, und der beynah allezeit ganz herausgieng. Er ließ bisweilen an einem von den Winkeln des Eyes unter der Gestalt eines gelben Flecks Merkmaale: es konnte auch geschehen, daß ein kleiner Theil von dem aufgehäuften Eydotter zurücke blieb, wiewohl ich ihn niemals entdeckt, wo er sich befunden. Viele Personen geben vor, daß das Eyweiß von dem Eydotter herkomme. Diese Bemerkung zeigt nicht nur, daß der Eydotter die Quelle von dem Eyweiß nicht ist, (denn wie hätte der Eydotter, der sich in den Eyergang viel eher vermehrt als vermindert, die ganze Substanz von dem Eyweiß, welches viel größer als der Eydotter selbst ist, vermehren können, wenn er es nicht anders woher bekommen?) sondern auch, daß die Feuchtigkeit, die ihn ausmacht, nicht durch den Eydotter gehe, sondern,

daß

daß sie, nachdem sie durch die äußere Haut des Eyes durchgegangen, unmittelbar in den schwammichten Körper geht, woselbst sie sich aufhält: wenn dieses sich anders verhielte, so würde die Feuchtigkeit von dem Eyweiß mit dem Eydotter durchgelaufen, und ihr Schwamm nicht so dick geworden seyn.

Indem der Eydotter sich nach und nach ausgeleert, so begaben sich die weißen Knoten (Chalazae) auf verschiedene Weise nach dem Ort zu, wo das Ey geplatzt; wenn sie sich auf der Seite eines weißen Knotens befand, so erwählten die Zellen, so um den weißen Knoten herum waren, die andre, so an dem stumpfen Winkel anklebte, woselbst er weniger Widerstand fand: auch habe ich es oft an diesem Ort angeklebt gefunden, auch vielmal mit dem gelben Fleck zusammen. Wenn aber die Oeffnung an einem Ort von dem Eydotter geschahe, der gleichweit von beyden weißen Knoten entfernt war, so bemühten sie sich alsdenn zusammen den Eydotter fortzutreiben, und vereinigten sich hernach in dem Mittelpunkt des Eyes, durch das Zusammenziehen der Haut von dem Eydotter, an dessen Enden sie fest anhängen; welches eine Schlange vorstellte, so weitmehr zusammengewunden war, als wenn nur ein einziger weißer Knoten gewesen. Nachdem der Eydotter gänzlich ausgeleert worden, und er dem, so sich in dem Eyweiß flüßiger befand, nachgefolgt, so war sogleich seine Oeffnung durch die schleimichte Beschaffenheit das in einem von den schwammichten Körpern eingeschloßnen Eyweiß sowohl als durch die dicke Materie, womit das Innerste von dem Eyergang überzogen ist, und endlich durch

die

die Materie der Schale des Eyes, so sich zu unterst des Ganges befindet, mit einer Narbe überzogen. Ich habe diese Feuchtigkeit gesammlet; und nachdem sie einer gelinden Wärme ausgesetzt worden, hat sie eine Substanz bekommen, welche der Schale ähnlich gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß ein Theil von dem Eyweiß mit dem Eydotter herausgelaufen, weil in jedem kleinen Ey nicht mehr als ohngefähr der dritte Theil von dem, was man in einem gewöhnlichen Ey findet, sich befand. Ich habe bisweilen die Narbe von der Oeffnung der Haut, wodurch der Eydotter herausgelaufen, so genau an dem Theil der Schale, der darauf paßte, angeklebt gefunden, daß man sie nicht loßmachen können, ohne sie zu zerreißen; welches ich bey dem übrigen des Umfangs nicht also befand.

Wenn es Hüner giebt, welche bisweilen Eyer ohne Schale legen, so kömmt dieses entweder von einer Krankheit, welche, indem sie die Muttertrompete reitzt, das Ey vor der Zeit heraustreibt, oder auch von einer großen Fruchtbarkeit, welche ihnen nicht die Zeit verstattet, daß sie alle die gehörige Reiffe bekommen. Es giebt Hüner, welche an einem Tage ein gut beschaffnes Ey, und ein andres ohne Schale legen. Der Mangel einer hinlänglichen Menge von dieser Feuchtigkeit in gewissen Hünern, kann auch noch die Ursache hiervon seyn. Es kann Hühner geben, welche bisweilen Eyer legen, so denenjenigen ähnlich sind, welche ich beschreibe, wenn bey den Bestrebungen, oder nach einer äußerlichen Ursache, der Eydotter in dem Eyergang geplaßt ist: da aber die Ursache nicht be-

ständig ist, so legen sie sehr gut beschaffen. Beynah ähnliche Zusammenziehungen oder Pressungen, welche die Jungen von den eyerlegenden Thieren vernichten, indem sie ihnen die Materie zu ihrer Nahrung wegnehmen, würden die Jungen von den lebendiggebärenden Thieren, so sie nicht bey sich tragen, und die sie in der Gebärmutter erschöpfen, zu Mißgeburten machen, woferne das Zusammenpressen keinen Theil, der zum Leben des Thiers wesentlich ist, vernichtete. Man darf demnach sich nicht verwundern, wenn uns diese weit mehr Mißgeburten als die andern bringen. Es würde ziemlich unnütze seyn, der Abhandlung des Herrn La Peyronie nichts zuzufügen: allein obwohl die Vernunft und die Erfahrung mit einander übereinstimmen, und die Falschheit der gemeinen Meynungen darthun, so bleibt doch diese Meynung noch immer fort, und wird auch wahrscheinlicher Weise noch lange dauren. Wir haben vor kurzen einen sehr lebhaften und sehr schönen Hahn gesehen, dem man unbarmherziger Weise die Kehle abgeschnitten, weil man von ihm vorgegeben, daß er vier bis fünf Eyer gelegt habe, so man sogleich mit Entsetzen zertreten; und nachdem er geöffnet worden, haben wir bey ihm zwo große Hoden, mit alle dem, was darzu gehört, und alle Eingeweide vollkommen wohl befunden, wie wir es im Voraus vermuthet.

Die meisten Hähne, auch von der gemeinen Art, wenn man sie, nachdem sie von der Sonne beschienen worden, betrachtet, glänzen von schimmernden Farben, sehen schön, und haben eine besondre Vermischung,

von welcher man um so vielmehr gerührt wird, jemehr man stille steht, sie zu untersuchen. Man sieht deren bisweilen, welche jährlich eine andre Farbe annehmen, und bey jedem Mausern die Kleidung verändern; welches sie unkenntlich macht. Es giebt Mißgeburten von selbigen, und Aldrovandus hat uns die Figuren von vielen Misgeburten in dieser Art mitgetheilet, vornehmlich einen Hahn mit zween Köpfen an einem einzigen Körper, einen andern mit einem Kopf und zween Leibern, wieder einen andern mit dreyen Pfoten, und noch einen andern mit vieren. Wir haben selbst einige Monate einen jungen Hahn mit vier Pfoten ernährt; er war ziemlich lustig; er krähte gut und oft; mit einem Wort, er hatte ein gutes, gesundes und muntres Ansehen: allein seine beyden überflüßigen Pfoten, welche beyde mit einander an dem Hintersten hiengen, und in der Luft schwebten, machten ihm mehr Unbequemlichkeit, als daß sie ihm dienten; er gieng in etwas der Quere; er konnte die Hüner nicht treten, deren Gesellschaft er suchte, und jedesmal blieb er mit seinen hintern Pfoten hängen, welche bläßer, kürzer und dünner, als die beyden andern waren. Er war dem Herrn Reaumur lebendig gegeben worden. Man findet auch natürlich gehörnte Hähne, und andre, welche es durch die Kunst sind, dergleichen man bisweilen in den Naturalienkammern sieht. Herr du Hamel zeigt in einer Abhandlung, worinne diese Kunst besteht. Sie befindet sich unter den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1746. Sie hat folgenden Titel: Recherches sur la réunion des playes des arbres, sur

la façon dont la greffe s'unit au sujet sur lequel on l'applique, sur la réunion des playes des Animaux, et quelques exemples de greffes appliquées sur des Animaux.

Man weiß, sagt dieser große Naturforscher, daß der Kamm von den Hähnen an ihrem Kopf mit einem weiten Grund anhängt, der von dem obern Theil des hintern Knochens des Haupts bis zu dem Anfang des Schnabels geht. Wenn man diesen Kamm einen Querfinger von dem Knochen des Hirnschädels losschneidet, so sieht man, daß er an seinem hintern Theil eine ziemlich dicke Wulst macht, und nachdem er einen Griff macht, der in der Mitten einen leeren Platz läst, so begeben sich die beyden Seiten, welche nur durch ein zellenförmiges Gewebe zusammenhängen, forne zusammen. In'diesem leeren Raum, von der doppelten Zusammenfaltung des Kamms, steckt man einen jungen Spohren, welcher zu der Zeit nicht größer, als ein kleines Hanfkorn ist, und den man der Pfote eines jungen Huhns abgeschnitten. Wenn man die Haut über der Augenhöhle losmacht, und sie zerschneidet, und sie nach dem obern Theil des Kopfs zu krümmt, so scheint es als wenn der Kamm nur eine Verlängerung der Haut sey, welche an diesem Ort dick geworden, und als wenn die Haut der beyden Seiten des Kopfs, nachdem sie die Zusammenfaltung, wovon ich nur geredet, gemacht, sich ein wenig unter dem Theil des Kamms, der ausgezackt ist, wo man keine Zusammenfaltung mehr gewahr wird, vereinige: demohngeachtet aber hängt der Kamm feste an dem Hirnschädel,

bel, und seine Substanz ist von der Substanz der Haut unterschieden, weil sie vielmehr knorplicht als häutlicht ist. Ich habe sehr aufmerksam untersucht, ob der Kamm von den Hähnen, der bisweilen eine erstaunende Größe hat vermittelst gewisser Bänder fest gehalten werde; ich habe aber deren keins bemerkt; ich habe nur bemerkt, daß er auf eine solche Weise an dem Hirnschädel hieng, daß man ihn nicht davon losmachen konnte, ohne einen Theil von der Substanz des Kamms zu trennen.

Nachdem wir eine kurze Beschreibung von der anatomischen Beschreibung des Kamms eines Hahns gegeben, so müssen wir nun, von dem Einpfropfen, so ich bey diesem Theil vorgenommen, reden.

Ich ließ vielen jungen Hähnen den Kamm abschneiden, und ein kleines Stück von ihren Sporen in die Höhle stecken, von welcher ich gesagt, daß sie an dem innern und hintern Theil des Grundtheils von dem Kamm sey. Viele von diesen Sporen fielen durch die Bewegung des Kopfs der Hähne ab: aber nach vierzehn Tagen oder drey Wochen, hatten die Sporen, so auf dem Kopf der Hähne geblieben, eine ziemlich vollkommne Vereinigung erlangt, so daß die im Monat Junius eingesteckten Sporen, welche nicht größer als ein Hanfkorn waren, zu Ende des Decembers eben desselben Jahrs beynah einen halben Zoll lang geworden; und ich habe deren gehabt, welche nach drey oder vier Jahren, wenn man voraussetzt, daß sie zurückgebogen gewesen, über vier Zoll in der Länge betragen. Ein Schriftsteller sagt, daß er ein ähnliches

Horn

Horn auf dem Kopf eines Kapauns gesehen, und welches neun Zoll lang gewesen. Die Zergliederung dieser großen Hörner haben mich viele Bemerkungen sammlen lassen, welche verdienen, hier angeführt zu werden. 1) Man wurde äußerlich eine schwülichte Wulst, welche den Grundtheil von dem Horn umfaßt, gewahr; und indem man die Haut zerschnitt, sah man, daß sie an diese Wulst stieß. 2) Wenn man die Haut wegnahm, und einen Theil von dieser Wulst vernichtete, so entdeckte man eine Art eines kapselförmigen Bandes, welches verhindert, die Einfügungen, oder vielmehr das Gelenke von dem Horn mit dem Hirnschädel wahrzunehmen. 3) Wenn man mit Behutsamkeit diese Art des kapselförmigen Bandes weggenommen, so entdeckt man viele Bänder, davon einige, indem sie von dem Horn weggehen, an der Nasenhöhle angränzen, die andern aber an dem obern Theil der Augenhöhle, oder an verschiednen Orten des Hinterhauptsknochens angränzen. Diese Bänder, gränzen nicht beständig an einerley Ort an, und sind auch nicht bey allen Hähnen in großer Anzahl: ich habe aber beständig bey denen, welche große Hörner hatten, ein starkes Band wahrgenommen, welches mit dem einem Ende in den hornichten Theil des Schnabels gieng, und mit dem andern auf dem Mittelpunkt von dem Grundtheil des Horns paßte. 4) Wenn man alle Bänder weggenommen und vernichtet hat, dasjenige ausgenommen, welches nach dem Schnabel zugeht, so macht sich das Horn ziemlich leicht von dem Hirnschädel loß; und indem es sich nach dem Schnabel zukehrt, so wird man unter dem

Grundtheil dieses Horns gelenkförmige Höhlen und auf dem Hirnschädel Erhöhungen gewahr, welche darein passen; alsdenn macht sich die ganze hornichte Substanz von einem pyramidenförmigen knochichten Kern los, der sich bisweilen durch viele Spitzen endiget, und an dem Bande, von welchem ich gesagt, daß es an den Schnabel gränzt, hängen bleibt. 5) Dieser knochichte Kern, der nicht sehr fest ist, ist mit einer dem Knochenhäutchen ziemlich ähnlichen Haut bedeckt, so aber an vielen Orten blutig ist. Wenn der hornichte Theil von seinen Kernen losgemacht worden, so hat er die Figur eines Elephantenzahns, indem er unten hohl und dünner ist, und nach dem Ende von oben bis über die Hälfte seiner Länge voll ist. Ich habe einen eine Zeitlang in Weingeist geweicht, welcher die hornichten Lagen dergestalt trennte, daß man deren eine große Zahl losmachen konnte.

Nachdem ich die Bemerkungen, welche ich mit vielen zerlegten Hahnenköpfen, so mit großen Hörnern versehen waren, angestellt, angeführt habe, (denn wenn die Hörner klein sind, so wird man beynahe nichts gewahr) so gehe ich nun zu den Folgen fort, die man aus den vorhergehenden Bemerkungen ziehen kann.

1) Man erwäge einen organisirten Theil, den man von der Pfote eines Hahns losgemacht, als er nicht größer als ein Hanfkorn war, und der, als er sich auf dem Kopf von eben diesen Thiere befand, eine ziemliche genaue Vereinigung erlangt hatte, dadurch er viele Zolle lang wurde; er behielt an diesem Ort eben diese Organisation, welche er an seiner natürlichen

Stelle

Stelle hatte, ausgenommen, daß er daselbst größer geworden. Man muß gestehen, daß diese wahrhaftig eine Einpfropfung ist, welche in einem Thiere vorgenommen worden. 2) Man erwäge einen mit einem Knochenhäutchen überzognen und mit einer hornichten Substanz bedeckten knochichten Kern; mit einem Wort ein Horn, welches einem Ochsenhorn ähnlich ist, und welches auf eben die Art plättchenweise wächst, welche sich in dem innern formiren, und welche die äussern nöthigen, sich auszudehnen; welche sie nur mit dem untern Theil, der an dem knorplichten Ring, oder an den gedachten Bändern hängt, thun. 3) Da dieses Horn wegen seiner Größe und der beständigen Bewegung des Kopfs von dem Hahn sich nicht genau mit dem Hirnschädel vereinigen können, so ist es unbeweglich geblieben; und es hat sich eine Art eines Gelenkes und viele ziemlich starke Bänder formirt, um dieses große Horn zu erhalten. Alle diese organische Theile, wie ich gesagt, befinden sich in dem natürlichen Zustande, weder unter dem Kamm der Hähne, noch um ihre Sporen; zum wenigsten habe ich sie nicht wahrnehmen können: demnach weiß die Natur ihren Bedürfnissen durch die Entwickelungen neuer organischen Theile zu statten zu kommen. Es ist eine ganz besondre Sache, so aber durch viele Bemerkungen von den Mißgeburten wahrscheinlicher Weise wird bestätiget werden, wenn dieses denenjenigen, welche die Zergliederung hiervon unternehmen, vorkömmt.

Dieses ist es was den Hahn betrifft; nun wollen wir zur Beschreibung der Henne fortgehen.

Die Federn, woraus der Schwanz beynah aller Arten Vögel besteht, befinden sich eine unter der andern, und eine auf der Seite der andern, in einer wagerechten und gleichlaufenden Linie. Es giebt nur, wie wir wissen, eine einzige Art Vögel, deren Schwanz senkrecht steht, und in zwey gleiche Theile gespalten ist, dergestalt, daß der untere Theil von der einen Hälfte seiner Federn sich an den untern Theil der Federn von der andern Hälfte anschlüßt. Diese Art Vögel, wovon der Rand des Schwanzes uns sehr besonders scheinen würde, wenn wir ihn das erstemal sehen sollten, ist die Hünerart. Die alten Römer, sagt Beionius, indem sie die Farbe von den gemeinen Hünern als die beste loben, wollen, daß sie röthlich oder schwärzlich sind; die weißen haben niemals Beyfall erhalten, weil sie dem Rauben der Raubvögel allz sehr unterworfen sind. Einige sind fruchtbar, andre sind unfruchtbar. Eine ist klein, welche an allen Orten gemein ist; die andre ist groß, welche nicht so gemein wie die vorhergehende ist. Die erstere wird von den alten die Hofhenne, und die andre griesche genennt, gleichsam als wenn es fette Henne hieß. Die alten Liebhaber von dem Lande hatten verschiedne andre Arten von Hünern, davon sie einige die Rhodischen, andre die Negropontischen, und die andern die Medischen, nach den Orten, von welchen sie waren gebracht worden, genennt.

Alle diese Benennungen sind bey uns nicht mehr im Gebrauch. Aber statt dessen kennen wir acht bis neun Arten von Hünern, nämlich: 1) die Hüner aus

der

der Normandie, aus Bruck, und Mirevalais, welche hoch in die Höhe gewachsen, hochbeinicht sind. 2) Die Hüner mit kurzen Füßen, welche in einigen Provinzen Kurzfüße genennt werden; 3) Zwerghüner; 4) krausichte Hüner, welche unrecht wollichte genennt werden, deren Federn nach dem Kopf zu gebogen sind; 5) Perlhüner, welche von Guinea, und Senegal kommen, und einen schwarzen Kamm und Haut, schwarze Knochen und weißes Fleisch haben. 6) Hüner ohne Schwänze, und auch ohne Bürzel, sonst ungeschwänzte Hüner genannt; 7) Hüner, welche an jedem Fuß fünf Zehen, drey vörderste und zwo hinterste haben; 8) Hüner oder Flügel, oder mit so kurzen Flügeln, daß sie nicht geschickt sind, zu fliegen. Unter diesen verschiednen Arten von Hünern sind einige gemein, und jedermann bekannt; andre sehr rar, und beynahe unbekannt.

Ueberhaupt sind die Hüner von einer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit, und der Aufwand, den man von den Eyern macht, so sie legen, ist wunderbar: aber es wäre zu wünschen, daß wir sie zu aller Zeit vor einerley Preis haben könnten, und daß sie zu Ende des Herbsts und im Winter nicht theurer als im Frühling und im Sommer wären; es wäre auch zu wünschen, daß wir sie allezeit so frisch hätten, als sie sind, wenn sie nur gelegt worden. Uebrigens muß man, wenn man die Eyer erhalten will, jeden Tag besorgt seyn, diejenigen, welche an eben dem Tage gelegt sind, mit Fett oder Oel zu bestreichen: es kann allerley Art Fett darzu angewendet werden; so bald das Ey überall an sei-

ner Schale mit Fett bestrichen worden, so ist es in dem Zustande, daß es viele Monate und ein Jahr lang kann aufbehalten werden, ohne einige merkliche Veränderung zu leiden. Man weiß nicht alle den Nutzen von der Eyerschale, wenn man sie nur schlechthin als eine Büchse ansieht, welche zum Aufbehalten des Eyweises, des Eydotters, und der jungen Frucht bestimmt ist, und verhindert, daß das Ey nicht zertreten werde, wenn eine Henne es mit dem Gewicht ihres ganzen Körpers beschweret: sie macht auch, welches nicht weniger wichtig ist, daß keine allzugeschwinde und allzuhäufige Ausdünstung vor sich gehe. Es ist nicht selten, daß man Hünereyer ohne Schale findet, man nennt sie im Französischen Oeufs hardés; ihre Feuchtigkeiten werden nur von einer dicken Haut gehalten, welche das Innre von der Schale der andern überzieht: Diese Einwickelung weicht unter dem Finger an dem Ort den man drückt. Man weiß, daß die ersten Eyer von den Hünern klein sind; aber man kann nicht wissen, ob die Hüner in dem zweyten, dritten, und vierten Jahr weit größre Eyer legen als diejenigen sind, welche sie in dem Verlauf des erstern gegeben haben. Es giebt deren, welche weit besser legen als die andern: einige legen nur in drey Tagen ein Ey; andre legen in zwey Tagen eins; andre alle Tage; und Herr Reaumur, von dem wir dieses entlehnt haben, hat eine gehabt, welche in einem Tage zwey Eyer gelegt. Allein bey allen findet sich eine Zeit, in welcher sie aufhören ganz und gar zu legen, und diese Zeit ist bey allen nicht einerley, noch wahrscheinlicher Weise von gleicher Dauer.

Man kann die Eyer von den kleinsten Vögeln nach dem Ey einer Henne, wo die Theile merklicher sind, betrachten. Wir unterscheiden daselbst leicht den Eydotter, welcher in dem Mittelpunkt ist; das erste Eyweiß, welches den Eydotter umgiebt; das zweyte Eyweiß, in welchem die Masse von dem Mittelsten schwimmt; die Bänder, welche den Eydotter gegen den Mittelpunkt des Eyes zu erhalten; die Häute, davon die eine dem Eydotter, und die andre das erste Eyweiß umhüllt; die dritte und vierte, welche das ganze umgeben; endlich die Schale, welche dem ganzen übrigen zur Vertheidigung dient. Alles was sich innwendig befindet, ist zuerst formirt. Die Schale entsteht zuletzt, und wird von einem Tage zum andern harte. Es ist ein Auslaufen einer Menge von Salzen, welche sich von den Säften der Mutter auspressen, und welche die Wärme um das Ey fest macht, um eine Schale zu machen, deren Nutzen doppelt ist; 1) die Mutter in den Zustand zu versetzen, sich von dem Ey zu befreyen, ohne es zu zerquetschen. 2) Das Junge vor jedem Zufall zu bewahren, bis es formirt und in dem Stand auszukriechen ist. Man kann auch sagen, daß das Ey bey den kleinen Vögeln die Stelle der Brust und der Milch vertritt, welche die Jungen von andern Thieren ernährt, weil das junge Huhn, so in dem Ey ist, sich anfangs von dem Eyweiß, und hernach, wenn es ein wenig stärker geworden, und seine Theile anfangen fest zu werden, von dem Eydotter ernährt. In der Haut, welche den Eydotter umgiebt, befindet sich die Narbe oder der kleine weiße Fleck, welcher allein der wirkliche Theil ist, in welchen das junge Huhn

sich im Kleinen befindet. Es hat alsdenn alle seine organischen Theile, aber platt zusammengefalten, und in einen Punkt eingewickelt. Kömmt die kleinste Portion von der belebenden Kraft, welche dazu bestimmt ist, auf eine Art, die ich nicht weiß, mitten durch die Umwickelungen und bis zu dem Herzen hinein, so lebt das junge Huhn in diesem Augenblick, und alles fängt sich an bey ihm zu bewegen. Es ist wahr, daß man nicht begreift, was die belebende Kraft ist: allein dieses Wort drückt eine Sache, eine Wirklichkeit aus, und dies ist genug für uns. Wenn diese Lebenskraft nicht bis in diese Narbe hineingebracht worden, wo nicht allein die Schultern, sondern auch alle Theile von der jungen Henne sind, so kann die Mutter bisweilen dieses Ey legen. Aber es ist nur voller unfruchtbarer Nahrung angefüllt: es kann nichts hervorbringen, wenn hingegen diese lebende Kraft in so kleiner Menge sich hineinschleicht, daß es durch die Löcher der Häute geschieht, welche schon so viel verschiedne Nahrung bekommen, so öffnet es die kleinen Gefäße von der Henne; es bringt die Wärme und den Nahrungssaft bis zu dem Herzen. Der Bau von diesem kleinen Muskel ist so beschaffen, daß er sich öffnen und erweitern kann, indem er dasjenige aufnimmt, welches von einer Seite hineinkömmt, hernach sich zusammenzieht, und durch eine andre Oeffnung, das, was er aufgenommen, herausgehen zu lassen. Es verhält sich mit diesem Schlagen des Herzens, eben wie mit der Unruhe in einer Uhr. Sobald dieser Theil geht, so geht die ganze Maschine. Sobald das Herz schlägt, so hat das Thier Leben. Es hört alsdenn nicht auf, durch die Röhre des Nabels einen

nen Tropfen vom neuen Nahrungssaft aufzunehmen, der sich in alle die Gefäße ergiest, deren Aeste sich in den ganzen Körper vertheilen. Alle diese kleinen Canäle, so zuvor platt waren, schwellen auf, und werden weit. Alles empfängt Nahrung, und das junge Huhn fängt an zu wachsen.

Es ist beynahe unmöglich, die Natur von dem Fortgang und den Veränderungen, so ihm täglich wiederfahren, bis es seine Schale durchboret, in den Feuchtigkeiten, die es umgeben, zu entwickeln. Allein wir wollen eine so merkliche als wunderbare Vorsorge, die man in der Lage der Narbe, wo sie sich formirt, bemerkt; nicht weglassen. Dieser kleine runde Fleck, welcher auf der Decke des Eyerdotters ist, befindet sich allezeit beynahe in dem Mittelpunkt des Eyes, und nach der Höhe von der Seite der Mutter zu, um die Wärme, die es nöthig hat, aufzunehmen, wie der Dacht von einer Lampe, eines Bootsknechts, allezeit nach der Höhe durch die Beweglichkeit des Deckels von der Lampe und durch die Schwere des Gefäßes mit dem Oel, welches allezeit ohnerachtet der Bewegung des Schiffs, unten ist, hält. Und dieses ist es, welches macht, daß das Junge niemals umgekehrt wird, wenn man das Ey bewegt. Der Eydotter wird von zwey Bändern gehalten, die man allezeit bey der Oeffnung des Eyes findet, und die von beyden Seiten, an der gemeinen Haut hängen, welche an der Schale klebt. Wenn man von einem Band zu dem andern eine Linie ziehen sollte, so würde sie nicht gerade durch die Mitten des Eydotters, sondern über den

Mittel-

Mittelpunkt gehen, und den Eydotter in zween ungleiche Theile schneiden; dergestalt, daß der kleinste Theil von dem Eydotter, worinne die Frucht liegt, nothwendiger Weise nach dem Mittelpunkt des Vogels zu, so das Ey bebrütet, erhaben bleibt, und daß der andre Theil, welcher größer und schwerer ist, allezeit nach unten zu sich begiebt, so viel als die Bänder es erlauben. Wenn das Ey von seinem Platz kömmt, so leidet das Junge deshalben nichts, und es genüßt die Wärme, welche bey ihm alles in Thätigkeit setzt, und welche nach und nach der Entwickelung seiner Theile vollkommen macht. Wenn es nicht mehr hinunter glitschen kann, so nähret es sich nach Belieben anfangs von dem flüßigen und zarten Eyweis, so zu ihm gebracht wird: hernach erhält es seinen Unterhalt, und sein Wachsthum von dem Eydotter, welcher eine stärkere Nahrung ist. Wenn sein Schnabel harte geworden, und es anfängt sein Gefängniß überdrüßig zu werden, so bemüht es sich, die Schale zu zerbrechen, und endlich zerbricht es sie. Es kriecht heraus und hat den Unterleib voller Eyerdotter, welcher bey ihm noch eine Zeitlang die Stelle eines Nahrungsmittels vertritt, bis es sich auf seinen Pfoten befestigen, und selbst seinen Unterhalt suchen kann, oder der Vater und die Mutter ihm welchen bringen.

Auf diese Weise erklärte sich Pluche von der Bildung desjenigen Huhns, nachdem Malpigh, und andern guten Beobachtern. Diese Wahrheiten sind durch die Bemerkungen eines Naturforschers vom ersten Range bestätiget. Ueberhaupt sagt

Reau-

Reaumur, bedienen sich die Hüner, welche brüten, alsdenn ihres Schnabels nur darzu, daß sie die Eyer umwenden, ihren Platz verändern, und bisweilen die Stücken von der Schale aus dem Nest werfen, von welchem sich das junge Huhn entwickelt hat. Das junge Huhn, welches in dem Ey eingeschlossen ist, ist mit dem ganzen Werk, welches geschehen muß, ehe es sich in Freyheit setzen kann, allein beläftiget, ein Werk, von welchem man glauben sollte, daß es sehr über seine Kräfte sey, wenn nicht die täglichen Bemerkungen diejenigen, die es hat, zeigten, und wie es dieselben anzuwenden weiß, wenn sein wirklicher Zustand ihm die Nothwendigkeit empfinden läst, die es zum Wachsthum, und zum Genuß eines thätigen Lebens hat, welches sehr verschieden von dem ist, so es in der vollkommensten Ruhe vollbracht. Die Art, nach welcher seine äußern Theile liegen, würde nicht vermuthen lassen, daß es sich in seinem Vermögen befinde; die Hindernisse zu überwinden, die sich seinem Herauskriechen aus seiner Wohnung, welche für ihm ein Gefängniß geworden, entgegen setzen: es befindet sich alsdenn beynah in Form einer Kugel; sein Hals, welcher sich krümmt, geht von der Seite des Bauchs herunter, gegen dessen Mitten sich sein Kopf befindet; der Schnabel liegt unter einem von seinen Flügeln, wie bey einem Vogel welcher schläft. Dieser Flügel ist beständig der rechte; die Pfoten sind unter den Bauch, zurück gezogen, so wie sie es bisweilen bey den jungen Hünern und Tauben sind, welche man an den Bratspies stecken will; die Zehen sind alsdenn nach hinten zu gekrümmt, und berühren durch ihren wölberunden

Theil beynahe den Kopf. Der Vordertheil der jungen Henne befindet sich gemeiniglich auf der Seite, des großen Endes von dem Ey, wo sich beständig der leere Raum befindet: sie ist in dieser Stellung enthalten, welche den Bewegungen so wenig günstig zu seyn pflegt, daß sie sich in Nothwendigkeit würde versetzt zu seyn scheinen, sich durch eine dicke und starke Haut durchzuarbeiten; doch ohne diese Stellung zu verändern, welches das schwerste ist, zerbricht es seine Schale, und zerreißt die feste Haut, in welcher es eingehüllt ist, und die seinem Bestreben so sehr als eine Schale, welche harte aber zerbrechlich ist, widersteht.

Die Schale ist eine Art einer Mauer, welche es durchboren und niederreißen muß; der Schnabel ist das Instrument, welcher zum durchboren muß angewendet werden; das junge Huhn verrichtet die wiederholten Hiebe mit der Spitze des Schnabels; sie sind oft ziemlich stark, so daß sie sich hören lassen, und wenn man die Augenblick wahrzunehmen weiß, so sieht man sie derselben beybringen; der Kopf bleibt nicht weniger unter dem Flügel. Wir haben allzuwenig gesagt, wenn wir gesagt haben, daß er wie der Kopf bey einem Vogel, welcher schläft, die Lage hat; er ist weiter hervorgestreckt; der Schnabel geht unter diesem Flügel von der Seite des Rückens heraus; indem der Kopf die wechselsweisen Bewegungen von hinten nach forne, und von forne nach hinten, oder vielmehr von dem Bauch nach dem Rücken zu, und von dem Rücken nach dem Bauch zu macht, so erreicht er die Schale und schlägt sie mehr oder weniger stark, so wie die

Geschwin-

Geschwindigkeit seiner Bewegung zu seyn pflegt; indem es dieses thut, so wird er auf gewisse Weise von dem Flügel und von dem Körper, so ihn erhalten und verhindern sich zu entfernen, begleitet. Er ist sehr schwer; denn die Größe von dem Kopf der jungen Henne, so zum Wachsthum bereit ist, ist im Verhältniß, mit seinem Körper beträchtlich: er macht mit dem Hals für die junge Henne ein so schweres Gewichte, daß es einige Augenblicke, nachdem es ausgekrochen, noch ungeschickt ist, ihn zu erhalten: allein die Art, nach welcher alle seine Theile, in dem es in dem Ey ist, gestellt sind, und die durch ihre Zusammenhäufung eine Art einer Kugel formiren, machen dieses Gewichte von dem Hals und dem Kopf ihm leicht zu ertragen; das Ey mag sich in einer Stellung befinden, welche es nur sey, so wird der Kopf entweder von dem Leib, oder von dem Flügel, oder von beyden auf einmal erhalten; kurz, je beträchtlicher die Masse des Kopfs ist, desto stärker sind die Schläge; welche das Huhn durch ihn geben kann.

Man darf nur die Figuren nachsehen, welche die vortrefflichen Beobachter zeichnen lassen, so den Fortgang von dem Wachsthum der jungen Henne während der ganzen Bebrütung Tag vor Tag verfolgt, und gesucht haben, uns solche vor die Augen zu stellen, wenn man wahrnehmen will, wie seine äußern Theile in den ersten funfzehn bis sechzehn Tagen anders als in den vier bis fünf letztern gestellt sind: wir wollen uns demnach nicht aufhalten, die Verschiedenheiten, die sie uns in diesen verschiednen Zeiten vorstellen, zu

beschreiben; wir werden uns nur begnügen zu sagen, daß zwischen den Theilen, welche in den ersten Tagen gerade ausgedehnt, und weit von dem Körper entfernt sind, einige in den letztern Tagen an den Orten ihrer Gelenke zusammengefalten, die andern gekrümmt, und alle näher an den Körper gebracht sind. Was ich aber vor allen bemerkt wissen will, ist dieses, daß die Lage der äußern Theile der ganzen Masse von der jungen Henne nicht die Form einer Kugel giebt, und der Schnabel nicht eher unter dem Flügel hingeht, als bis die Zeit, wo diese Lage nöthig ist, herannaht: es ist wahr, daß, wenn die Zeit nahe ist, die Schienbeine und der Hals so lang geworden sind, daß das junge Huhn gezwungen ist, sie zusammen zu legen, damit sie in der Höhle, wo es sich aufhält, Platz finde, und dieses ist auch hier zu bewundern, so wie es überhaupt bey den Wirkungen der Natur ist, daß dasjenige, welches durch die Nothwendigkeit scheint gemacht zu seyn, besser durch die Wahl könnte gemacht worden seyn.

Die Wirkung der ersten Schläge von dem Schnabel der jungen Henne, ist bald ein einfacher, bald ein vervielfältigter Spalt; ich will so viel sagen, daß er bisweilen nur ein einziger Spalt, und bisweilen ein aus vielen ungleich langen Spalten, so aus einem gemeinschaftlichen, und unordentlich gestreiften Mittelpunkt herausgehen, zusammengesetzter Spalt ist. Dieser erste Spalt befindet sich gemeiniglich zwischen der Mitten des Eyes und seinem großen Ende, nämlich diesem näher als dem andern, der

Vor-

Vordertheil der jungen Henne ist nach den erstern zu gedreht, und der Hintertheil nach den andern zu. Unter vielen tausend jungen Hünern, von welchen ich Gelegenheit gehabt, sie auskriechen zu sehen, habe ich doch bemerkt, daß einige ihre Schale näher an dem kleinen als großen Ende durchbohrt hatten, und ich habe einen jungen indianischen Hahn gesehen, welcher seine Schale eben so zerhackt. Doch war der leere Raum in dem großen Ende des durchborten Eyes wider die gewöhnliche Ordnung, wie es bey andern zu geschehen pflegt, entstanden; der vordre Theil von diesen jungen Hünern befand sich viel enger beysammen, als der hintere, an statt, daß er gewohnt ist, weiter zu seyn: ohnerachtet dieser umgekehrten Lage krochen sie eben sowohl als diejenigen heraus, welche sich in einer natürlichen Lage befinden.

Wenn der Spalt merklich ist, so sagt man, daß das Ey zerhackt ist; er wird es immer mehr und mehr, so wie die Hiebe von dem Schnabel verdoppelt werden; sie machen bisweilen, daß sie in kleine Stücke zerspringt, welche die weiße Haut, so sie überzog, bloß machen: ich habe diese kleinen Stücke mit so viel Gewalt weggestoßen gesehen, daß sie auf drey oder vier Zoll weit von dem Ey waren geworfen worden. Die Haut, über welcher die ersten Stücke von der Schale sich losgemacht, ist gemeiniglich ziemlich ganz; selbst ein einfaches Vergrößerungsglas kann keinen Riß in selbiger wahrnehmen lassen: daher hat man nach der Wahrscheinlichkeit glauben müssen, daß das Ey von der Henne zerhackt worden; das Werk scheint von außen

angefangen zu seyn; man hat geglaubt, daß wenn es von dem Schnabel des jungen Huhns herrühre, die Haut, auf welcher unmittelbar die Hiebe kommen, eher als die Schale müßte durchbort worden seyn: man hat nicht gnugsam erwogen, daß die Haut, welche biegsam, und von der Schale unterstützt ist, denen Hieben, welche eine steifere Materie zerspalten, widerstehen könnte. Die Hiebe wenn sie auf ein gläsernes Trinkgefäße, auf welchen ein Papier gelegt worden, kämen, würden das Glas, ohne das Papier zu zerreißen, zerbrechen: allein, wenn die Hiebe von dem Schnabel die Haut angreifen, von welcher die Schale weggenommen worden, so treiben sie sie weiter hinaus, als es ihr erlaubt ist, sie auszudehnen, und alsdenn zerreißen und durchboren sie selbige.

Es wenden aber alle jungen Hüner nicht einerley Zeit an, diese große Verrichtung zu vollenden; es giebt deren, welche aus ihrer Schale in eben der Stunde herauskommen, in der sie angefangen haben zu hacken; andre kriechen nicht eher als in zwey oder drey Stunden aus; am gemeinsten geschieht es nach Verlauf eines halben Tages; andre kommen nur nach vier und zwanzig Stunden, nachdem die Schale zerhackt geschienen, hervor. Ich habe deren in der Arbeit beynahe zween Tage bleiben sehen; einige setzen sie ununterbrochen fort, andre nehmen sich Zeit, und ruhen, worauf sie ihr Werk wieder fortsetzen. Sie sind nicht alle auf gleiche Weise stark, noch auch einerley beschaffen: es giebt deren, welche allzu ungeduldig sind, und den Tag nicht erwarten können,

und daher bey guter Zeit die Schale mit den Hieben des Schnabels angreifen; die Hülfe die ich einigen zum Auskriechen verschaffen wollen, hat mir Gelegenheit gegeben, von selbigen einige wahrzunehmen, welche sich in Durchborung ihrer Schale allzugeschäfftig bewiesen. Ehe sie auskriechen, müssen sie in ihrem Körper einen Vorrath von Nahrung haben, die sie auf vier und zwanzig Stunden, nachdem sie ausgekrochen, versorgt, ohne daß sie andre nehmen dürfen; dieser Vorrath besteht in einer beträchtlichen Portion Eydotters, welcher nicht verzehrt worden, und welcher durch den Nabel in den Körper hineinkömmt: das junge Huhn, welches aus seiner Schale kriecht, ehe der Eydotter in seinen Körper gekommen, wird matt, und stirbt nach wenig Tagen, nachdem es ausgekrochen. Ich habe viel Eyer, so sehr zerbrochen waren, wovon das junge Huhn noch eine große Portion Eydotter außer dem Körper hatte, geöffnet.

Ueberdies haben einige größre Hindernisse zu überwinden, als die andern: nicht alle Schalen haben einerley Dicke, noch Consistenz; und was wir von der Schale sagen, muß wahrscheinlicher Weise auch von der festen Haut gesagt werden, welche die unmittelbare Einhüllung von alle dem ist, so das Ey ausmacht. Die Schalen der Eyer von verschiednen Vögeln haben eine verschiedne Dicke; sie sind nach den Kräften des Jungen beschaffen, welches, nachdem es in seinem Ey sein Wachsthum erlangt, genöthiget ist, solches zu öffnen. Der Zeisig würde die Schale, in der er eingeschlossen, nicht zerbrechen, wenn sie so dick als die

Schale eines Hünereyes wäre: die Henne aber würde alle diejenigen Eyer, die sie bebrütet, zerquetschen, wenn ihre Schale so dünn als die Schale von den Eyern des Zeisigs wäre, es würde sehr vergebens seyn, wenn eine junge Henne ihre Schale durchboren wollte, wenn sie die Dicke und die Härte von der Schale eines Straus-Eyes hätte. Wiewohl der Straus, welcher dem Auskriechen sehr nahe ist, vielleicht so groß als eines der größten jungen Hüner ist, welche auf unsern Tafeln erscheinen, so ist es doch schwer zu begreifen, wie seine Hiebe von dem Schnabel stark genug seyn können, eine Schale, welche dicker als unsre gemeinen Porcellainenschalen ist, und welche durch ihren Glanz zeigt, daß sie sich derselben Härte nähert, zu zerbrechen; es ist eine Schale, wovon man sehr große und feste Trinkschalen machen kann, und auch macht.

Unter den Schnäbeln der Vögel von verschiedner Art, scheinen diejenigen, welche, wie die Hünerschnäbel, ein spitziges Ende haben, eine Figur zu besitzen, welche zu Durchborung der Schale geschickter ist, als bey denen, deren Ende stumpf ist, wie z. E. die Schnäbel der Enten sind. Demohngeachtet können die jungen Enten eben so geschwind und so leicht ihre Schale durchboren und zerbrechen, als die jungen Hüner die ihrige zerbrechen; es betrifft hier nicht sowohl die Figur des Instruments, welche schlägt, als die Stärke des Hiebes, den es giebt.

Ich habe bereits anderswo gesagt, was man von dem Gebrauch denken soll; den die Weiber an verschiednen Orten haben, wenn sie die Eyer eine sehr kurze

Zeit

Zeit in warmes Wasser tauchen, an dem Tage, wo sie müssen zu hacken angefangen werden: sie glauben denen jungen Hünern hierdurch einen großen Dienst zu erweisen, und die Schale weich zu machen; allein die Schale eines Eyes kömmt nicht merklich weniger gehärtet auch aus dem siedenden Wasser heraus; und wenn es darinnen wäre erweicht worden, so würde es in der Luft, indem es trocken wird, seine erste Härte wieder annehmen.

Wenn endlich das junge Huhn den vordern Theil von der Schale wegstößt, oder sattsam aufhebt, so verschafft es sich den Weg, der ihm erlaubt, sich aus dem hintern Theil zu ziehen; es streckt seine Schienbeine aus, welche noch allzuschwach, und deren Bewegung gar zu wenig frey sind, als daß sie selbiges tragen sollten, die aber, indem es sich ausstreckt, es noch forne zu glitschen lassen: alsdenn zieht es seinen Kopf, unter den Flügel, wo er allezeit gewesen war, ganz oder beynah ganz aus seiner Schale, es verlängert seinen Hals, und richtet und trägt ihn vorwärts; allein es hat noch nicht die Kraft, ihn aufzuheben, und oft vergehen viele Minuten, ehe es selbige erlangt. Wenn man eines von selbigen das erstemal in diesem Zustande siehet, so verspricht man ihm nichts gutes, man glaubt, daß seine Kräfte durch die Bemühungen, die es angewendet, erschöpft habe, und man meynt, daß es seinem Ende ganz nahe sey: nach Verlauf einer bisweilen ziemlich kurzen Zeit, erscheint es ganz anders, alle seine Theile sind stark; nachdem es sich ein wenig auf seine Beine gesetzt, so kömmt es in den Stand, sich darüber hinzu-

begeben, seinen Hals zu erheben, ihm verschiedne Biegungen zu verschaffen, und endlich seinen Kopf in die Höhe zu halten. Die Federn, womit es bedecket ist, sind nur feine Flaumfedern, und so lange sie feuchte sind, scheinet es beynahe nackich zu seyn. Diese Arten von Federn gleichen der Anzahl ihrer Zweige nach den kleinen Sträuchern: wenn diese Zweige feuchte sind, und an einander kleben, so nehmen sie wenig Platz ein; so aber wie sie trocknen, machen sie sich los, und trennen sich von einander. Die Zweige, oder vielmehr die Fahnen von jeder Feder, sind dünne, und vermittelst der Art einer Röhre, in welcher sie sich befanden, an einander gedrückt: diese Röhre besteht aus einer Haut, welche so bald sie trocken wird, bricht; hierzu trägt die Schnellkraft der Fahnen, welche sie dahin bringt, daß sie sich von dem Kiel entfernen, etwas bey. Wenn alle diese Fahnen sich, so zu reden aufthun, so erlangt jede Feder die daraus besteht, eine beträchtliche Größe; auch ist das junge Huhn, wenn alle die Federn trocken geworden, und sich aufgerichtet, sehr warm, und sehr artig bekleidet.

Alles was bisher gesagt worden, ist um derentwillen nur geschehen, welche die von dem Urheber der Natur angewendeten verschiednen Mittel zur Fortpflanzung verschiedner Arten von Dingen und vornehmlich belebter Körper wissen wollen; welche zu wissen verlangen, wie Thiere, welche noch nicht von einem einzigen äußerlichen Gegenstande gerührt worden, und aus der Maßen schwach sind, Bemühungen unternehmen, welche das Verlangen darthun, so sie zum

Wachsthum haben, und welche zur Vollführung verschiedner Handgriffe, welche Wissenschaft, Kraft und Geschicklichkeit, so man nicht von ihnen glauben würde, und so sie nicht durch wiederholte Handlungen haben erlangen können, unterrichtet sind; und alles dies mußte in Ansehung der jungen Henne um so vielmehr gesagt werden, weil das, welches zur Zeit seiner Geburt geschieht, von keinem einzigen gelehrten Beobachter, so die Bebrütung der Eyer die ganze Zeit über bemerkt hat, beschrieben worden. Itzt muß man für diejenigen etwas sagen, welche vornehmlich die Zahl ihrer jungen Hüner zu vermehren suchen.

Die Aegyptier, denen die andern Völker die erste Kenntniß der meisten Künste schuldig sind, haben eine behalten, welche noch nicht anders, als von ihnen ausgeübet wird, es betrifft solches nämlich das Auskriechen der jungen Hüner, ohne die Eyer von Hünern ausbrüten zu lassen; sie bauen lange und geraumige Oefen, welche in Ansehung der Form von den Oefen, die wir zu verschiedentlichen Gebrauch anwenden, sehr verschieden sind, diese Oefen sind zur Aufnahme einer sehr großen Menge Eyer bestimmt; sie machen vermittelst eines sehr gelinden, und sehr gemäßigten Feuers, daß diejenigen, welche daselbst in Ordnung gebracht worden, eine Wärme erlangen, welche der Wärme ähnlich ist, welche die Hüner den Eyern, auf welche sie mit so vieler Beständigkeit sitzen bleiben, mittheilen. Nachdem sie eben so viel Tage, als die andern unter der Henne zubringen müssen, warm gehalten worden, so geschieht dieses, daß über dreyßig tau-

send junge Hüner ihre Schale zerbrechen, und sich von selbiger losmachen; so kömmt der Tag, wo man junge Hüner genug hat, sie nach dem Maas zu verkaufen. Wenn man diese Wissenschaft den Aegyptiern benehmen will, so darf man nur wollen; ihre lange Erfahrung würde kein so sicherer Geleitsmann seyn, um einen in einem verschloßnen Ort gewissen Grad von einer beständigen Wärme zu erhalten, als das Thermometer ist, ein Instrument, dessen Gebrauch ihnen ohne Zweifel unbekannt ist. Vermittelst des Thermometers erfährt man leicht, welches der Grad der Wärme ist, so die Entwickelung und das Wachsthum der jungen Frucht in jedem Ey ist, auf welchem eine Henne sitzen bleibt; man muß nur die Kugel mitten in den Eyern, welche sie bebrütet, halten. Ich habe es vor vielen Jahren versucht, und in den Abhandlungen der Akademie gemeldet, daß dieser Grad von Wärme ohngefähr der zwey und dreyßigste des, nach den von mir angezeigten Grundsätzen verfertigten, Thermometers ist. Es ist demnach eine beständige Wärme von ohngefähr zwey und dreyßig Grad, so man an jedem Ort unterhalten muß, wo man Eyer auf eine Art will ausbrüten lassen, welche zum Auskriechen der jungen Hüner geschickt ist. Durch diese Kenntniß des Grades von der Wärme der Henne, und vermittelst des Instruments, durch das man sie erlangt, ist es leicht gewesen, junge Hüner in Oefen, so den ägyptischen ähnlich sind, auskriechen zu lassen.

Der Grad von der Wärme, welcher die zum Auskriechen der jungen Hüner erforderliche Wirksamkeit hat,

hat, ist beynahe derjenige, so die Haut von der Henne hat, und welches zu merken ist, eben der, den die Haut von allen bekannten Arten von Hausvögeln, und auch wahrscheinlicher Weise von allen andern Arten Vögel hat. Es ist auch noch zu merken, daß dieser Grad Wärme beynahe auch eben der ist, den die Haut von den vierfüßigen Thieren, und auch die Haut von den Menschen hat.

Die Vögel und vornehmlich die Hausvögel machen eines von den vornehmsten Stücken unsrer Nahrungsmittel aus; es ist eine Sache, an der uns gelegen, sie auszubreiten und zu vermehren. Nichts desstoweniger sind wir wegen des gesunden und delicaten Fleisches, das die Hünerart uns giebt, derselben viel schuldig. Ich glaube, daß es kann dargethan werden, daß wir wegen der Eyer, die sie uns im Ueberfluß giebt, weit mehr schuldig sind. Man erschrickt über den unmäßigen Aufwand derselben, so bald man an die Zahl der Tage von jedem Jahr gedenkt, wo sie zu einer Nahrung werden, welche so vielen Menschen beynahe nothwendig ist, und wie viel man bey andern Tagen gebraucht, wo man nicht schlechterdings genöthigt ist, zu selbigen seine Zuflucht zu nehmen. Wenn man die jungen Hüner, oder welches einerley ist, die Hüner vermehren würde, so wird man die Zahl der Eyer vermehren. Es gehört zu den Aussichten der größten Staatspersonen, daß sie vor den Ueberfluß der Saamenfrüchte und der Thiere sorgen; die Hausvögel würden ein Gegenstand seyn, so ihrer Aufmerksamkeit nicht weniger würdig wäre. So weit als man sich auf die Hüner verläßt, so darf man nicht hoffen,

daß

daß die Vermehrung ihrer Art so weit, als es zu wünschen wäre, gehen sollte; alle Hüner von einem Hof haben bey weitem nicht jedes Jahr die Lust zu brüten. Warum soll man nicht versuchen, die gar zu wenige Anzahl der Eyer zu ersetzen. Das Exempel von den Aegyptiern, welche sich so wohl befinden, daß sie sich nicht an sie halten, um junge Hüner zu haben, scheint für uns entscheidend zu seyn. Doch hat es mir nicht geschienen, daß man sich versprechen dürfe, auf unserm Lande ägyptische Oefen gebrauchen zu sehen; die Beschwerde, eine genugsamen Menge Eyer, welche nicht allzu alt sind, zusammen zu sammlen, die ersten Unkosten der Erbauung der Oefen, der Mangel von Leuten, welche geschickt sind, sie aufzuführen, die Mühe, die man haben würde, sie abzurichten, daß sie es würden, sind Hindernisse, welche man nicht anders überwinden würde, als wenn man weit mehr wollte als wir das, welches vielleicht der Republik nützlich seyn würde, zu wollen nicht wissen: allein ich habe gewünscht, daß man ein ander Mittel habe, auf einmal junge Hüner in sehr großer oder kleiner Menge, so wie man es verlangte, auskriechen zu lassen, welches keine vorläufige Unkosten verursachte, welches auf dem Lande von den gröbsten Leuten leichte ins Werk zu setzen wäre, und welches angenehme und nützliche Beschäfftigungen vor die von einer andern Ordnung und denen, welche geschickt sind, von mannichfaltigen Schauspielen, so uns ein Hof von einem Landgut verschaffen kann, gerührt zu werden, und welche Vögel von verschiedner Art in Menge zu vermehren wissen, verschaffte, Welches eine angenehme Beschäfftigung

vor

vor diejenigen wäre, welche geschickt sind, sich, ohne bey der Antwort zu stocken, zu fragen, warum die Sorgfalt, die man sich giebt, um einen glücklichen Fortgang zu haben, nicht auch mit so vieler Ehre verbunden seyn sollte, als diejenige, die man zur Verbesserung der Fortpflanzung der Gartenfrüchte und der fruchtbaren Bäume in seinem Küchengarten, und zur Ziehung der Blumen in seinem Lande anwendet; welches diejenigen angenehm beschäfftigte, welche geschickt sind, zu glauben, daß dieser Gegenstand, durch seine Nutzbarkeit veredelt worden, und welche auch meynen, daß Bemerkungen von lebenden Substanzen, dergleichen die Vögel sind, welche einen philosophischen Geist Genüge leisten, mehr gelten, als diejenigen, welche nur ein Wachsthum wie die Pflanzen haben. Die Sorgfalt für die Vermehrung der Vögel, welche itzt den Weibern auf dem Lande überlassen worden, würde demnach würdig seyn, Naturforscher, welche vor andern insonderheit die Gabe zu beobachten, Versuche auszudenken, und die Beständigkeit selbige fortzusetzen haben, zu beschäfftigen: es wäre zu wünschen, daß sie sich bemühten, dasjenige, welches ich nur im Entwurf gelassen, vollkommen zu machen. Diese wahrhaftig wichtige Materie reicht zween Gegenstände dar: 1) Die Ausbrütung der jungen Hüner, und 2) die Erziehung derselben; Die Aegyptier sind durch die Temperatur ihrer Landesgegend von den Bemühungen in Ansehung des zweyten Gegenstandes befreyet worden; diejenigen, die sie in Ansehung des erstern unternommen, haben sie zu einer Ausübung gebracht, vermittelst welcher sie in den Stand gesetzt worden sind, die Vermehrung

mehrung der jungen Hüner so weit als sie wollen zu treiben. Wir wollen uns demnach bemühen ob wir sie nicht nachahmen können, oder ob wir nicht zu Mitteln, welche ihren Oefen gleich gelten, und welche unserm gegenwärtigen Zustande zuträchlicher sind, und welche leichter zu gebrauchen wären, unsre Zuflucht nehmen könnten.

Ich wollte, daß man, ohne etwas der Wirksamkeit des zu verschiednen Gebrauch angebrachten Feuers wegzunehmen, einer Wärme genösse, welche das Feuer giebt, und die man doch verfliegen läßt, um Eyer auszubrüten. Leute, welche fleißiger und aufmerksamer als diejenigen sind, welche durch ihren Zustand genöthiget werden, eine beständige Wärme in den Stuben zu erhalten, oder täglich, auch vielmal des Tags entweder Oefen zum Pastetenbacken, oder Oefen zum Brodbacken zu heitzen, haben sich entschlossen, zu versuchen, einen Theil von der Wärme dieser Stuben und dieser Oefen wegzuziehen, um junge Hüner und junge Enten auszubrüten. Man hat mir Exempel von einigen angeführt, welche einen glücklichen Fortgang darinne gehabt haben, von denen mir es nicht erlaubt ist, sie in Zweifel zu ziehen: ich habe aber Ursache zu glauben, daß sie die Mittel, sich von dem Fortgang ihrer Versuche zu überzeugen, nicht sattsam gesucht haben, und daß sie keine sattsame hohe Gedanke von der Nutzbarkeit, welche diese Versuche in der Republik haben könnten, gehabt haben, weil sie nachgelassen, sie fortzusetzen, und weil sie sich keine Nachahmer erworben, und sie selbst nicht im Großen gearbeitet. Doch giebt es Oefen, welche das ganze Jahr im Feuer stehen, welches man nutzen, und zur Erhaltung einer zum Ausbrüten

geschick,

geschickten Wärme in Stuben, welche eine große Anzahl Eyer enthielten, anwenden könnte; dergleichen sind die Oefen in den Glashütten, und die Oefen, wo man die Eisen und andre Erzte schmelzt. Die Anzahl der Stuben zur Ausbrütung der jungen Hüner könnte in den Städten durch die Pasteten, und vornehmlich Beckeröfen ganz anders vermehrt werden. Man könnte auf jedem Lande, wo Beckerofen sind, die man alle Tage, oder auch seltner heitzt, diese Stuben haben. Die Sorgfalt, die jungen Hüner auszubrüten und aufzuziehen, würde die Beschäfftigung vor die Weiber derjenigen seyn, welche zu den Oefen, von denen ich itzt geredet, gebraucht werden.

Ich habe noch nicht sattsam an denjenigen Theil gedacht, den man von der Wärme der Becker und Pastetenöfen der Glas-und Schmelzöfen, und so vieler andrer Oefen erhalten könnte, um die Hüner auszubrüten, wenn ich erwogen, lagen von Mist zu eben diesem Gebrauch anzuwenden, und ich habe mit Vergnügen dasjenige nur späte gesehen, was ich hätte weit eher sehen sollen. So wenig man auch die Schriftsteller, welche von der Landwirthschaft handeln, die Schriftsteller von den Vögeln, und vornehmlich diese Werke, welche nur Sammlungen von wunderbaren Geheimnissen sind, durchgegangen, so wird man doch gelesen haben, daß man aus denen in Mist aufbehaltnen Eyern junge Hüner ausbrüten könne; es ist eine Sache, die ich durch viel Bewegungsgründe darthun sollte: die Sammlung der Vögel, die ich seit einigen Jahren angefangen, und die ich schon sehr zahlreich gemacht,

macht, hat mich nothwendiger Weise zu einer besondern Beschäfftigung von den Vögeln gebracht; ich habe nicht anders als mit Verdruß wahrnehmen können, daß eine so schöne Wissenschaft so wenig ausgearbeitet worden, daß man nicht auf alle den Nutzen, den sie uns verschafft, und den man nicht gesucht genugsam zu erweitern, sattsame Aufmerksamkeit gehabt. Wenn es viel Leute giebt, denen es sehr gleichgültig ist, die erstaunende Menge von Vögeln zu kennen, wiewohl sie, was die meisten betrifft, uns Dinge wahrnehmen lassen, welche geschickt sind, unsre Neugier zu erregen, so giebt es doch keinen, der nicht wünschen sollte, daß man die Arten, welche wegen des Nutzens, den wir daraus ziehen, sehr bekannt sind, und vornehmlich diejenigen, welche uns so viel zu unsern Nahrungsmitteln darreichen, zu vermehren suche. Ich habe nicht allein die Begierde haben müssen, mich zu versichern, ob man mit einem glücklichen Erfolg die Eyer dieser so nützlichen Vögel in dem Mist könnte ausbrüten lassen, sondern auch untersuchen müssen, ob der Mist die Stelle der ägyptischen Oefen zur Ausbrütung der jungen Hüner und aller andern Arten von Vögeln ersetzen könnte. Gesner und Aldrovandus haben die Stellen der Alten und Neuern zu ihrer Zeit, welche der Art und Weise, die jungen Hüner vermittelst des Mistes auszubrüten, gedacht, angeführt; allein keiner von denen, die hiervon geredet haben, hat gesagt, daß solches ins Werk wäre gesetzt worden: auch kann ich behaupten, daß kein einziger von ihnen darzu gelanget, ein junges Huhn auf diese Weise auszubrüten; ich bin auch geneigt zu glauben, daß kein einziger von ihnen sich bemüh-

müht den Versuch hiervon zu machen: es ist nichts leichter als sie zu hören; es scheint, als wenn man die Eyer in einen Haufen von gewöhnlichen Mist nur einscharren, und sie darinne nur lassen dürfe, ohne einzige Sorgfalt, beynahe drey Wochen lang zu haben. Demohngeachtet aber verlangt dieses viel Aufmerksamkeit; allein man muß unterrichtet seyn, daß man mit Bemühungen, welche sie in sehr wenig Zeit unternehmen, und wozu die gröbsten Leute geschickt sind, einen glücklichen Fortgang erlangen, und Eyer haben könnte, welche sowohl in dem Mistofen, als unter einer Henne würden ausgebrütet seyn. Hierdurch würde man die Menge eines von unsern Nahrungsmitteln, welches wir so hochschätzen, vermehren können. Ich wollte mich glücklich schätzen, wenn ich denen Landleuten, diese Leichtigkeit, welche einer von unsern größten Königen ihnen zu verschaffen verlangte, verschaffen könnte. Einer von den Wünschen dieses Königes, welcher seine Unterthanen wie ein Vater seine Kinder liebte, einer von den Wünschen Heinrichs des Vierten bestund darinne, daß jeder Bauer alle Sonntage eine Henne in seine Schüssel legen könnte. Es würden es aber alle Landleute können, wenn sie Sorge trügen, die Hüner gemeiner zu machen.

Wir haben itzt einen leichten Entwurf einer neuen Kunst mitgetheilt, einer Kunst, wie man zu jeder Jahrszeit die Hausvögel von allen Arten, entweder vermittelst der Wärme des Mistes, oder vermittelst der Wärme des gemeinen Feuers, könne ausbrüten und aufziehen lassen; ein vortreffliches Werk, wo auf

gleiche Weise Verstand, richtige Wahrheit, und Eifer für das gemeine Beste hervorblicken.

Jedermann weiß, wie weit die zärtliche Liebe der Mütter gegen ihre Kinder geht. Sie geht so weit, sagt Pluche, bis sie ihre natürlichen Neigungen verändern. Neue Pflichten führen sie zu neuen Neigungen. Es betrifft nicht allein die Frage, wie man sich ernähren könne; man muß wachen; man muß sich vertheidigen, vorhersehen, dem Feinde die Spitze bieten, und bey jedem Fall mit seiner Person bezahlen. Man gehe einer Henne nach, welche eine Mutter geworden, sie ist dieselbe nicht mehr; die Freundschaft verändert ihre Arten, und verbessert ihre Fehler. Sie war zuvor gefräßig und unersättlich; itzt hat sie nichts mehr für sich. Findet sie ein Saamenkorn, eine Brodkrume, oder auch etwas mehr, so überflüßig ist, und so man theilen könnte, so rührt sie es nicht an. Sie giebt ihren Jungen durch ein Geschrey, welches sie kennen, Nachricht davon. Sie laufen sehr geschwind hinzu, und das Gefundene ist für sie. Die Mutter schränkt sich sehr sparsam bey ihren Mahlzeiten ein. Diese Mutter, so von Natur furchtsam ist, flohe zuvor. Zuförderst an der Spitze eines Haufens junger Hüner ist sie eine Heldinn, welche keine Gefahr mehr kennt, und die dem stärksten Hund in die Augen springt. Sie würde einen Löwen mit dem Muth, den ihr ihre neue Würde einflößt, Hohn bieten. Vor einigen Tagen habe ich eine in einer andern Stellung gesehen, so nicht weniger ergötzend war. Ich hatte ihr Enteneyer untergelegt, welche nach

Wunsch

Wunsch ausgebrütet wurden. Die Jungen hatten bey dem Auskriechen aus der Schale die Form ihrer gewöhnlichen Kinder nicht: allein sie hielt sich für die Mutter, und aus diesem Grunde fand sie dieselben nach ihrem Willen. Sie führte sie wie die ihrigen auf die beste Weise von der Welt. Sie nahm sie unter ihre Flügel, erwärmte sie, und führte sie überall mit dem Ansehn, und Recht, so ihr die Beschaffenheit einer Mutter giebt. Sie war allezeit vollkommen hochgehalten worden, und der ganze Haufe war ihr gefolgt, und hatte ihr Gehorsam geleistet. Unglücklicher Weise befand sich auf ihrem Weg ein Bach; sogleich liefen alle die jungen Enten in das Wasser. Sie befand sich in einer außerordentlichen Unruhe: sie verfolgte sie längst des Ufers: sie warnte sie, und warf ihnen ihre Verwegenheit vor: sie rufte um Hülfe, und erzählte ihre Unruhe jedermann. Sie kehrte wieder zum Wasser zurück, und rufte diese Unverständigen zu sich: allein die Enten, welche erfreut waren, sich in ihrem Element zu befinden, sprachen sich von aller Sorgfalt diesen Augenblick los; und da sie schon stark waren, so kamen sie nicht wieder zu ihr. Diese Neigung zum Wasser liegt selbst in der Natur der Ente. Es ist ein Werk Gottes. Man kann hier diesen Eindruck des Schöpfers, welcher der Unterweisung zuvor kömmt, und der auch die Erziehung verbessert, nicht verkennen.

Wir wollen hier nicht von denen verschiedentlichen Mißgeburten der Hünereyer, noch auch von der Art, die jungen Hüner aufzuziehen, oder dieselbigen zu mästen,

noch auch von den Krankheiten, denen sie unterworfen sind, reden, weil diese einzeln Umstände uns allzuweit entfernen würden.

Der Capaun, ist ein junger verschnittner Hahn, das ist, dem man die beyden Hoden weggenommen, um sein Fleisch schmackhafter zu machen. Diese Art, fette und schmackhafte Hausvögel zu haben, ist sehr alt. Es wird in dem fünften Buch Mosis von jungen Hünern geredet, welche durch das Reiben, durch das Feuer, oder durch die gänzliche, oder nur zum Theil bewerkstelligte Herausziehung der Hoden verschnitten worden. Man bewerkstelligte eben dieses auch an den Hünern oder jungen Hünern zu Rom; man machte sie sehr schmackhaft fett, und es gab deren, welche auf sechzehn Pfund wogen. Es wurde hernach verboten, die Hüner zu verschneiden; und damit man sich von der Verbindlichkeit dieses Gesetzes losmachte, so verschnitte man die jungen Hähne. Man schneidet gemeiniglich die jungen Hüner nach drey Monaten, vornehmlich im Monat Junius, weil es alsdenn weder zu heiß noch zu kalt ist. Dieserhalben öffnet man ihnen den Unterleib an dem Ort, wo die Hoden liegen, man zieht sie so zarte als nur möglich mit dem Zeigefinger heraus; man neht die Wunde wieder zu; hernach reibt man sie entweder mit frischer Butter oder auch mit etwas Hünerfett, oder selbst mit den Hoden des Thiers, die man ihm hernach verschlucken läßt; alsdenn ist die Operation vorbey, das Thier scheint einige Tage lang die Wichtigkeit des erlittnen Verlusts zu empfinden; denn es ist traurig und melancholisch. Columella

sagt,

sagt, daß man außer der gewöhnlichen Art zu verschneiden, auf gleiche Weise zum Zweck komme, wenn man die Sporen eines jungen Hahns mit einem warmen Messer bis auf das Leben wegschnitte, und sie hernach mit Töpferthon riebe. Man nennt im Französischen den Capaun, den man nur halb verschnitten und dem man eine Hode in dem Körper gelassen, Cocatre oder Coquatre. Allein es würde lächerlich seyn, wenn man sich mit gewissen Weibern einbilden wollte, daß ein Capaun, welcher nur geschnitten worden, wenn man ihm seine Hoden ganz oder zum Theil verschlucken ließ, eben so wie er vor der Operation gewesen, oder zum wenigsten ein halbverschnittner (Cocatre) würde, gleich als wenn seine verschluckten Hoden ihre Stelle in dem Körper des Thiers wieder einnehmen könnten.

Der Hahn heißt hebräisch Gaber, griechisch Αλεκτορ, italiänisch und spanisch Gallo, englisch Cock, schwedisch Hoens; im Französischen ist er, wie Menage sagt, Coq, von dem alten lateinischen Wort Coccus, und wie andre sagen, wegen seines rothen Kammes also genennt worden, weil Coccus diejenigen Körper genennt werden, so zum rothfärben geschickt sind; oder er ist auch wegen seines Geschreys so genennt worden. Man nennt ihn auch sonst im Französischen Gau, Geau, Gal, oder Goq, von dem lateinischen Wort Gallus. Das französische Wort Poule, oder Poulle, deutsch Henne, englisch Hen, kömmt, wie Menage sagt, von dem lateinischen Wort Pulla, welches vor diesem vor Gallina gebraucht wurde: Man nennt sie auch im Französischen Geline, oder Gelline.

Das französische Wort Gelinette, oder Gelinotte, wird bisweilen für Poulette, eine junge Henne, am öftersten aber für Poule sauvage; eine wilde Henne genommen. Was das französische Wort Chapon, deutsch Capaun, und englisch Capon betrifft, so kömmt es von dem lateinischen Capo, oder dem italiänischen Capone her; der junge Capaun heißt im Französischen Chaponneau, und bisweilen Hesteoudeau, oder Hutaudeau.

Der Hahn enthält viel Oel nnd flüchtiges Salz. Das Fleisch von diesem Vogel ist nicht sehr im Gebrauch, zum wenigsten nicht auf guten Tafeln. In der That, der Hahn ist ein sehr geiles Thier, so an Lebensgeistern und saamenartigen Feuchtigkeiten Ueberfluß hat, wovon er durch die große Wärme, worinne er beständig ist, öfters viel verliert. Daher wird sein Fleisch trocken, hat wenig Geschmack, und ist schwer zu verdauen. Man nimmt nur seine Kämme zum Ragouts, und sie sind sehr gut zu essen. Der vornehmste Gebrauch von dem Hahn ist nur bey den Brühen und Gallerten: bey dieser Gelegenheit ist auch der älteste Hahn der beste. Diese Brühen sind eröffnend und reinigend; sie erschlappen ein wenig den Unterleib, sie nähren und ersetzen die Kräfte. Die Brühe von dem Hahn, welches ein kräftiges und stärkendes Mittel ist, erhält man auf folgende Weise. Man nimmt einen alten Hahn, man ermüdet ihn, indem man ihn in einer Kammer herum jagt, bis er vor Mattigkeit umfällt, man würgt ihn ab, rupft ihn, und nimmt sein Eingeweide heraus: man läßt ihn hernach

im

im Wasserbad sieden, oder acht Stunden in einem mit Kleister genau verklebten Gefäße kochen, bis das Fleisch von den Knochen losgeht; hernach seigt und drückt man alles stark durch, und thut einen Löffel voll von dieser Brühe in jede Brühe vor einen Kranken, den man stärken will. Einige setzen das Fleisch von einer Otter zu, um dieser Brühe noch mehr Kraft zu geben; man kann auch zur Erfüllung verschiedener Indicationen den Unterleib des Hahns mit gehörigen Medicamenten z. E. mit schweißtreibenden Hölzern bey Flüßen, mit Pflanzen wider den Scorbut beym Scorbut, und mit brustabführenden Mitteln bey der Verzehrung anfüllen. Diese Kraftsuppen verschaffen bey der Genesung, nach langwierigen Krankheiten große Hülfe, und sie sind oft hinlänglich, die Gesundheit wieder herzustellen. Was die Gallerte betrifft, so wird solche folgendergestalt gemacht. Man schneidet einen Hahn in Stücke, man setzt Kälber- oder Schöpfsfüße, oder ein Stück von einem Rindsfuß zu: man läßt hernach alles in einem mit Kleister verklebten Gefäße in dem Wasserbad sieben- oder acht Stunden kochen; hernach seigt und drückt man alles durch, und hebt es in Porcellaingefäßen auf, wo es zu einer Gallerte wird. Man kann sie, weil sie von Natur unschmackhaft ist, mit einem Löffel Zucker und Zitronsaft und einigen Tropfen Zimmt, oder Pomeranzenblüthen-Wasser würzen. Diese Gallerte wird Löffelweise zwischen den Brühen genommen, ist sehr nährend und stärkend. Das Gehirne von dem Hahn wird für geschickt gehalten, den Durchfall zu hemmen; man nimmt es im Wein: man reibt auch mit selbi-

gen das Zahnfleisch der Kinder, um den Durchbruch der Zähne zu befördern. Die Zeugungsglieder von dem Hahn vermehren den Saamen, setzen denselben in Bewegung, und machen zur Erzeugung geschickt, wie einige Schriftsteller sagen. Man läßt sie trocknen, man macht sie zu Pulver, und läßt sie zu einer Drachme in einem Glas guten Wein nehmen. Eben diese Schriftsteller eignen auch dieselbe Kraft dem Blut von dem Hahn und der flüchtigen Feuchtigkeit zu, so man aus selbigen durch die Destillation erhält. Die innere Haut von dem Magen des Vogels wird, wenn sie an der Sonne getrocknet und zu Pulver gemacht worden, als ein besondres Mittel zur Stärkung des Magens gehalten. Man bedient sich desselben zur Stillung des Brechens und des Durchfalls wider die Colik, so vom Stein kömmt, und bey weggebliebner monatlicher Reinigung. **Riverius** eignet diese Wirkung den Salzsubstanzen zu, womit sie begabt ist; vermittelst welchen sie die steinichten Substanzen zerbricht und auflöst, und die monatliche Reinigung erregt. Die Dosis vom selbigen ist ein Scrupel bis zu einer halben Drachme in einer gehörigen Feuchtigkeit. Diese Haut wird auch bey dem wider Willen herausgehenden Urin angepriesen, und sie kömmt nebst dem Poudre de Herisson, zum Poudre de Bartholet, welches wider diesen verdrüßlichen Zufall angepriesen wird: doch geben beynah alle Schriftsteller in dieser Krankheit der zu Pulver geriebnen Gurgel den Vorzug. Man nimmt eine Gurgel von einem Hahn, so man dörrt; man stößt sie hernach und läßt sie in Wein nehmen. Dieses Mittel wird bey dem sowohl am

Tage

Tage als des Nachts wider Willen sich ereigenden Urinlassen, wie auch bey dem, welches bisweilen nach einer sehr beschwerlichen Geburt erfolgt, und so sehr schwer zu heilen ist, als ein besondres Mittel gehalten. Die Galle von dem Hahn ist in Form einer flüßigen Salbe zur Wegnehmung der Flecken in den Augen gut, und sein Fett ist erweichend, schmerzstillend, nervenstärkend und auflösend; es ist in Form einer flüßigen Salbe bey aufgesprungnen Lippen, bey Ohrenschmerzen und bey Bläschen in den Augen zuträglich.

Nimm einen alten gerupften und ausgenommenen Hahn, und schneide ihn in Stücken. Setze Löffelkraut, Bachbungen, Brunnenkresse, und Sellerybläter von jedem eine Handvoll, trockne und zerstoßne bittre Pomeranzenschalen, und Wermuthsalz von jedem eine Drachme zu. Gieße auf alles zwey Pfund Wasser, und koche es im Wasserbad in einem mit Kleister genau verklebten Gefäße acht Stunden. Hernach lasse es, ehe das Gefäße geöffnet wird, kalt werden, und seige und drücke es durch eine Leinwand. Theile es in vier Theile, und lasse es in zween Tagen jedesmal einen Theil früh nüchtern und den andern des Abends nehmen. Wenn diese Brühen allzustark sind, so setzt man den vierten Theil siedendes Wasser zu; und wenn man es vor nöthig befindet, den Leib zu öffnen, so setzt man zu allen eine Drachme von zerstoßner Rhabarber. Diese Brühen sind in dem Scorbut sehr dienlich.

Nimm zwey Pfund gutes Lebenswasser. Gieße von selbigem den vierten Theil in eine große Porcellainschale. Lasse in selbiges das Blut von sieben jungen Hähnen hineintröpfeln, und schlage das Lebenswasser so wie das Blut hineingetröpfelt wird. Hernach gieße das übrige von dem Lebenswasser hinein, und schüttle es beständig herum. Thue zu dieser Vermischung zwo Drachmen von gestoßnen Zimmet, und ein halb Pfund pulverisirten Zuckerkand. Thue alles in eine irrdne Flasche, und verstopfe sie mit einem Stöpfel, und vermache sie mit zerlaßnem Mastix und Schweinsblase. Setze diese Flasche in Pferdemist, und lasse sie vierzig Tage darinnen stehen: Thue aller drey Tage den Pferdemist, der sich darüber befindet und kalt ist, hinweg, und thue an dessen Stelle warmen. Laß die Feuchtigkeit kalt werden, ehe die Flasche geöffnet wird. Diese Feuchtigkeit, welche die Hahnessenz genennt wird, ist ein Mittel, so die Kräfte wieder erstattet, und welches zu einem Löffel in einer gehörigen Feuchtigkeit bey allen Gelegenheiten, wo die Natur sehr schwach ist, und vornehmlich, wo die Kräfte durch eine unordentliche Lebensart erschöpft sind, und bey der Genesung der Kranken sehr angepriesen wird: man sagt auch, daß es bey der Unfruchtbarkeit, welches von der Schwäche bey den Mannspersonen kömmt, wunderbare Dienste leiste, dergestalt, daß Leute einige Zeit nach dem Gebrauch desselben gezeugt haben.

Die Henne enthält in allen ihren Theilen viel Oel und flüchtig Salz. Dieser Vogel wird in den Nahrungsmitteln sehr gebraucht. Sein Fleisch ist ein brustabführendes Mittel; es wird leicht verdaut, und bringt einen guten Saft zuwege. Noch mehr, es nährt sehr, es befeuchtet und kühlt; welches diesen Vogel sehr heilsam und abgezehrten und genesenden Personen sehr zuträglich macht. Man muß eine junge zarte gutgenährte Henne aussuchen, und die noch nicht gelegt hat. Wenn die Henne alt ist, ist ihr Fleisch harte, trocken, und schwer zu verdauen. Die Henne bekömmt zu aller Zeit jedem Alter und Temperament: doch ist ihr Gebrauch denen zärtlichen Personen, und welche ein müßiges Leben führen, heilsamer, als denen, welche stark, und an viele Leibesübungen gewöhnt sind, und dieß um destomehr, weil diese letztern eine festere und solche Speise nöthig haben, welche nicht so leichte vergeht. Man hatte vor diesem die vorgefaßte Meynung, daß der Gebrauch von der Henne, der jungen Henne, und dem Kapaun das Podagra errege. Zwey Dinge hatten vielleicht zu diesem Irrthum Gelegenheit gegeben. Das erste bestund darinne, daß diese Thiere eben dieser Krankheit unterworfen sind, und daß sie folglich dieselbe denen, welche sie essen, mittheilen können: allein hieraus würde folgen, daß wir alle Krankheiten von jedem Thiere, so wir essen, bekommen würden; welches der Erfahrung zuwider ist. Die zweyte Ursache ist diese, daß die Leute, welche ein müssiges Leben führen, welche schmausen, und welche nur von saftigen und niedlichen Speisen, wie z. E. von jungen Hünern und Kapaunen leben, viel eher als

andre

andre von dem Podagra befallen werden: allein dieses geschieht nicht deswegen, weil diese Leute gemeiniglich von Kapaunen und jungen Hünern, so diesem Zufall unterworfen sind, leben; sondern es geschieht vielmehr wegen ihres müßigen Lebens, und wegen der Ausschweifung der sie sich bey allen Arten von Vergnügungen ergeben. Demnach muß man vielmehr ihrer Unmäßigkeit, als den Kapaunen und jungen Hünern, denen man hier unrechtmäßiger Weise die Ursache beymißt, die Schuld zuschreiben. In der That, wenn es wahr ist, daß diese Thiere das Podagra verursachen, so würden wir nichts als Podagristen sehen; denn man kann sagen, daß keine Speise heut zu Tage gebräuchlicher, als diese, zu aller Zeit und bey allen Personen Jungen oder Alten, Gesunden oder Kranken, und bey allen Temperamenten gefunden werde.

Was den Gebrauch der Henne in der Medicin betrifft, so ist sie innerlich und äußerlich dienlich. Man macht mit diesem Vogel, wie mit dem Hahn, Brühen und Gallerten. Diese Brühen sind kühlend, befruchtend, und geben eine gute und leichte Nahrung; daher sie in der Lungensucht, bey der Magerkeit und denen Genesenden dienlich sind. D. Ovelgunn erzählt in den Ephemerid. Germ. ann. 1747. p. 75. eine sonderbare Bemerkung, von einer drey Wochen langen Verstopfung, welche vermittelst einer von diesen Brühen geheilet worden. Es hat nämlich ein ansehnlicher Mann, welcher mit einer Verstopfung nebst einer heftigen Colik befallen worden, viele Aerzte holen

lassen,

lassen, welche vergebens gesucht, ihm durch Bäder, ölichte Tränke und Clystiere Hülfe zu verschaffen. Da er endlich gesehen, daß nichts helfen wollen, und sein Uebel von Tag zu Tage verdrüßlicher geworden, ist ihm gerathen worden, folgendes Mittel, welches bereits vielen Personen geholfen, zu gebrauchen: man nimmt eine Henne, erwürgt sie, und läßt sie ganz, ohne zu rupfen, in zwey Pfund Wasser kochen. Dieses Kochen muß in einem mit Kleister genau verklebten Gefäße im Wasserbad geschehen: man seigt es hernach, ohne es auszupressen, durch eine Leinewand, und nimmt diese Brühe zu drey oder viermalen in einiger Entfernung von einander. Erwähnter Kranke hat nach der ersten Brühe den offnen Leib wieder bekommen, und in wenig Tagen ist er gänzlich wieder hergestellet worden. Man trocknet die innre Haut von dem Magen der Henne, macht sie zu Pulver, und giebt sie auf diese Weise zu einer halben Drachme, den Urin zu erregen, und den Durchfall zu hemmen. Einige Schriftsteller preisen dieses Pulver zur Stärkung des Magens, und zur Beförderung der Verdauung an: allein es ist ein Irrthum, welcher sich darauf gründet, weil man bisweilen kleine Steine, welche die Hüner zur Beförderung des Zerreibens der Körper, womit sie sich ernähren, verschlucken, in derselben Magen findet. Man hat sich demnach eingebildet, daß der Magen von den Hünern eine große verdauende Kraft habe, weil er bis auf die Steine alles verdaute, und folglich hat man den Gebrauch von seiner innern Haut bey schwachen Magen, und zur Stärkung dieses Eingeweides angerathen. Allein wir sagen noch einmal, es ist ein Irrthum.

thum. Die Henne verdaut keine Steine, und sie bedient sich derselben nur als eines Hülfsmittels, so bey ihr das Zerreiben der Körner, welche sie in dem Magen hat, erleichtert. Man kann auch noch hinzusetzen, daß wenn auch die Henne die kleinen Steine verdauen sollte, es daher nicht folgen würde, daß ihr getrockneter und zu Pulver geriebner Magen eben diese Kraft behalte; denn was bey einer lebendigen Henne geschehen könnte, vergeht und hat keine Wirkung nach ihrem Tode: man hat auch öftermals dieses vermeyntliche Magenmittel aber allezeit ohne Nutzen versucht. Die Medicin ist nur allzu sehr mit Mitteln überhäuft; es würde weit besser seyn, sie ärmer zu machen, und sich nur derjenigen zu bedienen, welche überhaupt als gut angenommen worden; hingegen alle diejenigen zu verwerfen, welche zweydeutig sind, und von denen man glaubt, daß sie mit gewissen verborgnen, und sympathetischen Eigenschaften begabt sind, welche die Erfahrung nicht bestätiget, und welche nur in der Einbildung derjenigen sich befinden, welche das Wunderbare und das Sonderbare lieben.

Der Hünermist hat eben die Eigenschaften, wie der Taubenmist, aber in einem schwächern Grade. Man preist ihn wider die Kolik, die gelbe Sucht, den Stein, und bey weggebliebnen Urin an. Der weiße Theil von diesem Mist ist der beste. Die Dosis hiervon ist eine halbe Drachme, Abends und früh vier oder fünf Tage hintereinander, entweder in Form eines Bolus, oder als ein Trank in einem gehörigen Wasser. Man legt die Henne ganz und noch warm auf den Kopf, in bösartigen Fiebern und Krankheiten des Gehirns,

dergleichen der Schlagfluß, die Schlaffucht, die Tobsucht, und das Irrreden ist: man rupft ihr unter dem Bauch die Federn aus, und legt sie bey bösartigen Fleckfiebern, wobey Herzensangst und Ohnmachten sind, lebendig auf die Gegend des Herzens; sie zieht den Gift oder die Krankheitsmaterie, aber mit Verlust ihres Lebens an sich; denn sie stirbt bald; und wenn die Krankheit sehr bösartig ist, so muß man bisweilen drey Hüner nach einander auflegen, um den Kranken kräftige Hülfe zu verschaffen. Es ist eine Bemerkung, die wir dem D. Crüger zu danken haben, welche er in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. An. 9. pag. 240. mitgetheilt. Das Fett von der Henne ist erweichend und mildernd; es hält das Mittel zwischen dem Gans- und Schweinfett: es ist in etwas weniger durchdringend und scharf: man bedient sich dessen zur Heilung aufgesprungner Lippen bey Ohrenschmerzen, und bey Bläschen in den Augen.

Außer dem innerlichen Gebrauch, den wir itzt dem Hünermist zugeschrieben, bedient man sich dessen auch äußerlich; man calcinirt ihn, und bestreut mit selbigen den feuchten Grind auf dem Kopf, den er geschwind austrocknet. Der gelbe Theil von diesem Koth ist, wie Schröder sagt, zur Heilung der Geschwüre in der Blase dienlich: man bratet ihn deshalben in frischer Butter und Olivenöl; man läßt hernach alles erkalten, um die Unreinigkeiten, welche sich auf dem Boden setzen, davon zu scheiden. Die Roßhändler bedienen sich auch dessen mit glücklichem Erfolg bey einer Art einer heftigen und gefährlichen Kolik, welche die

Pferde bekommen, und die sie die Da mgicht (Tranchées rouges) nennen. Sie nehmen oder scheiden den weißen Theil von dem Koth; sie lösen einen Löffel von selbigen in ohngefähr zwey Pfund Kuhmilch auf, und lassen es dem kranken Pferd ein wenig warm hinterschlucken.

Nimm von dem weißen Theil des frischen Hünerkoths zween Scrupel. Gieße ein Glas weißen Wein darauf, und laß es in der Kälte zwölf Stunden stehen. Hernach seige alles durch ein Leinwand, und drücke es gelinde durch. Man giebt diesen Trank neun Tage hintereinander früh nüchtern bey den Quetschungen, und läßt den Kranken in dem Bette bleiben, und den Schweiß abwarten.

Nimm von dem weißen Theil des frischen Hünerkoths drey Unzen; frische Butter sechs Unzen; Salbey und Wegebreitblätter, von jedem anderthalbe Handvoll. Stosse alles zusammen in einem Mörsel, und drücke oder presse hernach die Salbe durch eine klare Leinewand stark durch. Es ist ein vortreffliches Mittel wider die Verbrennung. Man macht eine flüßige Salbe von selbigen, und streicht sie auf den leidenden Theil, und bedeckt ihn mit Rüben- oder Wegebreitblättern.

Nun wollen wir zu den Eigenschaften der Eyer fortgehen, welche natürlicher Weise auf die Eigenschaften der Henne folgen.

Die

Die Eyer bestehen aus zween Hauptheilen, so der Eydotter und das Eyweis sind. Der Dotter enthält viel ölichte Theile, und ein flüchtiges saures Salz. Das Eyweiß enthält eine stärkere saure Feuchtigkeit, ölichte Theile, und eine mäßige Menge Wasser. Bey dem Eydotter sind die Bestandtheile mehr zertheilt und erhöht. Es ist nicht leicht ein Nahrungsmittel, welches mehr im Gebrauch seyn sollte, als die Eyer: man bedient sich deren sowohl in der Gesundheit als in der Krankheit, und sie kommen in der Medicin zur Zusammensetzung vieler Mittel. Man richtet sie auf vielerley Weise zu, und macht verschiedne Gerichte aus selbigen, welche nicht alle der Gesundheit auf gleiche Weise zuträglich sind. Ohne uns in die einzeln Umstände von allen diesen verschiednen Zurichtungen einzulassen, so wollen wir nur anmerken, daß die frischen Eyer mit der Schale, wenn sie im Wasser dergestalt gekocht werden, daß weder das Eyweis noch der Eydotter eine allzudichte Beschaffenheit bekommen, unter allen am gesundesten sind; sie werden leicht verdaut; sie bringen ein mildes und milchichtes Blut zuwege; und da sie alle scharfe Theile, welche einen Reiz hervorbringen, können umwickeln, so stillen sie den Husten, und machen eine klare Stimme. Man merkt auch überdies, daß sie dem Odemholen Hülfe verschaffen, daß sie die Lebensgeister ersetzen, daß sie die Säfte reinigen, daß sie stärken; und es ist, wie gelehrte Aerzte merken, kein Nahrungsmittel, welches geschickter sey als dieses, die meisten schwachen Personen zu nähren, ohne ihren Magen zu beschweren. Die Erfahrung bestätiget ihre Meynung. Wir erinnern hierbey, daß

es eine schlimme Gewohnheit sey, wenn man den Eydotter ohne das Eyweis genießt, wie einige Personen thun, welche glauben, sich dadurch mehr zu nähren. Der Eydotter, wenn er ganz allein ist, entzündet sich leicht in den allzuhitzigen Magen; und wenn er daselbst allzu viel unreine Säfte antrifft, so verdirbt er sie sogleich: an statt daß, wenn er mit dem Eyweis genommen wird, er ein verbesserndes Mittel ist, so ihn mäßigt, und so ihm als ein Zaun dient, daher einer von den neuen Gelehrten gesagt, daß die Eyer sehr gemäßigt sind, und daß man diejenigen nicht nachahmen sollte, welche, da sie sie für allzuhitzig halten, sich nicht unterstehen dürfen, selbige den fieberhaften Personen zu erlauben: nach den weichgesottnen Eyern sind die gerührten Eyer sehr unschädlich, und es ist eine der besten Arten von den Eyern, so man den schwachen und kränklichen Personen rathen könnte; denn was die meisten andern Zurichtungen betrifft, z. E. die Eyerkuchen, die Eyer auf Butter, u. s. f so sind es ziemlich ungesunde Gerichte, und so meistentheils Schaden bringen.

Was den Gebrauch der Eyer und ihrer Theile in der Medicin betrifft, so erstreckt sich derselbe sehr weit. Man gebraucht ihre Schale, das Eyweis, den Eydotter und die Haut, welche das Ey unter der Schale bedeckt. Die Eyerschalen haben eine vortreffliche Kraft, durch den Urin abzuführen, die Nieren zu reinigen, und den Gries wegzuschaffen: Wenn man sie trocknen lassen, so bringt man sie alsdenn auf den Reibstein zu einem zarten Pulver. Die Dosis von selbigen ist eine halbe Drachme, entweder in Form eines Bolus, oder

in

in einem urintreibenden Wasser. Dieses Pulver ist eines der vornehmsten Stücke, von dem Mittel wider den Stein der Mamsell Stephens, wie auch des Mittel des Herrn Rotrou wider die Kröpfe. Das Eyweiß ist kühlend, zusammenziehend, und zusammenleimend; der vornehmste Gebrauch von selbigen besteht in den Augenmitteln wider die Röthe und Entzündung der Augen. Man vermischt es mit Bolus, um die Wunden zusammenzukleben; es kömmt auch zu den Stirnbändern. Jedermann weis dessen Nutzen, die Syrupe klar und helle zu machen. Hippocrates ließ von drey oder vier Eyern das Eyweiß denen fieberhaften Personen nehmen, um sie zu erkühlen, und sie zu erschlappen. Der Eydotter ist ein schmerzstillendes eyterbeförderndes und laxirendes Mittel: man bedient sich dessen in den Digestivmitteln und in Clystieren wider die heftige Colik, wider den Stuhlzwang und die rothe Ruhr; wenn er mit ein wenig Salz vermischt, und in einer Nußschale auf den Nabel der kleinen Kinder gelegt wird, so erschlappt er ihnen den Unterleib; andre vermischen ihn bey hartem Leibe der Kinder mit etwas Rindsgalle, und bedienen sich dessen auf eben diese Weise. Jedermann weiß, daß ein frischer Eydotter, wenn er in warmen Wasser mit etwas Frauenhaarsyrup (Syrup. Capill. Vener.) geschlagen wird, und so unter dem Namen der Hünermilch bekannt ist, ein vortreffliches Mittel wider den Schnupfen und den hartnäckigen Husten ist; man nimmt es drey oder vier Tage hintereinander des Abends beym Schlafengehn. Man hat in den Apotheken ein aus dem Eydotter durch das Aus-

pressen gezogenes Oel, welches zur Milderung der Haut, zur Ausfüllung der Pockengruben, bey aufgesprungnen Brüsten, bey Verbrennung und zur Stillung der Schmerzen der güldnen Ader geschickt ist. Die dünne Haut, welche das Ey unter der Schale bedeckt, ist auch urintreibend; man gebraucht sie äußerlich bey Wechselfiebern; man umwickelt mit selbigem die Spitze von dem kleinen Finger bey dem Anfang des Anfalls; es verursacht daselbst einen großen Schmerz, und bisweilen auch ein künstliches Nagelgeschwür, worauf oft die Heilung erfolgt. Wenn man ein hartes Ey mit Rosenessig ißt, so soll dieses, wie einige Schriftsteller sagen, wider einen hartnäckigen Durchfall gut seyn; und man findet in den Ephemerid. Germ. Decur. 3. An. 9. 10. eine Bemerkung, welche die Kraft des Pulvers von den calcinirten Eyerschalen wider die eingewurzelte Krätze und den Aus-Ausschlag darthut. Ein Soldat, der den Ausschlag gehabt, hat sich seiner Heilung wegen zu einem Arzt gewendet, der ihm gerathen, während der Zeit Abends und Früh eine Drachme von dem Eyerschalenpulver zu gebrauchen, und alle Monat einmal zu Purgieren. Der Kranke hat diesem Rath gefolgt, und nach Verlauf vier Monaten ist er gänzlich geheilet worden. Wenn man geschlagenes Eyweiß mit zwölf Unzen Queckengraswasser vermischt, und etwas wenig Zucker hinzusetzt, so soll dieses ein Mittel wider die gelbe Sucht seyn; man fährt mit dem Gebrauch früh und abends eine Zeitlang fort. Wenn ein hartgesottnes Eyweiß destillirt wird, so giebt es ein beynah unnützes Wasser; allein durch das Auspressen giebt es

eine

eine klare Feuchtigkeit, welche ein vortrefliches Augenmittel, und besonders in Wunden und Geschwüren der Augen heilsam ist. Wenn man ein Ey hart sieden läßt, und den Eydotter davon wegnimmt, und die Höhle mit weißen Vitriol ausfüllt, alsdenn alles in einen Keller setzt, so zerfließt es in eine Feuchtigkeit, welche bey eben den Krankheiten vortreflich ist. Wenn man endlich ein hartes Ey mit einer langen Nadel durchsticht, und solches an einen frischen Ort setzt, so geht eine weiße und klare Feuchtigkeit heraus, welches zur Milderung der Haut und zum Wegnehmen der Flecken im Gesichte angepriesen wird, vornehmlich, wenn man einige Gran Kampher darinne auflöst. Das hartgesottne Eyweiß dient zur Verfertigung des Myrrhenöls (Liquamen Myrrhae *Pharm. Paris.*) Das rohe Eyweiß kömmt zum Alaunwasser und zum Unguento albo Rhasis, der Eydotter kömmt zum Unguento contra Haemorrhoides, *Pharmacop. Paris.*

Nimm so viel Eyerschalen als du willst. Wasche sie vielmal im Wasser ab, und nimm das Häutchen, welches inwendig ist, davon weg. Hernach trockne sie in der Sonne, und wenn sie vollkommen trocken sind, so stoße sie, und mache sie auf dem Reibstein zu einem feinen Pulver: es ist die beste Zubereitung von den Eyerschalen.

Nimm von guten klaren venetianischen Terpenthin eine Unze; Eyerschalenpulver eine halbe Unze; Rhabarber und Agtsteinküchelchen von jedem zwo Drachmen; Feinen Zucker zwo Unzen. Mache alles zu Pulver, und vermische es mit

einander mit einer genugsamen Menge süßem süßen Mandelöl. Es ist eine Lattwerge, welche wider den Schleim und den Gries in der Blase gut ist. Man nimmt von selbiger früh und abends eine Zeitlang ein oder anderthalbe Drachme in Oblate.

Nimm zubereitetes Eyerschalenpulver, wie auch zubereitetes Schneckenhauspulver von jedem funfzehn Gran; zubereitete Krebsaugen zehn Gran. Vermische alles und lasse diese Doses neun Tage früh nüchtern beym Stein und verhaltnen Urin gebrauchen, und ein Glas von aufgegoßnem Bruchkraut (Hermar.) oder Nachtkraut (Parietar) drauftrinken.

Nimm Rosen- und Wegebreitwasser von jedem zwo Unzen. Vermische es mit Eyweiß von einem Ey, und schlage es gut durch einander, bis das Eyweiß ganz aufgelöst, und in eine flüßige Feuchtigkeit verwandelt wird. Es ist ein schmerzstillendes und kühlendes Augenmittel.

Nimm Eyeröl, und vom Unguento populeo, von jedem zwo Drachmen. Vermische sie mit einander und mache eine flüßige Salbe daraus. Sie dient wider die aufgelaufene und schmerzhafte güldne Ader.

Nimm Kleyen und Wullkraut (Verbasc.) Blätter, von jedem eine Handvoll; Leinsaamen zwo kleine Hände voll. Koche alles in anderthalben Pfund gemeinen Wasser bis auf zwey Drittel ein. In dem Durchgeseigten verdünne zween

Eydot-

Eydotter. Es dient solches zu einem schmerzstillenden Clystier wider die Kolik, den Stuhlzwang und die rothe Ruhr.

Nimm klaren Terpenthin eine halbe Unze; vom Unguento Basilico eben so viel; Rosenhonig zwo Drachmen. Johanniskrautöl (Ol. Hyper.) eine Drachme, und einen Eydotter. Vermische alles mit einander. Es ist ein Digestiv.

Nimm sechs frische Eyer, zerstoße sie nebst den Schalen in einer sattsamen Menge guten Weineßig. Schlage alles, und laß es einen Tag stehen, damit die Schalen Zeit haben, sich aufzulösen. Nimm hernach die Haut, welche sich darüber setzt, ab, und wirf sie als etwas unnützes weg. Das übrige setze über ein gelindes Feuer, so lange bis es die Consistenz eines dicken Honigs erlangt hat. Streiche einen Theil von dieser Vermischung auf Flachs, und mache einen Umschlag daraus. Laß ihn warm auf die Ueberbeine legen, und ihn alle Tage bis zur Heilung erneuern. Das Ueberbein muß man zuvor gut binden, damit man es erwärme und erweiche.

Nimm klaren und reinen Terpenthin eine Unze; Borax zwo Drachmen, und drey Eyerdotter. Vermische alles in einem steinern Mörser, und güße nach und nach anderthalb Pfund Bohnenblüthenwasser drüber. Seige hernach die Feuchtigkeit durch, und hebe sie zum Gebrauch auf. Es ist eine Schminke, welche zur Milderung der

Haut, zur Schmückung der Farbe des Gesichts gerühmt wird, und die Flecken des Gesichts wegnimmt.

Die junge Henne enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Sie muß jung, zart, fett, und gut genährt ausgesucht werden; sie ist, wenn sie zween oder drey Monate alt ist besser und gesünder, als zu aller andrer Zeit. Die junge Henne befeuchtet, nährt, ersetzt die Kräfte wieder und kühlt: ihr Fleisch giebt einen guten Saft, und ist leicht zu verdauen; es hat viel Aehnlichkeit mit dem Fleisch von der Henne, und ist noch niedlicher und saftiger: daher ißt man gemeiniglich die Henne gekocht, und die junge Henne gebraten. Man muß demnach die junge Henne als ein sehr heilsames Nahrungsmittel betrachten, welches sowohl in gesunden als kranken Tagen bekömmt; denn man wird nicht gewahr, daß ihr Gebrauch schlimme Wirkungen hervorbringt. Sie ist zu aller Zeit jedem Alter, und jedem Temperament zuträglich: doch ist sie weniger als die Henne Personen, so an starke Leibesübungen gewohnt sind, und welche eine feste und dauerhafte Speise nöthig haben, zuträglich. Man macht mit der jungen Henne eine Art einer sehr leichten Brühe, so man Hünerwasser nennt: sie wird gemacht, wenn man eine junge Henne drey Stunden lang in sechs Pfund Brunnenwasser, ohne viel Verminderung kocht; man seigt hernach die Feuchtigkeit durch eine Leinwand, und drückt sie stark aus. Diesen Trank giebt man denjenigen Kranken, welche sehr mäßig Speise und Trank zu sich nehmen sollen, oder wenn man wegen

des

des Fiebers nur eine sehr leichte Nahrung nöthig hat: sie bekömmt auch bey Schmerzen im Unterleibe, und bey Stühlen und Brechen. Alsdenn läßt man sie im Ueberfluß trinken, um die Galle, welche sich in den Magen ergoßen, zu mäßigen: man füllt auch bisweilen die junge Henne mit gereinigter Gerste, oder den vier großen kühlenden Saamen, oder mit Wurzeln, oder mit andern Mitteln an, um dem Wasser von der jungen Henne, die Kraft die es haben soll, zu geben. Man nährt bisweilen die jungen Hüner mit Ottern-fleisch, welches man mit Brod klein gehackt, und für sie daraus einen Teig gemacht hat; darnach läßt man sie denjenigen Kranken, welche mit Aussatz eingewurzelter Krätze, und andern dergleichen Krankheiten behaftet sind, essen; welches eine wunderbare Wirkung hervorbringt, indem es die Blutmasse stark reiniget. Man findet in den Ephemerid. Germ. An. 1742. Append. pag. 91. eine Vorschrift von einer jungen Hünerbrühe, welche D. Marian Seger, ein Arzt von großem Ansehen, als ein sonderbares Mittel, in dem Bauchfluß (Lienteria) giebt. Diese Brühe scheint uns allzuwichtig zu seyn, daß wir sie nicht hierher setzen sollten; und wir wollen sie nach unserm berühmten Autor mittheilen.

Nimm eine ausgenommene junge Henne. Fülle sie mit einer Unze trocknen Rosenblättern, oder auch mit einer halben Unze trocknen Rosen, und eben so viel Granatblüthen an. Setze vom Puluere de Trochiscis Ramich. Mesuae für einen Erwachsenen drey Drachmen, für ein Kind zwo

Drachmen zu, thue dieses Pulver in die Mitten der Rosenblätter, dergestalt, daß es mit selbigen ganz umgeben sey; und wenn alles auf diese Weise in dem Leib der jungen Henne zugerichtet worden, so nähe sie von allen Seiten genau zu, damit während des Kochens aus dem Körper nichts herauskomme. Hernach lasse es in sieben Pfund Fluß- oder Brunnenwasser bis auf sechs Pfund einkochen. Alsdenn thue den Topf vom Feuer, und thue ihn in einen andern Kessel voll Wasser, damit dieses Wasserbad die Wärme von der Brühe erhalte.

Man giebt dem Kranken aller zwey Stunden ein Pfund von dieser Brühe, und läßt ihn unmittelbar zuvor auf die Gegend des Magens mit dem Unguento Comitissae, oder mit dem Balsamo catholico, oder mit einer andern stärkenden flüßigen Salbe, bestrichen, und darüber einen Umschlag legen, welcher aus Brodkrume besteht, so mit Wein, in dem man Wermuth, Münze, trockne Rosen, und Granatblüthen kochen lassen, befeuchtet worden. Dieses Verfahren wiederholt man aller zwey Stunden, ehe man die Brühe giebt. Wenn der Kranke schläft, so muß man ihn aufwecken, um das Mittel nicht zu unterbrechen; man muß ihm auch keine andre nahrhaftere Brühe während des Gebrauchs derselben geben. Man kann nur, wenn er sehr schwach ist, ihm in zween Löffeln dieser Brühe eine halbe Drachme von der Confectione Alkermes nehmen, und ihn von Zeit zu Zeit an ein spirituöses Wasser riechen lassen. Wenn der Kran-

ke, nachdem er die ganze Brühe genommen, nicht geheilt worden, so macht man eine neue, die man in eben der Ordnung giebt; man kann aber einen Löffel voll von einer nahrhaften Brühe hinzuthun. D. Seger führt viel Exempel einer Heilung an, welche den guten Erfolg von diesem Verfahren darthun.

Nimm Eybischwurzel eine halbe Unze; Wegebreit, Schafgarben, Täschelkraut, und Borretschblätter, von jedem eine halbe Hand voll; rothe Rosen eine kleine Hand voll. Koche alles mit einer jungen Henne in zwey Pfund Wasser, hernach seige und drücke es durch eine Leinewand gelinde durch, und theile es in zwey Theile, davon der eine früh nüchtern, und der andre abends um fünf Uhr zu nehmen ist. Man kann in jeder Brühe ehe sie gegeben wird, armenischen Bolus und Ziegelerde, jedes zu einer halben Drachme auflösen. Diese Brühe ist bey Blutflüßen dienlich.

Der Kapaun enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel ist, wie jedermann weiß, ein Hahn, den man verschnitten hat, um ihn fetter, und sein Fleisch zärter und niedlicher zu machen. In der That, da er eben die Hitze wie der Hahn nicht empfindet, so gehen die besten balsamischen und spirituösen Theile von seinem Blut nicht verlohren, und tragen viel bey, seinem Fleisch einen bessern und schmackhaftern Saft beyzubringen. Es muß ein junger, zarter, fetter, gutgenährter und solcher Kapaun ausgesucht werden, welcher in einer reinen und heitern Luft gezo-

gen

gen worden. Man hält die Kapaune von sechs, sieben oder acht Monaten höher, als zu aller andern Zeit. Ihr Fleisch nährt stark, und ersetzt die abgematteten Kräfte; es ist bey der Schwindsucht und bey verzehrenden Krankheiten gut; es wird leicht verdaut. Man gebraucht in der Medicin die mit einem Kapaun bereitete Brühe zur Stärkung und Wiederherstellung der Kräfte: Mit einem Wort, man kann sagen, daß es eine vortreffliche Nahrung ist, welche nichts als gute Wirkungen hervorbringen kann, und die jedem Alter und Temperament bekömmt. Das Fett von dem Kapaun gebraucht man in Form einer flüßigen Salbe, wider die Frostbeulen, das Podagra und die Flüße.

Nimm von der getrockneten innern Magenhaut des Kapauns vier Unzen; Muskatennuß, Muskatenblumen, Coriander, Anis und Fenchelsaamen jedes zu drey Drachmen; Münzenblätter eine Drachme; Süßholz zwo Drachmen; Rosenzucker zwo Unzen. Mache alles zu Pulver, und vermische es mit einander. Dieses Pulver ist bey der Kolik, welche von Blähungen kömmt, und bey einem von Blähungen aufgetriebnen Magen gut. Die Dosis von selbigen ist eine halbe oder ganze Drachme, in einem kleinen Glas Wein nach dem Essen.

☆ ☆ ☆

Hirundo. Schwalbe.

Wir kennen in Europa vier bis fünf Arten von Schwalben: nämlich: 1) Die Hausschwalbe; 2) die Mauerschwalbe; 3) die Fensterschwalbe; 4) die Uferschwalbe; 5) die große Nachtschwalbe, so man in Sologne Chauche Branche nennt, und so im Französischen unter dem Namen Crapaud volant bekannter ist, und die Linnäus und Klein mit Recht unter die Schwalben zählen. Allein wir werden hier nur die erstere Art beschreiben, weil sie in der Medicin am gebräuchlichsten ist.

Die Hausschwalbe; Hirundo, *Offic. Schroed.* 320. *Ind. Med.* 59. *Dal. Pharmac.* 421. *Lemer.* 426. *Belon. des Oiſ.* 379. *Merr. Pin.* 177. Hirundo domeſtica, *Aldrou. Ornith.* 2. 662. *Geſn. de Auib.* 492. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 286. *Ionſt. de Auib.* 83. *Charlet. Exerc.* 95. *Willughb Ornith.* 155. *Raii Synop. Method. Av.* 71. *Alb. Ornith.* 73. Hirundo rectricibus, excepto pari intimo, alba macula notatis *Linn. Faun. Suec.* 244. Hirundo urbana, ſeu vulgaris; Hirundo ſanguinolento pectore nobilis, Progne Poëtis dicta, *Nonnull.* franzöſiſch Hirondelle domeſtique.

Dieſer Vogel wiegt kaum eine Unze. Er iſt von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende des Schwanzes ſieben Zoll lang, und wenn die Flügel ausgeſpannt ſind, zwölf und einen halben Zoll breit. Der Schnabel iſt kurz, ſchwarz, bey dem Kopfe ſehr breit, platt, und bey dieſem Ort eingedrückt, an dem Ende ſpitzig, und inwendig ſchwärzlich, die Zunge und der

Gau-

Gaumen aber sind gelblich. Die Oeffnung von dem Maul ist sehr weit, damit sie die Fliegen im Flug leichter haschen könne. Die Zunge ist kurz, breit und gespalten. Die Augen sind ein wenig groß, und mit beweglichen Augenliedern versehen. Der Regenbogen von dem Auge hat eine Haselnußfarbe. Die Pfoten sind kurz und schwärzlich. Die äußere Zehe ist unten mit der mittelsten verbunden. Der Kopf, der Hals, der Rücken und der Bürzel haben eine schöne blaue dunkelröthliche Farbe. Sowohl über als unter dem Schnabel befindet sich ein dunkler blutfarbiger Fleck, der aber an dem Kinn weit größer ist. Die Kehle hat eben die Farbe wie der Hals. Die Brust und der Bauch sehen weißlich, mit etwas roth vermischt, wie auch die untern Federn, welche die Flügel bedecken. Der Schwanz ist gespalten, und besteht aus zwölf Federn, davon die äußersten einen Zoll weit über diejenigen herausgehen, die ihnen vermittelst ihrer Spitzen am nächsten sind, indem die innern gradweis kürzer als die äußern, aber mit wenigern Unterschied zum Vorschein kommen. Alle Federn von dem Schwanz sehen schwarz, ausgenommen die beyden mittelsten, und jede von selbigen ist mit einem weißen queerlaufenden Fleck versehen. In jedem Flügel befinden sich achtzehn Schwungfedern, welche auf einerley Weise schwärzlich sehen; diejenigen aber, welche sie bedecken, haben eine glänzende blaue Farbe. Wir haben in dem Magen bey ihr Käfer gefunden; und in dem Magen der Jungen viele kleine durchsichtige ungleiche Steine wahrgenommen, welche eine schöne weinhafte Farbe haben; überdies fanden wir nahe

bey

bey den Rändern kleine schneckenförmig zusammengerollte Würmchen, so drey Zoll lang waren. Diese Schwalbenart macht ihr Nest in den Feuermäuern. Ich habe zu Ende des Septembers eine große Menge von diesen Vögeln gesehen, welche zu Valenze in Spanien auf dem Markt feil waren. Die Naturforscher sind unter einander nicht einig, und wir wissen selbst nicht, wo die Schwalben im Winter hinziehen, und sich verbergen: doch scheint es uns wahrscheinlicher zu seyn, daß sie in die warmen Länder z. E. nach Aegypten oder Aethiopien ziehen, als daß sie sich alsdenn entweder in hohlen Bäumen, oder in Löchern von Felsen, und alten Gebäuden, oder auf dem Grund des Wassers unter dem Eis, wie Olaus Magnus meldet, sollten verborgen halten. Wie Herodotus sagt, so bleiben sie beständig in Aegypten, nämlich diejenigen, welche daselbst gebohren werden, wie Aldrovandus bemerkt; denn die unsrigen ziehen nur dahin, um ihre Winterwohnung daselbst aufzuschlagen. Ich habe gemerkt, sagt Peter Martyr, daß die Schwalben, die Geyer, und alle andre Zugvögel aus unsern Gegenden in Europa wegziehen, und den Winter zu Alexandrien zubringen. Sie sind bisweilen in Ansehung der Farbe wie viele andre Vögel verschieden. Aldrovandus sagt, daß er mehr als einmal ganz weiße Hausschwalben gesehen, und daß man, wenn man dergleichen haben wollte, ihre Eyer, indem sie brüten, nur mit Olivenöl reiben dürfte. (Willughby.)

Die Hausschwalbe, sagt Belonius, ist von mittler Größe, indem sie größer als die Fensterschwalbe, und kleiner als die Mauerschwalbe ist. Wir kennen keinen Vogel, der mit solcher Leichtigkeit fliegt, als die Schwalbe; sie hat starke Flügel; da sie sich auch auf ihren Flug verläßt, so kömmt sie auch recht gemein in die Häuser, und macht kühn ihr Nest in die Feuermäuern, oder in die Wände. Wir sehen nicht, daß sie sich auf die Erde herabläßt, um ihre Nahrung zu sich zu nehmen, denn sie frißt in dem sie flügt. Es ist wahr, daß sie auch Steine verschluckt, um den Magen zu heilen. Man glaubt, daß sie zweymal des Jahrs Junge ausbrüte, welches uns wahrscheinlich zu seyn scheint; denn wir sehen, daß sie außer unserm Lande eben so viel Zeit abwesend, als gegenwärtig ist: und da sie wieder kömmt, wenn das Schelkraut blüht, so haben auch die Schrlftsteller dieser Pflanze den Namen Schwalbenkraut gegeben. Da nun dieses Schwalbenkraut die Kraft hat, die Augen zu heilen, so glaubt man auch, daß die Jungen von der Schwalbe, welche von dem Rauch der Feuermäuer blind geworden, durch die Pflanze, welche die Mutter ihnen in das Nest bringt, geheilt werden. Sie macht ihr Nest oben nach Art eines Korbs offen, an statt daß die Fensterschwalbe ihr Nest in Form einer Kugel baut, indem sie oben und unten dasselbe bedeckt, und nur einen schmalen Eingang darinne läst.

Wie Frisch sagt, so macht diese Schwalbe ihr Nest am öftersten in den Häusern, wo nicht viel Leute gehen, so sie stören, oder auch in Oerter, wo die Katzen, die

die Ratten und andere Raubthiere nicht hinkommen können. Sie baut es aus Stroh und Heu, indem sie allemal einen Schnabel voll Koth mit einem Stückchen Strohhalm nimmt, damit beydes mit einander besser verbunden werde: bisweilen sieht man den Strohhalm aus dem Nest hängen; sie verbindet ihr Werk wie ein Mäurer. Wenn das Nest inwendig gut verbunden und geschlagen worden, so trägt sie Federn und allerley Arten von weicher Materie in selbiges. Sie legt zweymal des Jahrs; das erstemal fünf oder sechs Eyer, und das zweytemal vier oder fünfe. Wenn das erste Legen vorbey ist, sucht sie in der Nachbarschaft einen Teich, einen Sumpf oder einen andern Ort, woselbst sich viel Schilf befindet; sie bringt daselbst die Nächte zu; weil es keinen Feind in der Nacht giebt, der dahin kommen könne. Das dicke Schilf verwahret sie auch vor dem Regen, zum wenigsten also, daß der stärkste nicht auf sie fallen kann, denn durch etwas wenig Feuchtigkeit gerathen sie nicht in Unordnung. Wenn sie gewahr werden, daß ein Thier sich ihrem Neste nähern will, oder dieselben einen Raubvogel in der Luft sehen, so machen sie ein besonderes Geschrey, um ihre Jungen zu warnen, sie aber fliegen verwegen um diesen Vogel herum. Unter den Schwalben kömmt von keiner das Zwitschen dem Gesange näher, als von der Hausschwalbe: vornehmlich singt sie bey frühen Morgen in langen Tagen; sie wird es aber wegen des einfachen Thons bald überdrüssig. Wenn keine Insecten in der Luft sind, so fliegt sie um die Häuser, und ganz nahe an dieselbigen, und fängt die Spinnen, welche daselbst in ihrem Gewebe

sind; oder wenn sie in dem Graben der stillstehenden Wasser oder in den Teichen Insecten sieht, so fliegt sie ganz nahe an die Oberfläche des Wassers, und sucht daselbst ihre Nahrung: sie jagt diese Insecten mit dem Winde von ihren Flügeln, und taucht ihren Schwanz in das Wasser, wo sie sieht, daß sie sie besser fangen kann. Unter allen Schwalben ziehen diese am spätesten fort: sie versammlen sich zuvor bey einem Teich, oder in den Weinbergen auf den Weinpfählen, und ziehen früh in schönen Tagen ganz stille fort.

Die meisten Naturforscher betrachten die Schwalben als Zugvögel, welche zu Ende des Herbsts in wärmere Gegenden ziehn, um daselbst den Winter zuzubringen. Wir betrachten sie auch als Zugvögel: doch haben wir auch nicht allein das Zeugniß von dem Aristoteles, sondern auch vieler neuer, sehr glaubwürdiger Schriftsteller wider uns, wovon wir einige anführen wollen.

Es giebt, sagt Pluche, Zugvögel, welche sich gerne in kalten Ländern aufhalten: andre halten sich gerne in gemäßigten oder auch in den wärmsten Gegenden auf. Einige Arten ziehen von einem Land in das andre, wo sie die Luft und die Nahrungsmittel zu gewissen Zeiten hinziehen. Andre ziehen über das Meer, und unternehmen Reisen, von einer Länge so zum Erstaunen ist. Die Art und Weise der Schwalben scheint von der Art der Wachteln verschieden zu seyn. Man glaubt gewiß überzeugt zu seyn, daß viele über das Meer ziehen; aber die Nachrichten von Eng-

land

land und Schweden lassen keinen Zweifel übrig, daß viele, oder zum wenigsten diejenigen von denen gegen Mitternacht zu am nächsten gelegne Länder, sich nicht bisweilen in Europa aufhalten, und unter der Erde in Höhlen verbergen sollten, indem sie sich mit ihren Pfoten und Schnäbeln an einander klammern. Sie sammlen sich in denen von Menschen entfernten Orten in Haufen zusammen, wo sie bisweilen auch von dem Wasser überfallen werden. Die Vorsorge, die sie im Voraus gehabt haben, die Federn mit ihrem Oel gut zu glätten, und den Kopf inwendig und den Rücken auswärts wie in einen Knaul zu verstecken, verwahret sie unter dem Wasser, und so gar unter dem Eis. Sie bleiben daselbst ganz erstarrt, und bringen alsdenn den Winter ohne Bewegung zu. Das Herz fährt indessen fort allzeit zu schlagen, und bey der Rückkehr des Frühlings befreyt sie die Wärme von ihrer Erstarrung. Alsdenn nehmen sie ihre gewöhnlichen Wohnungen wieder ein: eine jede von selbigen findet ihr Land, ihr Dorf, oder ihre Stadt, und ihr Nest wieder.

Klein ist in seiner Abhandlung von den Zugvögeln auch sehr geneigt zu glauben, daß einige von den Schwalben den Winter über unter dem Wasser, und die andern in unterirrdischen Orten zubringen. Der Pater Dü Tertre, der Pater Kircher, Bruyer, Ellis und die königliche Gesellschaft zu London sind eben der Meynung. Olaus Magnus, Erzbischof zu Upsal, bezeugt in seiner mitternächtlichen Geschichte diese Bemerkung als eine gewisse Sache. Allein, er

muß, wie Frisch sagt, der ganz und gar nicht dieser Meynung ist, uns erklären, wie dieses geschehen könnte. Ich habe, sagt dieser Schriftsteller, einige lebendige Schwalben gefangen; ich habe ihnen kurz vor ihrer Abreise etwas an die Pfote gebunden, z. E. einen Ring, oder einen rothen Faden, der mit einer Wasserfarbe gefärbt worden. Nun ist es gewiß, daß die Farbe würde vergangen seyn, wenn sie einige Zeit in dem Wasser geblieben wären. Demohngeachtet aber kamen eben diese Schwalben im Frühling mit ihren rothen Faden an den Pfoten wider in ihr Nest zurück. Ueberdies wenn die Schwalben den ganzen Winter über so viel Monate unter dem Wasser bleiben, wie holen sie alsdenn Odem? denn sie haben keine Fischohren, noch Lungen, welche den Lungen der Fische ähnlich sind: und wenn man hierauf antwortet, daß sie daselbst leben, wie die Kinder in dem Leibe ihrer Mutter, wo ist ihr eyrundes Loch, durch welches das Blut ohne Hülfe der äußern Luft herumlaufen kann? diese Vögel kommen von einem Ort wieder, wo sie die zu dem Leben nöthigen Dinge, und die Bequemlichkeit zu flügen hatten; denn ihre Federn sind gut vereinigt. Die Schwalben sind in der That schön, wenn sie wieder zum Vorschein kommen; ihre gute Leibesbeschaffenheit hat sich nicht vermindert; der Hunger hat sie nicht schwach gemacht; sie begatten sich sogleich, und machen ihr Nest; sie kommen aber niemals mit Jungen wieder zurück. Ihre Winterwohnung ist demnach ein Land, wo sie ein oder zweymal brüten können, wie sie es bey uns thun.

Bey dergleichen widersprechenden Meynungen sind wir gezwungen, unser Urtheil zu versparen, bis Herr Reaumur in dem Stand ist, zu zeigen, was man deshalben glauben soll. Hoffentlich wird der Leser nicht verdrüßlich werden, wahrzunehmen, was ein so berühmter Naturforscher hiervon glaubt. Als wir ihm eine artige Bemerkung von einem unsrer Bekannten, welche die in den Steinbrüchen von Vitry bey Paris im Winter gefundnen Haufen Schwalben betraf, mitgetheilt, haben wir folgende Antwort bekommen: ich wollte gerne, daß ich mit dem, der ihnen hiervon Nachricht gegeben, diese Haufen erstarrter Schwalben, welche den Winter aus den Steinbrüchen von Vitry gezogen worden, gesehen hätte. Dinge, die diesem ähnlich sind, sind nur von allzuvielen Leuten erzählt worden, als daß man sich unterstehen sollte, sie zu läugnen: sie sind aber auch gar zu sehr wider die gemeine Regel, als daß man sie glauben sollte. Es bleibt deshalben ein Verlangen übrig, sie zu sehen: doch würde es nicht so fremde seyn, ganze Haufen Schwalben aus einem Steinbruch als solche unter dem Eis hervorziehen sehen. Der Großmarschall von Pohlen, der mir welche versprochen hat, hat noch keine unter dem Eis hervorgezogne Schwalbe gehabt, wiewohl er nicht weniger Begierde gehabt, mich damit zu versorgen, als ich deren gehabt, sie zu sehen. Der Ambassadeur des Königs von Sardinien hat mir die, so dieser Art am ähnlichsten sind, angezeigt, er giebt vor, daß es deren in Piemont gebe: allein er muß mich noch hiervon überzeugen.

Die Hausschwalbe kündigt uns die Rückkunft des Frühlings an; sie kömmt gemeiniglich vierzehn Tage vor den Mauer-und Fensterschwalben an: oft kommen auch nach ihrer Ankunft noch Fröste, welche machen, daß deren viele vor Kälte und vornehmlich vor Hunger sterben; denn alsdenn finden sie weder Flügen noch Mücken, noch andre in der Luft fliegende Insecten, wie Herr Reaumur in einer Abhandlung bemerkt, welche folgenden Titel hat: Obseruations du Thermometre faites en 1740. à Paris et dans d'autres endroits, soit du Roiaume, soit des Pais étrangers wo er sich also ausdrückt: die Vögel, welche uns vor dem Winter verlassen, um im Frühling wieder zu uns zu kommen, beweisen sehr wohl, daß sie von den wirklichen Zustand unsrer Gegend, wenn sie sich in selbige begeben, nicht unterrichtet sind; sie verlassen wahrscheinlicher Weise die Länder, aus welchen sie sich begeben, wenn sie sich daselbst nicht mehr ernähren können. Die Schwalben befanden sich übel, weil sie nicht gewußt, was bey uns vorgegangen; die meisten von selbigen, welche daselbst zuerst ankamen, starben daselbst vor Hunger. Sie nähren sich von kleinen Flügen und Mücken, welche sie in der Luft antreffen, und im Jahr 1740 wurde die Luft später, als wie gewöhnlich, mit diesen kleinen Flügen angefüllt, davon die größte Anzahl den Winter über in der Gestalt einer Puppe, oder eines Wurms zubringt. Wir haben anderswo bewiesen, daß die Wärme die Verwandlung dieser Insecten beschleunige, und daß die Kälte sie verweile; die kleinen Flügen haben demnach im Jahr 1740 später als in den gewöhnlichen Jahren in der

Luft

Luft erscheinen müssen. Die durch das Fliegen abgematteten Schwalben, welche sich nicht in den Zustand setzten, das zu ihrem Unterhalt nöthige kleine Wildpret zu fangen, fielen ohne Kraft auf die Erde, und starben aus Mangel der Nahrung. Bezin hat mir im Monat May von Straßburg geschrieben, daß sie, wie gewöhnlich, in Elsaß zu Anfang des Aprils angekommen, und daß sie, nachdem sie kein Insect gefunden, vor Hunger gestorben; daß man sie alle Stunden am Tage zum Füßen der Gehenden in den Gassen fallen sehen, daß sie in die Höfe und in die Gärten gefallen. Ich habe deren viele mit der Hand in denen Gärten zu Charenton gefangen, welche nicht mehr Kraft genug hatten, zu entfliehen. Man hat deren auch sterbende oder todte in vielen Orten in Paris und in den Gegenden daherum zusammengesammlet, und ich habe wahrgenommen, daß sie in vielen Provinzen von Frankreich ein eben so trauriges Schicksal gehabt. Ohnerachtet der Länge des Winters, sind die Nachtigallen doch nicht später um Paris herum als zu andern Jahren angekommen; es gab deren schon viele, die ich mir dem Tage nach gemerkt habe, an welchem das erstemal eine habe singen hören. Ich hörte sie im Jahr 1740 den dreyzehnten April früh Morgens, und mein Gärtner hat mich versichert, daß er sie zween Tage eher singen hören, welches beynahe die Zeit ist, wo sie in den vorhergehenden Jahren zu erscheinen angefangen. Wiewohl die Nachtigallen wie die Schwalben von Insekten leben, so haben sie doch keine so grausame Hungersnoth erdulden müssen, weil sie allzuzeitig angekommen; sie halten ihre Mahlzeiten nicht einzig und

allein, wie diese, in der Luft, sie halten sich nicht an die Fliegen allein, sie wissen auf der Oberfläche der Erde, auf den Rinden und auch unter den Rinden der Bäume Würmer und Puppen von verschiednen Arten, so nach ihrem Geschmack sind, zu finden; vielleicht giebt es auch viele Arten Raupen, zu denen sie sich bequemen. Man konnte bey dem traurigen Schicksal der Schwalben, welche sich zu uns begeben, um daselbst vor Hunger zu sterben, in Empfindung gesetzt werden; es sind Vögel, über welche wir uns ganz und gar nicht zu beklagen, und weshalben wir uns glücklich zu schätzen haben; sie leben ganz und gar nicht auf unsre Unkosten, sie nähren sich nur von Insecten, welche uns beschwerlich seyn könnten, wenn sie sich allzusehr vermehrten.

Die Schwalbe hat Pfoten, welche allzukurz und allzuschwach sind, als daß sie gehen könnte; sie geht auch sehr übel und sehr selten. Ihr Flug ist so gekrümmt, als schnell. Es ist schwer, sie in einem Kefig zahm zu machen, und noch schwerer, sie darinne zu verwahren. Sie legt gemeiniglich jedesmal vier bis fünf weißgraue, und vornehmlich nach dem großen Ende zu bräunliche Eyer.

Aristoteles merkt an, daß, wenn man den jungen Schwalben, wenn sie noch schwach, und nur ausgekrochen sind, die Augen zersprengt, sie sich heilen, und hernach das Vermögen zum Sehen wieder bekommen. Celsus macht eben diese Anmerkungen; und er fügt hinzu, daß, da die Säfte von ihren Augen sich sehr geschwind wieder erneuern, solches zu der fabelhaften Erzählung des gemeinen Volkes Gelegenheit gegeben,

ben, welches vorgiebt, daß diese Wirkung der Kraft des Schwalbenkrauts zuzuschreiben sey. Wie Aelianus sagt, so wird ihre Erziehung mit einer bewunderswürdigen Gleichheit von Seiten des Vaters und der Mutter vollstreckt; denn man fängt von dem ältesten an, und hört bey dem jüngsten auf; derjenige, welcher, nachdem er einen Schnabel voll bekommen, den Platz verändert hat, empfängt nichts mehr, bis er wieder dahin zurückgekehrt ist. Plinius giebt vor, daß alle Weibchen von den Vögeln sich von den Männchen treten lassen; daß aber die Schwalben sich wie die Schmetterlinge mit dem Schwanz begatten. Man muß es gesehen haben, wenn man es glauben will, und Aldrovandus hält dieses Vorgeben mit Recht für verdächtig. Wenn die Schwalben niedrig fliegen, und die Erde und das Wasser berühren, so ist es ein Zeichen von bevorstehenden Regen: sie fliegen aber auf diese Weise, entweder die Fliegen und andre Insekten, wovon sie sich ernähren, zu haschen, oder den Wind zu meiden. Es scheint, daß sie die Gesellschaft der Menschen lieben, und glauben daselbst in Sicherheit zu seyn. Aelianus sagt, daß diese Vögel den Hausgöttern und der Venus gewidmet worden, daher kömmt ohne Zweifel die Meynung, daß sie die Häuser mit einer Vertraulichkeit bewohnen. Eine beynahe ähnliche Gedanke ist, wie Aldrovandus meldet, dem Gehirne der Weiber von Bolonien eingeprägt, weil sie ihren Kindern verbieten, sie zu tödten, und daß sie, um sie gewisser davon abzubringen, ihnen beybringen, daß sie der Maria geweiht sind. Gesner merkt ebenfalls an, daß der gemeine Mann sich bey der Ankunft

der Schwalben erfreue, und daß er ihnen die Gastfreyheit so gerne verstatte, als Vögeln, welche Glück bringen, und daß sie sich ein Gewissen machten, ihre Nester zu zerstören.

Die Schwalbe, welche griechisch χελιδον, und italiänisch Rondine oder Rondinella heißt, ist, wie Menage sagt, im Französischen Hirondelle von dem lateinischen Wort Hirundo, oder vielmehr von dem ungebräuchlichen Verkleinerungswort Hirundinellæ genennt worden. Man nennt sie sonst im Französischen Herondelle, Harondelle, Arondelle, Aronde, oder Eronde, oder die Jungen Hirondeaux, Arondeaux, Arondelets, oder Hirondelleaux; was die Hausschwalbe betrifft, so heißt sie im Englischen Common oder House-Swallow; schwedisch Ladu-Swala; welche alle Worte sind, so einerley bezeichnen.

Die Schwalbe enthält Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel wird nicht als ein Nahrungsmittel gebraucht, zum wenigsten bey uns nicht, es wäre denn unter dem armen Volk; denn wie Aldrovandus sagt, so hält man in Italien, vornehmlich in Bolonien, die Fensterschwalben, wenn sie fett sind, für ein recht schmackhaftes Gerichte. Ihre Trockenheit und Magerkeit macht, daß man sie schlechterdings verwirft; so aber verhält es sich nicht in der Medicin, und man macht verschiedne Bereitungen von selbigen, welche sehr hoch gehalten werden. Ueberhaupt ist die Schwalbe wider die fallende Sucht, wider den bösen Hals, und wider die andern Entzündungen des Halses, wie auch zur Aufheiterung und Stärkung des Gesichts dienlich.

Man

Man dörrt die jungen Schwalben beym freyen Feuer in einem irrdnen Gefäße; und nachdem man sie zu Pulver gemacht, so läßt man sie entweder allein, oder mit andern wider die fallende Sucht, oder den Schlagfluß, die Lähmungen und Mutterbeschwerungen dienlichen Mitteln vermischt nehmen. Man hat in den Apotheken ein zusammengesetztes Schwalbenwasser, welches in allen diesen Fällen sehr angepriesen wird. Die Dosis von selbigen ist eine halbe bis drey Unzen. Allein man muß wohl merken, daß, da die Schwalben keine andre Kraft als von ihrem flüchtigen Salze haben, man Sorge tragen muß, wenn man dieses Wasser destillirt hat, die in dem Kolben übergebliebene Masse nicht als etwas unnützes wegzuwerfen: man muß demnach die nach der Destillation übergebliebne Materie in eine irrde oder gläserne Retorte thun, eine große Vorlage vorlegen, die Fugen gut verkleben, und alsdenn ein nach und nach verstärktes Feuer geben, vermittelst welchen nach und nach das Wasser, die flüchtige Feuchtigkeit, das Oel und endlich das flüchtige Salz übergeht. Man läßt die Gefäße erkalten; man trennt sie von einander, und nachdem man alles, was in die Vorlage übergegangen, herumgeschüttelt, um das flüchtige Salz abzuspühlen, und beyzumischen, so seigt man alles durch ein Löschpapier, um das Oel davon zu scheiden, und die durchgeseigte Feuchtigkeit rectificirt man aus einem gläsern Kolben, bey einem gelinden Sandfeuer. Hierdurch erlangt man ein Wasser, welches mit den vornehmsten Substanzen derjenigen Dinge angefüllt ist, welche zu der Zusammensetzung des Schwalbenwassers kommen. Die ebenfalls

falls auch rectificirte und mit flüchtigen Salz angefüllte flüchtige Feuchtigkeit, vermischt sich mit der ersten Destillation, und vermehrt die gute Wirkung gar sehr, die man hiervon erwarten muß. Alle Schriftsteller preisen die jungen Schwalben wider den bösen Hals, und wider die Schwachheit des Gesichts an. Man bedient sich deren innerlich und äußerlich. Man läßt sie im Feuer dörren, wie wir bereits gesagt, und giebt dem Kranken die Asche von selbigen zu einer halben bis ganzen Drachme in einem Glas Wasser. Ueberdies vermischt man diese Asche mit Honig, und macht eine flüßige Salbe daraus, welche man äußerlich bey einem bösen Hals und auf die Augen bey Schwachheit des Gesichts streicht. Der Schwalbenkoth ist aus der Maßen hitzig, scharf und auflösend; er kömmt zu den Gurgelwassern, wider den bösen Hals, und er hat zum wenigsten eben so viel Kraft, als der weiße Enzian (Alb. Graec.) den man gemeiniglich dazu gebraucht. Man bedient sich auch desselben wider das beschwerliche Urinlassen, wider den Gries, und die Kolik, welche vom Stein kömmt. Es ist ein kräftiges auflösendes Mittel, welches den an den Uringängen anhängenden Schleim und Gries verdünnt und losmacht. Das Schwalbennest wird von einigen für ein besondres Mittel wider den bösen Hals und die Entzündung der Mandeln gehalten. Man macht aus selbigen einen Umschlag auf folgende Weise:

Nimm ein Schwalbennest nebst den Jungen, wenn welche darinnen sind. Stosse alles, und koche es in einer sattsamen Menge Wasser. Seige

es

es hernach durch ein Sieb, und mache einen Umschlag daraus. Man legt ihn auf die Gegend, wo die Entzündung ist.

Die Kraft dieses Mittels kömmt Theils von dem Koth, der sich in dem Nest befindet, theils von der lehmichten Erde, woraus es gemacht worden. Der Schwalbenkoth hat die Beschaffenheit eines flüchtigen salzichten oder ammoniakalischen Salzes; er ist aus der Maßen hitzig, trennend, und auflösend, wie wir bereits gesagt haben: er wirkt demnach, indem er das in dem Theil stockende Blut, wo es Entzündung hervorbringt, auflöst, und verdünnt, oder da er, wenn die Entzündung sich nicht will zertheilen lassen, die Bewegung des Bluts ein wenig vermehrt, so hilft er zur Maturation der Geschwulst, und beschleunigt die Vereiterungen. Die lehmichte Erde, welche eine salzige Beschaffenheit hat, trägt hierzu auch etwas bey; denn sie macht nicht nur, daß das Blut nicht faul wird, sondern indem sie dessen Bewegung etwas vermehrt, beschleunigt sie auch die Auflösung des behafteten Ortes; daher hat dieser Umschlag so viel Kraft: es versichern auch **Amatus Lusitanus**, und andre Aerzte, daß sie durch dessen Gebrauch eine unzählige Menge böser Hälse geheilet haben. Gemeiniglich legt man es alleine auf: doch setzt man bisweilen auch Oel, oder andre Arzneymittel darzu, um ihn kräftiger zu machen. Man findet in dem Magen einiger jungen Schwalben einen kleinen Stein von der Größe einer Linse, den man den **Schwalbenstein** nennt. Man bedient sich dessen, um ihn in die Augen zu thun, damit er verursache, daß

die Unreinigkeit, welche daselbst hineingekommen, herauskomme. Da dieser Stein alkalisch ist, so zieht sich die Feuchtigkeit des Auges in selbigen, und erweicht ihn, dergestalt, daß der fremde Körper sich an selbigen anklebt, und mit ihm herausfällt. Einige lassen diese Schwalbensteine denen mit der Epilepsie befallnen Kindern an dem Hals oder dem Arm tragen, um sie für dieser Krankheit zu bewahren: allein dieses Mittel hat wenig Kraft.

Die Schwalben machen den Grund von der aqua hirundinum composita *Pharm. Paris.* aus.

Nimm von der Asche der jungen Schwalben und vom Bibergeil von jedem eine Drachme. Gieße eine Unze guten Weineßig darauf, und lasse alles eine Nacht stehen. Hernach seige und drücke es den andern Tag durch eine Leinewand, und gieb das Durchgeseigte in der fallenden Sucht vor oder nach dem Anfall.

Nimm von dem gedürrten Schwalbenpulver so viel du willst. Vermische es mit einer sattsamen Menge Honig, um eine flüßige Salbe daraus zu machen. Man gebraucht sie äußerlich bey einem bösen Hals, oder Entzündung der Mandeln.

Nimm zwey Schwalbennester. Stosse sie in einem Mörser, und gieße eine sattsame Menge gemeln Wasser darauf. Hernach koche sie eine halbe Stunde, und seige sie durch ein Sieb. Thue zu diesem Brey Chamillen und Lilienöl jedes zu einer Unze, und einen Eydotter. Mache hier-

aus

aus einen Umschlag, und lege ihn warm bey einem bösen Hals auf.

Nimm ein Schwalbennest und Hollunderblüthen drey kleine Hände voll. Koche alles in Kuhmilch bis zur Dicke eines Umschlags ein, und setze unter beständigen Herumrühren eine Unze Chamillenöl zu. Man braucht diesen Umschlag bey der Entzündung der Mandeln.

Einige Aerzte nehmen statt des Wassers Weinessig dazu, um diesen Umschlag zu machen: allein wir billigen diese Art nicht; wir glauben auch, daß die Kraft von diesem Mittel dadurch vermindert werde, weil die Säure von dem Weinessig das flüchtige Salz, so sich in dem Schwalbennest befindet, figirt, und hierdurch nicht so durchdringend und auflösend macht.

Nimm vier lebendige Schwalben; Bibergeil eine Unze; weißen Wein drey Pfund. Lasse alles mit einander vier und zwanzig Stunden weichen. Destillire alles aus dem Wasserbad bis zur Trockne. Hernach nimm die übergebliebne Masse, und destillire sie aus einer Retorte, alsdenn rectificire bey einem gelinden Feuer die flüchtige urinösische Feuchtigkeit, welche von selbiger übergeht, und habe Acht, daß das Oel auf dem Boden bleibt. Vermische diese rectificirte Feuchtigkeit mit dem erstern Wasser, und hebe sie zum Gebrauch auf. Die Dosis von selbiger ist eine halbe bis zwo Unzen in der fallenden Sucht, und den Anfällen der Mutterbeschwerung.

Merula.

Merula. Amsel.

Die Amsel, Merula, *Offic. Dal. Pharm.* 427. *Lemer.* 568. *Gesn. de Auib.* 542. *Charlet. Exerc.* 90. *Merr. Pin.* 177. *Aldrou. Ornith.* 604. *Ionst. de Auib.* 73. Merula nigra, *Belon. des Oiſ.* 320. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 300. Merula vulgaris, *Willughb. Ornith.* 140. *Raii Synop. Method. Auib.* 65. Turdus ater, roſtro palpebrisque fuluis, *Linn. Faun. Suec.* 184. Turdus niger, Merulus, Nigrettus, ſeu Nigretta, Collyrion, *Quorund.* franz. Merle ordinaire oder commune.

Dieſer Vogel gleicht in Anſehung der Größe dem Krammsvogel, den Belonius Litorne nennt, und wiegt wie derſelbe vier Unzen. Er iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende der Pfoten neun und einen halben Zoll lang, und bis zum Ende des Schwanzes zehn und einen halben bis eilf Zoll lang. Der Schnabel iſt einen Zoll lang, und ſieht ſafrangelb; in dem Weibchen aber iſt die Spitze und der obere Theil des Schnabels ſchwärzlich. Der innere Theil des Mauls iſt in beyderley Geſchlecht gelb. Der Umfang von den Augenliedern ſieht ebenfalls gelb. In jeden Flügeln befinden ſich achtzehn Schwungfedern, davon die vierte die längſte iſt. Der Schwanz iſt vier und einen halben Zoll lang, und beſteht aus zwölf gleichlangen Federn, die letztere von jeder Seite ausgenommen, welche etwas wenig kürzer als die andern iſt. Die Pfoten ſehen ſchwarz. Die äußere und die hintere Zehe ſind gleich; die erſtere hängt vermittelſt ihres un-

tern Theils an der mittlern. Die Leber ist in zween Lappen getheilt, davon der rechte der größte ist: sie hat eine Gallenblase. Der Magen ist nicht so musculös wie bey den andern Vögeln von dieser Art. Ich habe kein Merkmaal eines wurmförmigen Fortsatzes an den Gedärmen gefunden. Sie nährt sich ohne Unterschied von Beeren und Insekten. Wenn die Männchen noch jung und von dem Jahre sind, so ist ihr Schnabel schwärzlich; aber nach Verlauf eines Jahrs ist er schön gelb; das Männchen, so in Jahren zunimmt, ist überall sehr schwarz. Wenn die Männchen und die Weibchen jung sind, so sehen sie vielmehr braun als schwarz, sie haben eine röthlichgelbe Brust, und einen graulichen Bauch. Unter den Jungen kann man in Ansehung der Farbe die Männchen von dem Weibchen nicht unterscheiden. Das Männchen pfeift oft. Das Weibchen legt jedesmal vier oder fünf weißliche braunsprengliche Eyer. Dieser Vogel wird bisweilen auf den Alpen, apenninischen, und andern hohen Gebirgen weiß angetroffen. Wir haben zu Rom bey einem Vogelsteller eine weiß und schwarz buntscheckige Amsel gesehen: allein dieses geschieht nur durch einen Zufall, wie bey den Raben, der Krähe und andern Vögeln: demnach muß die Amsel nicht vor eine von der schwarzen verschiedne Art gehalten werden. Die Amsel baut ihr Nest mit vieler Kunst, nämlich äußerlich von Moos, dünnen Aesten und Wurzeln, welche mit einander durch Koth, der die Stelle des Leims vertritt, verbunden sind: das inwendige von selbigen ist auch verklebt. Doch legt sie nicht ihre Eyer auf den Koth blos hin; wie es der Kramms-

vogel thut, sondern legt auf den Koth Strohhälme, Haare oder andre weichliche Materien, welche geschickt sind, ihre Eyer aufzunehmen, damit sie nicht so leicht zerbrochen werden, und die Jungen weicher liegen. Sie badet und putzt sich gerne. Sie fliegt auch gerne allein, und aus der Liebe zur Einsamkeit haben Varro und Festus die Wortherleitung ihres lateinischen Namens genommen. (Willughby)

Jeder weiß, sagt Belonius, daß die Amsel schwarz sieht, und ihr Schnabel, wenn sie alt wird, wie bey dem Staar gelb wird. Man findet zwischen dem Männchen und dem Weibchen einen merklichen Unterschied. Indem Aristoteles ihre Arten anmerkt, so sagt er, daß sie im Winter girre, im Sommer aber mit vollem Hals schlage, und daß sie die Farbe verändre, indem sie im Sommer schwärzer als im Winter sey. Man steht in der Meynung, daß sie zweymal des Jahrs Junge hervorbringe, und daher fängt sie bey guter Zeit, nämlich zu Anfang des Frühlings, vor den andern Vögeln an. Sie frißt allerley Fleisch, Würmer, Saamen und Früchte. Sie ist so gemein, daß man sie ihres Gesangs wegen an allen Orten kennt, und sie überall in einem Käfich ernährt. Die Alten haben geglaubt, daß zwischen den Kramesvögeln und den Amseln ein freundschaftliches Bündniß sey. Man nennt diese die schwarze Amsel, um sie von den andern zu unterscheiden, z. E. von der Dianenamsel, welche in Savoyen und im Delphinat so gemein ist, daß man sie von einem eben so guten Geschmack, als die schwarze Amsel hält, und welche von

eben

eben dem Fleisch lebt. Die weiße Amsel ist allezeit sehr rar gewesen. Aristoteles sagt, daß die weiße Amsel so groß als die schwarze sey, und eine ähnliche Stimme habe; daß sie aber nur in Arkadien, in der Gegend von Cyllene gemein sey, und daß man sie niemals an einem andern Ort gefunden. Allein wenn Alexander in Savoyen und Auvernien, wie in Arkadien ein Heer geführt, und Aristoteles Vogelsteller dahin geschickt hätte, so hätte er vielleicht nicht gesagt, daß sie an keinem andern Ort hervorkäme; denn die Bauern von Savoyen und Auvernien hätten ihm das Gegentheil wahrnehmen lassen.

Das Weibchen von der Amsel ist von dem Männchen ganz verschieden, man würde es gar gerne für einen Vogel von einer andern Art halten. Das Männchen fängt an zu schlagen, so bald der Schnee nur zerflossen ist, und sein Schlag ist nicht unangenehm, wenn man ihn in einen Wald, wo ein Echo ist, oder in einem Thal hört. Was er einmal gelernt hat, behält er durch sein ganzes Leben hindurch. Er ist gelehrig, und man kann ihn zum Reden abrichten; allein seine Stimme ist nicht zusammenhängend, wie bey dem Papagoy. Er hält sich gern in dicken Gebüsche auf; er macht gemeiniglich sein Nest eine Mannslänge, oder beynah so hoch. Das Nest ist groß, fest, rund, und nach Art einer Schüssel hohl. Das Männchen brütet von Zeit zu Zeit den Tag über an statt des Weibchens; die übrige Zeit bringt er ihr zu fressen, ergötzt sie durch seinen Gesang, und wacht um sie herum, um den Feind von ihr zu entfernen. Man könnte sie in dem Käficht

brüten lassen. Ein aufmerksamer Beobachter versichert uns, daß er, als er ein Männchen und ein Weibchen von den Amseln in ein großes Vogelhaus zu Ende seines Gartens gethan, wo sich ein Taxusbaum in Form einer Pyramide befand, auf ihr Unternehmen achtsam gewesen. Anfangs legten sie zum Grund ihres Nests Moos; hernach streuten sie in diesen Grund Staub, womit sie ihren Schlund angefüllt hatten, und da sie ihre Pfoten in das Wasser gestossen, um dieselben naß zu machen, so weichten sie ihn dadurch ein; und auf diese Weise fuhren sie fort Lage vor Lage zu machen. Das Weibchen bebrütete sorgfältig ihre Eyer, und wurde von dem Männchen sorgfältig ernährt. Als die Jungen ausgekrochen, so gaben sie ihnen in Stücken gehackte Regenwürmer, und nahmen sorgfältig den Koth auf, den jedes Junge machte, nachdem es die Speise verschluckt hatte; und dieser Koth diente dem Vater und der Mutter zum Theil ihrer Nahrung. Auf diese Weise brüteten sie in einem Jahr viermal: allein, welches erstaunend war, sie frassen die beyden letzten. Unser Beobachter hat das Männchen eins nach dem andern, von seinen Jungen tödten und dem Weibchen geben sehen: daher er zu muthmaßen glaubt, daß dieses die Ursache sey, warum die Amseln, da sie natürlicher Weise so fruchtbar sind, im Vergleichung der Krammsvögel und Lerchen dem ohngeachtet nicht so gemein sind. Allein diese Sache scheint uns den gewöhnlichen Gesetzen der Natur so entgegen zu seyn, daß es zu wünschen wäre, daß eine dergleichen Bemerkung öftermals wiederholt würde. Aristoteles und Plinius sagen, daß die Amseln im

Winte-

Winter wegziehen, oder sich verborgen halten: diese Naturforscher haben sich geirrt: so viel ist zum wenigsten gewiß, daß sie wie die meisten Krammesvögel den ganzen Winter in Frankreich bleiben. Die Einwohner von Sologne geben vor, daß die Amsel gewohnt sey, also zu schlafen, daß sie den Hintersten nach der Seite des Windes zu richte, und daß diese üble Gewohnheit die Ursache sey, daß dieser Vogel nicht lange lebe; denn alle die andern Vögel richten den Kopf nach dem Winde, wenn sie schlafen, damit sie, wenn ihre Federn nicht in Unordnung gebracht werden, die Nacht über weniger Kälte empfinden. Allein man kann wohl an der Wahrheit dieser Sache zweifeln, bis sie besser beobachtet worden.

Die Amsel heißt griechisch κοσσυφος, oder κοττυφος; italiänisch Merula, Merla oder Merlo; spanisch Mierla; deutsch **Meerlen**; niederländisch Meerl; englisch Black-Bird, gleich als wenn es schwarzer Vogel hieße; schwedisch Traſt; in der Piccardie Normesle; in Gascogien Merlat. Die meisten von diesen Namen also kommen von dem lateinischen Merula. Einige nennen die jungen Wachteln in Frankreich Merleau. Das Weibchen wird gemeiniglich daselbst Merlesse, in Lothringen Merlette, sonst Merluche genennt.

Die Amsel enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel wird als ein Nahrungsmittel gebraucht; er kann unter die Zahl derjenigen Vögel gerechnet werden, welche einen guten Saft zuwege bringen. Die Römer mästeten die Wachteln nebst den Kramms-

vögeln, und sperrten sie in Vogelhäuser ein. In der That, die Amsel hat viel Aehnlichkeit mit dem Krammesvogel: Sie ist aber nicht so niedlich am Geschmack noch so leicht zu verdauen, wiewohl gewisse Schriftsteller dieselbe dem Krammesvogel vorziehen. Während der Weinlese sind die Amseln ziemlich gut, weil sie alsdenn Trauben fressen; allein ihr Fleisch wird bitter, wenn sie Wachholderbeeren, Epheutrauben, und andre ähnliche Früchte fressen müssen. Man muß sie jung, zart, und gut genährt aussuchen; denn wenn sie alt werden, wird ihr Fleisch harte, trocken, und schwer zu verdauen. Sie bekommen zu aller Zeit, jedem Alter und Temperament.

Was ihren Gebrauch in der Medicin betrifft, so hält man sie bey Durchfällen und rothen Ruhren für dienlich. Diejenigen, welche der güldnen Ader unterworfen sind, oder welche ein Geschwür haben, dürfen sie nicht essen. Das Oel, in welchen man Amseln kochen lassen, wird wider das Hüftweh gerühmt; und der in Weineßig aufgelöste Koth von diesen Vögeln vertreibt die Röthe im Gesicht und die Flecken in der Haut, wenn man sich dessen in Form einer flüßigen Salbe bedient.

Motacilla. Bachstelze.

Das lateinische Wort Motacilla, ist zu aller Zeit, wie Willughby sagt, zur Bezeichnung einer einzigen Geschlechtsart von Vögeln, so drey Arten in sich begreift, gebraucht worden; nämlich: 1) die gemeine Bachstelze; 2) die gelbe Bachstelze; 3) die graue Bachstelze. Linnäus aber hat es vor genehm gehalten, eben diese Benennungen auf viele Arten von ganz verschiednen Vögeln zu erstrecken, desswegen, weil sie auch mehr oder weniger oft den Schwanz bewegen. Wir wollen nur die erste Art von der Bachstelze beschreiben, weil sie einigen Nutzen in der Medicin hat.

Die gemeine Bachstelze, Motacilla, *Offic. Schroed.* 321. *Dal. Pharmac.* 422. *Lemer.* 583. *Merr. Pin.* 178. Cnipologus, *Belon. des Oiſ.* 356. Motacilla quam noſtri albam cognominant, *Geſn. de Auib.* 618. Motacilla alba, *Aldrou. Ornith.* 2. 726. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 306. *Ionſt. de Auib.* 86. *Charlet. Exerc.* 96. *Willughb. Ornith.* 171. *Raii Synop. Method. Av.* 75. *Alb. Ornith.* 47. Motacilla pectore nigro, *Linn. Faun. Suec.* 214. Motacilla ſeu vulgaris; Albicilla, Culicilega, Suſurada, Paſſer aquaticus, Siſopygis, Caudа tremula, *Nonnull.* franzöſiſch Hoche-queue commune oder Lauandiere.

Dieſer kleine Vogel iſt überall bekannt; er hat einen länglichten Körper, und wiegt ſechs Drachmen. Er iſt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende

des Schwanzes beynah acht Zoll lang, und zwischen den beyden Enden der ausgespannten Flügel eilf Zoll breit. Der Schnabel ist dünn, nicht einen Zoll lang, spitzig und schwarz. Die Zunge ist entzwey gespalten, und gleichsam zerrissen. Das Maul ist inwendig schwarz. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Die Pfoten, die Zehen, und die Krallen sind länglich, und sehen schwarzbraun; die Kralle von der hintern Zehe ist sehr lang, wie bey den Lerchen. Die äußere Zehe hängt bey ihrem Anfang an dem Anfang der mittlern. Die obere Kinnlade des Schnabels und hernach die Augen sind mit weißen Federn umgeben, welche sich beynah bis zu den Flügeln bey jeder Seite erstrecken. Der obere Theil des Kopfs, und der Hals ist sowohl oben als unten bis zum Brustbein und zum Rücken schwarz. Der Bauch und die Brust sehen weiß; das mittelste von dem Rücken sieht schwarzgrau, und der Bürzel schwarz. Man hat bey einem andern Vogel von eben dieser Art zu unterst der Kehle einen halben schwarzen Zirkel, nebst Hörnern bemerkt, welche beynah bis zum Kinnladen verlängert gewesen. Die ausgespannten Flügel haben eine halbzirkelförmige Figur. In jeden Flügel befinden sich achtzehn Schwungfedern, davon die drey letztern spitziger sind, an statt daß die Enden der mittelsten stumpf, und die hintersten mit geraden weißen Linien bezeichnet sind. Die Federn von der ersten Ordnung sind an den Enden schwarz, und an den Rändern weiß, die Federn von der zweyten Ordnung aber haben nur weiße Spitzen. Der Schwanz ist sehr lang, und drey und einen halben Zoll lang, den der

Vogel

Vogel beständig bewegt, daher der lateinische Name Motacilla, und der französische Hoche-queue, gekommen ist. In dem Schwanz sind zwölf Federn, davon die beyden mittelsten länger als die andern und spitzig sind, da die andern alle einander gleich sind. Die äußersten sind beynahe ganz weiß, und die andern schwarz. Die Farbe von den Federn ist bisweilen veränderlich, bald mehr aschgrau, bald mehr schwarz. Die Leber hat eine blasse Farbe. Die Bachstelze hält sich um das Wasser herum auf, wo sie Flügen und Würmer antrifft; noch mehr, sie folgt dem Pflug wegen der Würmer, die er offenbar macht, indem er die Erdschollen umwendet, wie die Ackerleute, nebst dem Aldrovandus bemerkt, und mir erzählt haben. Im Winter läßt sie sich nicht in dem mitternächtlichen Theil von England sehen, und sie ist auch in dem mittäglichen Theil rar, entweder weil sie die Kälte nicht wohl erduldet, oder wegen Mangel der Nahrung, weil die Fliegen und andre geflügelte Insekten, womit sie sich vornehmlich ernährt, im Winter nicht da sind. Nachdem wir ihren Magen geöffnet, haben wir Insekten herausgezogen, welche den Mehlwürmern ähnlich waren. Gesner sagt, daß die Vogelsteller in der Schweitz bemerkt, daß dieser Vogel den jungen Guckuk ernähre. Albertus Magnus und unsre eigne Erfahrung, wie wir anderswo gesagt haben, bestätigen eben dieses. (Willughby.)

Die Bachstelze, sagt Belonius, heißt im Französischen deswegen Lauandiere, weil sie an den Bächen sehr gemein ist, wo sie den Schwanz beständig bewegt,

wegt, indem sie den Hintern in die Höhe hält, und eine Bewegung macht, wie eine Wäscherin, so ihre Tücher schlägt; oder sie könnte auch also genennt werden, weil sie mit den Wäschern an dem Ufer des Wassers Gesellschaft hält: sie ist mit ziemlich hohen Schienbeinen versehen, und läuft stark. Sie hat ein sonderbares Kennzeichen, aus welchem man sieht, daß sie zu den Flußvögeln gehört, nämlich, wenn sie die letzten Federn von ihren Flügeln an den Körper anschlüßt, so sind sie so lang als die erstern von forne, welche sich auch bey allen andern Vögeln, so von Fliegen und Regenwürmern leben, wie die Wasserhähne und Kibitze befinden. Die jungen Bachstelzen von sechs Monaten haben eine andre Farbe, als die alten von einem Jahre, welche ihre ersten Federn gemausert. Unter allen wilden Vögeln ist keiner so zahm als die Steinbeisser und die Bachstelze; denn sie kommen bis zu den Leuten hin, ohne sich zu fürchten, und schreyen laut und klar, indem sie fliegen, oder wenn sie eine Furcht haben, um sich einander zuzurufen. Ueberdies aber können sie recht Melodienweise wie eine Nachtigall schlagen; welches man oft gegen den Anfang des Winters hören kann.

Die Bachstelze ist sehr leicht und lustig, sie macht ihr Nest von trocknen Pflanzen und dünnen Wurzeln, unter den Steinen, oder in einem kleinen Graben in der Erde, oder auch unter einer Scholle; sie legt fünf bis dünne, weiße braunsprengliche Eyer. Man kann sie in einer Stube ernähren, wo sie nicht allein die Fliegen fängt, sondern auch die Brodkrumen auflöst, und daselbst lange Zeit dauert. Sie geht bisweilen ein wenig

nig

nig in das Wasser hinein, um daselbst ihren Unterhalt zu suchen. Wie Gesner sagt, so soll der gelbe Steinbeisser bleiben, an statt daß die Bachstelze im Herbst wegzieht. Allein dieses bemerkt man in Frankreich nicht; denn sie bleiben beyde das ganze Jahr da. Man hat in den Ephemerid. Germ. einer Bachstelze gedacht, welche, da sie keinen Hintersten gehabt, ihre Excremente durch den Schnabel von sich gegeben, und welche, ohnerachtet dieses übeln Zustandes, sich sehr wohl befunden.

Die Bachstelze heißt griechisch κνιπολογος σκιοπαγις, italiänisch Ballarina, Bouarina, Dodinzinzola, Coda-tremola, deutsch Klosterfraulinn, englisch Withe-Water, Wagtail, schwedisch Arla, oder Saede, Sarala, Man nennt sie auch im Französischen Hoche-queue, Hoche-cul, Branlequeue, Guigne-queue, Hausse-queue, Batte-queue, Battemare, Batte-lessiue, oder Batta-lessiue, Bergeronnette, Vachre, oder Vachette, Semeur. Alle diese verschiednen Benennungen kommen von der beständigen Bewegung ihres Schwanzes, oder weil sie hinter die Schöpfe, Kühe und Ackerpflüge geht.

Die Bachstelze enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser kleine Vogel ist eröffnend, und wird von den Schriftstellern wider den Stein und Gries sehr angepriesen. Man dörrt sie, und nimmt sie in Pulver zu einem Scrupel, bis zu einer Drachme, in Steinbrech-(Saxifrag.) Wasser, oder mit einem Glas weißen Wein aufgegossen.

Noctua. Nachteule.

Das lateinische Wort Noctua, ist ein Geschlechtsname, welcher allen Nachtvögeln kann gegeben werden, wiewohl die meisten Schriftsteller ihn besonders gebrauchen, um die kleine Art von der Steireule, die man französisch Chouette nennt, dadurch zu bezeichnen. Was uns betrifft, so wollen wir hier von der Kircheule reden, welche in Frankreich unter dem Namen Fresaye am meisten bekannt ist.

Die Kircheule, Noctua, *Offic. Schroed.* 321. *Dal. Pharm.* 429. *Gesn. de Auib.* 561. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 308. Strix, Caprimulgus, et fur nocturnus, *Bellon. des Oiſ.* 143. Strix, *Aldrou. Ornith.* 1. 561. Aluco, *Ionſt. de Auib.* 32. *Charlet. Exerc.* 78. Aluco minor, *Willughb. Ornith.* 67. *Raii Synop. Method. Au.* 25. Noctua templorum alba; Ulula flammeata; Auis mortis, *Quorund.* franz. Fresaye, Effraye, oder Orfraye.

Dieser Vogel gleicht in Ansehung der Größe der Taube; er wiegt eilf und eine halbe Unze. Er ist von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes vierzehn Zoll lang, und die Enden der ausgespannten Flügel stehen drey Fuß, und anderthalben Zoll von einander; der Schnabel ist von seiner Spitze bis zu den Winkeln des Mauls beynah anderthalben Zoll lang, weiß, und am Ende gekrümmt. Die Zunge ist ein wenig gespalten. Die Nasenlöcher sind länglich. Die Augen und das Kinn sind mit einem Zirkel kleinen

weichen

weichen weißen Federn umgeben, so von gelben steifern Federn umfaßt sind. Dieser Ring fängt bey den Nasenlöchern auf jeder Seite an, und gleicht dem Schleyer einer Frauensperson, dergestalt, daß die Augen gleichsam in einer tiefen Höhle, so von kleinen um und um zurückgebognen Federn gemacht ist, liegen: der Grund von den an den innern Winkeln der Augen gelegnen umfassenden Federn sieht gelb. Die Ohren sind mit einem Deckel bedeckt, welcher von dem vordern Theil nahe bey den Augen kömmt, und hinterwärts herabhängt, und in gerader Linie durch den innern Zirkel der weichen und zottigen Federn, die wir itzt beschrieben haben, durchstrichen wird. Die Brust, der Bauch und die untre Seite von den Flügeln sind weiß, und mit dunkeln viereckichten von einander entfernten Flecken bezeichnet. Der Kopf, der Hals und der Rücken sind bis auf die Schwungfedern über die andern Nachtvögel mit verschiednen Farben sehr artig geziert, indem alle Federn, welche sonst hellegelb sehen, nach den Enden zu, vermittelst kleiner weissen und schwärzlichen wellenförmigen Linien, welche eine Art eines aschgrauen Gemäldes vorstellen, mannichfaltige Veränderungen haben. Außer, daß man auf der Röhre einer jeden Blättchen gewahr wurde, welche aus einer Reihe von schwarzen und weißen Flecken bestanden, und die in einer Ordnung hintereinander folgen; indem einige aus drey weißen, und eben soviel schwarzen Flecken, andre aus zweyen, und noch andre aus einem einzigen Fleck bestanden. In jedem Flügel befanden sich vier und zwanzig Schwungfedern, davon die größten vier braune Flecken, und die klein-

sten nur drey haben, und der dazwischen befindliche Raum gelb und mit kleinen schwärzlichen Punkten besprengt ist. Die äußern Fahnen von der ersten Feder endigen sich mit Borsten, so von einander getrennt sind, und die Zähne von einem Kamm vorstellen. Die zusammengefaltenen Flügel erstrecken sich bis zum Ende des Schwanzes oder auch drüber. Der Schwanz ist vier und einen halben Daumen lang, und besteht aus zwölf Federn, so beynahe gleich sind, und die Farbe der Flügel haben, und mit vier braunen queerlaufenden Flecken durchschnitten sind. Die innern Ränder der Federn sowohl von dem Schwanz als von den Flügeln sind weißlich. Die Schienbeine sind bis auf die Pfoten mit dicken Federn besetzt; die Zehen sind nur mit dünnen Haaren bekleidet. Die Kralle von der mittlern Zehe ist an der innern Seite zähnicht, wie bey den Reihern, wiewohl nicht so deutlich. Jede Pfote hat nur eine Hinterzehe, die äußerste von den Vorderzehen aber kann sich gewissermaßen gleichsam als die zweyte Hinterzehe nach hintenzu biegen. Die Gedärme sind zwölf Daumen lang. An dem Blinddarm befinden sich nur zween Anhänge. Die Gallenblase ist weit. Die Eyer sind weiß. Die Beschreibung des Aldrovandus kömmt mit der unsrigen genau überein. Das Auge ist bey diesem Vogel, und wie ich mir einbilde, bey allen andern Vögeln von dieser Art, von einer seltnen sonderbaren Structur; denn der hervorragende Theil, welcher auswärts zum Vorschein kömmt, ist, wiewohl er sehr weit ist, nichts anders als der bloße Regenbogen, dergestalt, daß der Augapfel, wenn er aus seiner Augenhöhle ganz heraus-

genom-

genommen worden, eine Sturmhaube vorstellt, indem der Regenbogen oder der durchsichtige Theil auf den Schleyer, und der verborgne Theil, welcher sich allenthalben darüberhin erstreckt, auf die Ränder paßt. Die Augen sind ganz steif und unbeweglich; die innern Ränder von den Augenliedern sind um und um gelb. Marggraf sagt, daß dieser Vogel in Brasilien gefunden werde, und er beschreibt ihn unter dem Namen Tuidara Brasilienſium. (Willughby.)

Es ist niemand, sagt Belonius, unter unsrer Nation, der nicht wissen sollte, daß dieser Vogel wegen seines schrecklichen Geschreys, so man des Nachts, wenn er fliegt, hört, im Französischen Effraye, oder Fresaye genennt werde: allein man muß sich in Acht nehmen, daß einen die Gleichheit des Namens Orfraye, so vor Fresaye genommen wird, nicht irre mache; denn es ist ein andrer Vogel. Da er ein schreckliches Geschrey hat; so fürchtet sich ein jeder davor, zum wenigsten diejenigen, welche sich vor dem Schatten der Geister fürchten. Dieses ist die Ursache, warum er Strix genennt worden, gleich als wenn es im Französischen Oiseau sorcier, Hexenvogel hieß. Uns deucht, daß es derselbe sey, den die Griechen ἀιγοθελὰς genennt, so man im Lateinischen durch Caprimulgus übersetzt, und den Plinius Fur nocturnus nennt. Aristoteles erzählt eine seltsame Sache von seiner üblen Beschaffenheit; sie besteht darinne, daß er des Nachts in die Ställe fliege, um die Milch aus den Eytern der Ziegen zu saugen, so, daß man am Tage nicht einen Tropfen sieht, und deshalben sucht er seine Weide

des

des Nachts: auch ist er deshalben im Griechischen αεγοθελας genennt worden. Man kann versichern, daß der Vogel, der eine so erschreckliche Stimme hat, und wovon wir reden, eine besondre Art ist, so von allen andern Nachtvögeln sich unterscheidet. Seine Augen sind rund und sehr klein, eine Sache, so bey ihm verdient, betrachtet zu werden; denn man weiß, daß die andern Nachtvögel erstaunend große Augen haben. Er hat einen weit kleinern Leib, als ein Uhu, und trägt auf seinen Federn eben solche Krausen: doch hat er eine andre Farbe, er ist nämlich ein wenig schwärzlich, gesprengelt, und bleyfarbig, vornehmlich an den Enden des Flügels und des Schwanzes. Seine Schienbeine und seine Pfoten sind mit Federn bedeckt, und haben gute gewölbte spitzige Nägel und Krallen, welche eben so bey den Kautzen gestaltet sind. Sein Kopf und sein Schnabel zeigen sogleich einen deutlichen Unterschied; und zwar um so vielmehr, da er einen geradern Schnabel hat, welcher dem Schnabel eines Rabens beykömmt: übrigens hat er an den Ohren eine dergleichen Oeffnung, wie von den andern Nachtvögeln gesagt worden. Aristoteles sagt, daß der Vogel, den er Aegothelas nennt, seinen Aufenthalt in Griechenland auf den Bergen habe: doch unsre Kircheule wird auch auf unsern platten Lande gefunden, indem sie ihr Nest in den Löchern von alten Thürmen und steilen Felsen, wie auch in hohlen Bäumen macht.

Man sieht hier deutlich, daß Belonius die Kircheule mit dem Nachtraben verwirrt. Es sind

zwey

zwey ganz verschiedne Vögel, und deren Unterschied in die Augen fällt, so wenig man auch darauf acht hat, denn ohne von der Figur und Federn zu reden, welche einander gar nicht gleichen, so macht der Nachtrabe ein Geschrey, welches ganz und gar nicht widrig und schrecklich ist. Gesner, der zu gleicher Zeit mit dem Belonius gelebt, hat hiervon schon die Anmerkung gemacht. Es scheint aber, daß Belonius daher geirrt habe, weil man in Saintonge den Nachtraben den Namen Fresaye giebt, und derselbe als ein Vogel von einer bösen Vorbedeutung daselbst betrachtet wird; auch glauben die Einwohner in Saintonge noch heut zu Tage, daß er seine Eyer einzig und allein mit den Augen bebrüte, wie der Straus thut; worinne sie sich gröblich irren.

Rajus merkt an, daß die Engländer die wirkliche Kircheule den weißen Uhu nennen, wegen der weissen Farbe, so bey seinen Federn herrscht, wiewohl sie vermittelst braungelber Flecken und kleiner Linien angenehm buntscheckig ist. Linnäus nennt sie unter den Vögeln in Schweden nicht, weil sie wahrscheinlicher Weise daselbst nicht gefunden wird. Sie ist in Frankreich ziemlich gemein, und wir wissen, daß sie daselbst als der unglücklichste Vogel, als der Todtenvogel überhaupt verabscheuet wird: doch thut sie niemanden etwas; wir kennen auch Leute, welche sie zum Mäusefangen höher als die besten Katzen halten. Sie hält sich gemeiniglich in tiefen Höhlen, und in Thürmen, wo man nicht hinkommen kann, und in Glockenthürmen auf; sie macht kein Nest, und

legt auf den bloßen oder nur mit Koth bedeckten Stein vier bis fünf weiße Eyer, welche sehr länglich und hierinne von den Eyern der andern Eulen, welche ganz runde legen, ganz verschieden sind. Den Tag über bleibt sie in ihrer Höhle, und schläft gerade auf ihren Füssen, hängt den Kopf vorwärts, verbirgt den Schnabel in den Federn, und schnarcht wie ein Mensch: des Abends kömmt sie von Zeit zu Zeit an den Rand der Höhle, um zu sehen, ob es noch Tag sey; und wenn die Nacht gekommen ist, so geht sie heraus, fliegt davon, und überpurzelt sich, wie bisweilen die Tauben thun; welches ohne Zweifel die Einwohner in der Normandie verursacht, zu sagen, daß die Nachteule in der Luft umgekehrt fliege, und die Pfoten nach dem Himmel zu kehre: allein sie irren sich, denn jeder Vogel fliegt und hat die Pfoten unterwärts, wie jeder Fisch auf dem Bauch schwimmt, so lange er sich wohl befindet. Man findet in ihrer Höhle mehr oder weniger verlängerte Knäule, wovon einige so groß wie Hünereyer sind, und die man für ihre Excremente halten könnte; allein ihre Excremente sind weiß und flüßig, wie bey den Raubvögeln, und diese Knäule sind nichts anders als das übriggebliebne von den Speisen, so in Häuten, Haaren, Federn und Knochen besteht, so alles künstlich wie mit einer Tasche umwickelt ist, die der Vogel leichte nach der Verdauung des Fleisches ausspeyen kann; denn, da die Eulen überhaupt eine sehr weite Kehle haben, so verschlucken sie ganze Stücken Fleisch, z. E. eine Ratte, eine Maus, einen Vogel. Demnach sammlet die sorgfältige Natur die Knochen, und andre grobe Materien in ihren Magen in Knäule zu-

sammen,

sammen, so sie hernach wegbrechen, eben so wie der Eisvogel und alle Vögel, welche ganze Fische verschlucken, durch ihren Schnabel die Gräten und Wirbelbeine von den verdauten Fischen wegspeyen. Die Kircheule ist in Ansehung ihrer Größe überaus leicht; sie fliegt der Quere, eben so wie die andern Arten von Eulen, wie der Wind geht, so sachte, und so gelinde, daß man sie nicht fliegen hört. Wir haben sie oft Nachts um eilf Uhr in der Luft schreyen hören, da der Himmel bald schwarz und finster, bald klar und gestirnt war: aber bey einer sehr großen Helle in der Nacht haben wir sie niemals wahrnehmen können. Man hat bisweilen eine mit Erstaunen des Morgens in einem heimlichen Gemach gefunden, in welche sie sich durch das Rohr heruntergelassen.

Die Kircheule, so im Französischen sonst Orfraye, oder Orfroye genennt worden, heißt italiänisch Strige; englisch Common, Barn, Owel, Wite, Obel, oder Church Obel. Das französische Wort Fresaye kömmt, wie Menage sagt, von dem lateinischen Wort Praesaga her, gleich als wenn es ein Vogel einer schlimmen Vorbedeutung heißen sollte; oder weil dieser Vogel gleichsam ein Gekröse von Federn um den Hals trägt. Was die erste Wortherleitung unterstützt, ist dieses, daß die Einwohner in Poiton noch heute zu Tage Presaye vor Fresaye, und die Gasconier Bresague nennen. Man nennt sie sonst in Frankreich Effraye, das ist die erschreckliche. Was das französische Wort Orfraye, so in der verdorbnen Aussprache vor Effraye gemacht worden, betrifft, so kömmt es nur dem Seeadler zu,

der vor diesem Ossifrague, gleichsam Beinbrecher genennt worden. Man nennt auch die Kircheule in Frankreich Petit Chat Huant, plombé, wegen der Flecken, so sie unter dem Bauch hat; Chouart, wegen ihres Geschreyes; Lucheran, von dem lateinischen Wort Aluco.

Die Kircheule enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel ist als eine Speise nicht im Gebrauch: doch kann man seine Jungen essen, wenn sie noch zart und jung sind; und viele Schriftsteller versichern, daß ihr Fleisch auflöse und für diejenigen gut ist, welche von einer Lähmung befallen sind, oder selbige zu befürchten haben. Man findet in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. Ann. 6. eine Bemerkung vom D. Paulini, welcher erzählt, daß einem seit vielen Monaten gelähmten jungen Menschen gerathen worden, eine Kircheule im Ofen dürren zu lassen. Nachdem er sie gerupft, ausgenommen und gesalzen, hat er sie zu Pulver, und mit Bibergeil eine Salbe daraus gemacht, womit er sich eine Zeitlang gerieben; und er ist geheilt worden. Dieses Pulver nimmt man auch innerlich von einem Scrupel bis zu einer Drachme in eben der Krankheit. Ueberdies vermischt man es mit Honig, und bestreicht damit die entzündeten Mandeln, wenn es nöthig ist, sie zur Schwärung zu bringen. Ettmüller rathet selbiges durch eine Röhre bey dem bösen Hals einzublasen, um die entstandne Eyterbeule in der Kehle, welche eine Erstickung droht, zur Oeffnung zu bringen. Die Galle von der Kircheule kömmt zu den Augenmitteln, welche geschickt sind, die

Flecken

Flecken in den Augen wegzunehmen; und ihr Fett, welches erweichend und auflösend ist, ist zur Stärkung der Nerven sehr dienlich, wenn man sich dessen als einer sehr flüßigen Salbe bedient.

Otis. Trappe.

Otis, *Offic. Lemer.* 643. *Gesn. de Auib.* 484. Otis, Tetraonis altera spiecies, Auis tarda, *Belon. des Oisi.* 236. Otis, seu Tarda auis, *Aldrou. Ornith.* 2. 85. Tarda Recentiorum, *Schwenckf. Auiar. Silesi.* 355. Otis, siue Tarda, *Ionst. de Auib.* 42. Otis, Tarda, et Bitarda, *Charlet. Onomast. Zoic.* 73. Otis, Tarda, Auis, *Aldrouandi, Willughb. Ornith.* 129. *Raii Synop. Method. Au.* 58. *Erythrontaon*, Tetraon, Trappus, siue Anser-Trappa, *Nonnull.* franz. Outarde, Otarde, oder Bitarde.

Der Trappe giebt in Ansehung der Größe dem Truthahn nichts nach, er ist vom Anfang des Schnabels, bis zum Ende des Schwanzes sechzig Zoll lang, und von einem Ende der ausgespannten Flügel bis zum andern zwo und eine halbe Elle breit. Der Schnabel ist dem Schnabel einer Henne ähnlich, wovon die obere Kinnlade ein wenig gebogen ist. Der Kopf und der Hals sind aschgrau. Der Bauch ist weiß. Der Rücken sieht wegen der röthlichen und schwarzen queerlaufenden Linien buntscheckig. Er hat keine Hinterzehe, welches sehr merkwürdig ist; denn vermittelst dieses Merkmaals und seiner Größe ist er von allen andern Vögeln dieser Art sattsam un-

terschieden: er nährt sich von Saamenkörnern und andern Saamen, von Kohl und von Röhrleinkraut- (Tarax.) blättern, u. s. f. Nachdem wir ihn geöffnet, haben wir in seinem Magen so gar zur Erndtenzeit eine große Menge Schirlingssaamen mit drey oder vier Gerstenkörnern vermischt gefunden. Die Trappen werden in England auf den schönen Feldern, so bey den Schlößern Newmarket und Ronston in Cambridgeshire, und in der Provinz Suffolk liegen, oder sonst in großen Ebnen gefunden; sie haben einen langsamen Flug, und erheben sich wegen der Größe und Schwere ihres Körpers schwer von der Erde; daher kömmt es ohne Zweifel, daß die Lateiner diesem Vogel den Namen Tarda gegeben. Wie Hector Boethius sagt; so kommen in der Mark, in Schottland Vögel zum Vorschein, so nach der Sprache des Landes Gustardes genennt werden, und in Ansehung der Federn und des Fleisches den Rebhünern ähnlich sind, die aber in Ansehung der Größe des Körpers die Schwane übertreffen. Einige sagen, daß man sie mit der Hand fangen könne, ehe sie davon fliegen können: allein obwohl die Trappen Zeit erfodern, ehe sie sich von der Erde erheben können, so zeigen sie sich doch bey uns sehr furchtsam und vorsichtig; dergestalt, daß sie sich niemand nähern lassen, und daß sie, wenn sie einen Menschen von ferne sehen, sogleich die Flucht ergreifen. Demohngeachtet aber sagen unsre Vogelsteller, daß man sie auch mit Windhunden fangen könne. Wie Aldrovandus sagt, so trifft man diese Vögel in Italien nicht an, woferne sie der Sturm nicht von ohngefähr dahin bringt. Allein, wir haben auf unsrer

Reise in Italien zu Modena einen Trappen auf dem Markt zum Verkauf gesehen; welches uns muthmassen läßt, daß dieser Vogel in diesem Lande nicht rar sey. (Willughby.)

Eine so kurze Beschreibung von dem Trappen würde bey weitem nicht zureichend seyn, der Neugier der Liebhaber, in Ansehung der Vogelgeschichte, eine Gnüge zu leisten; und daher wollen wir, um sie völlig zu ersetzen, dasjenige herschreiben, was im folgenden Buch hiervon befindlich: die Ueberschrift hiervon ist Memoires de l'Academie Royale des Sciences pour servir à l'Histoire naturelle des Animaux, la Description Anatomique de six Otardes.

Der größte von den Trappen, die wir, sagen diese Herrn Akademisten, zergliedert, war von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende der ausgestreckten Pfoten nur drey Fuß. Diese Größe kömmt derjenigen Größe nicht bey, welche Belonius und Turnerus dem Trappen zuschreiben, und welche sagen, daß er der größte unter allen Vögeln nach dem Straus sey. Der Kasuar und der Greif, so wir zergliedert haben, waren weit größer, und die andern Schriftsteller machen den Trappen nicht größer, als den, den wir beschreiben. Aristoteles macht ihn bey dem Athenäus auch noch kleiner, denn er vergleicht ihn, was die Größe betrifft, mit einem großen Hahn, und es ist wundersam, daß Belonius und Turnerus, welche wahrscheinlicher Weise Trappen gesehen haben, von selbigen also geredet haben, um dem Plinius zu folgen, den sie auch nicht wohl scheinen verstanden zu

haben; denn der Vogel, welcher nach dem Plinius der größte nach dem Straus ist, ist die zweyte Art vom Tetras, so nicht der Trappe ist, und Plinius sagt nur, daß die Größe von dem Otis, welcher wahrscheinlicher Weise unser Trappe ist, sich der Größe vom Tetrao nähere: allein was weis nicht gewiß, was der Tetrao ist, und daß er keine Aehnlichkeit mit dem Trappen habe; dieser Vogel war nach der Beschreibung des Plinius, an dem ganzen Körper schwarz, die Federn ausgenommen, die er über den Augen hat, welche roth sind; welches sich bey dem Trappen nicht befindet, welcher wohl etwas rothes, etwas schwarzes, oder etwas braunes in seinen Federn hat, diese Farben aber befinden sich bey selbigen auf eine ganz andre Weise in einer Ordnung.

Der Hals und die Pfoten waren weit länger bey unsern Trappen als bey denen, welche Gesner und Aldrovandus beschrieben haben: übrigens kommen sie ziemlich mit der Beschreibung überein, welche diese Schriftsteller hiervon geben. Sie hatten einen Hals, der einen Fuß lang war, und Schienbeine, so anderthalb Fuß lang waren. Die Flügel waren nicht viel länger, als die Schienbeine, dergestalt, daß sie, als sie ausgespannt waren, nicht viel über Fuß betrugen; welches keine Proportion mit dem übrigen Körper hat. Daher fliegt dieser Vogel so schwer, daß man ihn im Lauf erreichen kann. Oppianus sagt, daß es unter allen Vögeln keinen als den Trappen gäbe, welcher sich vor den Hunden fürchte, weil er sich so wenig von der Erde erhebt, und so langsam geht, daß sie ihn leicht

fangen

fangen können. Daher ist er von den Lateinern Auis tarda genennt worden, von welchen der französische Name Otarde gekommen, wofern dieser nicht von dem griechischen Namen Otis also genennt worden; wiewohl die Alten ziemlich verschieden von dem Otis geredet haben, so, daß man zweifeln muß, daß es unser Trappe ist. Albert nennt ihn Bistarda, und legt diesem vom Auis tarda übel entlehnten Namen eine noch weit schlechtere Wortherleitung bey; denn er glaubt, daß er deswegen also genennt worden, weil er gemeiniglich zween Sprünge thut, wenn er anfängt zu fliegen.

Die Federn hatten sechs Farben: sie sahen weiß, schwarz, aschgrau, graubraun und rosenfarbig. Der Bauch, die Dickbeine, der untere Theil des Schwanzes, und der untere Theil der Flügel waren weiß. Es ist wahrscheinlich, daß Belonius, welcher den obern Theil von den Flügeln bey dem Trappen weiß macht, sich geirret habe; weil überhaupt die Vögel, welche in ihren Federn eine braune Farbe haben, solche gemeiniglich auf den Flügeln und auf dem Rücken haben: welches man auch bey den andern Thieren bemerkt, welche einen Rücken haben, der bräuner als der Bauch ist. Der Vordertheil des Halses, der Kopf, und das Mittel von dem obern Theil der Flügel war aschgrau. Der hintere Theil des Halses, der Rücken, der obere Theil der Flügel von oben her, und der obere Theil von dem Schwanz sah röthlich, und wurde mit schwarzen langen und ungleichen und gleichsam abgebrochnen Flecken eben so wie bey dem Rebhuhn durch-

strichen. Hieraus kann man muthmaßen, daß Aelianus von den Trappen hat reden hören, wenn er gesagt, daß es in Indien so große Rebhüner wie Gänse gäbe. Die Enden der Flügel sehen graubraun. Alle Federn überhaupt, ausgenommen die Schwungfedern, so sich am Ende der Flügel befinden, hatten nahe bey der Haut sehr lebhafte rothe Flaumfedern und fielen in das rosenfarbige. Der Kiel hatte auch unten eben diese Farbe. Es waren auch einige Federn, welche außer denen an dem untersten Theil des Kiels angehängten Flaumfedern noch andre hatten, welche auf eine sehr außerordentliche Weise aus ihren Enden hervorgiengen, indem das Mittelste von der Feder von festen und aneinander gehengten Fahnen bestund, eben so wie die Fahnen bey den Federn sind, welche zum Fliegen dienen, das übrige war gleichsam zerfasert und in unzählige sehr dünne Fasern zertheilt. Der Schnabel war grau, und etwas bräuner als die Federn von dem Kopf. Er war drey Daumen lang von dem Auge an bis zu seinem Ende gerechnet. Er hatte beynahe die Form von dem Schnabel einer jungen Truthenne, und hatte, wie Gesner sagt, keine Aehnlichkeit mit dem Schnabel des Adlers, der sehr krumm ist. Die Schienbeine und beynah die Hälfte von den Dickbeinen waren mit kleinen Schuppen, so eine sechseckichte Figur hatten, bekleidet, davon die größten in allen nur eine Linie betrugen. Die Zehen von den Füßen waren oben mit Schuppen bedeckt, welche wie getäfelt lang und schmal waren. Alle Schuppen sahen aschgrau, und waren mit einer kleinen Haut bedeckt, der sich wie der Balg bey einer Schlange wegnehmen ließ.

Der

Der untere Theil von der Pfote war mit einer körnichten Haut wie Fischhaut überzogen. Der Zehen waren an der Zahl nur dreye. Die letztere fehlte, und an deren Statt befand sich eine schwülichte Substanz von der Größe einer kleinen Nuß. Die größte Zehe war zween Daumen und neun Linien lang. Die Krallen waren breit, kurz, ein wenig gekrümmt, wenig spitzig, und beynahe den Nägeln eines Menschen ähnlich, indem sie eine eyrunde Figur hatten: aber am merkwürdigsten ist, daß sie unten sowohl als oben gewölbt waren; welches ihren Durchschnitt linsenförmig machte. Belonius sagt, daß diejenige Art von Adler, so Haliaëtos heißt, auch unten sowohl als oben runde Krallen habe, welches wider die gewöhnliche Art der Krallen von andern Thieren ist, welche unten hohl, oder zum wenigsten platt und viereckicht sind.

Der Trappe macht sein Nest nicht auf die Bäume, wie Albert sagt, weil er nicht auf selbige fliegen kann: allein es ist wahrscheinlich, daß es deswegen geschieht, weil er sich nicht auf selbigen halten kann, wegen der außerordentlichen Beschaffenheit seiner Pfoten, die hierzu nicht bequem ist, indem er keine Hinterzehe hat, und der untere Theil von der Pfote rund und mit einer dicken schwülichten Substanz angefüllt ist, welche macht, daß er sich nicht auf die Stange setzen kann. Aristoteles sagt, daß der Otis in Scythien seine Eyer nicht wie die andern Vögel bebrüte, sondern daß er sie in einen Haasen- oder Fuchsbalg einwickele, und selbige zu unterst eines Baums verberge, auf welchem er oben drauf sitze, um sie wider die Jäger zu beschützen,

tzen, welche er verhindert, sich hinzunahen, indem er sie mit seinen Flügeln schlägt, wie die Adler thun; daraus zu ersehen, daß der Name Otis unter den Alten sehr zweifelhaft ist, und daß er bisweilen unsern Trappen, bisweilen einen andern Vogel bedeute, welcher von jenem sehr verschieden ist; denn der Trappe ist nicht geschickt, sich weder oben auf einen Baum zu setzen, noch sich mit den Jägern zu schlagen. Das Loch von dem Ohr von welchem man vorgiebt, daß die Größe desselben diesem Vogel den Namen gegeben, hatte nichts außerordentliches. In einigen von unsern Gegenständen war es mit Federn bedeckt, welche ein wenig länger als die andern waren, allein sie machten keine langen Ohren, wie bey der numidischen Jungfer, welche, nach unsern Muthmaßungen, der wirkliche Otus der Alten ist, und den man mit dem Otis verwirrt, wie man dieses in der Beschreibung der numidischen Jungfer darthut. Die Leber war sehr groß, indem der rechte Lappen in einigen von unsern Trappen auf fünf Zoll betrug, dergestalt, daß er bis in den Unterleib herunter stieg. Er hatte eine feste Substanz und sah Zinnoberroth. Die Gallenblase, welche unter dem rechten Lappen verborgen war, hieng nur mit ihrem obern Theil, so gleichsam ihr Hals war, an der Leber: das übrige hieng herab, indem es von der Leber frey war, und unten an den Leerdarm anhieng. Sie war zween und einen halben Zoll lang, und einen Zoll breit, und hatte eine eyförmige Figur. Der Gallenblasengang war bey einigen von unsern Trappen kurz, weil er aus dem untern Theil der Gallenblase herausgieng, und sich in den obern Theil des leeren Darms hin-

hineinbegab. In andern war dieser Gang länger, weil er aus dem obern Theil der Gallenblase nahe bey ihrem Hals herausgieng, und sich in eben den Ort wie die andern, welche kürzer waren, hineinbegab. Der Lebergallengang gieng nahe bey dem Hals der Gallenblase heraus, und begab sich auch in den leeren Darm, zween Zoll weiter unten als der Gallenblasengang, aber nur in denjenigen Trappen, wo der Gallenblasengang aus dem Hals der Gallenblase herausgieng; bey dem andern begab er sich unmittelbar unter den Gallenblasengang hinein, eben so wie es gemeiniglich bey den meisten Vögeln ist. Die Substanz von der Milz war weichlich, und sah rothbraun. Sie war wie die Niere der Landthiere beschaffen: sie war nur zehn Linien lang, und über sechs Linien breit. Die Gekrösedrüse lag in der ersten Krümmung der Gedärme, in welche sie wie gewöhnlich herunter gieng. Ihre Substanz war harte und sahe blaßroth: sie war an ihrem Ende sehr dünn und an ihrem Anfang sehr dick, aus welchen ihr Gang herausgieng, der nur fünf Linien lang war. In einigen von unsern Trupven gab es zween Gekrösedrüsengänge, welche aus eben der Gekrösedrüse herausgiengen; in einem andern befanden sich zwo Gekrösedrüsen, davon eine jede ihren Gang hatte. Diese Gänge begaben sich alle in die nahgelegnen Gallenblasengänge, und hatte eine jeder einen besondern Eingang; sie waren aber alle mit einerley Anhang, der die Form einer Warze hatte, und der eine Falte von der innern Haut des Gedärms zu seyn schien, bedeckt.

Aristoteles merkt in dem Athenäus an, daß der Trappe keinen Kropf habe. In unsern Trappen war der Schlund überall enge: er erweiterte sich nur und war ein wenig dick, ehe er sich mit dem Magen verband; welches ohngefähr zween Daumen in der Weite betrug. Er hatte an diesem Ort außer den beyden Häuten des Schlundes eine große Menge verschloßner Drüsen. Diese Drüsen lagen in einer Ordnung, wie die Zellen von den Bienen: jede war ihrer Länge nach durchbort, und machte einen kleinen Gang oder Röhre. Die Figur der ganzen Drüse war kegelförmig, und die Dicke betrug an einem Ende über eine Linie, die Länge aber zwo; sie gieng spitzig zu. Diese Drüsen lagen eine auf der andern, dergestalt, daß man nur das große Ende von selbigem sah, wo die Oeffnung des kleinen Canals war. Die innere Haut von dem Schlunde, welche auf diesen kleinen Drüsen lag, war so dünne, daß man dieselben durchscheinen sah, und daß sie, wenn man sie druckte, eine Feuchtigkeit herausgehen ließen, welche auch Mitten durch die Haut durchgieng. Diese Haut war noch mit einer andern bedeckt, welche durch die ganze Höhle des Magens sowohl als durch die Erweiterung des Schlundes, wo die Drüsen waren, sich erstreckte. Diese letztere Haut vertrat die Stelle des sammtartigen Gewebes, welches gemeiniglich den innern Theil von dem Magen der Thiere überzieht. Diese Structur des untern Theils von dem Schlund, und dieser Haufen Drüsen befinden sich in den meisten Vögeln; allein man sieht sie gemeiniglich nicht so deutlich als in dem Trappen. Arantius, der einen Trappen zergliedert hat, nennt diese Drüsen des Schlundes

Warzen,

Warzen, und sagt, daß sie rund sind: allein es ist wahrscheinlich, daß er diese Drüsen nur mitten durch die innere Haut gesehen, welche nur das große Ende einer jeden Drüse, so rund ist, zum Vorschein kommen läßt; indem das übrige, welches sich verlängert und eine Spitze macht, unter den andern Drüsen verborgen ist.

Der Magen war vier Zoll lang und drey Zoll breit. Er schien, ehe er geöffnet wurde, dem Magen der Hüner ziemlich gleich, wegen seiner Härte, welche bey den Hünern von der Dicke des fleischigten Theils kömmt: allein in allen unsern Trappen war dieser fleischichte Theil sehr dünn, und nicht mehr als eine Linie dick; und die ganze Härte, welche sich in dem Magen, ehe er geöffnet wurde, zu erkennen gab, kam nur von der innern Haut her, welche nicht nur dicke und harte war, sondern auch Falten und Kragen auf verschiedne Weise hatte; jeder Kragen war gekräuselt und gefalten; welches viel Platz einnahm. Diese innwendig gefaltne und mit Kragen versehene Haut des Magens sah goldgelb, und war keine Verlängerung von der über die Drüsen des Kropfs ausgebreitete Haut, welche weiß war; sondern sie war von selbiger geschieden, wie zwey Futter von einem Kleide seyn würden, welche mit den Enden an einander genäht sind: sie war auch leicht von den fleischigten Theil des Magens zu scheiden. Dieser Magen war mit Steinen und Pfennigen (Doubles) angefüllt; es waren Steine in selbigen von der Größe einer Nuß. In einem von unsern Trappen hat man auf neunzig Pfennige gefunden, welche durch

das

das wechselsweise Reiben und durch das Reiben der Steine, welche mit ihnen vermischt waren, abgenutzt und glatt gemacht waren, ohne einem Merkmaal einer Zernagung; welches leichte daraus zu erkennen war, weil sie nur an ihren erhabnen Theilen abgenutzt waren, da indessen die hohlen Theile ganz und nicht polirt geblieben, weil sie nicht wie die andern berührt und gerieben worden. Man sah auch kein Merkmaal einer Zernagung in diesen Theilen, da sie weder verrostet noch rauch noch uneben waren. Man hat in einem von diesen Trappen den Magen mit einer großen Menge Heu angefüllt gefunden. Athenäus sagt, daß die Trappen wiederkauen. In einem Papagoy, welcher ein Vogel ist, den man das, was er bereits verschluckt hat, wiederkauen sieht, haben wir zween Magen bemerkt, welche beyde vermittelst eines langen Canals von einander geschieden waren; welches zu dem Gebrauch des Wiederkauens scheint gemacht zu seyn: In dem Trappen aber haben wir nichts ähnliches gefunden. Die Gedärme waren vier Fuß lang, ohne die beyden Blinddärme dazu zu rechnen, davon der rechte einen Fuß und der linke zwölf Zoll lang war; welches keine große Länge für ein Thier ist, welches Heu frißt. Die beyden Blinddärme giengen gemeiniglich aus dem Ort, wo der Grimmdarm sich mit dem langen Darm verbindet, sieben Zoll breit von dem Hintersten entfernt, sie giengen nicht von oben nach unten, wie Arantius sagt, bemerkt zu haben, sondern von unten nach oben, wie man es bey andern Vögeln findet. Die innere Haut von dem langen Darm war ihrer ganzen Länge nach gefalten, nach Art des letztern

Magens

Magens der Thiere, welche wiederkauen: sie hatte nach dem Ende dieses Darms zu einige Runzeln der Quere, welche die Stelle der Klappe des Grimmdarms vertraten. Einen Zoll weit von dem Hintersten wurde das Gedärme enger, und hernach wurde es weiter, und machte eine Tasche, welche geschickt war, ein Ey zu enthalten. Die beyden Harngänge begaben sich in die Tasche. Nach ihrer Mitten zu wurde man ein kleines Loch gewahr, welches in einem Sack führte, so gleichsam der dritte Blinddarm war, der gemeiniglich Bursa Fabricii genennt wird, von dem Namen desjenigen, der ihn zuerst beschrieben. Diese Tasche oder Sack war zween Zoll lang, und bey seinem Anfang drey Linien breit, wo er ein wenig schmäler an seinem Ende war. Ueber dem Loche, welches aus der Mitten der Tasche in den dritten Blinddarm gieng, befand sich von der innern Haut der Tasche eine Falte, welche wahrscheinlicher Weise zur Klappe diente, so geschickt ist, den Rückfluß nach dem obersten Theil des Mastdarms zu zu verhindern, und den Eingang in den dritten Blinddarm zu erleichtern. Diese Bemerkung von dem dritten Blinddarm ist dem entgegen, was Aristoteles bey den Gedärmen des Trappen bemerkt hat, von denen er sagt, daß sie an ihrem untern Ende weniger Anhänge als die andern Vögel haben.

Die Nieren waren drey Daumen lang: sie waren wie es bey den Vögeln gewöhnlich ist, sehr tief in drey Lappen eingeschnitten. Ihre Gefäße befanden sich auch wie bey den andern Vögeln, ausgenommen die beyden Dickbeinpulsadern, welche gemeiniglich

doppelt sind, und welche gewohnt sind, bey beyden unter der Niere wegzugehen; denn in unsern Trappen kam eine zum Vorschein, welche drüber weggieng, und eine andre, welche unten hingieng, um in das Dickbein zu gehen. Jede Hode war sechs Linien lang, und über zween Linien breit, hatte die Figur von einer kleinen Mandel, und eine ziemlich feste und ziemlich weiße Substanz. Die Oberhode, welche vollkommen schwarz war, und eben die Figur wie die Hode hatte, war vier Linien lang und über zwo Linien breit. Außer den beyden Hoden wurde in einem von unsern Trappen ein drüsichter Körper gefunden, welcher die dritte Hode zu seyn schien. Er war neun Linien lang, und über sechs Linien breit, und hatte eine olivenfarbe. Der abführende Gang (Canal. defer.) welcher aus dem Ende der Oberhode einer jeden von wahren Hoden gieng, schlupfte über die Nierenblutader hin, an welcher er anhieng, und gieng über die Niere längst des Harngangs herunter.

An der obern Lefze des Hintersten befand sich ein kleiner Anhang, welcher die Stelle der Ruthe vertrat. Unter so vielen Trappen, die wir zergliedert haben, hat sich kein Weibchen befunden.

Die Zunge war nicht knochig, wie sie Aristoteles in dem Athenäus beschreibt: sie war auswendig fleischig, und hatte inwendig einen Knorpel, welcher wie bey den meisten Vögeln an dem Grundtheil des Zungenbeins anhieng. Seine Seiten waren vermittelst einiger Spitzen, so in Ansehung der Substanz das Mittel zwischen der Haut und dem Knorpel hielten, stachlich.

lich. Die Ringe von der Luftröhre waren ganz. In einigen von unsern Trappen befand sich auf jeder Seite eine Warze oder rothe Drüse, so vermittelst eines Astes von der Dicke einer großen Nadel an der Luftröhre, und an den Schlafpulsadern hieng; welches bey den Vögeln ziemlich gemein ist. Das Herz war zween und einen halben Zoll breit, der Sack, welcher die fleischichte Klappe macht, so gemeiniglich in der rechten Herzkammer der Vögel bey dem Eintritt der Hohlader gefunden wird, war vier Linien tief. Das Fleisch von der linken Herzkammer war nach dem Grundtheil zu fünf Linien und nach der Spitze zu eine Linie dick.

In dem Auge hatte die harte Hornhaut vorwärts einen knorplichten Rand, der eine Linie breit war, und um die durchsichtige Hornhaut gleichsam einen Zirkel machte. Das Traubenförmige Häutchen war röthlich, und mit einer großen Anzahl Pulsadern, Blutadern und Nerven versehen. Der Regenbogen hatte eine Isabellenfarbe. Die crystallinische Feuchtigkeit betrug im Durchschnitt zwo Linien, der ganze Augapfel aber hatte deren neune. Nachdem der Sehenerven inwendig in das Auge gedrungen, so wurde er platt, und machte einen weißen Rand, der eine eyförmige lange und schmale Figur hatte, woraus die schwarze Haut in Form eines Beutels gieng, der sich an die Seite nach dem Rand der crystallinischen Feuchtigkeit zu anhieng. Diese Haut ist in der Beschreibung des Strauzes genauer beschrieben, und vorgestellt. In dem Gaumen und in dem untern Theil des Schnabels, der gleichsam eine untere Kinn-

lade ist, befanden sich unter der Haut, welche diese Theile bekleidet, viele drüsige Körper, welche sich vermittelst vieler sehr sichtbarer Canäle in die Höhle des Mauls öffneten.

Dieses ist eine anatomische Beschreibung des Trappens so von einer geschickten Person gemacht worden, und die so wahr als wichtig ist. Allein um dem Leser ein Genügen zu thun, wollen wir einige wichtige Erläuterungen beyfügen, welche uns vor kurzen vom Navier, der Arzneygelahrheit Doctor, Medicus zu Chalons, Sur Marne, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, der in der gelehrten Welt schon sehr vortheilhaft bekannt ist, mitgetheilt worden.

Die Trappen, sagt Herr Navier, bewohnen dieses Land (die Gegenden von Chalons) den Sommer und den Winter. Im Winter sind diese Vögel in unsern Ebenen in großen Truppen ausgebreitet: wenn sie auf der Erde sind, so giebt es allezeit zum wenigsten einen, der von dem Haufen ein wenig entfernt ist, und Wache hält, indem er allezeit den Kopf aufrecht trägt, um die andern zu benachrichtigen, wenn jemand zum Vorschein kömmt; und da sie sich mit vieler Mühe in die Luft erheben, und genöthiget sind, ein wenig hinzulaufen, und die Flügel zu schlagen, so thun sie es bey Zeiten. Man fängt sie mit dem Hamen, indem man einen Apfel oder Fleisch dran hängt, oder mit der Büchse, da man sich hinter eine Erhöhung, oder auch in einen Strohhaufen verbirgt; man fängt sie auch mit guten Windhunden, welche sie oft anfallen, ehe sie

sich

sich von der Erde erhoben, oder wenn sie noch wenig von selbiger entfernt sind. Diese Vögel begatten sich im Sommer, und befindet sich nur ein Männchen, so man im Französischen Rond nennt, bey einem Weibchen; und wenn sich einer, der kein Weibchen hat, darzu findet, so schlagen sie sich mit einander, bis der schwächste auf der Stelle bleibt. Man findet von Zeit zu Zeit dieses Schlachtopfer der Liebe. Sie machen ihr Nest auf die Erde in das Brachfeld und Höhlen die Erde nur ein wenig aus, um daselbst zwey Eyer hineinzulegen; bisweilen legen sie in selbiges ein wenig altes Stroh. Sie legen jährlich nur einmal. Die Eyer sind so groß wie die Schwaneyer, sehen weiß, und haben an dem großen Ende einige röthliche Flecke. Das Legen geschieht zu Ende des Mayes, oder im Junius. Das Brüten dauert ohngefähr fünf Wochen, beynahe wie bey den Truthünern. Die Jungen laufen wie die jungen Hüner, so bald sie ausgekrochen sind. Die Trappen versammlen sich im Monat October, und gehen in Gesellschaft bis zum Monat April. Sie nähren sich von Fröschen, Mäusen oder Hamstern, kleinen Vögeln und verschiednen Insekten; sie sind sehr fleischfräßige Thiere: doch fressen sie im Winter Blätter von Rübenkohl u. s. f. Die Dauer ihres Lebens ist ohngefähr funfzehn Jahr. Man kennt ihr gewöhnliches Geschrey nicht anders als eine Sache, welche dem Geschrey des Rabens beykömmt. Diese Vögel haben nur zwo Arten von Fleisch, beynahe wie die Truthähne, ein weißes und ein etwas braunes, davon die Fasern kürzer sind, welches sie niedlicher macht, und welches sich längst der

Dickbeine und des Gerippes befindet: es ist auch kein großer Unterschied in Ansehung des Geschmacks bey selbigen; worinne alle die, welche davon gegessen haben, einstimmig sind. Wir betrachten diesen Vogel beynah wie einen Truthahn, und wir halten auf selbigen nicht mehr, außer wenn er in die Pasteten kömmt.

Belonius merkt an, daß der Trappe dem Trappenzwerg (Cane petiere) so sehr ähnlich sey, daß unter demselben kein Unterschied, außer in Ansehung der Größe sey. Willughby betrachtet auch den Trappenzwerg als eine Art von Trappen; und Klein macht in seinem Prodromo Historiae auium, keine Schwürigkeit, denselben mit den Namen Tarda Nana zu nennen, gleich als wenn er kleiner Trappe hieße. Der Trappe, sagt dieser Schriftsteller, ist ein vortrefflicher Vogel, der in unserm Lande sehr bekannt, und den Hülsenfrüchten im Herbst und im Winter sehr schädlich ist. Das Männchen macht wie der Truthahn zu der Zeit, da er verliebt ist, mit seinem Schwanz ein Rad. Das Weibchen legt jedesmal nur zwey Eyer, gemeiniglich in ein Haberfeld, über welches es, indem es brütet, mit seinem langen Hals herausragen kann. Wenn es in Argwohn steht, daß man sie ihm wegnehmen will, so trägt es selbige unter seinen Flügeln an einen andern Ort. Wenn es zornig wird, so bläst es die Haut auf, die bey ihm etwas wenig unter dem Schnabel herabhängt. Unsre Trappen sind in etwas von den Trappen in England und Frankreich verschieden.

Der Trappe hält sich nicht nur in Champagne, sondern auch in Poitou auf; und ein glaubwürdiger Einwohner von Poitou hat uns erzählt, daß einsmals im Winter, als das Feld ganz mit Schnee und Reif bedeckt gewesen, eines von seinem Gesinde früh auf dreyßig Trappen halb erfroren gefunden, die es nach Hause gebracht, indem es sie für Truthüner, welche man aus Unachtsamkeit hätte außerhalb bleiben lassen, gehalten. Als aber diese Vögel aufgethaut waren, wurde man sehr angenehm in Verwunderung gesetzt, als man sah, daß es Trappen waren. Es ist eine ziemlich sonderbare Sache, die aber mehr als einmal sich zugetragen.

Denis sagt in seiner Geschichte von Amerika, daß der Trappe nur aller zwey Jahr lege, und daß er das Jahr, da er nicht legt, sich mausere; daß er nur vier Jahr lege, und daß er auf einmal funfzehn bis sechzehn Eyer in die Inseln oder Sümpfe auf das Land und bisweilen auf die Bäume lege. Er fügt hinzu, daß die jungen ausgekrochnen Trappen sich auf den Rücken ihres Vaters legen, der sie zum Wasser trägt, und daß die Mutter des Nachts sie wieder auf das Land bringt, um sie zu bebrüten. Anfangs setzte uns diese Nachricht gar beträchtlich in Verwirrung, und wir glaubten, daß Denis sich geirrt habe: allein seit dieser Zeit haben wir erfahren, daß die Einwohner von Canada zu Quebeck und daherum eine Art schwarzer und weißer Gänse, welche Willughby und Raji die canadensische Gans heißen, den Trappen nennen.

Der wirkliche Trappe ist in vielen Ländern sehr rar, und er erscheint nur in großen Wintern, wenn die Erde lange Zeit mit Schnee bedeckt ist: alsdenn treibt sie der Hunger aus ihrem Geburtsort, und sie werden dergestalt mager, daß die größten kaum zwölf bis vierzehn Pfund wiegen. Wie Peter Gylle, nach dem Oppianus meldet, so soll der Trappe dem Pferd so günstig seyn, als er vor dem Hund einen Abscheu hat: auch bedient man sich eines Pferds, um ihn zu überfallen. Die Fischer suchen die Federn dieses Vogels als einen Köder, um die Fische damit zu fangen, welche durch das Ansehen der Flügen, die diese Federn vorstellen, betrogen werden: man kann sich auch deren zum Schreiben wie der Gänsefedern bedienen.

Der Trappe, der sonst französisch Otarde, Bitarde, oder Bitard hieß, heißt italiänisch Starda, Ottarda, deutsch Trappgans; englisch Bustard. Das französische Wort Outarde kömmt, wie einige sagen, von dem lateinischen Auis tarda, wie bereits gesagt worden, und wie andre wollen, von Anser tardus her; denn man sagte vor diesem Oue vor Oye: endlich giebt es einige, welche wollen, daß dieses Wort von dem griechischen Otis, und dem lateinischen tarda gemacht worden. Das Junge von den Trappen heißt französisch Outardeau Otardeau, oder Bitardeau. Aber es ist falsch, daß Belonius seinen Oedicnemus, Ostardeau genennt; denn dieser vermeyntliche Ostardeau deutsch Griel, ist nichts anders als der gemeine Brachvogel (Courly) welcher sich auf den dürresten Ebnen von Champagne, Berry, Sologne, und Beauce aufhält;

hält; und folglich haben, um im Vorbeygehen es hier zu erinnern, Aldrovandus, Willughby und Ray nicht recht, die Brachvögel unter die Wasservögel zu rechnen.

Der Trappe enthält viel flüchtiges Salz. Dieser Vogel wird als eine Speise gebraucht, vornehmlich, wenn man ihn jung, zart und fett oder fleischicht erwählt: da er aber ziemlich rar und sehr theuer ist, so giebt es nicht viel als nur reiche Leute, die sich dessen bedienen können. Er giebt einen guten Saft, der leicht zu verdauen ist, er bekömmt jedem Alter und Temperament.

Man bedient sich des Trappens in der Medicin nur äußerlich. Sein Fett ist schmerzstillen und auflösend: man bedient sich dessen in Form einer flüßigen Salbe, um die Nerven zu stärken, und die Schmerzen der güldnen Ader zu stillen, wie auch wider die Taubheit, wenn es in das Ohr gebracht worden. Sein Koth ist auflösend und bey der Krätze dienlich.

Parus. Meise.

Man zählt fünf bis sechs Arten von Meisen: 1) die große Meise, welche die einzige ist, welche wir beschreiben wollen, weil sie einigen Nutzen in der Medicin hat; 2) die schwarze Meise; 3) die Sumpfmeise, welche wenig Leute kennen; 4) die blaue Meise, welche sehr lustig ist; 5) die Schwanzmeise, deren Nest unter allen als eines der künstlichsten Werke zu bewundern ist, und die wie Ray sagt, unter allen kleinen Vögeln, derjenige

ist, welcher jedesmal die meisten Eyer legt; 6) die Haubenmeise, welche rarer als die vorhergehenden ist, und von der Willughby gesteht, daß er sie niemals gesehen habe.

Die große Meise; Parus, *Offic. Dal. Pharm.* 422. *Lemer.* 658. Fringillago et Parorum maxima, *Belon. des Oif.* 367. Parus maior, *Gesn. de Auib.* 578. *Aldrou. Ornith.* 2. 710. *Ionst. de Auib.* 86. *Charlet. Exerc.* 96. *Merr. Pin.* 178. Parus Carbonarius, *Schwenckf. Auiar. Silef.* 318. Parus Carbonarius maior, *Schroed.* 322. Fringillago, seu Parus maior, *Willughb. Ornith.* 174. *Raii Synop. Method. Au.* 73. *Alb. Ornith.* 44. Parus Capite nigro temporibus albis, nucha lutea, *Linn. Faun. Suec.* 238. Parus Fringillae par; Parix, Parula, seu Parulus; Aegithalus maior, *Nonnull.* franz. Grande oder grosse Mesange.

Dieser Vogel ist beynah einem Finken gleich; er wiegt kaum eine Unze. Er ist vom Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes einen halben Fuß lang, und zwischen den beyden Enden der ausgespannten Flügel neun Zoll breit. Der Schnabel ist gerade, schwarz, einen halben Zoll lang, uud von mittelmäßiger Dicke. Die beyden Kinnladen sind von gleicher Länge. Die Zunge ist breit, und in vier Faden getheilt. Die Pfoten sehen blau. Die äußern Zehen sind bis auf einen gewissen Punkt an die mittelste angefügt. Der Kopf und das Kinn sind schwarz. Unter den Augen befindet sich auf jeder Seite ein deutlicher breiter Streif oder weißer Fleck, welcher von den Win-

keln

keln des Mauls nach hinten zu geht, die Kinnladen einnimmt, und mit schwarz umgeben ist. An dem Hintertheil des Kopfs befindet sich ein andrer weißer Fleck, welcher sich auf der einen Seite durch das schwarze von dem Kopf, und auf der andern durch das Gelbe von dem Hals endiget; da aber die Natur vielleicht hierinne spielt, so hat man diesen Fleck in einem andern Vogel von eben der Art nicht bemerkt. Der Hals, die Schultern und das Mittelste von dem Rücken sind grünlich, oder grüngelblich; der Bürzel ist bläulich. Die Brust, der Bauch und die Dickbeine sind gelb: der Unterleib aber ist weißlich. Das Mittelste von der Brust und des Bauchs ist durch eine breite schwarze Linie getheilt, welche von der Kehle bis zum Hintersten fortgeht. Die Schwungfedern von den Flügeln sind braun, an den Rändern weiß, oder an den Rändern theils weiß theils blau, bisweilen auch ohne weiße Farbe; die äußern Ränder von den drey Federn, welche dem Körper am nächsten sind, sehen grünlich, und haben einen queerlaufenden weißen Fleck, der durch die weißlichten Spitzen der Federn der ersten Ordnung, so zur Bedeckung dienen, und das zweyte Gelenke des Flügels einnehmen, gemacht ist; die Federn von der kleinen Ordnung aber sind bläulich. Der Schwanz ist ohngefähr zween und einen halben Daumen lang. Die äußern Fahnen von allen Federn, welche ihn ausmachen, ausgenommen die Federn an den Enden, sehen aschgrau oder blau, und die innern schwarz; die Federn an den Enden auf jeder Seite sehen an dem äußern Theil des Kiels und an ihren Rändern weiß. Der Schwanz, auch wenn er zusammengelegt ist, sieht

nicht

nicht gespalten. Jeder Flügel besteht aus achtzehn Schwungfedern, außer der äußern, welche die kürzeste ist; der Schwanz besteht aus zwölf Federn. (Willughby)

Die erste und größte Art von den Meisen, sagt Belonius, hält sich in dem Walde auf. Sie steigt nach Art des Grünspechts auf und ab, indem sie sich an den Stamm der Bäume hält; sie läßt sich im Sommer nicht so oft als im Herbste sehen; denn alsdenn findet man sie in großem Ueberfluß. Der gemeine Mann hat etwas erfunden, um die Meisen zu fangen, welches kindisch ist: Sie hängen eine bereits angestochne Nuß auf, um welche sie viele kleine einfache Schlingen von Pferdehaaren legen; indem nun die Meisen die Nuß fressen wollen, so hängen sie mit den Füßen an selbiger, und sind in den Schleifen gefangen. Sie tragen auf dem Kopf eine Zierrath, wie solches auch bey der kleinen Gans ist, die man die Nonnengans, französisch Craband nennt: Daher kömmt es, daß beyde im Französischen Nonnettes genennt werden. Diese Meise ist von der Größe eines Finkens, wie Aristoteles sagt; sie hat einen kleinen Schnabel, der scharf schneidend, rund, und nicht sehr lang, sondern spitzig ist, und in das Schwarze fällt. Die Zierath, welche ihr den Kopf bedeckt, ist so schwarz, daß sie sie deshalb dunkel macht; sie geht bis über die Kehle und an die Seiten des Halses; sie hat aber weiße Schläfe, wie auch auf jeder Seite einen weißen Fleck. Die Federn über den Rücken haben die Farbe wie bey einem Grünspecht; sie ist aber unter dem Bauche wie ein Steinbeisser

gelb,

gelb, und hat Flügel wie eine Bachstelze. Ihr Hals ist sehr grau, die Falten von ihren Flügeln sehen grün, und haben auch auf jedem Flügel eine bleiche queerlaufende Linie. Ihr Schwanz ist den größten Theil aschgrau. Die beyden hintersten Federn sind an den Rändern auf jeder Seite weißlich; auch hat sie gute Schienbeine und gute Pfoten; und wenn man eine Vergleichung zwischen dem Großen und dem Kleinen anstellt, so sind sie schlechterdings den Pfoten eines Grünspechts ähnlich; denn sie haben beyde eine Bleyfarbe, nebst guten Krallen und großen Zehen; die Schienbeine aber sind kurz. Diese Art hängt sich nicht so an die Aeste wie die andern. Sie bringt eine große Menge Junge, am öftersten zwölf oder funfzehn bey einem Brüten hervor. Alle Meisen haben die Federn, welche länglich sind, so weit nach dem Schnabel vor, daß sie mit Büschen versehen zu seyn scheinen.

Wenn die Meisen, wie Frisch sagt, in ihrem Kefig nichts als Hanf haben, so werden sie bald blind, weil sie allzuviel mit dem Schnabel aufhacken müssen: demnach muß man denselben ihnen zerreiben. Die meisten Meisen fressen auch Fleisch, und daher fliegen sie auf die todten Körper. In unsern Häusern fressen sie den größten Theil von unsern Speisen; vornehmlich haben sie die Nüsse gern: viele bedienen sich auch derselben, um sie mit den Meisenkasten zu fangen. Im Herbste ist ihre meiste Nahrung in den Wäldern allerley Art von fliegenden und kriechenden Insekten, welche sie zwischen den Rinden und in den Spalten der Bäume fangen. Sie können

nen

nen längst der Stämme von den Bäumen, und um dieselben wie die Spechte kriechen; sie kosten ihre Speise mit der Zunge, und schlucken sie nicht zuvor hinunter; sie dauren nicht lange im Kefig. Man nährt sie auch mit Schnecken, frischgemachten Käse und Ameisenevern. Die Kohlmeise ist die größte; sie hat ihren Namen von schwarzen Bändern und Flecken bekommen, so sie auf dem Leibe hat. Andre nennen sie die Finkenmeise, wegen der Aehnlichkeit ihres Geschreyes. Die Männchen haben ein längeres schwarzes Band, als die Weibchen, welches längst des Bauchs untenhin läuft. Deshalben werden sie auch Brandmeisen genennt: allein, der Name Kohlmeise ist der bekannteste, wie auch der älteste. Diese große Art ist wirklich ein Raubvogel, und frist Fleisch: sie fliegt vor allen andern auf die todten gehängten und geräderten Körper. Wenn sie einige von ihrer Art sieht, so kleiner, krank und schwach sind, so verfolgt sie dieselben, und hackt mit ihrem Schnabel das Gehirn aus dem Kopf.

Olina sagt, daß die große Meise bey einem einzigen Brüten acht oder neun Eyer in eine Höhle der Bäume lege; daß sie wegen des Gesanges unter den Meisen am meisten geachtet werde; daß sie vier bis fünf Jahr lebe; daß ihr Geschrey ziemlich oft verdrüßlich falle und ermüde; daß es ein muthiger Vogel sey, welcher seine Jungen mit vielem Muth gegen andre Vögel vertheidige; daß die Meisen haufenweise zu sechs oder sieben und bisweilen mehr fliegen. Man siehet hieraus, daß Olina, in Ansehung der Anzahl Eyer, welche der Vogel bey jedem Brüten legt,

legt, mit dem Belonius nicht übereinkömmt. Zinanni gedenket in seiner Abhandlung von den Eyern und den Nestern der Vögel derselben nicht. Was uns betrifft, die wir selbige oft ausgenommen, so haben wir gemeiniglich neun Eyer, welche weißgrau, und vornehmlich an dem großen Ende rothsprenglich sahen, in einem platten und größtentheils aus Flocken gemachten Neste gefunden.

Die große Meise hat sehr anmuthige Federn; man kann sie zahm machen, und in einem Kefig, oder in einer Stube wegen der Anmuth ihres Gesanges, den sie das ganze Jahr fortsetzt, ernähren. Aldrovandus sagt, daß, da sie gerne nach Inselt geht, man sich dessen bediene, um ihr nachzustellen, und daß man ihr selbiges im Kefig gebe, damit sie angenehmer singe. Sie setzt sich beynahe niemals auf die Erde. Die Beschreibung, welche Aldrovandus hiervon giebt, ist in etwas von der Beschreibung des Belonius verschieden; und in der That, es pflegt, wie Aldrovandus bemerkt, die Natur, welche allezeit bey ihren Hervorbringungen fruchtbar ist, zu spielen, und es ist nicht erstaunend, daß die Verschiedenheit der Luft, der Himmels- und Erdgegenden auch eine Verschiedenheit in den Federn von Vögeln einerley Art hervorbringe.

Die große oder Kohlmaise, welche sonst im französischen Mesenge, Marenge, Mesangere, oder Musangere, Mesengle, Lardere, oder Larderelle Arderelle, oder Arderolle, Mesange-Nonnette, Charboniere, oder Pinçonniere, Croque-Aveille, Cendrille, genennt worden, heißt griechisch Αεγιθαλος.

θαλος, Σπιζιτες; italiänisch Parisola, oder Parusola maggiore; deutsch, Spiegelmaise, wegen der weißen und gelben Flecken, so sie unter den andern hat; englisch, Great Titmouse, oder Ox-eye; schwedisch, Talg-Oxe. In Berry und Sologne nennen sie die Landleute gemeiniglich Patron des Marrechaux, den Schmiedepatron, weil sie oft ti, ti, ti wiederholt, gleich als wenn sie auf einen Ämbos schlüge, vornehmlich, wenn Kälte oder Frost bevorsteht; und wahrscheinlicherweise nennt man sie eben deswegen in der Provence Serrurier, den Schlosser. Was das französische Wort Mesange betrifft, so glaubt der Pater Labbe, daß es von der Vermischung der Federn des Vogels komme: allein dieser Pater hat es hierinnen nicht gut getroffen, wenn man deshalben dem Menage glaubt, welcher es von dem deutschen Wort Mesenke herleitet. Wie Jault nach Wachtern sagt, so sagen die Deutschen Meise; die Niederländer Mees; die Angelsachsen sagten Mase: Diese Worte haben viel Aehnlichkeit mit dem ungebräuchlichen griechischen Worte Μειος, klein; und es ist wahrscheinlich, daß die Meise wegen ihrer Kleinigkeit also genennt worden.

Die große Maise enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel wird als ein Nahrungsmittel gebraucht, vornehmlich im Herbste; da er aber nichts auserlesenes hat, so gebraucht ihn niemand, als das geringe Volk. Man hält ihn wider die fallende Sucht, zur Erregung des Urins, und zur Abführung des Schleims und des Grieses aus den Uringängen dienlich. Man dörrt ihn; und nachdem

man

man ihn zu Pulver gemacht, so giebt man selbiges zu einem Scrupel, bis zu einer Drachma in einem Glase weisen Wein, oder in einem urintreibenden Wasser, z. E. in Bruchkraut- (Herniar.) oder Nachtkraut- (Parietar) Wasser.

Passer. Sperling.

Die Naturforscher haben den lateinischen Namen Passer nicht allein vielen Vögeln von verschiedner Gattungen, sondern auch einigen platten Fischen gegeben. Zu den eigentlich so genannten Sperlingen rechnen wir 1) den Haußsperling, der jedermann bekannt ist; 2) den Sperling mit dem gelben Ringe, den Belonius beschrieben, und welcher sehr rar ist; 3) den kleinen Sperling, den die Pariser Friquet, und die Einwohner in Orleans Betrat nennen; 4) den Bergsperling, der in gewissen Ländern gemein ist. Hier betrifft es einzig und allein zwo Arten Sperlinge, welche von einigen Nutzen in der Medicin sind, so aber einander nur dem Namen nach gleichen; wir meynen den Hausperling und den Zaunkönig.

Der Hausperling Passer vulgaris, *Offic. Schroed.* 322. Passer *Belon des Oif* 362. *Gesn. de Avib.* 581. *Dal. Pharm.* 422. Passer domesticus, *Aldrov. Ornith.* 2. 534. *Schwenkf. Av. Sileſ.* 321. *Ionſt. de Avib.* 65. *Merr. Pin.* 175. *Alb. Ornith.* 59. Passer domesticus vulgaris, *Charlet. Exer.* 86. Passer domesticus Aldrovandi, *Willugb. Ornith.* 182. Passer domesticus Strouthos, *Ray Synop. Method. Av.* 86. Fringilla remigibus rectricibus-

que fuſcis, gula nigra, temporibus ferrugineis, *Linn. Faun. Suec.* 212. Paſſer communis, ſeu vulgatiſſimus *Quorund.* franzöſiſch Moineau franc, domeſtique, oder commun.

Dieſer Vogel wiegt ein wenig mehr als eine Unze, ſeine Länge beträgt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes, ſechs und einen halben Zoll. Er hat einen etwas dicken Schnabel, der in dem Männchen ſchwarz, an den Winkeln des Mauls unter den Augen gelblich, in dem Weibchen braun, und kaum einen halben Daumen lang iſt. Der Regenboaen von den Augen hat eine Haſelnußfarbe. Die Pfoten ſehen fleiſchfarben, und fallen in das Braune. Die Krallen ſehen ſchwarz. Das letzte Gelenke von der äußern Zeehe hängt mit dem Gelenke der mittlern Zeehe zuſammen. Der Kopf ſieht braungrau. Das Kinn iſt ſchwarz. Unter den Augen befinden ſich auf jeder Seite zween kleine weiße Flecke. Von den Augen geht eine breite braunrothe Linie. Die kleinen Federn, welche die Ohren bedecken, ſehen aſchgrau. Die Kehle ſieht weißgrau. Unter den Ohren befindet ſich auf beyden Seiten ein großer weißer Fleck. Der Bauch und die Bruſt ſehen weiß. Die Federn, welche den Rücken und den Hals von einander ſcheiden, ſehen an der äußern Seite des Kiels röthlich, und an der innern Seite ſchwarz; aber nach dem Grundtheile zu iſt das Rothe durch etwas Weißes geendiget. Das übrige von dem Rücken und Bürzel hat eben die Farbe wie bey den Krammsvögeln, und iſt gewiſſermaaßen grün, braun und grau vermiſcht. In jedem Flügel befin-

den

den sich achtzehn Schwungfedern, welche braun, und an den Enden röthlich sind. Von dem Nebenflügel geht eine weiße breite Linie bis zum nächsten Gelenke. Die Federn, welche den Flügel über dieser Linie bedecken, sehen castanienbraun in der Mitten, unten schwarz, und an den äußern Enden röthlich. Alle Federn des Schwanzes sehen braunschwärzlich und an den Rändern röthlich, vornehmlich hinterwärts. Die Hoden sind groß, denn der Vogel ist sehr geil. Die Gedärme sind neun Zoll lang, und haben sehr kurze Anhänge. Der Eyerstock ist in dem Weibchen groß; der Magen ist fleischig; auch findet man eine Gallenblase. Er nährt sich von Körnern, z. E. Waitzen, Gerste, u. s. f. Man kann mit Recht zweifeln, ob sein Leben auch von so kurzer Dauer ist als man sagt. Er ist biswellen in Ansehung der Farbe, wie viele andre Vögel, verschieden; denn Aldrovandus, bey dem man deshalben die Figuren und die Beschreibungen nachsehen kann, stellt einen weißen und gelben Sperling vor. Das Weibchen hat keinen schwarzen Bart, noch an den Augenwimmern weiße Flecke; ihr Kopf und ihr Hals hat eben die Farbe wie der Bürzel, der untre Theil von dem Körper sieht schmutzigweiß; und anstatt der weißen Linie bey den Flügeln befinden sich schwarze Federn, welche an den Spitzen weißröthlich sind; der ganze Körper überhaupt hat keine so lebhafte Federn. (Willughby)

Wie Frisch sagt, so hat der Haußsperling jährlich dreymal Junge. Wenn er jung ist, kann man ihm das Geschrey von einigen Vögeln, und etwas

von dem Gesang dererjenigen, welche um ihn sind, beybringen. Da dieser Vogel sich mehr als die andern vor den Menschen auf der Erde und in den Städten aufhält, so ist er auch bekannter als die andern Vögel: aber er ist überaus beschwerlich, weil er den Körnern sowohl auf dem Lande, als in den Mäuerhöfen und in den Scheunen Schaden thut; er vermehrt sich sehr, und schont die Gärten nicht. Er wird den Winter und den Sommer von eben dem Hausvater ernährt, und er läßt sein ungestümes Geschrey vom Anfange des Frühlings bis in die größte Kälte des Winters hören; denn er schreyt auf eine besondre Weise. Wenn viele Männchen ein einziges Weibchen verfolgen, so hackt sie alsdenn mit ihrem Schnabel sehr um sich, dergestalt, daß sie oft ganz betäubt zur Erde fallen, und einige von den Katzen gefangen werden. Man kann ihr Geschrey unterscheiden, wenn sie sich begatten, um zu legen, wenn sie ihre Jungen warnen, um sich nicht hören zu lassen, damit sie nicht entdeckt werden, wenn sie bey ihnen einen Feind, z. E. eine Katze, einen Raubvogel, einen Uhu sehen, wenn sie truppweise auf das Feld flügen, wenn sie gegen einander ihren Zorn oder Schmerz bemerken lassen. An vielen Orten verbindet man die Landleute, eine gewisse Anzahl Köpfe von selbigen zu liefern, damit sie sich nicht allzusehr vermehren. Sie sind verschlagen, und bemerken gar bald alle Fallen, die man ihnen legt: Demnach muß man sie zuvor lange Zeit ruhig lassen, wenn man sie in den Netzen fangen will. Einige wollen sie nicht essen, weil sie sich einbilden, daß diese

Vögel

Vögel mit der fallenden Sucht behaftet sind; andre essen sie, allein sie nehmen ihnen den Kopf weg. Es ist eine Einbildung ohne Grund. Der Sperling ist fett, wenn er jung ist, und noch nicht sucht sich zu begatten, denn alsdenn läßt seine geile Begierde ihn nicht wachsen. Der Baumsperling ist von dem Hausperling nicht anders unterschieden, als daß er sich in den Büschen und auf den Bäumen aufhält. Er macht sein Nest in die hohlen Bäume der Gärten und Wälder; er vermehrt sich nicht sehr, weil er in den Wäldern mehr Feinde und mehr Beschwerde zu erdulden hat; denn während der Kälte findet man ihn in den Höhlen der Bäume oft todt. Er schreyt nur; sein Geschrey ist nur von dem Geschrey der Sperlinge, welche in den Häusern leben, verschieden. Diejenigen, welche sich Mühe geben, von den Vögeln Bastarden zu erhalten, versichern, daß er sich auch mit dem Canarienvogel paare.

Der Sperling geht, indem er hüpft; er ist überaus mißtrauisch, und es sind nur Junge, welche sich in dem Netze, in der Schlinge und in der Leimruthe fangen lassen; er ist sehr fruchtbar; er macht sein Nest bald in die Höhle eines Baums, bald unter ein Dach, oder in einem Loch einer Mauer, bald in einem Elsterneste, bald zu oberst eines Ulms- oder Apfelbaums, bisweilen auch in einem Brunnen von einer gewissen Tiefe. Bisweilen begiebt er sich auch in die Nester der Fensterschwalben; und alsdenn lassen sie sich mit ihnen in hartes Gefechte ein. Er ist sehr hitzig und geil. Aldrovandus sagt, daß er einen gesehen habe, welcher in weniger als einer

Stunde sein Weibchen zwanzigmal getreten, und bereit gewesen, selbige noch mehr zu treten, wenn sie nicht den Ort verändert gehabt. Man hat lange Zeit vorgegeben, daß die Männchen nur zwey Jahr erlebten, und Julius Scaliger glaubt, daß diese Meynung wahrscheinlich sey; denn, wie er sagt, so bemüht man sich nicht sehr sie zu fangen; man fängt auch in der That deren sehr wenig; sie sind sehr fruchtbar, und dem ungeachtet ist die Menge von selbigen nicht groß. Aldrovandus sagt, daß sie vier Jahr leben, sintemal die Tauben, so geil als sie sind, sechzehn Jahre und drüber leben. So viel ist gewiß, daß man sowohl Männchen als Weibchen von Sperlingen in einem Kefich acht Jahr lang leben sehen; und Richelet sagt nach dem Olina, daß der Haußsperling neun bis zehn Jahr lebe. Die jungen Sperlinge werden leicht zahm, und sind sehr zum Zeitvertreib. Der Sperling verwüstet viel Bienen, vornehmlich wenn er Junge hat. Man sagt auch, daß er viel Schaden in den Taubenhäusern anrichte, weil er die jungen Tauben tödte, indem er ihnen den Kropf mit seinem Schnabel aufhackt, um die Körner, so darinne sind, zu fressen. Man findet bisweilen, aber selten, ganz weiße Sperlinge; und wir sind Zeugen, daß man in einem Nest von fünfen zween von dieser Farbe angetroffen, welche noch gegenwärtig voller Leben sind. Man hängt oft an die Häuser besonders darzu verfertigte irrdne Töpfe, die man im Französischen Pots à Paſſe, oder à Moineau, Sperlingstöpfe, nennt, damit sie ihr Nest in selbige machen. Es

geschieht

geschieht biswellen, daß in Ermangelung des Haus-sperlings der kleine Sperling in diese Töpfe sein Nest macht. Nachdem Zinanni gesagt, daß der Haus-sperling uns zum Verdruß und zum Schaden scheint geboren zu seyn, so merkt er an, daß die einzige lobens-würdige Eigenschaft bey ihm diese sey, daß er die von seiner Art heftig liebe; denn er zieht nicht nur seine Jungen mit vieler Sorgfalt auf, sondern wenn er auch einen Haufen Körner findet, so ladet er seine Gesellen mit großem Geschrey ein, mit ihm davon zu fressen. Eben dieser Schriftsteller fügt hinzu, daß er bey jedesmaligen Legen in ein Nest von dürren Pflan-zen und Federn vier bis fünf Eyer lege, welche eine sehr dünne Schale haben, und von Farbe aschgrau, und hier und da schwarz und rothsprenglich sind. Der Sperling frißt alles, z. E. Flügen, Schmetterlinge, Wespen, Bienen, Hornissen, Ameisen, Heimen, Käfer, Saamenkörner, Früchte und Hülsenfrüchte: um sie wegzubringen, und sie scheu zu machen, haben die Landleute die Gewohnheit einen mit alten Lumpen angezognen Strohmann aufzurichten. Sie fliegen gemeiniglich ziemlich tief; allein ihr Flug ist so be-schaffen, daß es nicht viel Jäger giebt, welche deren mit einer Flinte erlegen können.

Der Haußsperling der im Französischen sonst Moineau Franc, oder Franc Moineau, Passe, oder Paisse, Passereau, Passerat, Passeteau, oder Paisse-teau, Moucet, Moinet, Moisson, Pierru, oder Pier-rot, Pillery oder Guillery genennt worden, heißt grie-chisch Στρουθιος oder Στρουθιον, italiäntsch Passera do-

meſtica, deutſch Haußſpatzen; engliſch House-Sparrow; ſchwediſch Tetting oder Spinck. Schwenkfeldt leitet das lateiniſche Wort Paſſer von Patiendo her, weil dieſer Vogel oft mit der fallenden Sucht befallen wird. Laurentius Joubert ſagt auch, daß man in Languedoc die fallende Sucht Loumau de Las Paſſeras, das iſt, die Krankheit der jungen Sperlinge nenne. Was das franzöſiſche Wort Moineau, vor dieſem Moinel betrifft, ſo kömmt es, wie Belonius glaubt, von Moine her, weil ſeine grauen und rauchrichen Federn gewiſſen Mönchen ſie ähnlich machen. Peter Borel leitet dieſe ſowohl als das Wort Moine von dem griechiſchen Wort μονος her, welches einſam heißt; und der Abbe Prevoſt iſt in ſeinem Manuel Lexique eben der Meynung.

Der Haußſperling enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieſer Vogel iſt als eine Speiſe nicht ſehr als nur unter dem gemeinen Volk im Gebrauch: ſein Fleiſch iſt trocken, mager und harte; daher ihn diejenigen, welche ſich beßre Speiſen verſchaffen können, verwerfen. Uebrigens ſind die Sperlinge der fallenden Sucht unterworfen, einer Krankheit, welche wahrſcheinlicher Weiſe von ihrer allzugroßen Geilheit kömmt; und man bildet ſich ein, daß, wenn man dieſe kleinen Vögel ißt, man eben auch dieſer Schwachheit könne unterworfen werden: wenn es aber bisweilen geſchehen iſt, ſo hat ſich ſolches, wie wir meynen, zum wenigſten, deswegen zugetragen, weil es Perſonen, da das Fleiſch von dem Sperling von vielen Aerz-

ten

ten als ein geschicktes Mittel zur Erregung der Liebe angepriesen worden, vielleicht wiederfahren, daß sie, nachdem sie es in dieser Absicht gegessen, und hernach durch eine unmäßige Geilheit ihr Temperament geschwächt, in diese schreckliche Krankheit, welche bisweilen die Folge einer heftigen Neigung zur Liebe ist, der man sich ohne seiner zu schonen ergeben, verfallen. Doch müssen wir aber auch nicht verschweigen, daß es Bemerkungen giebt, welche zu überreden scheinen, daß der Sperling von selbst zur fallenden Sucht Gelegenheit gebe. Man findet hiervon zwo Bemerkungen in den Ephemerid. Germ. die erstere ist vom D. Krüger, Decur. 2. An. 3. p. 372, welcher erzählt, daß eine Magd, welche von vielen Sperlingen, so von einer Tafel gekommen, das Gehirne gegessen, die folgende Nacht mit einem Anfall von der fallenden Sucht befallen worden. Die zwote befindet sich Decur. 2. Ann. 7. Append. pag. 133. Man liest daselbst, daß als eine vornehme Frau, eine Art eines Polsters mit Sperlingsfedern ausstopfen lassen, damit ihr Sohn weicher und wärmer liegen möchte, dieses Kind einige Zeit darnach mit epileptischen Bewegungen befallen worden, welche allen gewöhnlichen Mitteln widerstanden, und daß man endlich, als einer dieser Zufälle den Sperlingsfedern zugeschrieben, dieses Polster weggeworfen; worauf alsbald eine vollkommne Heilung erfolgt. Es sey demnach mit unsrer und dieser Meynung, so beyde wahr seyn können, beschaffen wie es wolle, so muß man hieraus schlüssen, daß man sich des Sperlingsfleisches als eines nicht wohl schmeckenden und vielleicht auch ungesunden enthalten müsse.

Der Sperlingskoth, der zu zween oder drey Gran in Fleischbrühe gegeben wird, erschlappt bey kleinen Kindern den Unterleib, wie es der Mäusekoth thut. Eben dieser Koth, wenn er mit ungesalznen Schmeer vermischt, und als eine flüßige Salbe auf den Kopf gestrichen wird, heilt das Ausfallen der Haare, und vermehrt sie. Wenn man denselben in warmen Wasser auflößt, und man sich die Hände damit wäscht, so macht er dieselben weiß, und macht die Haut geschmeidig.

Der Zaunkönig, Prasser Troglodytes, *Offic. Schroed.* 322. *Dal. Pharm.* 422. *Gesn. de Auib.* 588. *Schwenckf. Auiar. Silef.* 324. *Ionst. de Auib.* 82. *Merr. Pin.* 177. *Aldrou. Ornith.* 2. 655. Passer Troglodytes Aldrouandi, *Turnero* et *Bellonio*, perperam Regulus, *Willughb. Ornith.* 164, *Raii Synop. Method. Au.* 80. Trochilus, Rex, Auium, Senator, et Regulus, *Bellon. des Oif.* 343. Motacilla grisea, alis nigro cinereoque undulatis, *Linn. Faun. Suec.* 232. Passerculus qui dicitur Troglodytes, siue in cauernis degens; Regulus apricus, Regaliolus, seu Basilicus Auis, *Nonnull.* franz. Passereau Troglodyte oder Roitelet.

Dieser Vogel wiegt drey Drachmen. Seine Länge beträgt von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes vier und einen halben Daumen; und seine Breite, wenn seine Flügel ausgebreitet sind, sechs und einen halben Daumen. Der Kopf, der Hals und der Rücken, sehen castanienbraun; der Bürzel ist noch brauner, eben so wie der Schwanz.

Der

Der Rücken, die Flügel und der Schwanz, sind vermittelst schwarzer queerlaufenden Linien bundscheckig. Die Kehle sieht blaßgelb. Das Mittelste von der Brust ist weißlich, und hat unten schwarze queerlaufende Linien, welches auch an den Seiten bemerkt wird. Der Unterleib sieht braunroth, die Enden von den Federn der zweyten Ordnung in den Flügeln sind mit drey oder vier kleinen weißen Flecken bezeichnet. Die Spitzen von den Federn des Schwanzes sind, wenn sie zusammengefalten, auf eben die Weise gemalt. In jedem Flügel befinden sich achtzehn Schwungfedern. Der Schwanz, den der Vogel die meiste Zeit aufrecht hält, besteht aus zwölf Federn. Der Schnabel ist einen halben Zoll lang, dünn, unten gelblich, oben braun. Das Maul ist inwendig gelb. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Die hintere Zehe sowohl als ihre Kralle ist größer und länger als gewöhnlich. Die äußern Zehen hängen an der mittlern bis zum ersten Gelenke. Er kriecht mitten durch die Hecken, und durch die Löcher der Graben und Mauren; dahero er den Namen Troglodytes bekommen. Er fliegt kurz und niedrig. Er hat die Gewohnheit, sein Nest längst der Mauren hinter den Häusern oder hinter den Ställen, welche mit Stroh gedeckt sind, am öftersten aber in Wäldern und in Hecken zu machen, welches auswendig von Moos, und inwendig von Federn und Haaren besteht, und eine Form von einem Ey hat, welches auf eins von seinen Enden aufgerichtet ist, in selbigen befindet sich nach der Mitten zu eine kleine Oeffnung, durch welche er hinein und herausgeht. Wenn er zahm gemacht

worden,

worden, so singt er angenehm, und hat eine Stimme, welche höher und klingender ist, als sie mit seinem kleinen Körper überein zu kommen scheint, er singt vornehmlich im Monat May, welches die Jahrszeit ist, da er sein Nest macht und Junge hat. Er legt bey jedem Brüten neun bis zehn Eyer, oder auch bisweilen mehr. Vor Gesnern haben alle die neuern Schriftsteller von den Vögeln diesen Vogel für den Zaunkönig der Alten gehalten. (Willughby)

Der Zaunkönig, sagt Belonius, ist nicht der kleinste unter den Vögeln, denn das Goldhänchen, so französisch Roidelet Huppé; italiänisch Fior rancio, oder Ringelblume, wegen seines goldgelben Kamms heißt, ist noch kleiner; und da dieser sich in allen Gegenden sehen läßt, und sich durch seine Stimme zu erkennen giebt, so ist er jedermann bekannt. Er hält sich gern allein auf, und wenn er auch einen von seines gleichen findet, vornehmlich wenn es ein Männchen ist, so schlagen sie sich mit einander, bis einer von beyden Ueberwinder bleibt. Es ist genug vor den Ueberwinder, wenn der Ueberwundene für ihm flieht. Er ist allezeit lustig, munter, und lebhaft, und hat seinen Schwanz wie ein Hahn aufgeschürzt. Wie Aristoteles sagt, so nährt er sich gemeiniglich von Dornbüschen, besucht die Löcher, und läßt sich schwer fangen. Er ist ein Vogel, der niemals melancholisch, sondern allezeit zum Singen bereit ist: auch hört man ihn Abends und früh von weitem, und vornehmlich zur Winterszeit. Alsdenn ist sein Gesang nicht weniger klar, als der von der Nachtigall. Die Structur des

Nests,

Nests, so wie er es gemeiniglich macht, hat in einigen Löchern von einer Mauer eine Decke von Stroh: es besteht aus einer ovalen Form, und ist oben und unten bedeckt, in welchen der Vogel nur ein sehr kleines Loch läßt, durch welches er hinein gehen kann, wiewohl man deren auch findet, welche in den Wäldern und dicken Hecken, und in den Dornbüschen sich aufhalten. Seine Jungen sind sehr schwer aufzuziehen, und in dem Käfich zu füttern; denn ob man sie wohl eine Zeitlang füttert, so sterben sie doch endlich. Wenn man aber von ohngefähr einen erhalten kann, wie wir solches sich haben zutragen sehen, so hat man so viel Vergnügen von seinem Gesang, als man von keinem andern Vogel hat, und zwar um so vielmehr, da er den ganzen Winter über singt. Die Natur hat ihm einen dünnen Schnabel gegeben, welcher dem Schnabel eines Steinbeissers ähnlich ist; denn da er keine große Kraft anwenden darf, weil er keine Körner zerbeißt, so lebt er von weichen Würmern. Er hat gute Schienbeine und gute Pfoten. Er ernährt gemeiniglich sechs, und bisweilen acht Junge.

Wie Frisch sagt, so erzählen die Alten viel Fabeln von diesem Vogel. Der lateinische Name Trochylus, das ist Läufer, ist seiner Natur gemäß: aber der Name Zaunkönig kömmt ihm nicht zu, und er ist dem ersten gemäßer, wegen der Zierde, die er auf dem Kopf nach Art einer Krone hat. Da der Zaunkönig auch in die Büsche kriecht, so kann man ihm auch den Namen Zaunkönig lassen, denjenigen aber, den man im Winter sieht, kann man Winterkönig heißen. Zu

Ende

Ende des Herbsts und zu Anfange des Winters sucht er auch in den Mauern Würmer und Spinnen. Man hört und sieht ihn auch, wenn es nicht lange vorher geschneyt hat, daher er auch von einigen Schneekönig genennt worden. Wenn er singt, so ist seine Stimme so stark und so angenehm, daß man allezeit wünscht, ihn öfterer, und länger zu hören. Sein Nest hat etwas besonders. Er hat mehr Junge als die andern kleinen Vögel, aber nicht so viel als die Meise. Er läßt sich wie die Meisen fangen; er lebt eine Zeitlang in den Stuben, oder in den Kammern: aber er verliert sich endlich, ohne daß man merkt, wie er weggekommen.

Olina sagt, daß er drey oder vier Jahr lebe, und daß er bey jedesmaligen Brüten fünf oder sechs Eyer, und bisweilen mehr lege. Er fügt hernach hinzu, daß er im Monat August wieder zu legen anfange. Wir haben Leute gesehen, welche vorgaben, daß der Zaunkönig bey einem einzigen Brüten auf zwanzig Junge hervorbringe: allein dieses ist der Erfahrung zuwider. Er brütet nicht mehr als einmal des Jahrs, im April und May, wie die Meisen thun; und in diesem Lande sehen wir nicht, daß er wieder anfange im Monat August Junge hervorzubringen, wie Olina vorgiebt. Wir könnten auch mit Wahrheit versichern, daß wir niemals in seinem Nest eine so große Anzahl Eyer, wie Willughby vorgiebt, gefunden. Zinanni hat von seinem Nest, wie auch von dem Nest der beyden andern Arten von Zaunkönigen nichts gesagt: In gewissen Provinzen von Frankreich machen sich die Landleute

ein

ein Gewissen, nicht allein diesen Vogel zu tödten, sondern auch sein Nest anzurühren, indem sie es als eine geheiligte Sache betrachten; und die Kinder, welche mit eben diesen Gedanken erfüllt sind, weil die Aeltern nicht unterlassen, ihnen bey guter Zeit ihre eignen Vorurtheile beyzubringen, würden sich nicht unterstehen, sie aus dem Nest zu nehmen. Aldrovandus sagt auch, daß der Zaunkönig an dem heil. drey Königstag, alledie Jungen, die er in dem Jahr aufgezogen, zusammensammle, und mit ihnen singe. Einige Schriftsteller, unter andern Albertus Magnus, haben als eine wunderbare Sache erzählt, daß dieser Vogel, wenn er an einen Bratspieß gesteckt worden, sich selbst vor dem Feuer wende, vornehmlich wenn der Bratspieß von Haselstaude ist, allein dieses geschieht, weil, wenn der nach der Seite des Feuers zugedrehte Theil des Vogels gebraten ist, der andre, der es nicht ist, heruntergeht, weil er alsdenn schwerer ist, ohne daß sich der Bratspieß selbst dreht: demnach ist es nicht erstaunend, daß der Zaunkönig sich ganz allein wendet.

Belonius hat sich geirrt, wenn er der Namen Passer Trochlodytes der röthlichen Grasmücke giebt, die man im Französischen Fauvette Babillarde, Triplette, oder Atriplette nennt.

Wir kennen einen besondern Liebhabern natürlicher Dinge, welcher in einigen dazu besonders verfertigten Kefichten mit Nelkenbrod von Straßburg, wo man viel Oel von Nelken oder schwarzen Mohnsaamen erhält, aufzuziehen weis; und diese kleinen Vögel singen im Kefich wie auf dem Felde, auch im starken Winter.

Der Zaunkönig heißt italiänisch Reatino; deutsch Winterkönig; englisch Wren common. Er hat in Frankreich, nachdem die Provinzen sind, viel Namen; denn in Sologne nennt man ihn Roy pery oder Ropery; in Orleans Radillon, oder Roitillon, in Perigord Rebenet; in Anjou Beurrochon, Burruchon, Beurrichot, Berighot, Berichon, Beruchet, Roy-Bertauld, oder Boeuf de Dieu, in Burgund Roi de Froiture; in der Normandie Rebetre; Rebetrer, oder Rebetrin; in Saintonge Royboudi, in Guyene Arrepit; in Poitou Kion kion. Die meisten von diesen Benennungen kommen mit dem lateinischen Wort Regulus überein; die andern werden von seinen Federn, von seinen Geberden von seiner Leibesgestalt, oder von seinem Geschrey hergeleitet.

Der Zaunkönig enthält viel flüchtiges Salz und Oel. Dieser Vogel wird als ein besondres Mittel zur Heilung und zur Verhütung des Steins hochgehalten. Man ißt ihn in Substanz mit etwas Salz und Pfeffer gewürzt; oder man dürrt ihn auch, und macht ihn zu Pulver, welches man in einem Glas weißen Wein nimmt, man mag ihn auf eine Art nehmen wie man will, so treibt er den Urin gar kräftig. Zacutus Lusitanus, ein berühmter Arzt versichert, daß er viele so mit dem Stein behaftet gewesen, durch dieses Mittel habe heilen sehen. Der Zaunkönig wird auch wider den weggebliebnen Urin angepriesen, es mag solches von einem gegenwärtigen Stein, oder einer andern Ursache erregt worden seyn: man giebt ihn mit seinen

Federn gedörrt und zu Pulver gerieben, wie wir bereits gesagt haben. Die Dosis hiervon ist einer von diesen kleinen Vögeln.

Pauo. Pfau.

Der Pfau; Pauo, *Offic. Schroed.* 322. *Dal. Pharm.* 425. *Lemer.* 661. *Gesn. de Auib.* 393. *Schwenckf. Auiar. Silef.* 325. *Aldrou. Ornith.* 2. 8. *Ionst. de Auib.* 37. *Charlet. Exerc.* 80. *Merr. Pin.* 172. *Willughb. Ornith.* 112. *Raii Synop. Method. Au.* 51. Pauus et Pauo, *Belon. des Oiſ* 234. Pauo cauda longa, *Linn. Faun. Suec.* 163. Pauo noſtras, ſiue vulgaris; Auis Medica, ſeu Perſica; Auis picta, vel Iunonia, *Nonnull.* franz. Paon ordinaire oder commun.

Dieſer Vogel ist überall bekannt; er unterscheidet sich sattsam von allen andern Vögeln durch die bloße Länge seines Schwanzes, und durch die glänzenden Augen, womit er gezieret ist; dergestalt, daß es schlechterdings überflüßig seyn würde, eine genaue Beschreibung hiervon zu geben. Wie Aldrovandus sagt, so hat das Männchen einen dunkelblauen Kopf, einen eben dergleichen Hals, und den Anfang von der Brust von gleicher Farbe. Der Kopf ist nach Beschaffenheit des Körpers klein, und gleicht gewisser Maßen dem Kopf einer Schlange, wie Albertus Magnus bemerket, und ist mit zween länglichen weißen Flecken gezieret, davon der eine über die Augen geht, und der andre, welcher kürzer, aber weit beträchtlicher oder dicker ist, unter den Augen liegt, worauf ein dritter

schwarzer Fleck folgt. Das übrige ist blau, wie wir bereits gesagt haben. Zu oberst des Kopfs befindet sich ein Busch, welcher nicht ganz wie bey einigen andern Vögeln ist, sondern gewisser Maaßen aus bloßen sehr zarten und grünlichten Stielen besteht, welche an dem obersten Theil gleichsam Lilien von eben der Farbe haben. Auch sagt **Plinius**, indem er von diesem schönen Federbusch redet, daß dieser Busch des Pfaues aus haarichten Bäumchen bestehe; und in der That, man glaubt daselbst nicht Federn zu sehen, sondern Keime von Pflanzen, welche nur zu schießen anfangen. Der Schnabel ist weißlich, beträchtlich offen, und etwas wenig am Ende gekrümmt, so wie er gemeiniglich bey allen Vögeln ist, welche von Körnern leben. Die Nasenlöcher sind ziemlich breit. Der Hals ist ein wenig lang, und nach Beschaffenheit der Größe des Körpers sehr dünn. Der Rücken fällt aus dem weißen ins aschgraue, und ist mit vielen queerlaufenden schwarzen Flecken bezeichnet. Die zusammengefaltnen Flügel sind oben nach der Seite des Rückens zu schwarz, und unten nach der Seite des Bauchs zu sowohl als inwendig roth. Der Schwanz ist dergestalt angebracht, daß er gleichsam in zweye getheilt ist. Denn wenn er ihn wie ein Rad ausbreitet, so giebt es gewisse kleinere Federn von brauner Farbe, welche den ganzen Schwanz auszumachen scheinen, so nicht steif wie die längsten, sondern wie in den meisten andern Vögeln, ausgebreitet seyn; dergestalt, daß die längsten nothwendiger Weise in einen andern Muskel stecken müssen, vermittelst welchen sie sich aufrichten und ausbreiten können. **Belonius** sagt, daß diese letztern aus dem

Bürzel

Bürzel hervorgehen, und daß die erstern deswegen gemacht sind, um jene aufrecht zu halten. Der Bürzel sieht dunkelgrün, den der Vogel mit seinem langen Schwanz vereinigt aufrichtet, und dessen Federn kurz und also gestaltet sind, daß sie die Schuppen von einem Drachen vorstellen, und einen Theil von den langen Federn des Schwanzes den Augen entziehen, welche wenn sie ausgebreitet sind, alle eine castanienbraune Farbe haben, und mit sehr schönen goldfarbigen Linien, so von unten nach oben zu gehen, geziert und mit sehr dunkelgrünen gespaltenen Federn, so den Schwalbenschwänzen gleichen, begränzet sind. Die Rundung, oder, wie **Plinius** sagt, die Augen der Federn haben einen grünen Glanz wie ein Crysolith, und Farben von Gold und Saphir. Eben diese Augen bestehen aus vier Zirkeln, davon der erste goldfarbig, der zweyte castanienbraun, der dritte grün, und der mittelste blau, oder wie ein Saphier sieht, und beynah die Figur und Größe vom Johannisbrod hat. Die Dickbeine, die Schenkel, und die Pfoten sind aschgrau mit schwarzen Flecken besprengt, und wie bey den Hähnen mit Sporen besetzt. Der Bauch sieht nahe bey dem Magen blaugrünlich, und bey dem Hintersten schwärzlich, oder zum wenigsten bräunlich.

Bey dem Weibchen bemerkt man sehr wenig Verschiedenheit in Ansehung der Farben. Ihre ganzen Flügel, der Rücken, der Bauch, die Dickbeine, und die Pfoten sehen braun, nnd fallen in das aschgraue. Der obere Theil des Kopfs und der Busch, hat eben die Farbe, wiewohl auf dem obern Theil des Kopfs hier

und da einige kleine Flecken wie grünliche Punkte herumgestreut sind. Die weißen Flecke, die wir auch bey dem Männchen bemerkt haben, sind weit größer. Der Regenbogen von den Augen sieht ganz und gar bleyfarbig. An statt, daß er bey dem Männchen gelblich sieht. Das Kinn ist ganz weiß. Die Federn von dem Hals sind wellenförmig und grün, und an den Enden bey der Brust weiß.

Die Pfaue nähren sich von eben dem Futter, wie die Hüner; sie fressen aber vornehmlich gerne Gerste. Wie Albert sagt, so fressen sie Schlangen: also ist es nicht zu verwundern, wenn die Schlangen bey ihrem Geschrey erschrecken. Es ist wahrscheinlich, daß diese Vögel dem Ursprung nach fremd sind, uud daß sie vor Alters aus Indien nach Europa gebracht worden, wo sie nun überall gemein sind. Der Pfau ist der einzige unter den Vögeln, den indianischen Hahn ausgenommen, welcher das Vermögen besitzt, seinen Schwanz in eine Rundung auszubreiten, gleich als wenn er ein Vergnügen daran habe, seine stralenden Augen sehen zu lassen: allein es ist ohne Zweifel falsch, wenn man sagt, daß er das Rad mache, wenn man ihn lobt, und daß er seinen Schwanz zusammenfalte, so bald er einmal seine ungestaltete Füße wahrgenommen, gleich als wenn er der Vernunft schlechterdings nicht beraubt sey. Aristoteles sagt, daß die Pfaue bey jedesmaligen Brüten zwölf Eyer legen: bey uns aber legen sie nur fünfe, oder sechse, und sehr selten mehr, ehe sie brüten. Sie richten viel Verwüstung in den Gärten an, und reißen die Ziegel und andre Bedeckungen

ckungen von den Häusern ab. Aldrovandus sagt, daß, wenn der Pfau den Augen, als der schönste unter den Vögeln Vergnügen bringe, er zu gleicher Zeit, wegen seiner abscheulichen Stimme die Ohren sehr belästige: Daher ist das italiänische Sprüchwort gekommen, daß der Pfau die Federn von einem Engel, die Stimme von einem Teufel, und den Gang von einem Dieb habe. Man sagt, daß er bis auf hundert Jahre leben kann, welches uns nicht schwer zu glauben ist. Der Pfau, wie Columella sagt, soll die Unkeuschheit von einem Haushahn besitzen, und deswegen fünf Weibchen verlangen; er fällt so gar das Weibchen an, welches brütet, und zerbricht ihre Eyer, woferne er keine andre findet, die er treten kann: Da nun das Weibchen solches weis, so verbirgt sie ihr Nest so gut als sie kann. Man glaubt von ihm, daß er die Reinlichkeit liebe. Dieser Vogel ist in Ansehung der Farbe sehr verschieden; und man sieht bisweilen deren, welche weiß sind, vornehmlich in den mitternächtlichen Ländern.

Man glaubt gemeiniglich, daß das gekochte Pfaufleisch nicht verfaule, sondern ein ganzes Jahr lang oder auch länger sich halte: und dieses wird durch eine Erfahrung des heil. Augustinus bestätiget, welcher in dem zwölften Buche, de civitate Dei, im zweyten Kapitel sich also ausdrückt: wer anders als Gott der Schöpfer aller Dinge, hat dem Fleische des todten Pfaues die Eigenschaft gegeben, nicht zu verfaulen? Inzwischen, da uns die Sache unglaublich zu seyn schien, hat es sich zugetragen, daß man uns zu Carthago diesen gekochten Vogel vorgesetzt,

von dem wir das Fleisch von der Brust so viel als wir vor genehm hielten, aufbehalten; und nachdem wir es eine ziemliche Zeitlang aufgehoben, um alles andre gekochte Fleisch verfaulen zu lassen, hat man sich dessen von neuen bedient, ohne daß es den Geruch übel angegriffen: also war auch dieses Stück erhalten worden; und nach mehr als dreyßig Tagen wurde es eben so gut als zuvor befunden, auch nach einem Jahre, ausgenommen, daß es ein wenig trockner und kleiner geworden. Allein, es scheint uns nicht so wundersam zu seyn, daß das Pfaufleisch, welches von selbst ziemlich hart und feste ist, längre Zeit in einem heißen Lande dauert, ohne zu verderben, wenn es durch das Kochen ausgetrocknet worden, vornehmlich, wenn man gesorgt hat, es vor der Feuchtigkeit zu bewahren; und wir zweifeln nicht, daß eben dieses bey dem gekochten Fleische des indianischen Hahns, wie auch der Henne, sich zutragen sollte. (Willoughby).

Die Pfaue, sagt Belonius, sind im Französischen wegen ihres Geschreyes Paons genennet worden. Es giebt viel Vögel, bey welchen man das Männchen und das Weibchen nicht unterscheiden kann: Der Pfau aber unterscheidet sich von dem Weibchen eben so, wie der Hahn von der Henne; denn da die Hähne und Capaune Schwanzfedern haben, welche von den Schwanzfedern der Hüner verschieden sind; so hat auch der Pfau Federn an dem Schwanz und dem Hals, welche von den Federn des Weibchens verschieden sind. Er ist so bekannt bey jedermann, daß er nur nach einzelnen Umständen

ständen zu beschreiben ist. Seine Schönheit ist die Ursache gewesen, daß er der heydnischen Göttinn Juno gewidmet worden. Bey dem Männchen sind die Schwungfedern in dem Flügel röthlich; und wiewohl seine langen Federn aus dem Schwanze zu gehen scheinen, so gehen sie doch ganz und gar drüber aus dem Rücken bey dem Bürzel, welcher dicke und breit ist, woselbst die Natur schwarze und kurze Federn angebracht hat, um die langen, welche sich drüber befinden, aufrecht zu erhalten. Man kann keine andre Ursache angeben, warum die Natur ihm Federn gegeben, welche über den obern Theil des Kopfs hervorgehen, als die Zierde seiner Schönheit zu vermehren, welches ebenfalls auch von den Federn seines Schwanzes, so ihm ausfallen, gilt. Die Nahrung der Pfaue kostet viel, und die kleinen sind schwer aufzuziehen. Man findet auch von selbigen sowohl ganz weiße Männchen als Weibchen, aber keine andre Farbe, so viel man wenigsten weiß. Sie haben Sporen wie die Hähne, und empfinden in etwas ihr majestätisches Ansehen. Zu allen Zeiten hat man die Gewohnheit gehabt, die Eyer der Pfaue den Hünern ausbrüten zu lassen, davon Aristoteles die Ursache angegeben. Man kann dasjenige, was einige Hausväter erzählen, nicht aufrichtig zugeben, nämlich, daß die Pfaue ihre Weibchen nicht treten, sondern sie fruchtbar machen, indem sie ihren Schwanz als einen Zirkel vor sie ausbreiten. Allein, wenn sie gestehen, daß sie dieselben indianische Hüner haben treten sehen, warum können sie nicht auch zugeben, daß sie ihr Weibchen treten können?

nen? Man muß demnach diesen Fehler der Länge ihres Schwanzes nicht zuschreiben; denn sie können von selbigen die Federn aufrichten. Die Pfaue haben sehr große Flügel nöthig, um die Last ihres Körpers in die Luft zu erheben: Daher hat ihnen die Natur von ihrem Ursprunge an sattsam große Flügel gegeben, dergestalt daß sie dieselben ziemlich schlecht tragen, wenn sie klein sind, indem sie allezeit herabhängen, bis sie etwas groß sind. Der Pfau wird, wenn er seinen Schwanz ausbreitet, deshalben sehr stolz, und vornehmlich vor seinem Weibchen: Er breitet den Schwanz vor der Sonne aus, damit seine Federn, welche ihre Sonnenstralen aufnehmen, in ihren Glanz glänzender werden. Plinius sagt, daß Marcus Aufidius Lurco viel Einkünfte gezogen, welcher zuerst angefangen, dieselben zu Rom zu mästen, um sie zu verkaufen, und daß Hortensius der Redner, der erste gewesen, der sie getödtet, um sie bey Festtagen zu essen; daher ich muthmaaße, daß die Römer sie nur ihrer ausnehmenden Schönheit wegen zuvor ernähret. Aristoteles sagt, daß die Pfaue gemeiniglich fünf und zwanzig Jahre leben, und daß sie ihre Federn verlieren, wenn die Bäume ihre Blätter fallen lassen, daß aber ihre Federn mit den Blättern wiederkommen. Wir glauben, daß die Römer dieselben vor diesen aus Vergnügen in Baumgärten eingeschlossen, wie wir noch itzt thun.

Der Pfau hat unter den Hausvögeln den obersten Rang, wie der Adler unter den Raubvögeln: auch haben die Alten den Adler dem Jupiter, und

den

den Pfau der Juno gewidmet; gleichergestalt erwählten sich die Kaiser bey ihrer Vergötterung den Adler, und die Kaiserinnen den Pfau. Der Vorzug des Pfaues war bey den Griechen also beschaffen, daß zu Athen ein gewisser Preiß bestimmt war, um ihn allen denen sehen zu lassen, welche nach seiner Schönheit eine Neugier trugen, und daß viele Leute sich deshalben in Lacedämonien und Thessalien versammleten; dergestalt, daß man von dieser Art Schauspiele einen großen Nutzen zog. Daher kann man muthmaaßen, wie hoch der Pfau bey den Alten geschätzt, und wie theuer er verkauft worden. Die Geschichte meldet uns, daß Alexander der Große von der Schönheit dieses Vogels so eigenommen worden, daß, als er ihn das erstemal in Indien gesehen, er eine sehr ernstliche Strafe wider diejenigen bestimmt, welche ihn tödten würden: Der Pfau ergötzt sich an erhabnen Orten; daher setzt er sich so gerne auf die Dächer der Häuser, welche er abdeckt. Uebrigens ernährt er sich von eben den Körnern, wie die Hüner, und geht mit ihnen gegen Abend in das Hünerhaus. Er ist unvermerkt aus den Ländern jenseit des Meers in alle Gegenden von Europa gebracht worden, wo er vor diesem so rar war, daß man ihn nur in fürstlichen Höfen sah. Olaus Magnus sagt, daß man in Schweden mit vieler Sorgfalt diese Vögel ihrer Schönheit und Vortrefflichkeit wegen ernähre; und Johann Bruyer, ein gebohrner Franzos, erzählet, daß man zu seiner Zeit in der Normandie um Lisieux herum ganze Haufen Pfaue ernähret, deren Besitzer gute Einkünfte hiervon gezogen, indem sie dieselben

an Hünerhändler verkauft, welche sie in die großen Städte zu Hochzeitfesten und prächtigen Gastmahlen der vornehmsten Personen verführet. Paracelsus sagt, daß, wenn der Pfau außer der gewöhnlichen Zeit schreyt, er den Tod einer Person in dem Hause, wo er sich aufhält, vorhersage, weil er vom weiten, wie der Geyer, die todten Körper riecht. Es glaube es, wer es will: Was uns betrifft, so glauben wir hiervon nichts. Gybert Longolius sagt in seinem Gespräch von den Vögeln, daß die ersten weißen Pfaue von Mitternacht her wären gebracht, und zu Cologne als eine rare und außerordentliche Sache gesehen worden; er giebt vor, daß die Pfaue aus Einbildung der Mütter weiß geworden, als welche in Norwegen und in den mitternächtlichen Ländern, woselbst es gar nicht rar ist, ganz weiße Raben, Krähen, Elster, Amseln, Holztauben, Staare und Sperlinge zu sehen, den Schnee allzuhäufig betrachten. Allein, diese Ursache scheint uns nicht gründlich zu seyn; denn wir sehen in diesem Lande auch ziemlich oft diese weißen Vögel entstehen, ohne daß die Mütter jemals Gelegenheit gehabt, die Schneeberge der mitternächtlichen Länder zu sehen. Wenn man durch die Kunst weiße Pfaue hervorbringen will, so darf man nur, wie Antonius Mizauld nach dem Berichte eines Mannes sagt, welcher für den Vogelfang eines Fürsten Sorge getragen, die Weibchen so legen und brüten, im Orte einschließen, welche von allen Seiten weiß sind: Allein, dieser Schriftsteller gesteht, daß, obwohl diese Kunst von vielen beschrieben worden, er doch noch nicht wisse, ob sie versucht worden.

Zinanni, welcher bemerkt hat, daß das Weibchen von dem Pfau nicht mehr als acht Eyer zweymal des Jahrs lege, und im Monat May anfange, sagt, daß ihre Eyer eine feste Schaale haben, hellegrau sehen, und auf der Oberfläche artig gemalt sind. Aldrovandus hat sowohl das Männchen als das Weibchen von dem japanischen Pfau vorgestellt und beschrieben: Dieser Vogel ist von einer seltnen Schönheit, aber von unserm gewöhnlichen Pfau sehr unterschieden.

Damit wir den Leser vergnügen, so wollen wir die Geschichte des Pfaues, mit dem, was in dem Spectacle de la Nature erzählt worden, beschließen. Was die Nachtigall, sagt Pluche, mit seiner natürlichen Anmuth, die jedermann bey ihm erkennt, für das Ohr ist, das ist der Pfau, für die Augen. Es ist wahr, daß der Hahn, die wilde Ente, der Eisvogel, der Stieglitz, die großen Papagoyen, der Fasan und viele andre, sehr zierlich bekleidet sind, und daß man sich vergnügt, wenn man die Anmuth und den Geschmack ihrer verschiednen Zierungen betrachtet. Allein, man lasse den Pfau zum Vorschein kommen, so werden sich alle Augen in ihm vereinigen. Das Ansehen seines Kopfs, die Leichtigkeit seiner Leibesgestalt, die Farben seines Körpers, die Augen und die Schattirungen seines Schwanzes, das Gold und die himmelblaue Farbe, womit er von allen Seiten glänzt, das Rad, welches er mit Pracht führt, seine würdigen Gebärden, die Aufmerksamkeit selbst, mit welcher er seine Vortheile vor den Augen einer Gesellschaft, so die Neugier zu ihm geführt, ausbreitet,

alles

alles dies ist bey ihm besonders und entzückend. Dieser Vogel ist ganz allein ein Schauspiel. Allein, glaubt man wohl, daß man bey dieser Menge von Vergnügungen verdrießlich werden, und ein Mißfallen haben könne? solches trägt sich bey dem Pfau zu. Er unterhält seine Zuschauer schlecht. Er kann weder schwatzen noch singen. Seine Stimme ist greulich; es ist ein Geschrey, so Furcht einjagt: Anstatt daß der Zeisig, der Hänfling, die Grasmücke, und der Papagoy mit einer mildern und einfachern Art auf funfzehn bis zwanzig Jahr mit uns leben, ohne uns einen einzigen Augenblick einen Verdruß zu erwecken. Mit einem Worte, es sind witzige Köpfe, und so von guten Umgang sind. Nichtsweniger als ein großes äußerliches Ansehen macht die Geselligkeit freundlich, und die Dauer lang.

Der Pfau heißt auf griechisch Ταος; italiänisch Pavone; spanisch Pavon; deutsch Paw, oder Pfaw; englisch Peacock; schwedisch Poa-Fogel. Das französische Wort Paon, so man Pân ausspricht, kömmt von Pavone, einem lateinischen oder italiänischen Worte her, eben so wie das Weibchen Paone oder Paoneſſe von dem italiänischen Pavona, oder Pavonezza genennt haben; das Junge von dem Pfau heißt im Französischen Paoneau, welches von dem italiänischen Pavoncino oder Pavonino kömmt. Die Alten nennten vor diesem unsern Pfau den medischen oder persischen Vogel, weil er, wie die Haushenne, anfangs aus Meden oder Persien nach Griechenland, hernach von Griechenland nach Italien gebracht worden: Oder sie nennten ihn auch den Vogel der Juno,

weil,

weil, wie die Fabel meldet, die Göttinn Juno, die hundert Augen des Argus in den Schwanz des Pfaues ihres Leibvogels gesetzt.

Der Pfau enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel wird wenig als ein Nahrungsmittel gebraucht; sein Fleisch ist harte, trocken und schwer zu verdauen, und macht, daß er bey allen guten Tafeln verachtet wird; und wenn man sich desselben bisweilen bedient, so geschieht es vielmehr aus Pracht, als wegen seiner Schönheit. Sebitz, welcher vor mehr als hundert Jahren geschrieben, erzählet, daß zu seiner Zeit bey dem Hochzeitfeste der reichen Leute ein Pfau im Gebrauch gewesen, welcher mit vergoldeten Schnabel und Füßen lebendig zu seyn schien. Man zog ihm deshalben seine Haut ab, und nachdem man den Körper mit Zimmt, Nelken und andern Gewürzen kochen lassen, so hat man ihn vom neuen bedeckt, und ihn auf die Tafel gebracht, ohne daß es schien, daß seine Federn auf irgend eine Weise wären verdorben gewesen: Allein, dieses Gerichte war zum Vergnügen der Augen, und man rührte es nicht an. Der Vogel hielt sich in diesem Zustand viele Jahre ohne zu verderben, welches eine Eigenschaft ist, so man als eine solche betrachtet, welche dem Fleisch des Pfaues besonders ist; denn Aldrovandus schreibt, daß ihm im Jahre 1598 ein Stück dargereicht worden, welches im Jahre 1592 gekocht worden, und welches unterdessen keinen schlimmen Geruch bekommen. Eben dieser Aldrovandus sagt, daß das Geheimniß, so vom Sebitz erzählt worden, nicht neu sey, indem Platina, dieser berühmte Koch, der ein

andrer

andrer Apicius war, die Vorschrift hiervon zurücke gelassen: er fügt hinzu, daß es andre gäbe, welche, um die Gäste zum Lachen zu bringen, das Maul diesem also zugerichteten Pfau mit Wolle und Campher anfüllen, um hernach Feuer in selbiges zu thun, wenn man sich dessen auf der Tafel bedient. Was die jungen Pfaue betrifft, so sind sie, wenn sie jung und zart genommen werden, ein sehr gutes Essen.

Was den Gebrauch des Pfaues in der Medicin betrifft, so wird sein Fleisch wider den Schwindel hochgehalten: und die Brühen, so man aus selbigen macht, werden im Seitenstechen gerühmt, um den Urin zu treiben, und den Gries der Nieren und Blase abzuführen. Sein Fett heilt die Colik, wenn es mit Honig und Rautensaft vermischt wird; und seine Galle ist ein Mittel für die Augen, und geschickt, die Geschwüre der Augen zu reinigen, und das Gesicht zu stärken. Allein, der gebräuchlichste Theil von dem Pfau in der Medicin ist der Koth, welcher als ein besondres Mittel wider die fallende Sucht und den Schwindel gehalten wird. Ludovici, der in einem Tractat, den er besonders von der Wahl der Arzneyen geschrieben; die Mittel nach ihrem wahren Werth betrachtet, und nur diejenigen, welche es verdienen, gehörig lobt, gesteht, daß er nicht in Abrede seyn könne, viel Gutes von dem Pfaukoth wider die fallende Sucht zu sagen, indem er vielmal die guten Wirkungen hiervon wahrgenommen; und es ist kein Arzt, der nicht mit ihm hierinne einig sey. Dieser Koth wird im Pulver von einem Scrupel bis zu einer Drachme gebraucht, entweder allein, oder mit etwas Zucker vermischt,

mischt, oder in einen Trank, wenn ein Glas rother Wein auf ihn gegossen worden, wovon man das Durchgeseigte und Durchgedrückte dem Kranken giebt. Einige gießen auf den frischen Pfaukoth zwo oder drey Unzen Bergnelken-Eßig; und sie lassen das Ausgedrückte hiervon neun Tage hintereinander früh nüchtern, vom neuen bis zum vollen Mond trinken. Man thut auch von selbigen eine halbe bis ganze Unze in die Clystire, so man wider die fallende Sucht braucht: außerdem, daß dieser Koth in selbigen als ein reizendes Mittel dient, so hat er eine beynahe gewisse Kraft, wenn das Uebel von einer in einigen Eingeweiden des Unterleibes, z. E. in der Milz, dem Gekröse und der Gekrösdrüse befindlichen Materie herrührt. Was den Schwindel betrifft, welcher, wie man weis, viel Aenlichkeit mit der fallenden Sucht hat, und der oft der Vorläufer von selbiger ist; so wird er vermittelst dieses Koths auf folgende Weise geheilt. Man nimmt eine Handvoll Koth von einem männlichen Pfau, wenn es eine Mannsperson ist, und von dem Weiblichen, wenn es eine Frauensperson ist. Man läßt ihn einige Stunden in einer sattsamen Menge guten rothen Wein, der zween oder drey Finger hoch über selbigen zu stehen kömmt, weichen. Hernach seigt nnd drückt man alles durch eine Leinwand gelinde durch, theilt es in drey Theile, und giebt es drey Tage hinter einander früh nüchtern vor dem neuen Mond, und läßt den Kranken wohl bedeckt behalten und den Schweiß abwarten. Dieses ist das Mittel der Gräfinn von Waldeck, welches in großen Ruf gewesen. Die angebrannten Pfaufedern dienen als ein Räuchermittel

mittel bey der Mutterbeschwerung; und die Eyer von diesem Vogel, wenn sie innerlich genommen worden, werden für ein Mittel gehalten, so die reißende Gicht hat.

Nimm von dem weißen Theile des getrockneten Pfaukoths und von der männlichen Päonienwurzel, jedes zu zwo Unzen; Baldrianwurzel eine Unze; abgezogenen Päoniensaamen drey Unzen; Karbe eine halbe Unze. Mache alles zu Pulver, und vermische es mit einer sattsamen Menge Rosmarienblüthen-Honig, und mache eine Lattwerge daraus. Man läßt sie früh und Abends einen Monatlang zu zwo Drachmen in Oblate nehmen.

Nimm Pfaukoth eine Drachme; weißen Zucker eine halbe Drachme; guten rothen Wein vier Unzen. Vermische alles, und laß es eine Nacht stehen, den Morgen drauf seige und drücke es durch eine Leinewand. Es ist ein Trank wider die fallende Sucht. Man giebt ihn drey Tage hinter einander früh nüchtern vor dem neuen Mond, läßt den Kranken in dem Bette wohl bedeckt bleiben, und den Schweiß abwarten.

Nimm getrockneten Pfaukoth zwo Drachmen; nämliche Päonienwurzel und zubereitete Regenwürmer, jedes zu anderhalber Drachme; Spießglas-Zinnober zween Scrupel. Mache alles zu Pulver, und vermische es genau. Es ist ein Pulver wider die fallende Sucht, davon die Dosis zween Scrupel ist, so man drey Tage hinter einander früh nüchtern in Oblate beym Eintritt des neuen Monds nehmen läßt.

Perdix. Rebhun.

Man unterscheidet viele Arten von dem Rebhun; nämlich: 1) das gemeine Rebhun, welches den Gegenstand von diesem Artickel ausmacht; 2) das kleine graue Rebhun, welches die Jäger in Frankreich Roquette nennen; 3) das große Rothhun aus dem Delphinat, und der Provence, so man Bartabelle oder Bertabelle nennt; 4) das gemeine Rothhun, welches in Ansehung der Größe und der Farbe unterschieden ist; 5) das damascener Feldhun des Belonius, und Alpinische, oder Savoysche weiße Rebhun, welches vielmehr Arten vom Berghun, als eigentlich sogenannte Rebhüner sind.

Das gemeine Rebhun; Perdix, *Offic. Schroed.* 323. *Dal. Pharm.* 426. *Lemer.* 667. Perdix minor fulua, *Bellon. des Oiſ.* 258. Perdix minor ſeu cinerea, *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 327. Perdix cinerea, *Aldrou. Ornith* 2. 140. *Ionſt. de Auib.* 46. *Charlet. Exerc.* 83. Perdix cinerea Aldrouandi, *Willughb. Ornith.* 118. *Raii Synop. Method. Au.* 57. Tetrao macula nuda coccinea, pone oculos, rectricibus ferrugineis, *Linn. Faun. Suec.* 172. Perdix minor vulgaris noſtras, ſiue Starna, *Quorund.* franz. Perdrix griſe.

Das Männchen wiegt vierzehn und eine viertel Unze, und das Weibchen dreyzehn und eine halbe Unze. Dieser Vogel ist von dem Ende des Schnabels bis zu dem Ende der Krallen vierzehn und ein viertel Zoll lang; bis zum Ende des Schwanzes zwölf und drey-

viertel Zoll, bis zum Winkeln des Mauls dreyviertel Zoll, und zwanzig Zoll breit, wenn die Schwungfedern der Flügel ausgebreitet sind. Der Schnabel ist bey den Jungen braun, und bey den ältern weißlich. Der Regenbogen von den Augen sieht gelblich. Die Brust ist mit einem halbzirkelförmigen rothen Fleck bezeichnet, so die Farben von einem Hufeisen hat; den aber das Weibchen nicht besitzt. Unter den Augen befinden sich gewisse rothe Hervorragungen. Das Kinn und die Seiten des Kopfs sind anfangs safrangelb, hernach blaugrau, bis zu der halbzirkelförmigen Linie, die wir itzt beschrieben, mit schwarzen queerlaufenden Linien durchstrichen; unter der Linie haben sie eben die Farbe, welche in eine schmutzige graue oder gelbliche Farbe fällt. Die Schwungfedern sind an dem Kiel weiß, und mit einem großen rothen queerlaufenden Fleck geziert. Der obere rothe Theil des Körpers sieht vermischt roth, aschgrau, und schwarz durcheinander. In jedem Flügel befinden sich drey und zwanzig Schwungfedern, davon die ersten braun sind, und einen rothen oder gelbweißen Fleck haben. Die innern Federn und die längsten von den Schultern sind bey dem Kiel gelbweiß. Der Schwanz ist drey und einen halben Zoll lang, und besteht aus zwölf Federn, davon die vier mittelsten die Farbe von dem Körper haben, und die sieben andern, so auf jeder Seite sind, eine schmutzige gelbe Farbe besitzen, und an den Spitzen aschgrau sind. Die Schenkel sind unter den Gelenken bloß. Man findet kein Merkmaal eines Sporens. Die Pfoten sind grünlich, bey den ältern weißlich. Die Zehen sind wie bey dem Birkhun, vermittelst einer

ner Haut mit einander vereinigt. Der Kropf ist groß, und der Magen muskulös. Auch wird man eine Gallenblase gewahr. Dieser Vogel hat ein so schmackhaftes und so gesundes Fleisch, daß er allen andern Vögeln vorzuziehen ist. Das Rebhun ernährt sich von Ameisen und ihren Eyern, oder vielmehr von ihren Puppen, von Getraidekörnern, und auch grünen Blättern: da es aber im Winter Rockenblätter und andre Arten von Getraide frißt, so wird sein Fleisch des Geschmacks wegen nicht so hoch geachtet, als im Sommer und im Herbst, da es von Körnern lebt. Dieser Vogel zeugt viel Junge, indem er jedesmal sechzehn bis achtzehn Eyer legt. Er ist bey uns in England sehr gemein. Die Italiäner, bey welchen diese Art rarer ist, und auch theurer verkauft wird, als das Rothhun, nennen es Starna, gleich als wenn es externe, oder Etrangere, fremd hieße, und in gewissen Orten heißt es Pernice. Ueberhaupt können die Rebhüner weder recht hoch fliegen, noch auch wegen der Schwere ihres Körpers, und wegen der nicht allzuweit ausgespannten Flügel ihren Flug lange fortsetzen. Im Winter fliegen sie haufenweise mit einander; denn da sie funfzehn oder sechzehn Junge auf einmal zu erziehen gewohnt sind, so halten sich diese Jungen den ganzen Winter bey ihrem Vater und Mutter auf. Im Frühjahr aber, wenn sich das Männchen mit dem Weibchen begattet, flügen sie paarweise; denn alsdenn jagen sie ihre Jungen fort. Belonius sagt: dieses ist nicht allein von andern Vögeln dieser Art, sondern auch von den Birkhühern wahr. Wie eben dieser Belonius sagt, so soll der Schlag von dem Reb-

hun ein sicheres Zeichen des anbrechenden Tages seyn. Was uns betrifft, so haben wir sie oft bey der Abenddämmerung nach der Sonnenuntergang schlagen hören. Die Rebhüner, wie Aristoteles sagt, und wie es zum Theil die Erfahrung bestätiget, wenn sie jemand sich ihrem Nest nähern sehen, schleichen vor den Füßen des Jägers herum, als wenn sie sich wollten fangen lassen: wenn er sich aber einbildet sie zu haben, so fliegen sie davon, und hernach rufen sie ihre Jungen, welche kaum die Stimme ihrer Mutter gehört und erkannt haben, als sie schon hinzulaufen.

Die Rebhüner überhaupt betrachtet, sind vor sehr geile, und zu diesem Werk wider die Natur für verächtliche Vögel gehalten worden. Die Alten haben auf ihre Rechnung viel Fabeln vorgebracht, z. E. daß die Männchen die Eyer zerbrechen, um die Weibchen zu verhindern, solche zu bebrüten, und sich selbiger beständig nach Willen zu bedienen; daher die Weibchen so viel als sie können, im verborgnen legen; daß die Männchen, wenn ihnen die Weibchen fehlen, oder sie sich des Brütens wegen entzogen, sie sich unter einander schlagen, und einander gebrauchen, indem der Ueberwundene von dem Ueberwinder hierzu gezwungen wird; daß sie zwey Nester machen, davon in einem das Weibchen brütet, und in dem andern sich das Männchen befindet, dergestalt, daß jedes seine Jungen besonders aufzieht; daß die Weibchen, ohne mit dem Männchen etwas zu thun zu haben, befruchtete Eyer bekommen, wenn sie sich nur nach der Seite zu halten, wo der Wind von dem Männchen herbläst; und es giebt

auch

auch neuere, welche sich thörichter Weise bemüht, hiervon die Ursache anzugeben, ehe die Sache bestätiget worden; daß die Weibchen so voller Leidenschaft sind, daß sie nicht ohne Männchen seyn können, auch da, wenn sie brüten, welches wider die Gewohnheit andrer Vögel ist; und dieses ist es, was Plinius mit seiner gewöhnlichen Stärke ausgedruckt hat; daß das Männchen, welches im Kampf überwunden worden, nicht mehr in Gegenwart seines Weibchens zum Vorschein kommen dürfe; daß das Rebhun, dessen Eyer verdorben worden, oder verlohren gegangen, die Eyer eines andern wegnehme, selbige bebrüte, und die ausgebrüteten Jungen aufziehe, welche, wenn sie groß geworden, die Stimme ihrer natürlichen Mutter erkennen, und mit ihr fortfliegen, indem sie die Fremde verlassen; daß sie oft auf den Rücken liegend brüte, und sich mit Erdschollen oder Stroh bedecke, um dem Vogelsteller zu entgehen. Allein es ist nicht nöthig, daß wir uns mit Widerlegung ähnlicher Erzählung aufhalten. (Willughby)

Die Rebhüner haben ein sehr hitziges Temperament; im Anfange des Frühlings, welches die Zeit ihrer Begattung ist, schlagen sich die Männchen bisweilen muthig um ein Weibchen: auch stellte man vor diesem Kämpfe mit Rebhünern an. Sie wälzen sich sehr gerne im Staub, und haben einen feinen Geruch; sie fressen verschiedne Dinge, als Beeren, Saamen, Getraide, und andre Körner, Gewürme, Schnecken, Kätzchen von Haselstauden und Birken, grüne Saat, und Ameiseneyer; sie halten sich in den meisten Ge-

genden von Europa auf. Man fängt sie mit Netzen und Hunden, und schießt sie mit Büchsen. Man könnte sie zahm machen, so, daß sie mit den Haushünern sich vermischt anshielten; und Gesner erzählt, daß er in seinem Hause ein Rebhun ernährt, welches sogar in Gegenwart der Zuschauer sich unterstanden, die Katzen zu hacken, ohne etwas hiervon zu befürchten. Sie suchen die Gesellschaft beynahe aller großer Thiere, als der Pferde, der Ochsen, der Hirsche und der Rehe; diese Geselligkeit aber ist ihnen oft schädlich. Die Landleute wissen, in den Ländern, wo es ihnen verboten ist, zu jagen, sich vermittelst eines Weibchens, eines sogenannten Lockvogels, so durch sein Locken gegen Abend die Männchen herzuführt, vornehmlich zu der Zeit, wenn sich diese Vögel paaren, schadlos zu halten. Plinius setzt ihr Leben auf sechzehn Jahr hinaus. Aristoteles geht noch weiter; denn er sagt, daß sie bis auf fünf und zwanzig Jahr leben, vornehmlich die Weibchen, indem man vorgiebt, daß die Weibchen von den Vögeln länger leben als die Männchen. Das Rebhun läuft besser als es fliegt; immittelst fliegt das kleine graue Rebhun, so im französischen Roquette heißt, sehr gut, und nähert sich sehr schwer den Jägern. Diese Vögel dunsten sehr aus, und die Hunde, so wenig Spur sie auch haben, spüren sie von weiten. Sobald die Jungen ausgekrochen sind, laufen sie nach ihrer Mutter, die ihnen ihren Unterhalt suchen lehrt, und sie unter ihre Flügel zur Ruhe versammlet, wie eine Henne es mit ihren Jungen macht, so schwach als sie alsdenn sind, und wiewohl sie nicht geschickt sind, zu fliegen, so sind sie doch so verschlagen, daß es fast unmöglich

möglich ist sie zu finden; sie würden sich viel eher unter den Füßen des Vogelstellers zertreten als von ihrem Platz bewegen lassen; dieses haben wir ostermals mit Verwunderung erfahren. Wenn man im Frühling und im Sommer ein Männchen von einem Rebhun öffnet, so findet man bey ihm zwo Hoden, welche nach Beschaffenheit des Körpers beträchtlich groß sind: Im Winter aber sind sie wenig kenntlich, und gleichsam verschwunden, wie bey den meisten Vögeln. Die Rebhüner machen, eigentlich zu reden, kein Nest; sie begnügen sich in einer Grube, so beynah der Erde gleich ist, auf einige Stückchen Stroh oder trockner Pflanzen so hin zu legen. Zinanni merkt an, daß die Eyer von dem Rebhun eine ziemlich feste Schale und graue Farbe haben, so in das gelbliche fällt. Diese Art Rebhüner setzt sich niemals auf die Bäume, an statt daß das Rothhun in gewissen Fällen sich auf die Stangen setzt; welches die Hunde sowohl als die Jäger zum Fehlgehn bringt.

Das gemeine Rebhun, so vor diesem im Französischen Perdrix griesche, Grignette, oder Gringette; Perdrix Coache, Gouasche, oder Gouesche, und wie **Cotgrave** sagt, bey **Montpellier** Rascle hieß, heißt im Italiänischen Starna, Perdice, oder Pernice minoro, oder Cinericcia, spanisch Perdiz; deutsch **Feldhun**; oder **Wildhun**; englisch Common, Partridge; schwedisch Raphena. Die Griechen und Lateiner haben es wie die andern Arten Perdix genennt, woraus die Franzosen anfangs Perdis, hernach Perdris, oder Perdrix gemacht. Das junge Rebhunt

heißt im Französischen Perdreau, und in verdorbner Aussprache Perdriau, so man bey m Cotgrave findet.

Das Rebhun enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieser Vogel wird wegen seines guten Geschmacks sehr hoch gehalten, und es ist nicht leicht ein prächtiges Gastmaal, wo man es nicht auftragen sollte, vornehmlich, wenn es noch jung ist. Man zieht gemeiniglich die jungen Rothhüner den jungen Rebhünern vor, aber ohne Grund; denn die Rebhüner sind eben so vortrefflich, und auch gute Kenner finden an ihrem Fleisch mehr Geschmack als an den Rothhünern. Man muß sie zart, gut genährt, und von einem guten Geschmack aussuchen, und sie einige Tage lang in der Luft hängen lassen, damit ihr Fleisch durch eine kleine Gährung, so darinnen entsteht, zärter und niedlicher werde. Wenn das Rebhun alt ist, so wird sein Fleisch harte, trocken, und schwer zu verdauen; daher es der Gewürze nöthig hat, damit es könne gegessen werden, daher bedient man sich auch dessen nicht mehr, als in Ragouts, oder in Pasteten; und alsdenn ist es nicht so gesund, und schwerer zu verdauen. Was wir itzt gesagt, betrifft das Rebhun, wenn es in Substanz gegessen worden; denn man macht Brühen aus selbigen, welche gut zu verdauen sind, einen guten Saft geben, und die Kräfte gar wohl ersetzen. Diese Brühen bekommen den Genesenden, wie auch solchen Personen, welche ein schleimichtes und melancholisches Temperament haben.

Was den Gebrauch des Rebhuns in der Medicin betrifft, so ist das gebratne und mit sauren Pommeranzensaft gewürzte Rebhun sehr gut in Durchfällen, welche von einem verdorbnen Magensaft und einer Erschlappung der Gedärme kömmt. Dieses Nahrungsmittel stärkt den Magen, führt die faule schleimiche Materie ab, so sich darinne erzeugt, und giebt den Fasern der Gedärme die natürliche Kraft wieder. Man bedient sich auch in der Medicin des Bluts und der Galle von dem Rebhun, für die Wunden und Geschwüre der Augen, und für den Staar: man tröpfelt diese Feuchtigkeiten hinein, wenn sie ganz warm und aus dem Thier so man nur getödtet, herausgenommen worden. Das Mark und das Gehirn von dem Rebhun, werden, wenn sie gegessen worden, von Schrödern und andern Schriftstellern zur Heilung der gelben Sucht angepriesen. Die angebrannten Federn von dem Rebhun dienen wider die fallende Sucht und zur Vertreibung der Mutterbeschwerung: man läßt bynm Anfall den Rauch von selbigen in die Nase ziehen. Einige kochen diese Federn mit Münze und Stabwurz, und füllen von selbigen ein Stückchen voll, so sie auf den Unterleib der Kinder zur Stillung der Bauchschmerzen legen.

Phasianus. Fasan.

Der Name Fasan, so man, wie Richelet sagt, im Französischen öfterer Faisan als Phaisan geschrieben findet, ist vielen Vögeln gemein; denn außer dem weißen oder brasilianischen Fasan, welcher ein

wenig grösser als der gemeine Fasan ist, nennt man bisweilen das große Birkhun im Französischen Faisan-bruyant, und den Trappenzwerg (Cane-petière de Bellone) Faisan de Beauce oder du Berry: diese beyden letztern Vögel aber haben die Kennzeichen von dem gemeinen Fasan nicht.

Der Fasan; Phasianus, *Offic. Beton. des Ois.* 254. *Gesn. de Auib.* 683. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 331. *Aldrou. Ornith.* 2. 45. *Ionst. de Auib.* 40. *Willughb. Ornith.* 117. *Rai Synop. Method. Au.* 56. Phasianus a Phaside Colchidis fluuio dictus; Ales Phasidis seu Phasiacus; Scythica volucris; Itys; Gallus syluestris, *Nonnull.* franz. Faisan ordinaire oder commun.

Dieser Vogel ist in Ansehung der Schwere nach Beschaffenheit seines guten Leibeszustandes oder der Magerkeit des Körpers gar sehr verschieden. Das Männchen wiegt fünf und vierzig bis funfzig Unzen, und das Weibchen drey und dreyßig. Er ist vom Ende des Schnabels bis zum Ende des Schwanzes sechs und dreyßig Zoll lang, und bis zum Ende der Pfoten vier und zwanzig Zoll. Zwischen den beyden Enden der ausgespannten Flügel ist er drey und dreyßig Zoll breit. Der Schnabel ist, wie ihn die Vögel, so Körner fressen, haben, von der Spitze bis zum Winkeln des Mauls ein und ein Viertel Zoll lang, und bey den Alten weißlich. Auf jeder Seite befindet sich von dem Ort, wo er oberwärts an den Kopf angefügt ist, eine fleischiche und schwammiche Haut, unter welcher die Nasenlöcher gleichsam verborgen liegen. Der Re-

genbo-

genbogen von den Augen sieht gelb. Die Augen sind ganz und gar mit einer scharlachrothen Farbe umgeben, und wie Aldrovandus sagt, mit kleinen schwarzen Puncten besprengt. Auf dem Vordertheil des Kopfs bey dem Grundtheil der obern Kinnlade, befinden sich kleine schwärzliche mit einer hellen Purpurfarbe vermischte Federn. Der obere Theil des Kopfs, und der obere Theil des Halses sind dunkelgrün gefärbt, und glänzen wie Seide; doch ist diese Farbe auf dem obern Theil des Kopfs heller. Aldrovandus sagt, daß der obere Theil des Kopfs gemeiniglich eine glänzende aschgraue Farbe habe, an den Seiten und bey dem Schnabel grün sey, sich sowohl in der Sonne als im Schatten sehr verändere, und gleicherweise den ganzen obern Theil des Halses einnehme. Was uns betrifft, so haben wir gefunden, daß der obere Theil des Kopfs eine glänzende blaube Farbe, nebst einer rothen Vermischung habe, und daß der Kopf sowohl als der obere Theil des Halses bald blau bald grün sehe. Ueberdies so befinden sich an jeder Seite des Kopfs den Ohren gegen über in die Höhe stehende Federn, welche Plinius kleine Hörner genennt hat. An dem untern Winkel der Ohren befinden sich schwärzliche Federn, welche länger als die übrigen sind. Die Seiten des Halses und der Kehle haben eine schimmernde Purpurfarbe: wobey zu merken, daß sich die sowohl grüne als Purpurfarbe, nur an den Rändenn der Federn befinde, indem das übrige an dem obern Theil des Kopfs bräunlich, und an dem Hals schwärzlich ist, und daß unter dem Kinn und bey den Winkeln des Mauls die Federn schwärzlich und an den Rändern oder Franzen grün-

grünlich sind. Unter den grünen ist das übrige vom Hals, die Brust, die Schultern, das Mittel von dem Rücken, und die Seiten unter den Flügeln, mit sehr schönen Federn bedeckt, welche an dem untern Theil schwärzlich, und deren Ränder mit einer ausnehmenden Farbe versehen sind, welche bald schwarz, bald purpurfarben erscheint, nachdem sie verschiedentlich dem Licht ausgesetzt ist. Unter der Purpurfarbe, befindet sich in jeder Feder ein queerlaufender Fleck, welcher eine sehr schimmernde Goldfarbe, hernach eine gelbrothe Farbe hat, die sich bis zu dem schwarzen untersten Theil, von dem wir geredet haben, erstreckt. Doch sind diese Farben vermittelst einer glänzenden purpurfarbnen schmalen Linie getrennt. Ueber den Hals sind die Enden von den Federn mit einem schwarzen Fleck, der eine parabolische Figur hat, versehen. Die Kiele von allen diesen Federn sind gelblich; und die Federn selbst, sind längst des Kiels an dem untern Theil des Halses, obenher mit einem eyrunden Fleck an dem schwarzen Grundtheil, von dem wir geredet, bezeichnet. Die Federn von den Schultern, wie auch diejenigen, welche den mittelsten Theil des Rückens bedecken, haben folgende buntscheckige Farben: anfangs sind sie an den Rändern gelb, hernach kömmt eine schmale purpurfarbne Linie, alsdenn eine etwas breite schwarze Linie, welche mit den Enden der Federn gleichlaufend ist, in welcher sich eine andre etwas breite und weißliche Linie befindet, welche Aldrovandus eyrund nennt. Der inwendig befindliche Raum und das übrige von der Feder ist bis zum Grundtheil schwärzlich: doch ist der in der Mitten befindliche Raum des Rückens,

braun

braun und schwarz durch einander. Die Kiele von den Federn sind gelb. Die Federn von dem Rücken, welche unmittelbar darauf folgen, sehen alle beynah so braun wie Leder, und fallen in das Rothe, haben den weißen Fleck nicht, von dem wir itzt gesagt, sind länger und gleichsam in kleine Faden getheilet: doch haben sie mit den vorhergehenden dieses gemein, daß sie, wenn sie dem Licht ausgesetzt werden, in ihrer Mitten eben die grüne Farbe zu zeigen scheinen, wiewohl sie nicht da ist, indem ihre Stiele sich der Goldfarbe nähern, und sie übrigens alle an der Wurzel braun sind. Der Schwanz, wenn man von selbigem die längsten Federn, so die Mitten von ihm einnehmen, mißt, scheint achtzehn Zoll oder zwo Spannen lang zu seyn. Seine Figur gleicht beynah einer Orgel; denn da die Kiele von selbigen auf jeder Seite in die Höhe steigen, indem sie nach und nach an der Größe zunehmen, und die größten hiervon das Mittel einnehmen, so trägt sich dieses eben auch in Ansehung des Schwanzes zu. Denn die beyden längsten Federn, von welchen ich itzt gesagt, sind mit sechzehn andern umgeben, wovon auf jeder Seite achte sind, welche alle eine verschiedne Größe, und aschgraue Farbe haben, an den Seiten braun wie Leder sehen, und an den Stielen mit schwärzlichen Flecken gezieret sind, welche in den längsten Federn einander gegen über stehen, und nur von einer Seite sichtbar, oder in den kleinern Federn nicht sehr merklich sind. Die zusammengefaltnen Flügel sind neun Daumen lang, und die ausgespannten achtzehn Zoll breit. Ihre Federn haben an dem Ort, wo sie an dem Leibe liegen, eben so verschiedne Farben, wie der Anfang des Rückens,

und

und diejenigen, welche darauf folgen, sind dem hintern Theil des Rückens ähnlich; demohngeachtet aber sind die Seiten wie bey dem Rebhun, und die Schwungfedern von den Flügeln stellen die Farbe beynah vollkommen vor, indem sie graubräunlich, und überall mit weißlichen Flecken besprengt sind. Die Brust und der Bauch haben bey der Gegend des Magens und unter den Flügeln eben die glänzenden Farben, wie der Hals, aber dunkler, und die Federn sind daselbst weit größer. Bey dem Hintersten und den Dickbeinen haben die Federn eine bräunliche Farbe. Die Schenkel, die Pfoten und die Zehen, wie auch die Krallen, haben eine Farbe wie Horn, doch ist die Farbe von den Zehen und den Krallen bräuner. An den Zehen befindet sich eine etwas große Haut, dergleichen, so viel ich weis, sich in keinem andern Vogel befindet, welcher sich gerne im Staube wälzt; und vielleicht ist diese Haut zum Schwimmen nicht undienlich. Die Schenkel sind weißlich, und haben in der That kürzere Sporen als bey dem Hahn, sind aber spitzig und sehen schwarz. Das Weibchen ist in allem nicht so schön, als das Männchen, und hat beynah die Farbe von einer Wachtel. Der Fasan hält sich in den Wäldern auf; er nährt sich von Eicheln, Beeren, Körnern, und Saamen. Wie Longolius sagt, so rühmt jedermann diesen Vogel als einen der ausgesuchtesten und der am geschicktesten ist, ein Beyspiel zu geben, um von der Beschaffenheit des Fleisches zu urtheilen. Aldrovandus beweist mit vielen Gründen, daß sein Fleisch besser zu essen als das Fleisch der Hüner ist, und schließt endlich mit diesen Worten, daß der

Fasan,

Fasan, sowohl wegen seiner Seltenheit, als wegen seiner Vortrefflichkeit nur für die Tafeln der Reichen scheint hervorgebracht zu seyn, woselbst er allezeit mit ganz besondern Ehrenbezeigungen beehret worden. Die Fasane, die Rebhüner, die Wachteln, und einige andre Vögel, lassen sich in großer Anzahl vermittelst eines zu dieser Jagd abgerichteten liegenden Hundes fangen, welcher sie aufhält, und den Schwanz bewegt, oder sich auf die Erde legt, um seinem Herrn Nachricht zu geben, daß es Zeit sey, das Netz zu ziehen; und auf diese Weise werden die Vögel nebst dem Hunde sogleich bedeckt. Viele Leute sagen, daß alle Vögel und besonders die Fasane, die Rebhüner und die Wachteln weit schmackhafter sind, wenn sie von einem Sperber oder Falken getödtet, als wenn sie im Nest oder sonst wo gefangen worden. In der That es ist nicht zu zweifeln, daß ihr Fleisch nicht sollte deshalben zärter werden, denn die durch die schnelle Bewegung erregte Wallung des Blutes erweicht das Fleisch, und bringt es zur Fäulniß: aber nicht jedermann ist heut zu Tage hierinne einstimmig, daß es deshalben schmackhafter werde. Uebrigens muß man nicht vom Geschmack streiten. Borterus sagt, daß es in Irrland weder Fasan noch Rebhun gebe. (Willughby.)

Belonius sagt, daß der Fasan gewohnt sey, sich in jungen Wäldern aufzuhalten, und nicht ohne Weibchen gefunden werde: daher hält er nicht gerne Gesellschaft mit andern Männchen von Fasanen; und überall, wo sie einander begegnen, laufen sie auf

ein-

einander zu, jagen sich, und schlagen sich wie die Hähne bis einer die Oberhand behält, und den andern in die Flucht jagt. Es giebt zwey Arten Fasan, wie es zwey Arten Rebhüner giebt; indem alle beyde auf den obersten Theil des Kopfs, an beyden Seiten des Gehörs in die Höhe stehende Federn haben, welche wie bey der Nachteule und der Uhu, zwey kleine aufgerichtete Hörner zu seyn scheinen: allein, man muß wissen, daß sie nicht allezeit gerade sind; denn sie richten sie in die Höhe und lassen sie nieder, wie sie wollen. So sehr man auch Sorge trägt, um die jungen Fasane zahm zu machen, so ist es doch schwer, daß sie nicht jederzeit ihre wilde Art empfinden sollten; und wenn man sie zahm macht, so ist es nöthig, oder hinreichend, einem Männchen zwey Weibchen zu geben. Sie legen des Jahrs nur einmal, und bisweilen zwanzig Eyer; man läßt sie aber aufs höchste nur funfzehn auf einmal bebrüten; sie werden nur im März und April von dem Männchen getreten. Die wilden Fasahne, sind schwer zu fangen, außer zur Wintersteit, wenn man ihre Fußtapfen auf dem Schnee sieht; denn ihre Fußtapfen von ihrem Gang, und ihr Koth, sind wie bey den Kapaunen, und zu derselben Zeit fängt man sie auf verschiedne Weise; denn man sieht sie in den Wäldern auf den kleinen Fußsteigen herumlaufen, und alsdenn giebt man ihnen Lockfutter, um sie an einen Ort zu gewöhnen. Die Bauern, welche wissen, welches ihre natürliche Beschaffenheit ist, und daß sie bey ihren Weibchen keine andern Männchen leiden wollen, setzen ihnen einen großen Spiegel vor, welcher mit einem Züngelchen unterstützt ist, so ein Kesicht bedeckt, und

welches

welches alles an dem Lockfutter hängt; der Fasan, welcher sich alsdenn im Spiegel sieht, glaubt, daß es ein andrer sey. Alsdenn läuft er über ihn hin, und indem er auf das Züngelchen tritt, ist er in dem Kefich gefangen. Es ist beynah zwischen dem Männchen und dem Weibchen von dem Fasan ein solcher Unterschied, als sich zwischen dem Männchen und Weibchen des Pfaues befindet. Die Fasanen sitzen des Nachts auf Aesten von Bäumen, denn sie sind gewohnt, sich aus den Büschen an einen bestimmten Ort zu ihrem Sitz in hohe Wälder zu begeben. Man glaubt, daß der Name von selbigen von dem Fluß Phasis gekommen sey. Der Fasan hat einen langen, geraden und steifen Schwanz. Die Schwänze von den Fasanen dienen einigen darzu, daß sie sie statt der Straußfedern auf ihre Hüte stecken.

Der Hahn von den Fasan ist wegen der Mannichfaltigkeit des Glanzes seiner Federn vortrefflich; seine Schönheit ist mit der Schönheit des Pfaues zu vergleichen: auch versichert Gybert Longolius, daß er niemals etwas schöners als den Fasan gesehen; daß alle Mahler zusammen und Apelles selbst, wenn er wieder in die Welt kommen sollte, den Reichthum und dem Glanz seiner Farben nicht so natürlich machen könnten; daß er niemals geglaubt, daß die Natur so viel Schönheiten in einem einzigen Thier habe vereinigen können, und daß Solon der Weiseste unter den Philosophen von Griechenland nicht allzuviel gesagt, wenn er dem König Crösus, welcher auf einem prächtigen Thron gesessen, und mit seinem Diadem gezieret, und ganz mit Purpur bedeckt gewesen, und der ihn ge-

fragt, ob er niemals etwas schöners gesehen, geantwortet hat, daß die Pfaue und die Fasane ihm noch schöner zu seyn schienen, weil sie natürliche Zierden und keine geborgten Kleider hätten. Eben dieser Longolius merkt in seiner gelehrten Abhandlung von Vögeln an, daß die neuerlich gefangenen Fasanen so wild sind, daß sie weder die Haushüner noch auch den Pfau schonen, und daß sie ihn mit ihrem Schnabel in Stücken zerhacken; daß aber, wenn man einmal darzu gelangt, einen Hahn von dem Fasan mit einer Haushenne zu vereinigen, weit schönere gemalte schwarze Eyer, als die gemeinen Hünereyer sind, herauskommen, und daß die Jungen, welche aus diesen Eyern auskriechen, den wirklichen jungen Fasanen in der That nicht ganz und gar ähnlich, doch aber so beschaffen sind, daß man demohngeachtet dadurch betrogen werden könnte, dergestalt, daß die Weibchen, welche aus diesen Eyern kommen, wenn man sie mit ihrem Vater vereinigte, bey dem ersten oder zweyten Brüten vollkommene Fasanen hervorbringen werden. Es ist also zu verwundern, sagt unser Schriftsteller, daß nicht alle Vogelhäuser voll von Fasanen sind; denn die Vermehrung von diesen Vögeln würde von einem jeden von großen Einkünften seyn, wenn er sich deshalben Mühe geben, und die Unkosten darauf wenden wollte. Schwenkfeld sagt, daß der Fasan in Schlesien sehr rar sey, und daß er nur bey dem reichsten Herrn zu finden sey, woselbst er mit ganz besondrer Sorgfalt ernähret werde. Gesner gesteht, daß er niemals einen Fasan in der Schweitz gesehen, wiewohl er die meisten Gebirge von seinem

Lande

Lande durchwandert ist. Linnäus gedenket in seinem schönen Werk, so den Namen Fauna Suecica führt, nichts von ihm, weil dieser Vogel wahrscheinlicher Weise in Schweden nicht bekannt ist: doch erzählt Olaus Magnus, daß in Norden die Fasane oder wilden Hähne den Winter über viele Monat unter dem Schnee bleiben, ohne hervorzugehen; allein, man muß sich nicht irren, und man würde dieses mit keinem Recht unserm Fasan zuschreiben, indem der Autor von den Birkhänen redet, welche in Norwegen, Schweden und andern mitternächtlichen Ländern, vornehmlich die von der kleinen Art gemein sind: auch diese kleinen Birkhähne, wovon das Männchen nicht so schön als das Weibchen ist, von welchem der verstorbene Marschall Graf von Sachsen, viele Dutzend aus Schweden in seine Menagerie zu Chambord kommen lassen. Der Fasan ist ein einfältiger Vogel, welcher sich leicht im Netz fangen läßt, vornehmlich gegen Abend und bey Anbruch des Tages, denn alsdenn geht er aus dem Walde. Wenn er den Kopf versteckt hat, so bildet er sich ein, daß sein ganzer Körper verborgen ist, oft bewundert er sich selbst, und gefällt sich selbst, und befindet sich gefangen, ehe er hat davon fliegen können. Er ist gewohnt, sich bey Regenwetter zu verbergen. Er macht viel Lärmen, wenn er fliegt, und sein Flug ist sehr langsam, welches den Jägern alle nur mögliche Zeit giebt, um ihn zu tödten. Er lebt eben so lange als die Haushenne. Gegen den März zu macht er sein Nest auf die Erde aus trocknen Blättern, Stroh und Pflanzen, an den dicksten Gebüschen. Das Weibchen legt zum wenigsten eben so viel Eyer

als das Rebhun; und wir glauben, daß wir uns mit Recht verwundern, warum Zinanni meynt, daß sie nur jedesmal drey, vier oder fünf Eyer zu Ende des Maymonats lege. Diese Vögel lassen sich nicht gerne eingesperrt halten; je enger sie eingeschlossen sind, desstoweniger legen sie Eyer; und dieses kann vielleicht den Zinanni betrogen haben. Da die Fasanhüner in den Fasanständen nicht so anhaltend als die andern Vögel legen, so giebt man ihre Eyer den Hünern zum Ausbrüten. Die Jungen kriechen nur nach dreyßig Tagen aus. Sobald als sie ausgekrochen sind, so folgen sie ihrer Mutter, wie die jungen Rebhüner thun; sie fressen alsdenn Ameiseneyer, Heuschrecken und andre Insekten. Die Fasanen sind den Läusen und andern Gewürmen, wie die andern Vögel unterworfen; daher verderben sie in den Kefichen, wo sie nicht die Freyheit haben, sich nach ihrem Gefallen zu reinigen, und sich in den Staub zu wälzen. Sie sind nicht so geil, wie unsre Haushähne; und demohngeachtet schlagen sie sich zur Zeit der Begattung mit einander, bisweilen bis zum Tode, um ein einziges Weibchen. Der Fasan ist gefräßig, und auch ein fleischfräßiger Vogel. Wenn viele mit einander eingeschlossen sind, und einer von ihnen krank oder schwach wird, so hacken ihn alle die andern mit ihren Schnäbeln, und machen es aus mit ihm; hernach fressen sie ihn. Demnach ist es uns nicht schwer zu glauben, was uns von einem Jäger, der sonst als ein redlicher Mann bekannt ist, versichert worden, daß er nämlich, als er sich mitten im Winter, da die Erde ganz mit Schnee bedeckt gewesen, mit dem König auf der Jagd befun-

befunden, auf einen Haufen Krähen geschossen, welche nebst andern Vögeln, welche ihm außerordentlich zu seyn geschienen, bey einem Aas sehr begierig gewesen; nachdem er losgeschossen, ist er zu seinem Wildpret hinzugelaufen, und hat mit Erstaunen gesehen, daß er eben so viel Fasane als Krähen getödtet. Es giebt ganz weiße Fasane, wie es weiße Pfaue giebt; allein sie sind rar, und man sieht deren nicht viel als nur in den Fasanenständen der Könige, oder der großen Herren.

Der Fasan heißt griechisch Φασιανος; italiänisch Fagiano; deutsch Fasian; holländisch Fasaen; englisch Pheasant; daraus man sieht, daß dieser Vogel beynah einerley Namen in allen Sprachen von Europa führt. Das Weibchen heißt im Französischen Faisande, oder Faisanne, bisweilen Faise; und der junge Fasan Faisanteau, Faisanneau, oder Faiseau.

Der Fasan enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Es giebt nicht leicht einen Vogel, welcher einen ausgesuchtern und niedlichern Geschmack als dieser hat: auch wird er auf die besten und vortrefflichsten Tafeln gebracht. Man muß ihn jung, zart, fett und gut genährt aussuchen. Das Fleisch von dem Fasan erregt viel gute Wirkungen; es nährt sehr, bringt einen guten Saft zuwege, und giebt ein festes und dauerhaftes Nahrungsmittel; daher man es den Schwindsüchtigen und genesenden Personen anpreißt, und zwar um so vielmehr, da es leicht verdaut wird: auch bekömmt der Fasan zu aller Zeit, jedem Alter und Temperament, und bringt keine schlimmen Wirkungen, als

nur durch den unmäßigen Gebrauch hervor; ein Gebrauch im übrigen, der nicht sehr zu besorgen ist, indem es wenig Personen giebt, welche ihn gemeiniglich essen können. Seine Eyer sind ebenfalls auch vortrefflich.

Was den Nutzen dieses Vogels in der Medicin betrifft, so giebt man vor, daß sein Gebrauch denen epileptischen, wie auch solchen Personen, welche mit Convulsionen behaftet sind, heilsam sey. Man bedient sich seiner Galle zur Erheiterung des Gesichts, und zur Vertreibung der Flecken in der durchsichtigen Hornhaut; und sein Fett, wenn es äußerlich aufgelegt wird, stärkt die Nerven, vertreibt die Schmerzen bey den Flüßen, und löst die Beulen auf.

Pica. Elster.

Die Elster, Pica; *Offic. Schroed.* 323. *Dal. Pharm.* 424. *Lemer.* 683. *Belon des Oiſ.* 291. *Schwenkf. Av. Sileſ.* 333. *Merr. Pin.* 172. *Charlet. Exer.* 75. Pica varia caudata, *Geſn. de Avib.* 628. *Aldrov. Ornith.* 1. 784. *Ionſt. de Avib.* 27. *Willughb. Ornith.* 87. *Ray Synop. Method. Av.* 41. *Alb. Ornith.* 15. Corvus cauda cuneiformi, *Linn. Faun. Suec.* 76. Pica ruſticorum vulgaris, *Klein* 60. Pica varia longa cauda insignis, *Quorund.* franz. Pie.

Dieser Vogel wiegt acht bis neun Unzen. Er ist vom Ende des Schnabels bis zum Ende der Pfoten zwölf und einen halben Zoll und bis zum Ende des Schwanzes achtzehn Zoll lang. Der Schnabel ist

anderts

anderthalben Zoll lang, schwarz, dicke, und stark. Die obere Kinnlade ist gekrümmt, spitzig und hervorragend. Die Zunge ist gespalten, schwärzlich, und der Zunge einer Dole ähnlich. Die Seiten von dem Spalt des Gaums sind mit Haaren besetzt. Die Nasenlöcher sind rund, und mit zurückgebogner Seide bedeckt. Der Regenbogen von den Augen hat eine blasse Haselnußfarbe. An den Augenwimmern befindet sich ein gelber Fleck. Der Kopf, der Hals, die Kehle, der Rücken, der Bürzel und der Unterleib sehen schwarz, der untere Theil von dem Rücken bey dem Bürzel ist gräulich. Die Brust und die Seiten sind weiß, wie auch die Federn, welche das erste Gelenk von dem Flügel bedecken. Die Flügel sind nach Proportion der Größe des Körpers klein. Der Schwanz und die Schwungfedern von den Flügeln sind mit sehr schönen grünen purpur und blauen vermischten Farben, aber nur an den äußern Fahnen geziert. In jedem Flügel befinden sich zwanzig Federn, davon die erste die Hälfte kürzer, als die zweyte, die zweyte kürzer, als die dritte, und die dritte kürzer, als die vierte, aber ungleich kürzer ist. Die vierte und die fünfte sind die längsten. Die ersten eilfe sind in der Mitten an der inwendigen Seite des Kiels weiß, die äußern sind breiter, die innern schmäler, indem das Weiße unvermerkt nach und nach abnimmt, bis es sich in die zehnte Feder in einem etwas großen Fleck endiget. Der Schwanz besteht aus zwölf Federn, von einer besondern Struktur, indem die beyden mittelsten die längsten und fast neun Daumen sind, und diejenigen, welche unmittelbar darauf folgen, über ei-

nen Daumen kürzer sind, welches auch bey den andern äußersten bemerkt wird, welche bis zu den letztern in eben der Proportion kürzer als die innern sind. Die beyden größten, das ist, die beyden Federn in der Mitten des Schwanzes sehen unten grünlich, hernach fallen sie oben in das purpurfarbne und blaue, die Pfoten und die Krallen sind schwarz. Das letzte Gelenke der äußern Zehe hängt an dem Gelenke der mittlern. Die Gedärme sind vier und zwanzig Zoll lang, nebst den Anhängen, welche anderthalben Zoll lang sind. Man sieht auch eine Gallenblase. Die Milz ist länglich. Der Magen ist mit etwas dicken Muskeln versehen. Auch sieht man einen Kropf.

Die Elster gleicht der Krähe sehr stark, wenn man das Weiße, und die Länge von ihrem Schwanz wegnimmt. Sie lernt sehr gut reden; und wir haben deren viele gekannt, welche zusammengesetzte Worte so genau aussprachen, daß sie ganze Redensarten hervorbrachten, oft mit solcher Aehnlichkeit, daß wenn man den Vogel nicht gesehen hätte, man geschworen hätte, daß es ein Mensch sey, welcher rede. Sie baut ihr Nest mit einer großen Geschicklichkeit, indem sie es auswärts um und um oben und unten mit Dornen verwahrt, und nur ein sehr schmales Loch zum Eingange läßt. Wer eine genaue Beschreibung von dem Nest verlangt, darf nur den Aldrovandus nachschlagen. Diese Nester sind überall bey uns in England so gemein, daß wir nicht geglaubt haben, daß es nöthig sey, uns lange aufzuhalten, sie zu beschreiben. Dieser Vogel legt bey jedesmaligen Brüten fünf oder sechs

Eyer,

Eyer, bisweilen sieben, beynah niemals mehr, welche kleiner und bläßer als die Eyer von der Rabenart und mit sehr häufigen Flecken besprengt sind: er nährt sich von eben den Speisen wie die Krähe; er wirft sich auf die Sperlinge und andre kleine Vögel, und frißt sie. Wir haben auch bisweilen eine Elster, eine Amsel anfallen, und tödten sehen: man findet auch bisweilen, aber selten, ganz weiße Elstern; und wir erinnern uns in dem Vogelhaus des Königs St. James braune oder röthliche gesehen zu haben. (Willughby.)

Die Elster, wie **Belonius** sagt, hat so gute Kennzeichen, daß man sie an allen Orten erkennen kann, indem nichts schöneres ist, als bey ihr den ganzen Unterleib, wie auch die Decke von dem Flügel weiß, und das übrige von dem Körper, nämlich den Kopf, den Rücken, den Hals und die Brust, die Dickbeine, den Schwanz und die Flügel schön schwarz zu sehen. Wenn die Elster nichts weißes an sich hätte, so würde der übrige Körper einer Krähe ähnlich seyn; denn sie hat eben dergleichen Schnabel, Schienbeine, Pfoten und Augen. Es ist aus dem, was **Plinius** hiervon geschrieben, klar, daß die Menschen zu aller Zeit den Elstern haben reden lernen. Die Elster hat dieses besonders, daß sie alle Jahr kahl wird; indem sie die Federn von ihrem Kopf mausert. **Gesner** und **Aldrovandus** fügen hinzu, daß solches sich nur einmal des Jahrs im Monat August zutrage. Sie läßt sich leichte unter allen Vögeln aus dem ersten Anblick erkennen. Klein merkt an, daß die Lateiner sie Pica genennt haben, als sollte es Picta heißen, wegen der Mannichfaltigkeit der

Farben

Farben ihrer Federn; daß sie sich in Ansehung des Schnabels der Pfoten und der Krallen dem Rabengeschlecht sehr nähere; und daß der gelehrte Linnäus nicht übel gethan, daß er die Elster zu den Raben gesetzt; daß man sie aber nicht mit den Krähen verwechseln müsse, von welchen sie sich vornehmlich in Ansehung ihres langen Schwanzes und darinne unterschieden, daß sie kurze Flügel haben; an statt daß die Raben und Krähen gemeiniglich lange Flügel besitzen. Die Elster hat viel natürlichen Trieb und Schwatzhaftigkeit; sie macht das Geschrey von verschiednen Thieren, und alles was sie hört, gerne nach; damit sie aber besser schwatze, so muß man sie in einen Kefich thun. Wenn sie gesättigt ist, so sucht sie das, so ihr übrig geblieben, geschicklich zu verbergen, um etwas im Nothfall zu haben; sie raubt gerne silbernes Gefäße, und man muß ihr deshalben nicht trauen; sie ist fleischfräßig; sie vernichtet viel Wildpret, auch junge Kaninchen, und junge Haasen; sie säuft die Eyer andrer Vögel aus, vornehmlich die Amseleyer, deren Nest gemeiniglich schlecht verborgen ist, und daher ist die Amsel rarer, als sie es nicht seyn würde. Die Elster ist überall gemein, auch in Schweden; allein sie befindet sich nicht in Lappland, wie Linnäus sagt. Sie hat ein sehr hitziges und geiles Temperament, sie begattet sich im Monat Februar, und legt bey sehr guter Zeit: ihr Nest ist alsdenn dem Anblick von jedermann ausgesetzt; und da es sehr groß ist, so kann man es vom weiten sehen; bisweilen macht sie es auf Eichstämmen in Ermangelung großer Bäume: gemeiniglich aber erwählt sie den Gipfel der höchsten und nicht zu bestei-

genden

genden Bäume, um dasselbe darauf zu machen. Wenn die Krähen sich ihrem Nest nähern, so fällt sie dieselbigen an, verfolgt sie, und schreyt aus allen Kräften, bis sie weit entfernt sind; sie vertheidiget sich ebenfalls auch wider alle andre Raubvögel. Wenn es geschieht, daß man ihr bey sehr guter Zeit ihre erste Brut ausnimmt, so legt sie zum zweytenmal; außerdem begnügt sie sich an einem einzigen Brüten, wie beynah alle die andern Vögel thun. Man hat vorgegeben, aber ohne Grund, daß die Elster auf einmal zwey Nester mache, um den Feind zu hintergehen, und daß sie, wenn sie gewahr wird, daß eines von beyden entdeckt worden, ihre Eyer in das andre trage. Man hat auch mit eben so wenig Grund gesagt, daß die jungen Elster für ihren Vater und Mutter in ihrem Alter sorgen. Bey den Elstern, wie auch bey den Dolen, unterscheidet sich das Männchen schwerlich von dem Weibchen; Es sind nur in beyden einige mehr und wenigere Schattirungen. Die Aufmerksamen sagen, daß das Männchen bey den Jungen durch die Schwärze der Zunge sich zu erkennen gäbe: allein dieses Merkmaal ist nicht untrüglich; und wir haben einen Liebhaber von dieser Art gesehen, welcher erzählte, daß er ein Männchen gehabt, und sehr erstaunt sey, daß dieses vorgegebne Männchen im Frühling Eyer gelegt habe. Eine ganz weiße Elster ist allezeit als ein eben so rarer Vogel, wie ein weißer Rabe, oder wie eine weiße Amsel betrachtet worden. Wormius hat eine dergleichen gehabt; und es sind einige Jahr, daß wir das Vergnügen gehabt, und eine am Leben gesehen, welche ganz weiß war, einen Flügel ausgenommen, woselbst

sich

sich nach der Mitten zu eine kleine schwarze Feder befand. Die Elster hüpft, wenn sie geht, und bewegt beständig den Schwanz, sie frißt alles, bisweilen auch im Winter aus den Trögen der Schweine, welche es gar wohl leiden, daß sie auf ihren Rücken hüpft.

Man findet in den Ephemerid. Germ. Decur. 2. Ann. 4. Append. pag. 210. eine Bemerkung, welche D. Franz Paullini von einem Weibchen von den Elstern angeführt, welche sonst sehr gesund gewesen, und alle Monate bey dem neuen Mond zween oder drey Tage hintereinander ziemlich häufig Blut von unten von sich gegeben: er fügt hinzu, daß er bisweilen ähnliche Reinigungen in den Stuten, in den Schweinmüttern und in den Schaafen bemerkt; hernach endiget er seine Bemerkungen damit, daß einer von seinen Collegen einen Pfau gesehen, welcher jeden Monat bey abnehmenden Mond durch den Hintersten einen schleimichten Knaul von sich gegeben, welcher inwendig nichts als eine unzähliche Menge kleine Sandkörner enthalten, welche der Vogel verschluckt gehabt, und welche die allezeit weise Natur zu gewisser Zeit abgeführt.

Die Elster heißt griechisch κισσα oder κιττα; italiänisch Gazza, oder Putta; spanisch Pigaza; deutsch Agalaster oder Aglaster; englisch Magpie, Piannet; schwedisch Skata. In Frankreich hat sie nach den Provinzen verschiedne Namen; In der Piccardie, wie auch in Gasconien und in Burgund nennt man

sie

sie Agace oder Agasse; in Poitou, Perigord, und Argoumois, Ajace; in Bretagne Agace. Wie Peter Borel sagt, so soll das französische Wort Agacier, oder Agace so viel als Zanken heißen, und daher kömmt das Wort Agache oder Agace, deswegen, weil die Elster ein fleischfräßiger Vogel ist, und immer viel schreyt. Menage leitet es von Acaciare, reizen her, weil die Elstern zornig sind. Samuel Bochart leitet es aus dem arabischen Azaggo, welches eine Elster bedeutet; wenn man aber dem Herrn Huet Glauben beymessen will, so sagte man vor diesem in Frankreich Agasse, für Agathe, wie Macieu für Matthieu, Mace vor Mathias. Man hat demnach die Elster Agathe, oder Margat, wie die Dole Richard, den Staar Sanssonnet, den Esel Henry, Martin, oder Baudet genennt. Ohne die Wortherleitung Acasse so weit zu suchen, würde es nicht natürlicher seyn, dieses Wort von dem Geschrey herzuleiten, welches die Elstern machen, wenn sie ein Thier gewahr werden, so sie noch nicht zu sehen gewohnt sind? Die Einwohner von Sologne nennen die gemeine Elster Ouasse, und die graue Elster Coluasse oder Maluasse. Wie Cotgrave sagt, so heißt die Elster auch sonst Dame, Iaquette, oder Iagnette.

Die Elster enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Das Fleisch von diesem Vogel ist so harte und so zähe, daß es als eine Speise nicht sonderlich im Gebrauch ist; man macht nur Brühen davon, welche einen guten und ziemlich nahrhaften Saft geben; doch halten die Landleute viel auf die Jungen, die sie gemeiniglich

in

in Frankreich Piats, oder Piots, aus dem Nest ausgenommene nennen.

Was den Gebrauch in der Medicin betrifft, so hält man die Elster wider die fallende Sucht, wider die Raserey und hypochondrische Melancholie dienlich. Man findet in den Apotheken ein zusammengesetztes Elsterwasser, welches von einer bis zwo Unzen in allen diesen Krankheiten gegeben wird. Die calcinirte Asche von der Elster, wenn sie mit dem Fenchelwasser vermischt, und in das Auge getröpfelt wird, ist ein gutes Augenmittel wider die Schwachheit des Gesichts. Einige Schriftsteller rühmen die Elster gar sehr, wenn sie entweder gebraten oder gekocht gegessen werden, zur Heilung des Unvermögens, welches vermittelst einer Bezauberung und durch Nestelknüpfen erregt worden. Allein diese Eigenschaft scheint uns verdächtig zu seyn, und wir glauben, daß man nicht viel darauf rechnen müsse, doch da die Probe leicht zu machen und ohne Gefahr ist, so kann man sie versuchen.

Die Elster macht den Grund von dem zusammengesetzten Elsterwasser aus, welches in des Lemery, wie auch in der batheanischen Pharmacopee zu finden ist.

* * *

Picus.

Picus. Specht.

Das Geschlecht von den Spechten begreift zum wenigsten sieben oder acht Arten, so sich in Frankreich befinden, nämlich: 1) der große schwarze Baumhacker; 2) der Grünspecht, welcher uns zu diesem Artikel Gelegenheit giebt; 3) der große und kleine Buntspecht; 4) der Halsdreher, welcher im Herbst sehr fett und beynah so vortrefflich als ein Goldammer wird; 5) der Mauerspecht; 6) der Nuß- oder Baumhacker, welcher beym Eingange seines Nests Laim und Stroh mit vieler Geschicklichkeit anlegt, wie es ein Mäurer machen könnte; 7) der kleine Baumhacker, welcher der kleinste unter allen ist.

Der Grünspecht; Picus, *Offic.* Picus Martis, *Lemer.* 684. Picus Martius maior, *Bellon. des Oiſ.* 299. Picus viridis, *Geſn. de Auib.* 710. *Schwenckf. Auiar. Sileſ.* 338. *Ionſt. de Auib.* 79. *Willughb. Ornith.* 93. *Raii Synop. Method. Au.* 42. *Alb. Ornith.* 18. Picus viridis noſtras, *Aldrou. Ornith.* 1. 34. Picus viridis, vertice coccineo, *Linn. Faun. Suec.* 80. Picus arborarius, ſiue arborum excauator; Picus medius, ſeu Graminis, *Quorund.* franz. Pic-verd, oder Piverd, Pic-mart, Pimart, oder Pieumart

Das Männchen wiegt beynah ſieben Unzen. Er iſt vom Ende des Schnabels bis zum Ende der Pfoten zwölf Zoll und bis zum Ende des Schwanzes dreyzehn und einen halben Zoll lang. Die ausgeſpannten Flügel ſind ein und zwanzig und einen halben Zoll lang. Der Schnabel iſt von der Spitze bis zum Winkel des

Mauls beynah zween Zoll lang, schwarz, harte, stark, dreyeckig, und am Ende stumpf. Die schwarzen Augäpfel sind mit zween weißen Regenbogen umgeben, davon der innere rothbraun, und der äußere weiß ist. Die Zunge ist, wenn sie sich herausstreckt, sehr lang, harte oder knochig, und an ihrem Ende spitzig, mit welcher er die Insekten wie mit einem Wurfspies tödtet, wenn er seine Zunge wirft. Der Kopf hat eine zinnoberrothe Farbe, mit untergemischten schwarzen Flecken. Die Augen sind schwarz umgeben. Ein andrer rother Fleck befindet sich unten an jeder Kinnlade. Die Kehle, die Brust, und der Bauch haben eine blaßgrünliche Farbe. Der Rücken, der Hals und die kleinen Federn, welche die Flügel bedecken, sehen grün. Der Bürzel sieht gelb, und beynah strohfarben, wie Aldrovandus sehr wohl sagt. Der untere Theil des Schwanzes ist mit braunen queerlaufenden Linien durchstrichen. In jedem Flügel befinden sich neunzehn Schwungfedern, davon die erste oder die äußerste sehr kurz ist. Die äußern Fahnen von den Federn sind den grünen Körpern am nächsten, und die innern sehen braun, und sind mit weißen halbzirkelförmigen Flecken bezeichnet. Die innern Fahnen von den vordern Federn haben eben die Farbe, und die äußern sind braun und mit weißen Flecken bemalt. Die Federn, welche unten die Wurzeln von den großen Federn des Flügels bedecken, sehen weißgrünlich, und haben queerlaufende braune Linien. Der Schwanz ist vier und einen halben Zoll lang, und besteht aus zehn steifen Federn, welche inwendig gebogen, und in Ermangelung des Kiels, welcher sich nicht bis an das Ende der

Fahnen

Fahnen erstreckt, gespalten zu seyn scheint. Die Spitzen von den beyden mittelsten und der dritten, welche unmittelbar nach diesen letztern von jeder Seite kommen, sehen schwärzlich, und sind übrigens mit queerlaufenden oben dunkelgrünen, und unten weißlichten Flecken geziert. Die größte von den beyden äußern, welche stümpfer als die andern ist, sind durch schwarz und dunkelgrüne Flecken ganz verschieden. Die kleinste ist am Ende grünlich, und am Grundtheil schwärzer. Die Pfoten fallen aus dem weißen ins grünliche, und sind in einigen ganz und gar bleyfarben. Die Krallen sind braun. Forne befinden sich zwo, und hinten eben so viel Zehen. Die hintern Gelenke von den Zehen sind forne mit einander vereinigt. Die Gallenblase ist groß. Die rechte Hode ist rund, die linke länglich, uud beynah in einem Zirkel gedreht, und damit man nicht glaube, als sey dieses von ungefähr geschehen, so haben wir es in drey verschiednen Vögeln bemerkt; man sieht kein Merkmaal eines Anhangs vom Blinddarm; sondern an dessen Stelle erweitert sich an diesem Ort das Gedärme. Der Kropf ist voller Ameisen und Ameiseneyer. Dieser Vogel frißt auch Raupen und Holzwürmer: er setzt sich öfter auf die Erde als die andern Spechte, um daselbst seinen Unterhalt zu suchen, seine runde Zunge endiget sich in einem knochichten Stachel, welcher steif, an den beyden Seiten zähnicht ist, mit welcher er wie mit einem Wurfspies, indem er die Zunge herausstreckt, die Ameisen und die andern Insekten, womit er sich ernährt, durchbort. Die Zunge steckt er vermittelst zweener runder Knorpel heraus, welche, da sie an de-

nen von uns nur beschriebnen Stachel angehänat sind, mitten durch die Zunge durch, hernach nach den Ohren zu gehen, hierauf sich hinterwärts nach dem obern Theil des Kopfs zu biegen, wo sie längst der Pfeilnath gleichmäßig mit einander hinlaufen, von da sich ein wenig auf die rechte Seite drehen, und über die rechte Augenhöhe laufen; und nachdem sie endlich in die rechte Seite des Schnabels vermittelst eines dazu verfertigten Loches hineingekommen, so endigen sie sich daselbst; woraus man sie nicht anders als mit Gewalt ziehen könnte. Sie hängen vermittelst eines gewissen Bandes an dem obern Theil des Kopfs. Das Fleisch oder die muskulöse Substanz der Zunge umgiebt eben diese Knorpel von allen Seiten; sie enthält sie wie eine Scheide, und sie ist auf eine Art gemacht, daß sie sich wie ein Regenwurm ausdehnen und zusammenziehen kann. Ueberdies ist der Theil von den Knorpeln, welcher sich von dem hintern Theil des Kopfs bis zur Spitze des Schnabels erstreckt, mit einem ähnlichen Fleisch bedeckt, so sich ebenfalls auch zusammenziehen und ausdehnen kann: dieses Fleisch vereiniget sich nicht in einem Körper, wie an der Zunge, sondern jeder Knorpel hat seine muskulöse Scheide besonders. An der innern Seite der Knorpel, wo sie einen Ellbogen machen, das ist, an der Wurzel der Zunge, nach dem hintern Theil des Kopfs zu erstreckt sich ein breiter und dünner Muskel, welcher dazu dient, daß er diese Knorpel zusammenzieht, und erschlappt, oder nach außen zu zieht. Allein wir überlassen es andern, diese Mechanik genauer zu untersuchen. Man kann bey dem Aldrovandus die Figuren von den Muskeln und den

Knor-

Knorpeln, welche zur Bewegung der Zunge von dem Grünspecht dienen, nachsehen. Die Enden von den Kielen der Federn des Schwanzes, scheinen in diesem Vogel so wie in den andern Spechten abgebrochen oder abgenutzt zu seyn, weil sie sich, indem sie kriechen, darauf stützen. Er legt bey einem einzigen Brüten fünf oder sechs Eyer, und zieht auf einmal eben so viel Junge auf. (Willughby)

In den Memoires de l Academie Royale des Sciences Ann. 1709. p. 85. findet man eine Abhandlung vom Herrn **Mery**, welche folgenden Titel hat: Obseruations sur les Mouuements de la langue du Piverd, und die wir um desto lieber hieher setzen, weil sie nicht aus dermaßen lang ist.

Damit ich, sagt **Mery**, eine genauere Erklärung von den Bewegungen der Zunge des Grünspechts, als diejenige ist, welche in den Werken der Herrn Borelliet **Berault** steht, gebe, so will ich alle die Theile, von welchen ihre Bewegungen abhängen, genauer, als sie gethan haben, beschreiben. So groß auch der Umfang ist, den die Zunge dieses Vogels zu haben scheint, so ist es demohngeachtet gewiß, daß ihre eigne Länge nur drey bis vier Linien beträgt; denn die Länge des Körpers und der Aeste des Zungenbeins, welche diese Schriftsteller ihr zugeeignet haben, kömmt ihr bey einer guten Zergliederung nicht zu.

Die Zunge des Grünspechts besteht aus einem sehr kurzen Knochen, so mit einer Kappe bedeckt ist, deren Substanz schuppenartig ist: ihre Figur ist pyramidenförmig, er ist vermittelst seines Grundtheils

mit dem vordern Theil des Zungenbeins durch ein Gelenke verbunden. Das Zungenbein hat eine Figur wie ein Griffel; er ist ohngefähr zween Zoll lang und eine halbe Linie dick; es ist vermittelst seines hintern Endes mit zween knochichten Aesten, so dünner als sein Körper sind, durch ein Gelenke zusammengefügt. Jeder Ast bestund aus zwey Reihen Knochen von ungleicher Länge, welche mit einander zusammengefügt waren. Die vordere Reihe ist nur anderthalben Zoll lang; die hintere Reihe, welche dem Herrn Borelli unbekannt gewesen, ist ohngefähr fünf Zoll lang, und mit einem kleinen Knorpel, der sie endiget, vereiniget; dergestalt, daß jeder Ast dreymal länger ist als der Körper von dem Zungenbein, und der Körper von der Zunge zusammengenommen. Diese Aeste, welche zu dem Zungenbein gehören, sind wie ein Bogen gekrümmt, davon das Mittel die Seiten des Halses einnimmt; ihre vordern Enden gehen unter dem Schnabel hin, und endigen sich an dem Körper des Zungenbeins; ihre hintern Enden gehen über den Kopf, und kommen in die Nase von der rechten Seite: allein es ist zu merken, daß sie daselbst nicht durch ein Gelenke zusammengefügt sind; welches zum Herausgehen der Zunge viel beyträgt, wie ich es in der Folge darthun werde. Das Zungenbein und die vordere Reihe seiner Aeste sind in einer Scheide eingeschlossen, welche von der Haut, so das inwendige von dem untern Schnabel bekleidet, gemacht wird. Das Ende dieser Scheide vereiniget sich mit der Oeffnung der schuppichten Kappe der Zunge. Diese Scheide verlängert sich, wenn die Zunge aus dem Schnabel her-

aus-

ausgeht, und verkürzt sich, wenn sie hineingeht. Die schuppichte Kappe, so den kleinen Knochen der Zunge überzieht, ist oben gewölbt, unten platt, und in der Mitten weit, er ist auf jeder Seite mit sechs kleinen Spitzen besetzt, welche sehr fein, durchsichtig und unbiegsam sind: ihr Ende ist ein wenig nach dem Schlund zu gedreht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die mit diesen kleinen Spitzen besetzte Kappe ein Instrument ist, dessen sich der Grünspecht bedient, seinen Raub wegzunehmen; welches er um so viel leichter thut, da dieses Instrument allezeit mit einer leimichten Materie überzogen ist, welche in das Ende des untersten Schnabels, vermittelst zweener Abführungscanäle, welche von zwoen an den innern Seiten dieses Theils gelegnen pyramidalischen Drüsen herausgehen, gebracht worden.

Damit er sich dieses Instruments bedienen könne, so hat die Natur dem Grünspecht viele Muskeln gegeben, davon einige den Aesten des Zungenbeins zugehören: diese ziehen die Zunge aus dem Schnabel heraus; andre gehören zur Scheide, welche den Körper des Zungenbeins nebst den vordern Reihen seiner Aeste einschließt; diese ziehen die Zunge in den Schnabel. Endlich hat die Zunge ihre eignen Muskeln, welche sie in die Höhe, in die Tiefe, und auf beyde Seiten ziehen. Jeder Ast von dem Zungenbein hat nur einen Muskel, welcher allein so lang als die Zunge ist, und das Zungenbein, und eins von seinen Aesten mit einander verbindet; diese beyden Muskeln haben ihren Ursprung an dem vordern inwendigen Seitentheil des

untern Schnabels; indem sie von forne nach hinten zu gehen, so entwickeln sie die hintern Faden der Aeste von dem Zungenbein, und gehen über den Kopf, endlich begeben sie sich in ihre Enden, aus welchen zwey elastische Bänder gehen, welche, indem sie sie mit einander vereinigen, ein drittes Band machen, so sie an die Haut der Nase anhängt. Diese Bänder sind sehr kurz; allein sie verlängern sich ohne Mühe, so wenig sie auch gezogen werden. Da der Widerstand von diesen Bändern leicht von der Zusammenziehung dieser Muskeln kann überwunden werden, so ist es leicht zu begreifen, daß, wenn sie sich verkürzen, sie die hintern Enden von den Aesten des Zungenbeins aus der Nase ziehen; und indem sie dieselben von der Seite ihres Ursprungs ziehen, so treiben sie den Körper des Zungenbeins in die vordern Reihen seiner Aeste und die Zunge aus dem Schnabel; welches sie nicht hätten thun können, wiewohl die Aeste von den Zungenbeinen sehr biegsam sind, wenn seine Aeste an den Knochen der Nase fest angemacht, oder mit selbigen durch ein Gelenke verbunden wären; denn wiewohl die Bogen, die sie machen, sich ausstrecken können, so würden sie sich nicht genug haben verlängern können, um die Zunge aus dem Schnabel vier Zoll weit herauszutreiben; welches sie um so viel leichter thun, als ihre Bewegung in diesen Muskeln frey ist, wo sie wie in einem Canal eingeschlossen und sonst nicht mit dem Nasenknochen durch ein Gelenke vereinigt sind.

Damit er die Zunge in den Schnabel hineinziehen könne, so hat die Natur der Scheide, welche das Zungenbein und die vordern Reihen seiner Aeste verschleust,

schleust, zween Muskel gegeben, um sie wieder dahin einzuführen; und weil ihre Verlängerung und Verkürzung der Verlängerung und Verkürzung ihrer gegenseitigen Muskeln gleich seyn muß, weil die Zunge eben den Weg durchläuft, indem sie in den Schnobel hineingeht, den sie bey dem Herausgehen nimmt, so hat die Natur Sorge getragen, um diese Muskeln in einem kleinen Raum zu legen, der sich zwischen den untern Theil des Luftröhrenkopfs und dem Ende des Schnabels befindet, bey beyden zwo entgegengesetzte Wendungen um den obern Theil der Luftröhre zu machen, woraus diese beyden Muskeln ihren Ursprung nehmen; hierauf überkreuzen sie sich hinter dem Luftröhrenkopf, und überziehen endlich den inwendigen Theil der Scheide, mit der sie sich vereinigen; da ihr Ende an die Oeffnung der schuppichten Kappe der Zunge angefügt ist, so geschieht es, daß, wenn diese beyden Muskeln sich zusammenziehen, sie diese Scheide ziehen, und in sich selbst hineingehen lassen, und indem sie also die Zunge in den Schnabel wieder hineinbringen, so treiben sie die hintern Enden der Aeste des Zungenbeins in die Nase. Die drey elastischen Bänder, wovon ich geredet habe, dienen auch dazu, solche da hineinzuführen; denn nachdem sie durch die Muskeln, welche die Zunge aus dem Schnabel herausziehen, verlängert worden, so verkürzen sie sich sogleich, als diese Muskeln sich erschlappen, und ziehen die Aeste des Zungenbeins, an welchem sie hängen, in die Nase. Ueber dem Hirnschädel befindet sich eine Rinne, welche mit der Haut einen Canal macht, der den hintern Theil von den Aesten des Zungenbeins mit

ihren Muskeln verschließt, in welchem diese Theile ihre freye Bewegung haben. Dieser Canal verhindert die Aeste des Zungenbeins, sich weder von der einen noch der andern Seite zu entfernen, wenn sie vorwärts gezogen worden, und macht, daß sie ihre Stelle leicht wieder einnehmen, wenn sie sich hinterwärts begeben haben.

So wenig man auch über die Länge, welche die Zunge, das Zungenbein, und die mit einander vereinigten Aeste haben, und über den Ursprung, und das Einfügen, so von den Muskeln, welche die Zunge des Grünspechts aus dem Schnabel heraus und hineinbewegen, bestimmt wird, nachdenket, so wird man leicht urtheilen können, daß Borelli sich geirrt; denn wenn man bedenket, daß die Zunge dieses Vogels, das Zungenbein, und die mit einander vereinigten Aeste acht Zoll lang sind, und diese Länge ohngefähr vier Zoll aus dem Schnabel herausgeht, wenn sie herausgezogen worden, so wird man leicht begreifen, daß, da die Zunge, indem sie wieder hineingeht, eben den Weg durchläuft, den sie nimmt, wenn sie herausgeht, jeder von den Muskeln, welche sie heraus und hineinzuziehen, vier Zoll in der Verlängerung und in der Verkürzung haben müssen, und daß sie folglich in der Länge über vier Zoll haben müssen, indem sie sich von ihrer ganzen Länge nicht verkürzen können. Da nun von den vier ersten Muskeln, welche Borelli der Zunge zu ihren Bewegungen zuschreibt, zween ihren Ursprung von dem Ende des untern Schnabels, und die beyden andern von dem Vordertheil des Hirnschädels

schädels nehmen, alle viere aber in die Mitten von dieser Länge acht Zoll sich hineinbegeben, so ist wahrzunehmen, daß diese Muskeln niemals eine solche Wirkung haben könnten, weil ein jeder aufs höchste nur vier Zoll seyn würde. Borelli würde nicht in diese Meynung gerathen seyn, wenn man ihn hätte wahrnehmen lassen, daß die beyden Muskeln, welche von dem Schnabel ihren Ursprung nehmen, den ganzen Umfang von dem Körper und den Aesten des Zungenbeins durchlaufen. Sein Irrthum kömmt demnach daher, daß er jeden von diesen Muskeln in zwey getheilt, und nur die vordern Faden von den Aesten des Zungenbeins wahrgenommen, an deren Ende er die Einfügungen der vier erstern Muskeln der Zunge, die er beschrieben, setzt. In Ansehung derjenigen, welche sich um die Luftröhre winden, hat er den wahren Nutzen von selbigen wahrgenommen.

Was den Herrn Berault betrifft, so hat er sich weit mehr als Borelli geirrt; denn erstlich gedenkt er der Muskeln nicht, welche die Luftröhre umgeben: demohngeachtet aber wird die Zunge durch ihre Wirkung allein in den Schnabel wieder gebracht. Zum andern sagt er, daß die vier ersten Muskeln des Herrn Borelli von dem Luftröhrenkopf ihren Ursprung haben, und hernach setzt er zween von demselben an die hintern Aeste des Zungenbeins, um die Zunge heraus, und zurück zu ziehen, und hierdurch verfällt er in eben den Unfall, wie Borelli: sein Irrthum aber ist gröser, deswegen, weil kein Muskel von dem Luftröhrenkopf herausgeht, welcher sich an die Aeste des Zungenbeins hängt.

Die

Die ganze Untersuchung also, welche diese Herren zur Erklärung der Bewegungen der Zunge des Grünspechts angestellt haben, endiget sich an den Muskeln, welche sie aus dem Schnabel bringen, und in denen, die sie wieder hineinziehen. Es scheint nicht, als wenn ihre Zergliederer sich die Mühe genommen, tiefer in ihre Struktur hineinzudringen: daher kömmt es, daß diese Herren nichts von denen vier Muskeln gesagt, welche der Zunge dieses Vogels eigen sind, vermittelst welcher er in die Höhe in die Tiefe und von einer Seite zur andern gebracht wird, er mag nun inwendig, oder außer dem Schnabel liegen. Alle diese Muskeln nehmen ihren Ursprung von dem vordern Theil der Aeste des Zungenbeins, zween von der einen und zween von der andern, und endiget sich jeder in eine lange und dünne Flechse. Diese vier Flechsen umfassen den Körper des Zungenbeins, und begeben sich in den Grundtheil der Seite des kleinen Knochens. Wenn alle diese Muskeln zusammen wirken, so halten sie die Zunge gerade; wenn die Muskeln darüber sich zu eben der Zeit verkürzen, so ziehen sie die Zunge in die Höhe; wenn die darunter befindlichen Muskeln wirken, so ziehen sie selbige nieder. Wenn aber zween auf einerley Seite sich befindlichen Muskeln mit einander wirken, so ziehen sie dieselbe auf diese Seite. Da nun unter allen Muskeln, welche zu verschiednen Bewegungen der Zunge des Grünspechts dienen, nur diese vier letztern sind, welche ihre Einfügung daselbst haben, so ist wahrzunehmen, daß die Muskeln, welche sie heraus und hineinziehen, ihr eigentlich nicht zugehören; sondern der Scheide und den Aesten des Zungen-

beins

beins, worein sich diese Muskeln begeben, wie ich es gezeigt habe; hieraus folgt, daß die Bewegungen, welche die Zunge macht, indem sie aus dem Schnabel heraus und in selbige hineingeht, auch diesen Theilen zugehöre, und nicht der Zunge, weil sie in diesen beyden Bewegungen unbeweglich bleiben kann. Dieses ist die Abhandlung des Herrn **Mery**, die wir ganz abgeschrieben haben, indem wir geglaubt haben, denjenigen, welche Liebhaber von der Zergliederung sind, ein Vergnügen zu machen. Wie Derham bemerkt, so hat der Grünspecht nebst allen Spechten einen Schnabel, der zur Aushöhlung des Holzes künstlich gemacht ist; er ist harte, spitzig und stark: an dem Ende des Schnabels des Grünspechts befindet sich eine Art eines Randes, gleich als wenn ein Künstler, der ihn geformet, den Vorsatz gehabt, ihn zugleich stark und zierlich zu machen. Die Zunge des Grünspechts ist sehr besonders, und verdient bemerkt zu werden, wir mögen nun die Länge, die Knochen, und die Muskeln von selbiger, oder den in dem Hals und in dem Kopf eingeschloßnen Theil, wodurch sie sich besser aus ihrer Zelle herausbegeben kann, betrachten; oder wir mögen auch ihren spitzigen Theil gleich einem bärtigen Horne, und die leimichte Materie, womit sie an ihrem Ende überzogen ist, untersuchen. Alles dieß dient ihm darzu, daß er die kleinen Würmer aus dem Holz stechen, tödten, und herausziehen kann. Eine solche Zunge, sagt **Coiterus**, war den Grünspechten nöthig, um die Würmer, die Ameisen, oder andre Insecten anzufallen. Wenn der Grünspecht vermittelst seiner natürlichen Munterkeit einen anbrüchigen oder ausgehöhlten

höhlten Baum entdeckt, und worinne sich nicht Würmer und andre Insekten befinden, so fliegt er sogleich davon, und indem er sich auf seine Hinterpfoten und Krallen, wie auch auf die großen Federn seines Schwanzes verläst, so durchbort er den Baum mit seinem spizigen und starken Schnabel; worauf er, indem er seinen Schnabel in das Loch steckt, in die Höhle des Baums, ziemlich laut schreyt, damit er durch dieses Zischen die kleinen Insekten erregt, welche, da sie hierdurch erwacht worden, hin und herkriechen; alsdenn schießt der Grünspecht seine Zunge heraus, wovon er die Haacken oder die Stacheln in die Körper dieser kleinen Thiere schlägt, und auf diese Weise zieht er sie zu sich, um sie hernach zu fressen.

Eben dieses findet man auch von dem Herrn **Pluche** in seinem Spectacle de la Nature, eben so genau als schön erklärt, wohin wir den Leser verweisen, um ihn nicht durch Wiederholung verdrüßlich zu machen. Dieses ist übrigens, wie **Aldrovandus** bemerkt, dem Halsdreher sowohl als andern Spechten gemein. Das Weibchen von dem Grünspecht gleicht dem Männchen gar sehr; sie hat beynah alle die Farben, aber nur bläßer. Frisch und Klein sagen, daß es nur das Männchen sey, welches auf dem Kopf erwas rothes habe: allein sie irren sich, denn bey allen Jungen ist der obere Theil des Kopfs roth, so gar in dem Nest. Frisch fügt hinzu, daß der Grünspecht im Winter in den Bienenstöcken viel Schaden anrichte, vornehmlich in denen, welche von Stroh gemacht sind; daß dieser Vogel sprungsweise fliege, indem

dem er sich anfangs ein wenig über die gerade Linie, der er folgen will, erhebt, hernach sich ein wenig unter diese Linie begiebt; daß sein Flug hierdurch einen beträchtlichen Bogen macht, daher er, indem er fliegt, große Flächen bestreichen kann. Wenn die Zunge des Grünspechts sehr lang ist, so ist sie es, fährt er fort, nicht deswegen wie einige glauben, damit sie tief in die Höhle der Bäume hineindringen könne, um die Holzwürmer herauszuziehen; denn die Holzkäfer legen ihre Eyer in verfaultes Holz oder auf die Rinde eines wurmstichigen oder alten Baums: dieses Ey wird zu einem Wurm ohne Füße, der so lange das Holz nagt, bis er groß ist. Wenn die Zeit seiner Verwandlung aus einem Wurm in einen Käfer gekommen ist, so macht er sich, indem er nach der Rinde zu nagt, einen Platz, der für ihn ziemlich groß ist, woraus er durch das Loch, so man von außen sieht, geht, und in welchem folglich nichts mehr für den Grünspecht ist; sondern der Zweck, weshalben er eine so lange Zunge hat, ist dieser, daß er seine Nahrung aus dem Ameisenhaufen nehmen könne: er hackt ein wenig in dem Ameisenhaufen, und hierdurch setzt er die Ameisen in Bewegung; hernach steckt er seine Zunge, so weit als er kann, und wenn sie ganz mit Ameisen bedeckt ist, so zieht er sie zurück; welches er so lange wiederholt, bis er gesättiget ist. Deslandes sagt in seinen Essais sur la Marine des Anciens, daß wenig Bäume geschickt sind, Holz zu geben, so ohne Knoten vierzig Fuß lang, und ohne Loch von einem Grünspecht sind, so wie sie zu Rudern verlangt werden; und bey dieser Gelegenheit fügt er in der Randglosse hinzu, daß sich der Grünspecht seiner

ner Zunge wie eines Bohrers bediene, um die dicksten Bäume zu durchbohren; daß er sie sehr weit aus seinem Schnabel stecke; daß sie an dem Zungenbein hänge; daß diese Zunge eine Art eines knochichten Blättchens sey, welches wie eine Uhrfeder gewisser Maßen zusammengerollt ist, welche, indem sie sich entwickelt, dem Vogel verstattet, sie sehr weit auszustrecken, und so zu reden, sie hineinzustoßen. Allein Deslandes, welcher mit Recht den Titel eines gelehrten Naturforschers verdient, wird uns erlauben zu zweifeln, daß die Zunge des Grünspechts jemals die dicksten Bäume durchboren könne: wenn er es thut, so geschieht es vielmehr mit dem starken Hacken seines Schnabels, wie es denn leicht ist, sich hiervon zu überzeugen; denn man hört ihn oft in den Wäldern an die alten Eichen und andre nicht zu harten Bäume, dergleichen die Hageichen, Hannbuchen, und Pappelbäume sind, hacken. Daher macht er mit der Zeit solche runde Löcher, daß sie der geschickteste Meßkünstler niemals runder mit dem Zirkel machen könnte. Der blaue Specht und die Staare, bisweilen auch die Fledermäuse, haben Nutzen von diesen Löchern, und legen ihre Jungen hinein; denn wir erinnern uns, dadurch betrogen worden zu seyn, und wir haben junge Leute gekennt, welche, da sie geglaubt Grünspechte auszunehmen, statt derselben, mit Erstaunen ein Nest voll Fledermäuse gefunden. Die Landleute sagen gemeiniglich, daß der Grünspecht, wenn er einige Hiebe mit seinem Schnabel in einen Baum gethan, sogleich auf die andre Seite gienge, und sehe, ob er durch und durch durchbort sey: allein es ist ein Irrthum; denn wenn

sich

sich der Vogel um den Baum herumdreht, so geschieht es vielmehr, die Insekten zu fangen, welche er rege gemacht und in Bewegung gesetzt. Man muß diese Gerechtigkeit dem **Plinius** wiederfahren lassen, welcher der Meynung des gemeinen Mannes keinen Glauben beyfügt; man sagt nämlich, daß dieser Vogel vermittelst einer Pflanze das, was man in sein Loch gesteckt, mit einem Geräusch herausspringen lasse. Wenn diese Pflanze, von welcher einige sagen, daß es die Mohnraute (Lunar.) sey, andre aber, daß es eine Art der äthiopischen Scarley (Aethiopis) sey, dieser Kraft wegen bekannt sey, so würde sie den Dieben einen grossen Dienst erweisen, wie **Aldrovandus** anmerkt; denn vermittelst eines solchen Geheimnisses würden sie ohne Mühe die Schlösser von allen Thüren öffnen können. Der Versuch aber ist vielmal ohne einigen Erfolg versucht worden. Sagt man, daß sich zwischen der Turteltaube und dem Specht eine natürliche Widerwärtigkeit befinde, und dieser letztere, da er der stärkste sey, seinen Gegner tödte, so ist es auch falsch, eben so wie das, was **Plinius** vorgiebt; nämlich: 1) daß der Grünspecht und der Rabe sich mit einander des Nachts schlagen, indem sie einander die Eyer zu vernichten suchen. Der Grünspecht fliegt langsam; wenn er aber von einem Sperber verfolgt wird, so beschleunigt er seinen Flug und schreyt aus aller Macht. **Julius Scaliger**, und **Albertus Magnus** sagen, daß dieser Vogel reden lerne; allein wir glauben nichts davon, und es ist ganz wahrscheinlich, daß diese Schriftsteller den Grünspecht mit der Elster verwirrt haben. Der Grünspecht macht kein Nest, eben so wie

die meisten Spechte; er begnügt sich, seine Eyer in einen hohlen Baum auf wurmstichig Holz zu legen. Zinanni sagt hiervon nichts. Der Grünspecht legt bey jedesmaligen Brüten keine so große Anzahl Eyer, als einige Schriftsteller und unter andern Frisch geglaubt haben; denn er legt gemeiniglich nur fünf aufs höchste sechs Eyer; und diese Eyer sind von mittelmäßiger Größe, länglich, und beynah ganz weiß, wie es bey den Spechten gewöhnlich ist.

Der Grünspecht, den Belonius sonst den gelben Grünspecht Pic-verd-jaune nennt, heißt griechisch κολιος δρυοκολαπτες oder δενδροκολαπτες; italiänisch und spanisch Pico-verde; deutsch **Gruenspecht**; englisch Woodpecker; schwedisch Wedkmarr, oder Groenspick. Er hat auch noch andre Namen in Frankreich; z. E. Picmart, Pimard, oder Pieumart, das ist der Specht des Mars, weil er diesem heidnischen Gott gewidmet worden: in Poitou heißt er Picosseau; in Perigord Picotat; in der Piccardie Beccquebo, in der Normandie Espec oder Pleu-pleu. Rajus sagt, daß es der Regenvogel der Alten sey, und daß ihn die Engländer auch Rain Fowel in eben dem Verstand nennen, weil man glaubt, daß er den Regen ankündige, wenn er stärker und öfterer, als er gewohnt ist, schreye. Eben deswegen nennen ihn die Landleute in Sologne und Orlean gemeiniglich Auocat des Meuniers.

Der Grünspecht ist als eine Speise wenig im Gebrauch, zum wenigsten bey uns, weil sein fasriges, hartes nnd zähes Fleisch, macht, daß man ihn nicht

sucht;

sucht; denn, wie Aldrovandus sagt, so verkauft man ihn zu Bologne, beynah den ganzen Winter auf dem Markt, vornehmlich im Herbst, zu der Zeit, da er am fettesten ist.

Was seinen Gebrauch in der Medicin betrifft, so haben die getrockneten und zu Pulver geriebnen Knochen von diesem Vogel eine urintreibende Kraft, und werden wider den Stein und den Gries angepriesen. Die Dosis hiervon ist eine halbe bis ganze Drachme, in einem Glas weißen Wein, welches man einige Tage hintereinander wiederholt. Man hält ihn auch für die Krankheiten der Augen dienlich: er schärft das Gesicht, wenn er in Substanz gegessen, oder in Brühen genossen wird; sonst legt man ihn auf die Augen, oder man läßt auch sein Blut ganz warm in selbige hineinlaufen.

Struthio. Strauß.

Der Strauß; Struthio, *Offic. Schroed.* 323. *Dal. Pharm.* 424. *Lemer.* 842. *Charlet. Exerc.* 79. Struthio Africus Struthiocamelus, Struthicamelus, et Struthius, *Belon. des Oiſ* 232. Struthocamelus, *Geſn. de Auib.* 739. *Ionſt. de Auib.* 35. Struthiocamelus, *Schwenckf Auiar. Sileſ.* 350. *Aldrou. Ornith.* 1. 587. *Willughb. Ornith.* 104. *Raii Synop. Method. Au.* 36. Struthio Maurus, Poenus, Libycus, seu grandis; Struthius Arabicus, Afra Auis; Auis Libyca, seu Ceruina, *Nonnull.* franz. Autruche.

Der Strauß ist der größte unter allen Vögeln, wenn man vielleicht den einzigen Kasuar ausnimmt, welcher, ob er ihm wohl in der Höhe nichts nachgiebt, denselben aber doch beynah an Dicke gleich ist. Er ist beynah zwo Ellen hoch, wenn er den Hals aufrichtet, und Plinius sagt, daß er auch noch höher als ein Ritter zu Pferde ist; welches man also verstehen muß, daß er den Hals so viel, als ihm möglich ist, aufrichte. Er hat einen kleinen, eingedrückten oder platten, und wie Aldrovandus sehr wohl bemerkt, einen solchen Kopf, der einem Gänsekopf ähnlich ist. Der Schnabel ist auch platt, und nach Beschaffenheit des Körpers sehr klein, von Figur dreyeckig, hat eine Hornfarbe, und sieht am Ende schwärzlich, dessen Haut sich nach den Nasenlöchern zu in einem halben Zirkel endiget. Das Maul ist so weit gespalten, daß seine Winkel unter den Augen selbst liegen. Die Augen sind groß, und der Regenbogen hat eine Haselnußfarbe. Der Kopf und der Hals sind beynah bis auf die Brust bloß, welches auch bey den Dickbeinen bis auf die Knie bemerkt wird. Der Kopf und der Hals sind mit einer Art Flaumfedern oder dünnen ausgebreiteten Haaren statt der Federn besetzt. Der untre Theil von den Flügeln und den Pfoten ist ganz und gar bloß; der untre Theil des Halses, wo die weißen Federn anfangen, die kleinen und zum Fliegen schlechterdings untauglichen Flügel, sind durch die Natur zur Hülfe des Vogels bestimmt, welcher, wenn sie ausgebreitet sind, laufen will. Die Federn von dem Rücken sehen bey dem Männchen sehr schwarz, aber in dem Weibchen nur braun, dergestalt, daß sie durch

ihre

ihre Weiche der Wolle gleichen. Die Federn von den Flügeln haben eben die Farbe, sind aber an ihrem obern Theil sehr weiß; der Schwanz ist dicht beysammen, rund, nicht in die Breite wie bey den andern Vögeln ausgedähnt, und besteht in dem Männchen aus weißlichten Federn, in dem Weibchen aber sehen sie bräunlich und am Ende weiß, welche zu den Sturmhauben sehr gesucht worden. Der Hals und die Schienbeine sind sehr lang. Hinten befindet sich keine Zehe, noch auch an den vordern Füßen eine innerliche Zehe. Die äußere Zehe ist fünf und ein viertel Zoll, und die andre acht Zoll lang. Die ganze Pfote ist von dem Ende der Ferse eilf Zoll lang. Die längste Zehe ist mit vier und zwanzig großen auseinander gedehnten Schuppen bedeckt, und mit einer grossen starken schwärzlichten Kralle besetzt. Die äußere Zehe hat keine Kralle. Die Zehen sind durch eine dicke und starke Haut bis zu dem ersten Gelenke mit einander verbunden. Er ist der einzige Vogel, welcher auf jeder Seite zwey Augenlieder hat, wie Plinius solches bezeuget. Allein wir überlassen es andern zu untersuchen, ob solches wahr sey.

Der Strauß frißt ohne Unterschied Leder, Pflanzen, Brod, Haare, und alle andre Dinge, die man ihm vorhält: doch verdaut er das Eisen und andre harte Dinge nicht, sondern giebt sie ganz durch den Hintersten von sich: derjenige, den wir zu Brüssel gesehen, lebte gemeiniglich vom Brod, so mit Haaren vermischt war. Afrika bringt diesen Vogel hervor, und man sieht deren bisweilen eine so große Menge in den Wü-

steneyen, daß man glauben sollte, man würde vom weiten gleichsam ein Heer Reuter gewahr. Er befindet sich sehr häufig in Arabien und in America, so aber von einer verschiednen Geschlechtsart sind. Der Strauß legt erstaunend große Eyer, welche mehr oder weniger groß, als der Kopf eines Kindes sind, bis auf funfzehn Pfund wiegen, und mit einer harten Schaale wie Stein verwahret sind, welche, nachdem sie in den Sand verborgen worden, einzig und allein von der Sonnenwärme erwärmt, oder bebrütet werden, bis endlich die Jungen auskriechen; denn die Naturforscher stimmen hierinnen überein, daß sie sagen, daß die Mutter ihre Eyer verlasse. Es ist aus dem Zeugniß des Plinius gewiß, daß die Alten die Federn von dem Strauß sehr stark brauchten, um ihre Sturmshauben und Hüte damit zu zieren, und dieser Gebrauch ist auch noch heut zu Tage unter uns üblich. Ja was noch mehr, man hat die Gewohnheit, aus eben diesen Federn nicht allein in Italien, sondern auch in England Fächer zu machen, deren sich die vornehmen Frauen bedienen, um sich im Sommer einen kleinen kühlen Wind zu verschaffen. (Willoughby).

Der Strauß, sagt **Pluche**, ist einer der größten Vögel, der in der Welt ist. Man findet ihn mehr in Afrika als irgendwo. Er hat seinen Kopf so sehr und oft mehr erhaben, als ein Mensch, der zu Pferde ist. Sein Kopf und sein Schnabel sind wie bey einer Ente, sein Hals wie bey einem Schwan, allein er ist weit länger. Sein Körper hat etwas von einem Kameel, indem er wie dasselbe einen sehr langen Hals, und erhabnen

habnen Rücken hat. Die beyden Flügel von dem Strauß sind stark, aber viel zu kurz, als daß sie ihn von der Erde erheben könnten: sie dienen ihm nur zum seegeln, oder zum rudern, um die Luft zu trennen oder fortzustoßen, welches seinem Lauf eine große Geschwindigkeit verschafft. Er hat nach Proportion Schienbeine und Dickbeine wie ein Reiher, und die Pfote steht auf drey Zehen, so mit einem spitzigen Horn versehen sind, wodurch er besser gehen kann. Seine Eyer sind so groß, wie der Kopf von einem Kinde. Die Schale von selbigen ist marmorartig, glänzend, und vollkommen glatt. Der Strauß hat die Gewohnheit, seine Eyer in dem Sand schwach zu verbergen, und läßt, sagt man, der Sonne die Sorgfalt, selbige auszubrüten. Diese Arten, so dem Schein nach gegen seine Jungen gleichgültig sind, haben ihm keinen guten Ruf zuwege gebracht. In allen Ländern, wo er bekannt ist, wenn man von einer Mutter reden will, welche ihre Kinder wenig liebt, vergleicht man solche mit dem Strauß. Einige Reisende haben sich bemüht, ihn zu entschuldigen, und haben vorgegeben, daß er Sorge trage, neben seinen Eyern eine Menge von Würmern zu lassen, damit die Jungen bey ihrem Auskriechen aus der Schale ihre Nahrung fänden. Es giebt auch deren, welche vorgegeben, daß sie in dem Strauß einen wunderbaren Unterschied bemerket, daß er nämlich Sorge trage, diejenigen von seinen Eyern zu erwärmen, welche sollen befruchtet werden, die andern aber zu verabsäumen, um seinen Jungen zur Nahrung zu dienen, wenn sie ausgekrochen: allein dieses sieht ziemlich fabelhaft aus, und

man muß gestehen, daß der Strauß nicht die Klugheit andrer Thiere zeigt. Er läßt seine Eyer in dem Sande liegen, wo sie unter den Füßen der Vorbeygehenden können zertreten werden, welches schon kein großes Merkmaal einer Fürsichtigkeit ist. Allein einer andern Ursache wegen, hat man gesagt, daß er nicht viel Gehirne habe, weil er, wenn er von den Jägern verfolgt wird, den Kopf, und vornehmlich die Augen hinter einem Baum zu verbergen sucht. Sein ganzer großer Körper bleibt unbedeckt; sieht er aber den Jäger nicht mehr, so ist es ihm genug; er glaubt nichts mehr zu befürchten. Es ist wahr, daß die Strauße kleine Stücken Eisen verschlucken, wie die andern Vögel oft kleine Steine verschlucken: allein sie verdauen sie nicht. Wenn sie Eisen oder Kupfer verschlucken, so geschieht es nicht deswegen, daß sie einige Nahrung daraus ziehen wollen, sondern, damit sie durch deren Hülfe das Fleisch, welches in ihrem Magen ist, zerreiben, die Wirkung einer übermäßigen Hitze mäßigen, und durch ihre Schwere den Eingang und den Weg der Gedärme öffnen. Ehe wir den Streuß verlassen, von dem wir ziemlich übel geredet, so wollen wir auch das Gute, so man von ihm sagen kann, sagen. Er giebt uns sehr schöne, sehr breite und sehr lange Federn, davon einige weiß, andre schwarz sind, die man aber mit allerhand Arten von Farben färbt. Man schmückt damit den Himmel von den Betten, die Ecken von den Baldachin der großen Herren, und die Mützen der Kinder. Die Cavaliers zieren ihre Hüte damit. Die vornehmen englischen Frauen lassen artige Fächer daraus machen. Die Acteurs

in

in den Comödien erhöhen damit ihre Leibesgröße, und man muß gestehen, daß man unsern Theaterhelden viel großes wegnehmen würde, wenn man ihnen die Straußfedern wegnähme.

Man kann nicht läugnen, daß in dem, was Pluche auch von dem Strauß sagt, nicht viel wahres seyn sollte: damit wir aber hierinnen nichts weglassen, so wollen wir die anatomische Beschreibung von acht Straußen abschreiben, so wie sie sich in den Memoires de l'Academie Royale des Sciences, pour servir à l'Histoire Naturelle des Animaux gedruckt befindet.

Die acht Strauße, wovon wir die Beschreibung geben, sagen die Herrn Akademisten, waren beynah von einerley Größe. Es waren deren fünf Männchen und drey Weibchen. Sie waren von dem obersten Theil des Kopfs bis auf die Erde sieben und einen halben Fuß hoch, von dem Rücken bis auf den obern Theil des Kopfs waren drey Fuß, und eben so viel von dem Bauch bis auf die Erde. Der Leib war von dem Magen an bis zu dem Anfang des Schwanzes nur drey Fuß: der Schwanz war einen Fuß lang. Der Flügel ohne die Federn war nur anderthalben Fuß. Der ausgespannte und mit den Federn betrug drey Fuß. Die Federn waren auch gewisser Maßen einander ähnlich; denn die meisten hatten schwarze und weiße, und einige von selbigen graue Federn. Scaliger hält sich mit Recht über den Cardan auf, welcher geglaubt hat, daß die Strauße rothe, blaue und grüne Federn hätten; indem er nicht gewußt, daß diejenigen,

welche diese Farben haben, gefärbt sind. Die größten Federn giengen aus den Enden der Flügel und des Schwanzes. Die großen waren am öftersten weiß; und die darauf folgende Ordnung bestund nur aus schwarzen. Es befanden sich auch in selbigen noch kleinere, davon einige weiß, die andern schwarz sahen, welche den Rücken und den Bauch besetzten. Die Seiten hatten keine Federn, wie auch die Dickbeine, und das unterste von den Flügeln. Der untre Theil des Halses war bis auf die Hälfte mit Federn besetzt, welche noch kleiner als die Federn von dem Bauch und dem Rücken sind, davon einige schwarz und die andern weiß sind. In einem von dem Männchen, und in einem von dem Weibchen waren sie grau. Alle diese Federn waren von einerley Art. Dieses ist bey dem Strauß besonders; denn er hat keine Federn von vielerley Arten, wie die andern Vögel, davon einige weich und gleichsam wollig sind, um ihnen als ein Pelz zu dienen; andre sind hart und fest zum Flügen; die andern sind nur bey ihrem Anfang wollig, und nach ihrem Ende zu, welches die Form einer Schuppe hat, fester, damit sie, wenn sie alle übereinander in Ordnung gebracht sind, dergestalt, daß einige mit ihrem Ende, welches fester ist, die Flaumfedern, so an der Wurzel der andern sind, bedecken, gleichsam ein gefüttertes Kleid machen können, welches die Vögel für die Unbequemlichkeiten des Windes und des Wassers bewahrt. Dieses aber befindet sich bey den Federn der Strauße nicht, welche alle weich, und wie die Flaumfedern zerfaset sind, dergestalt, daß sie ihnen weder zum Flügen, noch zur genugsamen Bedeckung dienen, um sie wider

die

die äußerlichen Unfälle zu beschützen. Man bemerkt auch noch eine andre Ungleichheit in den Federn der Flügel des Straußes, die ihnen besonders ist; denn die Schwungfedern von den Flügeln der andern Vögel haben eine Seite; welche breiter ist als die andere, die Flügel aber von den Straußen haben den Kiel gerade in der Mitten der Feder. Man hat Ursache zu glauben, daß diese Gleichheit der Grund von dem Sinnbilde der Aegyptier ist, welche die Gerechtigkeit durch eine Straußfeder vorstellen. In Erzählung der Wunder der Natur, so man in dem Buch Hiob liest, ist die Struktur der Flügel von den Vögeln eins der beträchtlichsten. Dieses Wunder wird durch die Betrachtung ausgedrückt, welches Gott dem Hiob über den Unterschied, der sich zwischen den Federn des Straußes, und der Reiher und der Falken befindet, machen läßt, das ist, der Vögel, welche Flügel zum fliegen haben, und derer, die sie nicht zu diesem Gebrauch haben, denn es ist in der That nichts wunderbarers, als diese Struktur der zum Fliegen bestimmten Federn, welches vornehmlich in drey Dingen besteht, nämlich in dem Gewebe, den Faden, und Fasern, woraus die Fahnen der Fasern bestehen, in die Figur der ganzen Feder, und in der besondern Bewegung von jeder Feder.

Damit man diese sonderbaren Beschaffenheiten erkenne und untersuche, so muß man merken, daß beynah alle Federn aus zween Theilen bestehen, nämlich aus dem Kiel, davon der Schwanz allemal bis zum Ende der Feder kleiner wird; und aus den Fahnen, welche auf beyden Seiten an dem Schwanz des Kiels hängen,

und welche die Breite von der Feder machen; daß die Faden, daraus diese Fahnen bestehen, platt sind, und mit der platten Seite aneinander liegen, indem sie auf der schmalen Seite stehen, damit sie sich leichte falten können, um sich einander zu nähern, und daß sie, indem sie weniger Leichtigkeit haben, sich auf andre Art zu falten, der ganzen Feder mehr Festigkeit geben; daß diese Festigkeit noch durch die Art verstärket wird, mit welcher die Faden, woraus diese Fahnen gemacht sind, sich mit einander verwirren; indem diese Verwirrung oder dieses Gewebe durch sehr viel Fasern, welche die Faden auf jeder Seite von sich geben, um sich an einander zu hängen, gemacht wird; daß diese Fasern auf verschiedne Weise wie Hacken gestaltet sind; denn diejenigen, welche aus den Faden von der Seite, welche nach dem Ende der Feder zugeht, herausgehen, sind länger, biegsamer, und unterwärts gekrümmt; und diejenigen, welche aus der Seite, so nach dem Anfang der Feder zugeht, herausgehen, sind kürzer, fester, und nach oben zu gekrümmt. Denn man muß merken, daß, da alle diese Fasern eine Schnellkraft haben, diejenigen, welche länger, biegsamer, und nach unten zu gekrümmt sind, sich bey der Begegnung der andern Fasern in die Höhe falten, wenn zween Fäden gegen einander getrieben werden. Und daß hernach, wenn diese lange Fasern ziemlich weit über einander herausgetrieben worden, ihr gebogner Theil in die Höhle fällt, welche der gebogne Theil von den andern Fasern macht, eben so wie die Klinke, so sich an einer Thür befindet, fällt, wenn man sie drückt, und in die Höhle des an der Pfoste befindlichen Haspens hineingeht, und, indem

er

er sich anhängt, die Thüre daselbst anfügt; denn auf diese Weise hängt sich eigentlich ein Faden an dem andern. Diese bewundernswürdige Struktur der Federn, so man leicht mit dem Vergrößerungsglase sehen kann, hat bey dem Gebrauch, zu welchem ihn die Natur bestimmt hat, einen so vortrefflichen Nutzen, daß, wenn ein Faden durch einige äußerliche Gewalt von dem andern geschieden worden, er in dem Zustand ist, sich mit einer unglaublichen Leichtigkeit wieder daselbst anzuhängen. Man kann sagen, daß dieses den Vögeln nicht unbekannt sey, welche sich oft beschäftigen, die Faden von diesen Fahnen, wenn sie in Unordnung gerathen sind, mit ihrem Schnabel wieder in Ordnung zu bringen; denn dieses ist hinlänglich und macht, daß Federn, welche so leicht wie zerrissen sind, in einem Augenblick gleichsam wieder zugenäht, und in ihrem ersten Zustand versetzt sind; und diese Beschaffenheit ist ihnen weit vortheilhafter, als wenn sie schwer zu zerreißen wären, und daß sie, wenn sie einmal zerrissen worden, nicht mehr geschickt wären, wie sie es sind, sich selbst wieder zunähen. Allein man kann auch sagen, daß diese Struktur denenjenigen nicht bekannt gewesen, welche geglaubt haben, daß die Vögel eine Art von Leim in ihrem Maul führen, vermittelst welchen sie ihre Federn, wenn sie zerrissen worden, wieder mit einander vereinigten; denn der Leim macht die Flügel der Vögel nicht dazu geschickt, oder zum wenigsten werden sie sonst verdorben werden, da sie es weder durch den Regen noch durch das Wasser sind, in welches sie oft getaucht werden, wenn ihre Fasern anders, als vermittelst dieses bewundernswürdigen Gewebes zusammen-

gefügt

gefügt wären; man kann hiervon gar leichte einen Versuch machen, indem man die Faden von den Fahnen der Federn trennt, da man denn selbige sich selbst und ohne Leim zusammenhängen sieht, indem man sie nur einander nahe bringt.

Man muß zum andern bemerken, daß diese Faden nicht vollkommen gerade, sondern etwas wenig gebogen sind, um jede Feder unten hohl zu machen; welches zu zweyen Dingen nutzt, nämlich die Fahnen stärker und nicht so geschickt zu machen, daß sie nach oben zu gefalten werden, wenn die Feder die Luft geschwinde schlägt; und zu machen, daß die in dieser Höhle eingeschloßne Luft dem Flügel mehr widersteht, welcher sie schlägt, indem er sich niederläßt, und auch zu machen, daß sie eben dem Flügel weniger widersteht, wenn er aufgehoben ist, wegen der wölbrunden Beschaffenheit der Feder, auf welcher die Luft leichter hinschlupft, als nicht geschehen würde, wenn er platt wäre; denn man muß erwägen, daß zum Flug zwey Dinge nöthig sind; das erste ist, daß die Luft dem Schlagen des Flügels sehr widerstehe, damit der Vogel sich mehr darauf stützen könne; das zweyte besteht darinne, daß eben dieselbe Luft so wenig als möglich der Erhebung des Flügels widerstehe, damit sowohl der Vogel, indem er den Flügel erhebt, dasjenige, was er in dem Niederdrücken beobachtet hat, nicht trenne; als auch damit die Kraft, die er im Aufheben des Flügels anwendet, geringer werde, und er sich nicht unnöthiger Weise müde mache.

Zum

Zum dritten ist zu merken, daß die Natur eben deswegen, daß nämlich die Luft dem Flügel, der sie schlägt, widerstehe, gehorche, wenn er sich erhebt, zwey Dinge dazu angewendet: das erste besteht darinne, daß der Flügel, wenn er sich erhebt, schmäler werde, als wenn er sich niederläßt; welches geschieht, bald, indem er die Federn zusammendrückt, und eine unter die andre hinlaufen läßt, dergestalt, daß indem die Hälfte der einen, die Hälfte der andern bedeckt, jede Feder die Luft nur durch ihre Hälfte schlagen könne; bald aber, indem er eine unter der andern herausgehen läßt; dergestalt, daß jede die Luft in ihrer völligen Breite schlägt. Die Vögel, welche lange und spitzige Flügel haben, bedienen sich dieses Mittels. Das andre Mittel ist für diejenigen Vögel, welche nicht so lange Flügel haben; denn sie bedienen sich eines Kunstgriffes, den die Ruderknechte bey den Angreiffen ihrer Ruder gebrauchen, welcher darinne besteht, daß das Wasser von der platten Seite des Ruders geschlagen werde, wenn sie es hinuntergehen lassen, und daß es durch die scharfe Seite von eben diesem Ruder getrennet werde, wenn sie es wieder in die Höhe führen; denn eben dieses trägt sich auch bey den Federn des äussersten Endes von den Flügeln zu, welche die Luft mit ihrer platten Seite schlagen, wenn sich der Flügel niederläßt, und sie trennen, wenn er sich erhebt; welches vermittelst einer Bewegung geschieht, so der Bewegung der Ruder gleich ist, welche die Ruderknechte ein wenig drehen lassen, wenn sie sie wieder in die Höhe führen; denn jede von den großen Federn hat diese Bewegung besonders, als wodurch sie ein wenig schief

gedreht

gedreht wird, wenn der Flügel erhaben ist, und diese Feder kömmt wieder in ihre erste Lage, wenn der Flügel sich niederläßt. Diese Verrichtung wird sehr deutlich bemerket, wenn die Vögel eine Zeitlang ihre Flügel in einer Ausdehnung erhalten, welche derjenigen ähnlich ist, die man macht, indem man gähnt; indem dieser Zustand dieses Herumdrehen der Federn längere Zeit sehen läßt, als wenn sie die Flügel schlagen, um zu fliegen; denn indem die Flügel auf diese Weise erhaben sind, so sieht man, daß die großen Federn, welche die vornehmsten Werkzeuge des Flugs sind, wegen ihrer schiefen Lage, von einander getrennt sind, welche schiefe Lage zum Durchgang der Luft so viele Thüren zu öffnen scheint, als es Federn sind, welche sich schließen, wenn alle diese Federn, indem der Flügel sich niederläßt, ihre erste Lage wieder annehmen, und sich untereinander niederlassen, um bey dem ganzen Flügel eine fortgehende Ueberfläche zu machen, welche geschickt sey eine große Menge Luft zu verschlüssen.

Viertens ist zu merken, daß diese schiefe Bewegung von jeder Feder bey den Federn des Schwanzes nicht ist, als welcher einen von dem Nutzen der Flügel verschiedenen Nutzen hat. Es sind derselben zween vorzügliche; der erste besteht darinne, sich desselben als eines Steuerruders zu bedienen, und in dem ganzen Vogel eine grade Bewegung zu erhalten, wenn er gerade gehalten wird, und den Körper nach unten zu zu drehen, wenn er niedrig gehalten wird, oder in die Höhe, wenn er hoch ge-

halten

halten wird. Der andre Nutzen besteht darinne, daß er sich dessen bedient, vorwärts zu gehen, wenn er durch diese zwo allmählig aufeinander folgenden Bewegenden, welche eben die Wirkung wie der Schwanz der Fische hervorbringen, plötzlich bewegt wird.

Diese ganze Mechanik nun fehlt bey den Federn und Flügeln des Straußes; denn die Faden von den Fahnen, welche sich an den beyden Seiten des Schwanzes von dem Kiel der Schwungfedern befinden, kleben niemals aneinander, sondern flattern herum, und sind biegsam, indem sie nicht gebogen, sondern gerade und gleich sind, ohne eine von den Beschaffenheiten zu haben, welche zur Erleichterung des Einflechtens nöthig sind, so sie in den Federn der andern Vögel mit einander haben. Daher sagt Aristoteles, daß die Federn der Strauße den Haaren der Landthiere ähnlich sind, das ist, daß sie zur Bedeckung ihres Körpers geschickter als zum Fliegen sind. Diese Federn haben auch diese besondre Bewegung nicht, welche sie bald gerade, bald schief macht, weil es ihm unnütze seyn würde, indem die Fahnen nicht mit einander vereinigt sind, um das Gewebe und die fortlaufende Fläche zu machen, welche die andern Federn haben, um die ganze Luft zu schlagen, welche sich unter dem Flügel befindet; dergestalt, daß man sagen kann, daß die Federn von den Flügeln des Straußes vielmehr den Flaggen auf den Schiffen als ihren Segeln ähnlich sind; wiewohl Aelianus sagt, daß diese Thiere sich derselben wie der Segel bedienen,

wenn sie, um ihren Lauf geschwinder und leichter zu machen, diese Federn in die Luft ausstrecken, damit sie dieselben fortstosse; denn die Segel dienen den Schiffen nicht nur als ein Widerstand, welcher, indem er durch seine einzige Masse dem Winde widersteht, deshalben blos fortgetrieben wird, so wie das Schiff fortgeht, sondern man muß sie auch als einen Widerstand betrachten, der mit einer bequemen Figur versehen ist, und der, indem er auf eine gewisse Art regiert wird, einen grössern Vortheil von der Bewegung der Luft für die Bewegung des Schiffs erhalten kann, als er ohne diese Figur, und ohne diese Regierung nicht haben würde. Demnach können die Federn des Strauſses ihm weder vermittelst ihrer Figur noch vermittelst ihrer Bewegung dienen; denn wenn sie ihne zum Fortgehen helfen sollten, indem sie ihre Flügel hinterwärts treiben, so würden sie ihnen eben so viel schaden, indem sie dieselben vorwärts ziehen; und es würde ihnen ein Ungemach begegnen, dem die Flügel der Fledermäuse, der Schmetterlinge und der Fliegen unterworfen seyn würden, wenn sie die Natur deshalben nicht versehen hätte, indem sie den Flügeln dieser Thiere das Mittel gegeben, sich dergestalt dichte zu machen, wenn sie sich erheben, daß sie eine geringere Menge von Luft schlagen, als wenn sie sich niederlassen. Denn diese Verengung trägt sich bey den Fledermäusen vermittelst einer Reihe von Knochen zu, welche sie in ihren Flügeln haben, und welche gleichsam die Finger von ihren Händen machen, davon zweye

mit

mit einer Haut, welche sie, nachdem es nöthig ist, wechselsweise zusammenziehen und ausdehnen, versehen sind. Die Flügel der Schmetterlinge und der Fliegen thun eben dieses vermittelst gewisser Fasern, welche eine Wirkung hervorbringen, so der Wirkung der Finger der Fledermaus ähnlich ist; und die Geschwindigkeit und die Stärke ist etwas erstaunendes, mit welcher sich die Flügel der Fliegen bewegen, und wie sie geschickt sind einen so großen Lärm zu machen, wie nicht allein das Brummen der Hornissen, sondern auch der kleinen Mücken ist, welches man vom weiten hört, indem es den Klang einer Trompete nachahmt.

Die Bewegung der Flügel des Straußes kann aufs höchste nur auf eben die Weise dienen, als die Bewegung des Schwanzes andrer Vögel und der Fische, welches eine Bewegung ist, welche in der That geschickt ist vorwärts zu führen; allein es ist gewiß, daß die Federn des Straußes diese Wirkung nicht thun können, indem sie abgerieben, ausgefasert und flatternd sind, weil es, damit eine solche Bewegung einige Wirkung habe, nöthig ist, daß das Werkzeug einen geraden gleichen und vesten Grund habe, so wie er in einem Steuerruder in einem Ruder in dem Flügel einer Windmühle u. s. f. Es ist wahrscheinlich, daß der Urheber des Buchs Hiob über alle diese Dinge eine Betrachtung angestellt, wenn er den Strauß als ein Thier beschreibt, dem Gott die Geschicklichkeit versagt hat, die er den andern Vögeln gegeben, und

daß er ihn nicht auch mit Werkzeugen versehen, welche zur Ausübung der vortrefflichen Verrichtung des Flugs bequem sind, indem er von seinen Flügeln nicht sonderlich einen andern Nutzen hat, als sie aufzuheben, um den Antrieb des Windes, wenn er seinem Lauf günstig ist, anzunehmen. Daher Cardan den Strauß mit dem Paradiesvogel vergleichet oder vielmehr demselben sehr wohl entgegen setzt, als von welchem man vor diesem geglaubt, daß er keine Füsse habe, weil der Paradiesvogel ein Vogel ist, welcher nach der Meynung des Cardan, nicht geht und sich niemals auf die Erde herabläßt, eben so wie der Strauß ein Vogel ist, der nicht fliegt, und sich niemals in die Luft erhebt.

Außer den Federn, die wir beschrieben haben, haben wir bemerkt, daß der obere Theil des Halses und der Kopf mit feinen weißen Flaumfedern so wie eine Schweinsborste glänzten, ganz dünn versehen waren: dergestalt, daß er mehr Haare als Federn zu haben schien. Diese Flaumfedern waren in kleinen Paqueten zusammengesammlet, davon jedes ohngefähr aus zwölf Haaren bestund, welche nur eine Linie lang waren, ausgenommen die mittelsten Haare, welche vier Linien lang waren: alle Haare eines einzigen Päckchens hatten zusammen nur eine Wurzel, so ein kleiner Canal von der Dicke der kleinsten Nadel war. Diese Flaumfedern waren an dem Halse sehr klar und sehr dünne, und noch mehr an dem Kopfe, welcher oben ganz und gar kahl war; welches, wie Plinius sagt, nur

zween

zween Vögeln natürlich ist, nämlich dem Strauße und dem Wasserraben, welcher deshalben Phalacrocorax genennet wird. Am Ende eines jeden Flügels befanden sich Arten von Sporen, welche beynahe wie die Stachel von einem Stachelschweine gemacht waren; sie waren einen Zoll lang, und an dem Grundtheile anderthalbe Linien dick; ihre Substanz war dem Horn ähnlich; sie waren hohl, und in der Höhle befand sich ein Knorpel, der mit Häuten und Bändern nebst einer großen Menge Gefäße, welche viel Blut gaben, bekleidet war. Aldrovandus gesteht, daß er diese Stachel in den Straußen nicht angetroffen habe: Albertus sagt, daß sie ihnen als Waffen zur Vertheidigung dienen: Jonston sagt, daß sie sich derselben als eines Sporens bedienen, wodurch sie sich zum Laufen ermuntern. Es befanden sich deren in jedem zween: der größte war an dem Ende des hintern Knochens des Flügels; der andre war einen halben Fuß tiefer. Der Hals schien nach Proportion dünner zu seyn, als bey den andern Vögeln, weil er nicht mit Federn versehen war, wie bereits gesagt worden. Die Haut von diesem Halse hatte eine blaubraune Farbe; Gyllius macht sie blau. Der Kopf schien eben auch aus dem Grunde wegen Mangel der Federn ziemlich klein zu seyn: Albert findet ihn schlechterdings klein. Scaliger hat Recht, wenn er es dem Cardan verweist, daß er gesagt, daß die Vögel gemeiniglich einen kleinen Kopf haben, damit ihre Schwere sie nicht verhindere zu fliegen, weil es deren viele giebt, welche wenig fliegen, wie

die Hüner, welche nach Proportion einen kleinern Kopf als die andern Vögel haben, welche leicht fliegen: allein es ist wahrscheinlich, daß Cardan gefunden, daß sein Lehrsatz durch das Exempel des Straußes bestätiget sey, welcher nicht fliegt, und dessen Kopf auch ohne Federn nach Proportion seines Körpers schlechterdings größer als bey den andern ist. Der Schnabel war kurz und spitzig: er war in seinem Anfange dritthalben Daumen breit; seine Figur sowohl als die Figur von dem übrigen Theil des Kopfs kam auf keinerley Weise der Figur nahe, welche gemeiniglich der Kopf und der Schnabel einer Gans haben, so wie sich diejenigen übel eingebildet, welche den Strauß Chenocamelus, das ist Ganscameel genennt haben.

Die äußere Form von dem Auge näherte sich ziemlich der Form von dem Auge des Menschen, und sie war von der gewöhnlichen Form des Auges der Vögel sehr verschieden, als welche an dem Auge eine runde Oeffnung oben ein unbewegliches Augenlied und ohne Augenwimmern, und die Linie, welche von einem Winkel des Auges in das andre geht, allezeit schief haben; denn unsre Strausse hatten an dem Auge eine eyrunde Oeffnung, oben ein großes Augenlied, welches sich eben so hinunter begab, als sich das untere hinauf begab, und welches große Augenwimmern hatte welche eben so, wie bey dem Menschen weit länger als die Augenwimmern des untern Augenliedes waren; endlich so war auch die Linie, welche von einem Winkel zu dem andern gieng, gerade wie die Direktion

des

des Schnabels war. Innwendig befand sich ein drittes Augenlied, eben so wie bey den meisten unvernünftigen Thieren: es war eine sehr dünne Haut, welche sich in dem großen Augenwinkel nach dem Schnabel zu verbarg. Aldrovandus glaubt, daß die Vögel dieses dritte Augenlied deswegen haben, damit es den Mangel des obern Augenliedes ersetze, als welches so kurz ist, daß es sich nicht herunterlassen kann, um das Auge zu bedecken, so wie es der Mensch thut. Allein es ist wahrscheinlich, daß dieses innere Augenlied in den Vögeln einen andern Nutzen habe, weil es sich in dem Strauße befindet, dessen oberes Augenlied groß genug ist, daß es sich leicht herunterlassen kann; zumal wenn man erwäget, daß das untere Augenlied bey den Vögeln sich an das obere andrückt, eben so genau, als das obere sich bey dem Menschen mit dem untern vereiniget. Die Zunge war klein, hieng eben so wie bey den Fischen an, und bestund aus Knorpeln, Bändern und Häuten, welche mit fleischichten Fasern vermischt waren. Sie war in unsern Straußen verschieden: bey einigen war sie einen Zoll lang, und auf der rechten Seite der Oeffnung des Luftröhrenkopfs sehr dick; bey andern war sie nicht einen halben Zoll lang, nach dem Grundtheil zu aber war sie über einen Zoll, und nach der Spitze zu ein wenig gespalten. Ueber dem Spalte des Gaums nach dem Kopfe des Schlundes zu, befanden sich zwo große Drüsen, welche den Speichel gaben.

Die Dickbeine waren sehr fleischig und sehr dick, ohne Federn, und mit einer Haut bedeckt, welche weiß etwas röthlich, und vermittelst erhabener Runzeln, so die Figur eines Netzes machten, wovon die Maschen das Ende eines Fingers aufnehmen konnten, gestreift war. Bey einem von den Männchen befanden sich hier und da auf den Dickbeinen kleine Federn, beynahe eben so wie sie Gesner in seiner Figur abgezeichnet hat. Einige hatten weder die kleinen Federn noch die Runzeln, die Schienbeine waren vorwärts mit großen Schuppen bedeckt, welche wie getäfelt waren. Die Pfote war gespalten, und bestund aus zweyen sehr grossen Zehen, welche wie das Schienbein mit großen Schuppen bedeckt waren. Diese Zehen waren ungleich: die größte, welche innwendig war, betrug sieben Zoll die Kralle mit gerechnet, welche neun Linien lang, und in etwas nicht so breit war, und hatte in etwas die Aehnlichkeit von dem Nagel der großen Zehe des Menschen. Die andre Zehe betrug nur vier Zoll, und war ohne Kralle. Diese kleine Zehe berührte die Erde nur mit ihrem Ende. Wenn man die große Zehe schief ansah, so hatte sie beynahe die Figur von dem Fuße eines Menschen, wenn er Schuhe anhat: er war nur ein wenig dünner und länger. Plinius sagt, daß die Pfoten des Straußes den Pfoten des Hirsches ähnlich sind. Diodorus von Sicilien, welcher die Strauße Hirschvögel nennt, gründet sich auf diese falsche Gleichheit. Suidas hat sich noch mehr betrogen, wenn er gesagt, daß die Pfoten des Strauf-

ses

ses den Pfoten eines Esels ähnlich sind. Diejenigen, welche den Strauß Struthio Camelus das ist, Hahncameel, wie Scaliger und die chaldäische Auslegung von der Stelle des obenangeführten Buchs Hiob genennt, haben es nicht so übel getroffen; denn die Länge der Schienbeine des Straußes hat einige Aehnlichkeit mit der Länge des Hahns und des Cameels. Ueberdies so macht die Art, womit der Fuß von dem Cameel gespalten ist, welche von allen andern gespaltnen Klauen verschieden ist wie auch ihr Huf, welcher auch von einer andern Natur als bey den Hirschen und Ziegen ist, etwas ganz besondres, so ihm mit dem Strauße gemein ist. Unsre Strauße hatten auch, wie das Cameel an dem untern Theile des Brustbeins eine schwülichte Erhöhung, auf welche sie sich wie das Cameel stützen, wenn sie sich niederlegen. Bey dem Hintersten befanden sich bey einem von den fünf Männchen auf jeder Seite drey Löcher, so im Durchschnitte anderthalbe Linie betrugen, und zwo Linien tief waren. Zu oberst auf der Brust befand sich unter der Haut Fett, welches zween Finger dick war. Es befand sich auch selbiges auf dem ganzen Vorderbauche, welches wie Inselt harte war: es war an einigen Orten drittehalben Zoll dicke. Dieses Fett war zwischen zwoen Häuten eingeschlossen, welche so stark als das Darmfell waren. Diese Häute, welche dieses Fett auf diese Weise verschlossen, waren die flechsichten Bänder von den Muskeln des Unterleibes, als welche nicht eher als nach den Seiten zu anfiengen fleischig zu

werden, indem der ganze Vordertheil des Bauchs einen Fuß breit ohne Fleisch war. Das Brustbein gieng nicht bis an den untersten Theil des Bauchs hin, weil die Muskeln, welche die Flügel bewegen und so an dem Brustbeine hängen, nicht nöthig haben, so groß zu seyn, als bey den andern Vögeln, welche fliegen.

Der Schlund lag auf den Wirbelbeinen; und hieng an den sehnichten Bändern der Muskeln der Lunge, wovon in der Folge wird geredet werden. Seine Häute waren sehr dick, besonders diejenige, welche fleischig ist. Er wurde ohnvermerkt weiter, bis er endlich sechs Zoll weit wurde, da er sich dem Magen näherte; dergestalt, daß es schwer war den Ort des obern Magenmunds zu bezeichnen: es schien, als wenn das Ende von dem Schlunde einen Kropf machte, welcher sich mit dem Magen vereinigte, und als wenn diese beyden Theile mit einander nur einen einzigen Magen ausmachten. Diese Beschaffenheit, welche überhaupt von derjenigen sehr verschieden ist, welche den Vögeln gewöhnlich ist, wo der Kropf gewöhnlicher Weise eine Verengung hat, die ihn von dem Magen scheidet, war wegen der Lage noch seltner; denn er war nicht nur in der Brust sondern auch tiefer als der Magen, unter welchen er sich hinbegab, und gegen welchen er hernach wiederum in die Höhe stieg, dergestalt, daß der Eingang des Magens bey seinem Grundtheile war; und also war die Oeffnung, die man gemeiniglich den obern Magenmund nennt, in der That der untere.

Der

Der Magen war bey einigen von unsern Straussen innwendig durch eine Erhöhung, so von seinem musculösen Fleische formiret, und nach der Mitten zu dicker als zween Zoll war, in zwo Höhlen getheilt. Diese Erhöhung machte die innere Weite auf der rechten Seite des Mittels enger, und theilte sie in den linken Theil, dessen Weite die kleinste war, und in den rechten Theil, wo sich die untere Oeffnung befand, welche der untere Magenmund genennet worden. Die Figur von diesen beyden Höhlen kam auswärts nicht zum Vorschein, indem das Fleisch des Magens daselbst gleich war, und alles zusammen hatte die Figur von dem Magen des Menschen, und hatte eine eyförmige Figur, so funfzehn Zoll lang und acht Zoll breit war. Aelianus scheint dem Strauß viele Magen zu geben, eben so, wie den Thieren, welche wiederkauen, wenn er sagt, daß dieser Vogel die Steine in dem Magen, der Echinos genennt wird, verdaue, welches der zweyte Magen in den wiederkauenden Thieren ist, und den man deswegen also nennt, weil seine innere Haut voller stachlichter Runzeln ist, welche so spitzig wie ein Igel sind, den die Griechen Ἔχινος nennen; allein diese Art des Magens ist in unsern Straußen nicht gefunden worden. Man kann nur sagen, daß der Magen von einigen Straußen, die wir zergliedert haben, doppelt ist, und nicht, daß sie zween Magen haben, weil beyde Theile von diesem doppelten Magen mit einerley Haut überkleidet sind, und daß diese Haut in verschiedenen Magen von Thieren, welche wiederkauen, ver-

schieden ist. Denn die Häute des Kropfs waren mit Drüsen besetzt, so in einer Ordnung sich befanden, und wie die Enden kleiner Röhren formirt, rund, und nach dem Theile zu, welcher nach dem Innern des Kropfs zugeht, in der Mitten durchbort, und an der andern Seite ungleich waren, und aus vielen Körnern nach Art der Drüsen, die zusammengesetzte (Conglomeratae) genennet werden, bestunden. Und sie waren hierinne von denjenigen Drüsen verschieden, welche sich in den Kröpfen der numidischen Jungfern, der Gänse, der Enten, und vieler andern Vögel befinden, wo diese Drüsen wie bey dem Strauße nur durchbort zum Vorschein kommen, aber einfach und von derjenigen Art Drüsen sind, welche runde Drüsen (conglobatae) genennet werden. Die Haut, welche das innere von den Augen bekleidete, und welche sich leicht von selbigen trennen ließ, war in einigen von unsern Straußen anderthalbe Linie dicke. Sie bestund aus zween Theilen, nämlich einer Haut, welche sich unmittelbar auf dem Fleische befand, und einen Haufen kleiner drüsigter Körper, welche eine Art einer samtartigen gewebten Substanz machten. Diese kleinen Körper waren in den meisten Straußen so klein, daß sie viel eher Fasern als Drüsen zu seyn scheinen: in einigen waren sie so dick als eine große Nadel, und über eine Linie lang. Sie waren mit einander vereinigt und aneinander geklebt, wie es die Fasern in dem Holze sind. Es waren viel Orte, wo diese kleinen Körper getrennt waren, und viele Spalten wie Schrunden

den machten. Der Magen des Seerabens hatte beynahe eben diese Struktur. Diese Magen sind allezeit mit Heu, Pflanzen, Gerste, Bohnen, Knochen und Kieselsteinen, davon einige so groß als ein Hünerey gewesen, angefüllt gefunden worden. Man hat auch kleine Münze in selbigen gefunden, und in einem auf siebenzig Stück gezählt. Die meisten sind abgenutzt und beynahe um drey Viertel verzehrt und strahlicht gewesen, welches wahrscheinlicher Weise von ihren wechselweisen Reiben, und von dem Reiben der Kieselsteine und nicht von der Zernagung, so von einer sauren Feuchtigkeit entstanden, hergekommen, so wie man wahrgenommen; weil einige von diesen Münzen, auf der erhabenen Seite dergestalt abgenutzt und glänzend waren, daß von der geprägten Figur nichts übrig geblieben, anstatt daß die hohle Seite ganz und gar unbeschädigt geblieben, indem ihre Höhle selbige vor dem Reiben andrer Münzen verwahret hat. Das übrige, welches nebst diesen Münzen sowohl die Steine und die Knochen als die Hülsenfrüchte und das Heu in dem Magen enthalten war, sahe grün; Eben dieses haben wir in dem Magen eines Trappen gefunden, woselbst auf neunzig durch das Reiben abgenutzte Münzen waren: sie hatten auch wegen der Menge des Heues, so daselbst war, eine grüne Farbe mitgetheilt.

Dieses läßt muthmaßen, daß die Auflösung der Speisen in den Vögeln und überhaupt in allen Thieren nicht nur vermittelst subtiler und durchdringender Feuchtigkeiten, sondern auch durch die orga-

organische und mechanische Thätigkeit und Wirkung des Magens, welcher die darinn befindlichen Dinge zusammenpreßt und unaufhörlich schlägt, geschehe; dergestalt, daß in den meisten Thieren welche eine harte Nahrung, ohne sie zu kauen, verschlucken, wie die Vögel, welche von Körnern leben, die Natur ihnen einen muskulösen Magen gegeben, und ihnen den Trieb mitgetheilet, Kieselsteine zu verschlucken, vermittelst welchen sie in ihren Magen dasjenige, was die andern mit ihren Zähnen zerbrechen, zerreiben können. Diese Neigung nun, welche die meisten Vögel zum Verschlucken der Steine haben, hat einen deutlichern Nutzen, als derjenige ist, wenn die Adler und Kraniche in ihre Nester Steine legen. Cardan und die meisten Naturforscher glauben, daß der Magen der Vögel und vornehmlich des Straußes deswegen fleischig sey, damit er ihm mehr Wärme darreiche: allein man weis, daß das muskulöse und faserichte Fleisch mehr durch seine Bewegung als durch sein Temperament wirke; und daß eine von den vornehmsten und wichtigsten Wirkungen des Herzens die Zusammenziehung und die Erweiterung ist, welche nicht weniger zur Bereitung und Veränderung des Bluts als zu seiner Vertheilung dient. Es ist wahrscheinlich, daß diejenigen, welche geglaubt haben, daß die Steine und das Eisen, womit die Straußen sich anfüllen, in ihren Magen durch eine besondre Kraft aufgelöset werden, welche die Natur dem Magen verschiedener Thiere gegeben, vermittelst welcher einige die Fische, andre die Knochen

und

und das rohe Fleisch verdauen, und mit welcher der Strauß versehen worden, um die Metalle und die Steine zu verdauen, nicht über dieses Reiben die Stücke Kupfer, die wir bemerket, und noch weniger, über die grüne Farbe, womit alles in dem Magen befindliche gefärbet war, nachgedacht. Denn wenn der Magen des Straußes eine besondre Kraft hat, Metalle zu verdauen, so würde er sie auf eine Art verdauen, wie die andern Dinge verdaut werden, so darinne besteht, daß sie zerschmelzen und zerfließen, ohne eine andre Veränderung in ihrer Farbe zu erleiden, als weiß zu werden; welches von den kleinen beynahe unzählichen Bläschen herkömmt, welche das Aufwallen der Gährung darinne hervorbringt; denn dieses Aufwallen giebt allen, was es bewegt, eine weiße Farbe, so wie man in dem Schaume der Dinte sieht, welcher weiß ist. Man weis auch aus der Erfahrung, daß die Dinge, welche sich in dem Magen auflösen, in ihrer Substanz eine Veränderung bekommen, ohne, daß sie dieselbe in ihrer Farbe leiden, wie bey den Krebsen bemerket wird, die man halb verdaut in dem Magen der Fische mit ihrer natürlichen schwarzen Farbe findet, und die diese rothe Farbe nicht haben, welche sie bekommen, wenn die Wärme des Feuers sie kocht und nach ihrer Art verändert, welche von der Wärme der Thiere verschieden ist: dergestalt, daß die grüne Farbe, welche das Kupfer in dem Magen des Straußes bekömmt, von keinem besondern Auflösungsmittel, so er zur Verdauung der Metalle hat, herzukommen scheint;

allein es ist wahrscheinlich, daß diese Auflösung auf eben die Weise geschieht, nach welcher sie außer dem Magen geschehen würde, wenn das Kupfer mit Pflanzen oder einer sauren und salzigen Feuchtigkeit, sie mag von einer Natur seyn wie sie wolle, und welche von diesem sauren oder diesem Salz, kurz von diesen allgemeinen Auflösungsmittel, es sey welches es sey, von allem welches geschickt ist Nahrung zu geben, gerieben worden, dergestalt, daß es glaublich ist, daß der Strauß, da er ein gefräßiges Thier ist, welches nöthig hat, etwas hartes einzuschlucken, so ihm, wie gesagt worden, zur Zerreibung seiner Nahrung dient, sich des Triebes, den ihm die Natur deshalben gegeben, übel bedient, wenn er Eisen und vornehmlich Kupfer verschluckt, so sich in seinem Magen in Gift verwandelt, an statt, daß es sich in Nahrung verwandeln sollte. Und in der That, wir haben von demjenigen, welche die Aufsicht über die Thiere in der Menagerie von Versailles haben, erfahren, daß die Strauße, welche viel Eisen oder Kupfer verschlucken, bald darauf alle sterben.

Die Gedärme sind in unsern Straußen, was die Länge betrifft, verschieden befunden worden, wiewohl die Thiere beynah von einerley Größe waren. In einem waren sie funfzig, in einem andern zwey und vierzig, in einem andern drey und dreyßig, und noch in einem andern neun und zwanzig Fuß lang. Die drey dünnen Gedärme waren nicht viel länger, als der Grimmdarm und Mastdarm zusammen. Der Blinddarm war doppelt, wie bey den meisten andern Vögeln:

ein

ein jeder war über oder unter zween Fuß lang, nachdem die Länge der andern Gedärme beschaffen war.

Die äußere Ueberfläche des Grimmdarms und Blinddarms, war vermittelst sehr regelmäßiger Buckel, so aber in jeden von diesen Gedärmen verschieden waren, uneben. Diese Buckel waren von Bändern nach Art der Blättchen, so sich inwendig befanden, formirt, beynah eben so, wie man in dem dritten und vierten Magen der Thiere sieht, welche wiederkauen. In dem Grimmdarm lagen diese Blättchen der Queere, und jedes machte über einen halben Zirkel; sie waren wechselsweise gelegt, dergestalt, daß die Enden der beyden halben Zirkel das Ende eines andern halben Zirkels aufnahmen und befestigten, wie wenn man die Enden der Zähne zweener Kämme in einander fügen würde. Diese halben Zirkel stunden einen halben Zoll weit von einander, und waren in ihrer Mitten nur drey Linien breit, und endigten sich in eine Spitze. Der ganzen Länge dieses Gedärms nach, befand sich in dem hintern Theil ein Band zwo Linien breit, welches, da es um den Drittel weniger lang, als das Gedärme, war, solches verkürzte, und machte, daß die innern und halbzirkelförmigen Bänder die Falten und die Buckel formirten, welche noch deutlicher zum Vorschein kamen, als nach dem das Gedärme aufgeblasen worden, die ganze Haut, welche von den Bändern nicht erhalten und befestiget wurde, durch den Antrieb des Windes ausgedehnt wurde. Alle Gefäße giengen auf der Seite dieses Bandes hinein, um sich in den Gedärmen, vornehmlich aber in den Blättchen zu vertheilen. Diese Struktur von denen in dem Grimm-

darm queerliegenden Blättchen ist bereits schon in dem Affen beschrieben worden, wo man einer Entdeckung gedacht, die wir von ähnlichen Blättchen in dem Leerdarm des Menschen gemacht; allein wir hatten uns vorbehalten, die Figur in dem Strauß mitzutheilen.

Der Blinddarm war auch inwendig mit Blättchen oder vielmehr mit einem einzigen Blättchen besetzt, welches sich von einem Ende bis zum andern, beynah auf die Art, wie in dem Seefuchs beschrieben worden, und wie es bey den Haasen und Caninnchen ist, schraubenförmig drehte. Dieses Blättchen hatte einerley Breite, es war nämlich überall fünf Linien: nur nach dem Ende des Gedärms zu wurde es ein wenig enger, so wie das Gedärme enger wurde welches sich in eine Spitze endigte, wie bey den meisten vierfüßigen Thieren, und wider die Gewohnheit der Vögel, wo dieses Gedärme in seiner ganzen Länge einerley Breite behält, so auch bisweilen sich erweitert, eben so, wie wir in dem Perlhun bemerkt haben, wo diese Erweiterung beträchtlicher als bey jedem andern Vogel ist, den wir gesehen haben.

An dem Ende des Mastdarms befand sich eine große Blase, welche mit Urin angefüllt war, so auf acht Unzen betrug; sie konnte zwo Fäuste fassen. Die Häute, welche sie ausmachten, waren den Häuten der Gedärme gleich, aber ein wenig dicker. In einem von unsern Straußen, so ein Weibchen war, war diese Blase inwendig mit einer großen Anzahl Gefäße versehen, welche gleichsam von einem Mittelpunkt giengen, um sich in ihre ganze Weite auszubreiten: diese

Gefäße

Gefäße waren in den andern Straußen nicht sichtbar. Auf der rechten Seite dieses Mittelpunkts befand sich eine Oeffnung, durch welche der Mastdarm sich in die Blase ausleerte. Es war ein sehr schmales Loch mitten in einer Geschwulst, so die Größe einer Nuß hatte, und gleichsam den Hintersten von einer Henne machte. Zu unterst dieser großen Blase befanden sich noch zwey Löcher, welche die Oeffnungen der Harngänge waren, die zwischen den beyden Häuten der Blase, wie bey den Landthieren hineinschlupften. Unter diesen beyden Löchern befand sich eine eyrunde Oeffnung, so zehn Linien lang war, und einen häutigen Rand hatte, vermittelst welchen sie konnte verschlossen werden, wenn sie von der Schwere des Urins zusammengepreßt wurde, denn alsdenn klebte sich dieser häutige Rand an eine schwülichte Erhöhung, oder einen runden Körper, der beynah eine Faust groß war, und aus einer Substanz bestund, welcher das Mittel zwischen einem Knorpel und einem Bande hielt. Diese schwülichte Erhöhung war in der Mitten nach Art einer Aprikose gespalten, und hieng inwendig an dem Schaambein.

Diese eyrunde Oeffnung verschaffte den Eingang in eine andre Blase oder Tasche, welche kleiner als die erste, und die nicht deswegen gemacht war, die Excremente zu halten, sondern nur ihnen den Weg zu verschaffen, nachdem ihre Haut die schwülichte Erhöhung, so sie erfüllte, mehr oder weniger zusammendrückte und preßte, indem sie eine Wirkung hat, welche der Wirkung des häutigen Randes von der eyrunden Oeffnung ähnlich ist.

Die Ruthe in den meisten unsrer Strauße bestund aus zwo Substanzen, nämlich aus weißen, dicken, nervichten und festen Häuten, und aus weißen Bändern, welche eben die Substanz wie die Häute hatten, so aber härter und fester waren; indem sich weder in den Häuten noch in den Bändern Gefäße, noch auch eine Höhle befand: sie schienen nur aus queerlaufenden sehr dichte bey einander stehenden Fasern zusammengesetzt zu seyn. Die äußere Haut, welche die ganze Ruthe bedeckte, war die dickste: die innere umhüllte unmittelbar jedes von den beyden Bändern, welche von einander getrennt waren, und die sich nur zween Finger weit vom Ende mit einander der vereinigten. Es war eins länger als das andre: das längste war zween Zoll lang. Jedes betrug in dem Durchschnitt nach dem Grundtheil zu vier Linien, und endigte sich in eine Spitze. Der Anfang von dieser Ruthe war bey der knorplichten schwülichten Erhöhung, so an dem innern Theil der Vereinigung des Schaamknochens hieng, wovon nur geredet worden: von da bog sie sich ganz kurz unterwärts, gieng in die kleine Tasche, und kam durch die äußere Oeffnung dieser kleinen Tasche, so der Hinterste ist, heraus. Diese Oeffnung war vermittelst einer Falte in Form eines halben Zirkels, so die Ruthe an dem Ort, wo sie herausgieng, umfaßte, mit einem Rand versehen. Uebrigens hatte diese Ruthe weder eine Eichel, noch eine Vorhaut, noch einen Gang, noch eine Höhle, so einer saamenartigen Materie den Ausgang verstatten könnte. In einem von unsern Straußen befand sich ausser den Häuten und den Bändern, welche die Ruthe der

andern machten, noch eine dritte Substanz, so rothschwammich, und der Substanz der zellenförmigen Bänder, so in den Landthieren sind, ziemlich ähnlich war. Sie war mit einer großen Menge Gefäße versehen. Bey dem Weibchen war statt der Ruthe nur eine knorplichte schwülichte Erhöhung, welche die zweyte Tasche wie bey dem Männchen ausfüllte; und diese schwülichte Erhöhung gieng aus dem Hintersten in der Dicke einer kleinen Nuß: sie hatte einen kleinen Anhang, der drey Linien lang, dünn und gekrümmt war. Es ist wahrscheinlich, daß es die weibliche Ruthe ist. In dieser kleinen zweyten Tasche befand sich auf der linken Seite eine Oeffnung, welche in eine andre Höhle gieng, nach Art des Ganges, welches der Eyergang war. Diese Oeffnung betrug im Durchschnitt mehr als vier Linien: sie war um und um nach Art der äußerlichen Oeffnung bey dem Weibchen der vierfüßigen Thiere gefalten. Die Häute dieses Canals waren sehr dick, und seine Höhle bey dem Eingang in einem von unsern Straußen sehr breit: bey einem andern war sie es weniger; und fünf Zoll von dem Eingang wurde sie enger, um einen andern kleinen Canal zu machen, der fünf Linien lang, harte und nervicht war, und den man für die innere Oeffnung der Mutter halten könnte. Unter diesem engen Gange befand sich ein kleiner Sack oder Graben, ohne Ausgang, dessen Tiefe der Länge des Canals gleich war. In denjenigen Straußen, wo dieser enge Canal nicht gefunden worden, ist der Eyergang von dem ersten Eingang an, so wie er sich dem Eyerstock genähert, nach und nach enge geworden; dergestalt, daß er an seinem Ende

nur vier Linien breit gewesen, an statt daß er in seinem Mittel drey und einen halben Zoll betragen. In diesem Ende machte er das Loch, welches man den Trichter des Eyergangs nennt, und gab auf der rechten und linken Seite zween häutige Anhänge von sich, welche einige Aehnlichkeit mit denjenigen hatten, so sich an dem Ende der Muttertrompeten der Landthiere befinden. Dieser ganze Canal, welcher eigentlich die Gebärmutter der Vögel ist, war zween und einen halben Fuß lang, und konnte in seinem weitesten Theil eine Faust aufnehmen. Er war im Anfange fleischig, und wurde unvermerkt nach dem Ende zu häutig. Nachdem er in die Höhe gestiegen, und sich auf die linke Seite nach dem Magen zu gedreht, so krümmte er sich nach dem Rückgrad zu, und stieg hinunter. Eine doppelte Haut in Form eines breiten Bandes verschloß ihn: sie gieng auf jeder Seite zween Zoll weit hinaus. Der hintere Theil von diesem Bande hieng längst des Rückgrads wie ein Gekröse an: der vordere schwebte frey. Beyde waren mit sehr vielen Gefäßen versehen, welche sich in größerer Menge auf dem Eyergang als in dem Bande befanden. Diese Gefäße kamen von zween großen Aesten, welche durch das Ende des Eyergangs nach dem Eyerstock zugiengen: einer zog sich oben, der andre unten hin; und ihre Aeste vereinigten sich unter einander, nämlich die Aeste von dem untern Theil des Bandes, mit den Aesten des obern Theils. Der ganze Eyergang bestund aus drey Häuten, das Ende ausgenommen, welches den Trichter macht, so aus einer einzigen Haut scheint gemacht zu seyn. Die innere von diesen Häuten war sehr runzlich, oder viel-

mehr gleichsam geblättert, nach Art des dritten und vierten Magens der Thiere, welche wiederkauen. Diese Blättchen, welche die ganze Höhle ausfüllten, befanden sich nach seiner Länge und eine einzige sehr dünne Haut hieng sie aneinander an. Die zweyte Haut, welche die mittelste war, war fleischig. Die dritte, welche dünn und polirt war, war nichts anders als die doppelte Haut, woraus das breite Band bestund, so sich in zwey theilte, um den Eyergang zu umfassen. Man hat vier Muskeln bemerkt, welche zu dem Hintersten und der Ruthe gehören, es befanden sich deren auf jeder Seite zween. Die beyden erstern nahmen ihren Ursprung an dem innern Theil des heiligen Beins, und stiegen längst der Tasche des Mastdarms zween Zoll weit hinunter, und durchborten es nahe bey seinem Ende; und indem sie unter den Schlußmuskel des Hintersten weggiengen, so begaben sie sich bey dem Grundtheil des Zeugungsgliedes und bey dem Weibchen in den Grundtheil der weiblichen Ruthe. Die beyden andern giengen nach dem untersten Theil der Nieren zu, aus dem innern Theil des heiligen Beins, und indem sie auf der Seite der Harngänge herabstiegen, und auch den Mastdarm durchborten, so hiengen sie sich an die Seiten der männlichen und weiblichen Ruthe.

Der Eyerstock lag an dem obern Theil der Nieren gegen die Hohlader und die große Pulsader zu, und hieng fest an den Stämmen dieser Gefäße: Seine Substanz war häutig, mit allerley Gefäßen versehen, und mit vielen Eyern besetzt, so mit ihrem Kelch wie bey den Hünern versehen waren. Diese Eyer waren

von verschiedner Größe, sie waren nämlich von der Größe einer Erbse bis zur Größe einer Nuß. Die Haut, welche jedes Ey verschließt, und die man den Kelch nennt, hatte gleichsam einen Schwanz, wodurch diese Eyer gemeiniglich mit einander vereiniget sind, und dasjenige ausmachen, was man den Eyerstock nennt. Diese Haut war dicker, je kleiner die Eyer waren: sie hatte eine große Menge Gefäße, und hieng an dem Ey, so sie verschloß, durch unzählich viel Fasern, und war nach dem, dem Schwanz entgegengesetzten, Ort zu offen, wie es der Kelch einer Eichel ist, wenn die Eichel rund und klein ist, und dieselbe beynah ganz von ihrem Kelch bedeckt ist. Nachdem das Ey von seinem Kelch geschieden worden, so war es nur eine sehr zarte Haut, welche nur bey denen, welche nicht größer als eine Nuß waren, den Eydotter enthielt: allein bey einem von unsern Straußen, wo sie in der Dicke zwoer Fäuste gefunden worden, war die Haut mit einer Feuchtigkeit angefüllt, so dem trüben Wasser ähnlich sah, ohne, daß sich daselbst ein Eydotter befand. Es ist glaublich, daß die natürliche Wärme, welche durch die in unsrer Gegend entgegengesetzte Luft in diesem Thier geschwächet worden, die Eyer verdorben.

Nachdem einer von den Straußen, welche sich in den Thiergarten zu Versailles befinden, viele Eyer gelegt, hat man uns einige gebracht, bey welchen man Bemerkungen angestellt, und mit denen man Versuche gemacht. Denn da diese Vögel ihre Eyer nicht bebrüten, sondern sie nur den Sonnenstralen, und der Sandwärme aussetzen, und sich nur begnügen, sie vor dem

Regen-

Regenwasser zu bewahren, indem sie dieselben auf kleine Sandhügel legen; so haben wir wollen versuchen, ob wir durch die Wärme sowohl der Sonne als des Feuers und des Mists, zum wenigsten ihnen einige Veränderungen beybringen könnten, welche eine Neigung zur Zeugung zu seyn schien. Dieserwegen hat man eins fünf Wochen lang an der Sonne halb in Sand eingegraben, auf einer drey Fuß hoch von der Erde erhabnen Lage Mist behalten, und bey schlimmer Witterung mit einer gläsernen Glocke bedeckt. Ein andres hat man in einem Ofen bey einem gelinden Feuer gethan, und hat es auch eine eben so lange Zeit im Sand und wohl bedeckt aufbehalten. Man hat viele Dinge bemerkt; nämlich, daß die Eyer in ihrem Gewichte bis auf neun Theile abgenomen; daß der Eydotter und das Eyweiß von dem, so man beym Feuer erhitzt, ein wenig verdickt worden, ohne einen schlimmen Geruch zu bekommen; daß dasjenige, welches man der Sonne ausgesetzt, nicht verdickt worden, sondern einen sehr schlimen Geruch bekomen; und daß in keinen von beyden ein Merkmaal einer Neigung zum Wachsthum gefunden worden. Ueber dem Eyerstock wurde man zween drüsichte Körper gewahr, welche an der großen Pulsader und an der Hohlader hiengen, deren Substanz der Substanz von den Hoden der Männchen ähnlich war, und die auf ihrer Oberfläche eine große Anzahl Gefäße hatten. Ihre Farbe sah außerdem lebhaft roth. Jeder von diesen Körpern war anderthalben Zoll lang, und hatte über vier Linien im Durchschnitt.

Bey dem Männchen sind die Hoden in verschiednen Straußen von verschiedner Größe und Figur gefunden

funden worden. Bey einem waren sie klein und nur funfzehn Linien lang, und hatten fünf Linien im Durchschnitt. Bey einem andern waren sie lang und schmal; sie waren anderthalben Zoll lang, und hatten nur vier Linien im Durchschnitt. Bey einem andern waren sie auf vier Zoll lang und hatten in der Mitten im Durchschnitt anderthalben Zoll. Diese letztern hatten die Figur von einem etwas länglichten Hüneren, und waren an einem Ende dicker als an dem andern. In alle den Straußen waren sie mit einer nervichten Haut bedeckt, welche mit einer so großen Menge Gefäße versehen war, daß sie roth erschien. Bey einem von den Straußen fand man daß die Hode gleichsam eine andre kleine hatte, so ihr an der Seite angehängt war. Diese kleine Hode betrug ohngefähr den vierten Theil von der großen, und war nichts anders, als die von der Hode getrennte Oberhode, welche ihr an zween Orten angehängt war; nämlich durch einen Ast, von einem zubereitenden Saamengefäße, welcher aus der Mitten der Hode heraus und in die Mitten der Oberhode hineingieng; und durch den abführenden Canal, welcher von dem untersten Theil der Oberhode herausgieng, und sich wieder mit dem untersten Theil der Hode vereinigte. Die zubereitenden Gefäße giengen nah bey den Nierengefäßen heraus, und vereinigten sich ein wenig tiefer mit den Hoden, welche ein wenig mehr nach der linken als rechten Seite zu auf den Nieren lagen. Ehe sie sich an die Hode anhiengen, theilte sich jeder in drey Aeste, welche sich mit einander vereinigten, hernach sich trennten, und auf diese Weise fortfuhren, längst der Hode, in welche

sich

sich die Aeste in gewisser Entfernung hineinbegaben, mit einander Gemeinschaft zu halten. An diesem Ort waren sie stark mit Häuten und Fett umhüllt; allein ohnerachtet dieser Verhinderungen, konnte man doch die Struktur und die Gemeinschaft hiervon ziemlich deutlich sehen; weil die Gefäße, nachdem man eine Hode gekocht und alles Fett war geschmolzen worden, zum Vorschein kamen, und wahrnehmen ließen, daß sie, nachdem sie sich mit einander versammlet, sich trennten, um noch einmal sich mit einander zu vereinigen. Der abführende Gang, welcher längst des Rückgrads bis auf die zweyte Blase herabstieg, hieng sich daselbst an, nachdem er sich erweitert, und in eine Haut verwandelt worden. Dieser Gang war, wie gewöhnlich, feste, hatte im Anfang keine Höhle, erweiterte sich am Ende, und wurde häutig.

Die Leber war roth und hatte eine harte und feste Substanz. In Ansehung der Figur gleichte sie der Leber eines Menschen, und war in zween Lappen getheilt. Der linke war wieder in zween andre kleine gespalten. Auch befand sich noch eine andre kleinere in der Mitten und zu unterst der beyden großen, so man nur in einem von den Straußen gefunden. Sie hatte keine Gallenblase, sondern nur einen Lebergallengang, welcher aus der Mitten des hohlen Theils der Leber herausgieng, und sich in den untern Magen um und hineinbegab. Dieser Gang war aus der Vereinigung dreyer großer Aeste gemacht, welche sich in die ganze Substanz der Leber vertheilten. An dem Ende des einen von diesen Aesten ganz nah bey der Einfügung

in den Canal, befand sich eine Erweiterung von der Größe einer großen Haselnuß, welche nicht zum Vorschein kam, weil sie von der Decke der Leber bedeckt war. Die Pfortader war doppelt, und hatte zween getrennte Stämme, davon jeder seine besondern Wurzeln hatte. Der erste, welcher der dickste war, hieng an dem rechten Lappen, an dem Ort, wo gemeiniglich bey den Vögeln die Gallenblase ist. Der zweyte war kleiner, und gieng aus dem untern Theil des linken Lappens. Die Hohlader hieng längst des geraden großen Zwerchfells an der Seite der großen Pulsader. Die Gekrösedrüse war zehn Zoll lang, und einen Zoll breit: sie lag zwischen der ersten Falte, welche die Gedärme in Form einer langen Vertiefung machen, so wie bey den meisten andern Vögeln. Sie hat eine wirkliche Fleischfarbe. Die Drüsen, aus welchen sie bestund, waren ganz und gar von einander getrennt, und nur durch Häute mit einander vereinigt. Der Gekrösedrüsengang begab sich in den obern Theil des Leerdarms hinein. Er gieng aus der Mitten der Gekrösedrüse heraus, woselbst die beyden Aeste, die er in jeder Hälfte von der Gekrösedrüse von sich gab, einer nach oben und einer nach unten zu sich endigten. Es ist zu merken, daß in den meisten Vögeln die Gekrösedrüsengänge sich nah bey den Gallengängen hinein begeben, allein in diesen Straußen war die Einfügung des Gekrösedrüsengangs von der Einfügung des Lebergallengangs über drey Zoll entfernt. Die Milz hieng an dem Magen vermittelst einer starken Haut, welche die Milzgefäße begleitete, und verwahrte. Ihre Form war cylindrisch; sie war drittehalben Zoll lang, und

hatte

hatte acht Linien im Durchschnitt; demohngeachtet aber war sie unten ein wenig dünner als oben. Ihre Substanz war feste, und der Substanz von den Nieren der vierfüßigen Thiere ähnlich. Die Nieren waren acht Zoll lang und zween Zoll breit. Sie waren in den meisten von unsern Straußen von den Nieren andrer Vögel verschieden, und nicht in viele Lappen getheilt, sondern hatten eine ziemlich gleiche Länge. Ihre ganze Substanz, welche weich war, schien außerdem sehr uneben zu seyn, gleich als wenn sie aus einer großen Menge Drüsen zusammengesetzt wäre. Sie hatte eine sehr dünne Haut, welche sie unmittelbar bedeckte, die wieder mit einer andern und stärkern Haut bedeckt war, so die Stelle der fettichten Haut vertrat. Die Farbe von diesen Drüsen sah sehr lebhaft, rothbraun. Man hat in einigen von unsern Straußen gefunden, daß die Nieren wie gewöhnlich wieder in drene getheilt waren, und der obere und untere Theil breiter als der mittlere war. Der Uringang lag nicht wie bey den andern Vögeln auf den Nieren von oben nach unten zu, sondern er war in ihrer Substanz befestiget, woselbst er ein wenig weiter als auswärts war, um gleichsam ein Becken zu machen, welches von der Länge der Nieren war. In diesem Becken sah man viel Löcher, welche die Oeffnungen der Aeste oder Canäle waren, so das Becken in die ganze Substanz der Niere schickt. Es war kein Merkmaal von Warzen da.

Die Ringe, welche die Luftröhre ausmachten, waren ganz aber ein wenig gedrückt, welches ihnen

eine eyrunde Figur gab. Der Luftröhrenkopf bestund aus einem ringelförmigen und einem gießkannenschnauzförmigen Knorpel. Der ringelförmige Knorpel war wie bey dem Menschen, und der gießkannenschnauzförmige Knorpel war von zween platten und breiten Knorpeln gemacht, so mit dem ringelförmigen Knorpel vermittelst ihrer Muskeln gelenkförmig vereinigt waren. Sie ließen zwischen sich eine Oeffnung, so sechs Linien breit war, und welche die Luftröhrenöffnung machte. Diese beyden Knorpel waren wieder mit einem Muskel bedeckt, welcher wahrscheinlicher Weise dazu dient, daß er die Luftröhrenöffnung verschleust, indem er sie nah aneinander bringt.

Das Zwerchfell war nicht einfach, wie bey den Landthieren, wo es nur eine Scheidewand macht, welche die in der Brust enthaltenen Theile von den Theilen des Unterleibes trennt, sondern es waren viele Zwerchfelle daselbst, welche weit mehrere Scheidungen machten, indem sie die Höhle, von dem ganzen Theil des Körpers, den man den Stamm nennt, vermittelst fünf Scheidewände, die man für eben so viele Zwergfelle halten kann, in sechs andre Höhlen theilten. Viere von diesen Zwerchfellen oder Scheidewänden lagen gerade, und ihre Lage gieng von oben nach unten zu; die fünfte lag der Quere. Von den vier geraden Zwerchfellen waren zwey klein, und zwey groß. Die kleinen bedeckten die Lungen, welche an den Seiten hiengen, und die vier obern Blasen der Lunge trennten. Die großen Zwerchfelle, welche diese Blasen eben so, wie die kleinen die Lungen bedeckten, ließen in der Mitten ei-

nen

nen großen Platz, wo das Herz und die Leber mit einander verschlossen waren. Das fünfte Zwerchfell, welches der Nuere lag, gieng aus der Mitten eines von diesen großen Zwergfellen mitten durch das andre, und trennte das Herz und die Leber von dem Magen, die Gedärme und die andern Theile von dem Unterleib, in welchen die beyden untern Blasen der Lunge auch verschlossen waren; dergestalt, daß von den sechs Höhlen eine große in dem Unterleibe war, eine andre große in der Mitten der Brust über der erstern sich befand, zwo von mittler Größe auf der Seite der zweyten waren, und die vier andern Blasen enthielten, und zwo kleine sich noch an der Seite der mittlern befanden, wo die linke und rechte Lunge verschlossen war. Jedes kleine Zwerchfell, das wir den Muskel der Lunge nennen, weil es fleischig war, und die Lunge bedeckte, war bey seinem Anfang sehr fleischig, und in sechs Köpfe getheilt, so an dem Ende der großen Rippen hiengen, nahe bey dem Winkel, den sie mit andern kleinen Rippen, so sie an das Brustbein hängen, machen, an statt der Knorpel, so sie in den Landthieren daselbst anhängen. Diese sechs Köpfe brachten alle zusammen eine breite Flechse oder flechsichte Haut hervor, welche auf der Lunge lag, und die sich mit der flechsichten Haut des andern entgegenstehenden Muskels auf den Rückenwirbeln an welchen sie auch stark anhieng, vereinigte. Die Richtung der Fasern von diesen Muskeln war schief, und zog sich ein wenig nach unten zu, dergestalt, daß seine Wirkung darinne besteht, daß er die Brust enge macht, indem er die Rippen zusammen und nach unten zu zieht. Jedes große Zwerchfell, so nur eine Haut ohne muscu-

lösen

lösen Fleisch, und folglich ohne Wirkung, und ohne eigne Bewegung war, und nur als eine Scheidewand diente, hat uns den Namen eines Zwerchfells besser zu verdienen geschienen, als die beyden kleinen, welche musculös waren, und auch als das Zwerchfell der Landthiere, welches zu etwas anders dient, als den Ober- und Unterleib von einander zu scheiden, indem es vornehmlich durch seine Bewegung zum Odemholen, so man frey nennt, angewendet wird, eben so wie die Muskeln der Brust zum Odemholen, so man gewaltsam und angestrengt nennt, und welches durch durch die Erweiterung und Zusammenziehung der Brust bewerkstelliget wird, angewendet werden. Jedes von diesen Zwerchfellen hieng oben und vorne, längst einer jeden Seite vom Brustbein an, welches in unsern Straußen sehr breit war, eben so wie es bey den Vögeln gewöhnlich ist. Hinterwärts hieng es an der flechsichte Haut des Muskels von der Lunge, und vermittelst dieser flechsichten Haut an den Rückenwirbeln: unten hin gieng es an den queerlaufenden Muskeln des Unterleibes. Das schiefliegende Zwerchfell lag ein wenig tiefer als der untere Theil von dem Brustknochen. Es gieng aus der Mitten eines großen Zwerchfells, und hieng sich forne an die queerlaufenden Muskeln des Unterleibes, und hinterwärts an die flechsichten Häute der Muskeln der Lunge, alsdenn auch an das andre große Zwerchfell. Es war unten mit Fett eines Fingers dick versehen.

Die Lunge, welche zwischen den Rippen und den kleinen Zwerchfellen, die wir die Muskeln der Lunge nennen,

nennen, eingeschlossen war, bestund aus zwey Stücken, rothen und schwammichten Fleisches, eben so wie bey den andern Vögeln. Jede vonselbigen war zehen Zoll lang, über viertehalben Zoll breit und anderthalben Zoll dick. Jeder von den beyden Aesten der Luftröhre, theilte sich, indem sie in die Lunge gieng, in viele Aeste, welche sich in ihrer ganzen Substanz wie bey den Landthieren vertheilte, ausgenommen, daß alle diese Aeste schlechthin häutig waren, ohne Knorpel zu haben. Die Luft, welche in diese Aeste gieng, kam bis auf die äußere Oberfläche der Substanz, welche mit unzählig kleinen Löchern durchbort war, so man mitten durch eine sehr dünne Haut gewahr wird, womit die Lunge überkleidet ist, um die Luft zu verschließen, und sie nur durch fünf Löcher herausgehen zu lassen, davon jedes vier Linien im Durchschnitt hat, und die nach der Länge der Lunge sich befinden, wovon einige nach dem Rückgrad, andre nach dem Brustbeine zu waren. Diejenigen Löcher welche nach dem Brustbeine zu waren, und den fleischichten Theil des Muskels der Lunge durchborten, um in die Blasen zu kommen, waren schief; und es schien, daß dieses deswegen also gemacht worden, damit die Luft in diesen Blasen vermittelst der Wirkung des Muskels, freywillig könnte zurückgehalten werden, als welche, indem er sich zusammenzieht, dieses Loch enge machen kann, und dieses zu dem Nutzen, den man, wie in der Folge wird erkläret werden, vermuthen kann, die vier Blasen, welche zu oberst der Brust sich befanden, waren, wie gesagt worden, zwischen dem Zwerchfell und dem Muskel der Lungen, wo-

mit sie bedeckt waren, eingeschlossen. Die Haut von jeder Blase war an die Seiten des Zwerchfells und an den Muskel der Lunge angeklebt. Oben und unten war sie an die Häute der nahgelegnen Blasen, zwischen welchen sie war, angefügt. Die fünfte Blase, welche weit größer als die andern war, war nicht zwischen dem Zwerchfelle und dem Muskel der Lunge, sondern zwischen den beyden Zwerchfellen, nebst den Gedärmen, und den andern Theilen des Unterleibes eingeschlossen; und sie berührten den Muskel der Lunge nur an dem Orte, wo er durchbort war, um der Luft, welche er aus der Lunge aufnahm, einen freyen Zutritt zu verschaffen. Wir haben in den Adlern und in einigen andern Vögeln diese Blasen unten an eine Haut angehängt gefunden, welche mit vielem Fett versehen war, und die gleichsam in einen Sack den Magen und die Gedärme einschloß, und die wir für ein Netz gehalten. Die einzeln Stücke dieser Struktur konnten in den andern Vögeln wegen der Feinheit der Häute, woraus diese Blasen bestehen und die bey dem Strauße die Dicke der Schweinsblasen haben, nicht so gut beobachtet werden; und wir haben dieselben auch in dem Unterleibe in einem von unserm Straußen viermal dicker gefunden, weil sie scirrhös war: allein in den meisten andern Vögeln ist es beynahe ohnmöglich, sie nicht zu durchboren, indem man die Zergliederung macht; und sie können nicht wohl anders gesehen werden, als wenn man sie aufgeblasen erhält, und in die Luftröhre bläßt. Die Kenntniß dieser einzelnen

Stücke

Stücke, hat der Gesellschaft Gelegenheit gegeben, über das Odemholen überhaupt und vornehmlich über das, welches den Vögeln eigen ist, Betrachtungen anzustellen, um zur Kenntniß des Nutzens zu gelangen, den diese in einem und andern dieser Thiere so verschiednen Werkzeuge haben müssen.

Man hat erwogen, daß das Odemholen nicht nur zur Kühlung des Herzens und zur Stimme, sondern auch zur Durcharbeitung und Vertheilung der Nahrung diene, vermittelst der beständigen Bewegung und der Zusammenziehung des Oberleibes, welcher, da er die mit Luft angefüllten Lungen, welche durch seine Vermittelung dem weichen Küssen ähnlich geworden, preßt, macht, daß sie nicht nur das in ihren Gefäßen enthaltene Blut gelinde auspressen, und in das Herz treiben, sondern auch die in der Brust verschlossenen andern Eingeweide zusammendrücken, um die Vertheilung des Bluts zu beschleunigen, eben so, wie es in den gewaltsamen Handlungen zu seyn scheint, wo das Zurückhalten des Odemholens nöthig ist; denn man sieht, daß sie das Blut in das Gesichte treibt. Allein die Art, nach welcher das Odemholen durch das Ein- und Ausathmen vollkommen wird, zeigt die wahre Beschaffenheit dieses Nutzens in den Landthieren deutlich; denn das Einathmen geschieht, wenn die Brust durch die Veränderung der Lage der Rippen und des Brustbeins, so seine Weite größer macht, und durch die Ausdehnung des Zwerchfells, welches platt wird, weiter wird: das

Ausathmen geschieht durch eine entgegengesetzte Lage der Knochen der Brust, so seine Größe enger macht, und durch die Erschlappung des Zwerchfells, welches diese Größe auch vermindert, weil sie macht, daß es wieder in die Höhe steigt, und einen Theil der Brust einnimmt. Diese Erschlappung, so eine leidende Sache ist, ist für die starke Kraft, welche das Ausathmen verlangt, nicht zureichend, weil die verschloßne, und durch die Wirkung, welche die Muskeln der Brust in dem Ausathmen machen, zusammengepreßte Luft, geschickt seyn würde, das Zwerchfell hinunter zu treiben, wenn es nicht durch eine Kraft, welche in dem Ausathmen stark wirkt, in die Höhe getrieben würde. Diese Kraft ist doppelt; die eine rührt von dem Brust- oder Mittelfell (Mediastin.) her, welches, nachdem es in dem Einathmen gezogen und gespannt worden, hernach, wenn der Mittelpunkt des Zwerchfells hinuntersteigt, eben diesen Mittelpunkt wiederum in die Höhe zieht, wie eine Feder thut, welche, nachdem sie gespannt worden, sich vermittelst einer Kraft, welche Galenus natürlich nennt, und welche nicht wie bey den Muskeln freywillig ist, wieder in ihren vorigen Zustand zurückbegiebt; dergestalt, daß er ihr die gezwungene Zurückziehung zuschreibt, welche sich bey den Theilen durch die Muskeln ereignet, deren Gegenwirkende Muskeln sind abgeschnitten worden. Die andre Kraft, welche macht, daß das Zwerchfell in die Höhe steigt, rührt von den Muskeln des Unterleibes her, welche für die gegenwirkenden

kenden Muskeln des Zwerchfells können gehalten werden, wenn sie alles was unter dem Zwerchfelle enthalten ist, zusammendrücken; denn durch diese Wirkung machen sie, daß die Leber, der Magen und die andern Theile des Unterleibes in die Höhe steigen, und das Mittel von den Zwerchfellen in die Höhe treiben, welches hernach herunter steigt, wenn es durch seine eigne Wirkung, welches die Ausdehnung ist, die gerade und platte Figur, so ihm die Zusammenziehung seiner Fasern giebt, wieder annimmt. Diese Pressung der Muskeln des Unterleibes auf die Eingeweide ist so kräftig, daß man bisweilen den Magen in die Brusthöhle hat hineingetrieben gesehen, wenn das Zwerchfell eine große Wunde bekommen, wie solches Pare, Sennert und Hildanus bezeugen. Aus diesen Wirkungen der Muskeln auf die Eingeweide, welche sie in die Höhe treibt; und der Pressung des Zwerchfells, welches sie hernach heruntertreibt, und aus den beständigen wechselsweisen Bewegungen, kann man sagen, daß das Odemholen in Ansehung der in dem Unterleibe enthaltenen Säfte, eben das ist, was der Pulsschlag des Herzens in Ansehung des in seinen Kammern enthaltenen Blutes ist; daß nämlich diese Zusammenpressung und diese Bewegung nicht allein zur Vertheilung des Milchsaftes dient, eben so wie die Zusammenpressung und Bewegung des Herzens zur fortreibenden Bewegung des Bluts in den Pulsadern dient, sondern daß sie auch eine der vornehmsten Ursachen der Erzeugung des Milchsaftes durch die Trennung, Ver-

dünnung und Vermischung der Theile der Nahrung, welche diese beständige Bewegung hervorzubringen geschickt ist, zu seyn pflegt.

Diese Wirkungen, welche zum Leben wesentlich nöthig sind, und welche bey den Vögeln wie bey den Landthieren geschehen müssen, geschehen auch in selbigen durch das Odemholen, wiewohl mit verschiedenen Werkzeugen; denn obgleich das Zwerchfell bey denen unter den Vögeln, wo es musculös ist, oder zum wenigsten der Muskel der Lunge in dem Strauße eine Spannung und Erschlappung hat, vermittelst welches die Lunge und ihre Blasen zusammengepreßt werden, so hat es doch diese Bewegung nicht, die es in den Landthieren hat, vermittelst welcher die Eingeweide bald hinauf bald hinunter getrieben werden; und die Muskeln des Unterleibes können sie auch wegen ihrer Kleinheit nur schwach zusammenpressen, weil beynahe der ganze Unterleib mit dem Brustbeine bedeckt ist, dessen Größe außerordentlich hat seyn müssen, um den großen Muskeln, welche den Flügel unterwärts ziehen, den Ursprung zu verschaffen; da die Kraft dieser Muskel, wenn sie kleiner wären, der Kraft der Wirkung des Flugs nicht zureichend seyn würde, dergestalt, daß diese Schwäche der Muskeln des Unterleibes und des Zwerchfells in den Vögeln durch die Blasen der Lungen, welche sich anfüllen und in ihrem Odemhohlen wechselsweise ausleeren, hat ersetzt werden müssen. Wenn der ganze Oberleib durch die Wirkung der Muskeln der

Brust

Brust erweitert wird, so dringt die Luft in die Lunge, und zu gleicher Zeit aus den Lungen in die Blasen, allein man muß merken, daß sie nur in diejenigen dringt, welche nur in der Brust eingeschlossen sind, weil nichts da ist, welches, indem es die in dem Unterleibe enthaltenen Blasen erweitert, der Luft Gelegenheit verschaffen könne, dahinein zu kommen; denn im Gegentheil geschieht es alsdenn, daß sie niedersinken, und daß die Luft, welche sie enthalten, wieder in die Lunge dringt. Wenn aber hernach der Oberleib zusammengepreßt und enger wird, so geht ein Theil von der in den Blasen der Brust verschlossenen Luft, wenn sie ausgepreßt wird, durch den Luftröhrenkopf heraus; der andre geht in die Blasen des Unterleibes und bläset sie zu eben der Zeit auf, da die obern Blasen sich ausleeren; und wenn hernach die oben befindlichen Blasen durch die Erweiterung des Oberleibes angefüllt werden, so nehmen sie nicht nur die Luft von außen durch den Luftröhrenkopf, sondern auch die Luft der Blasen des Unterleibs, welche zu eben der Zeit, als die obern Blasen sich erweitern zusammengedrückt werden, in sich; und dieses geschieht bey ihnen, weil sowohl ihre Häute sich vermittelst der Schnellkraft in ihren ersten Zustand wieder begeben, als weil die Eingeweide, welche durch die Erweiterung der Blasen, gedrungen und zusammengepreßt werden, sie ihrer Seits treiben, wobey ihnen die Muskeln des Unterleibes, wiewohl sie klein sind, helfen. Welches eine wechselsweise stoßende Bewegung macht, welche die

kräftige Wirkung, so die großen Muskeln des Unterleibes in den Landthieren hervorbringen, ersetzt. Diese Wirkung der Blasen, welche zum Odemholen der Vögel dienen, läßt sich deutlich wahrnehmen, wenn man sie lebendig aufschneidet. Wir haben hiervon in den großen Vögeln, z. E. in den Gänsen und Truthünern, Versuche angestellt, bey welchen man, nachdem man den Unterleib geöffnet, ohne die Blasen, die daselbst sind, verletzt zu haben, bemerkt, daß, wenn der Oberleib in dem Ausathmen niedergedruckt war, die untern Blasen sich aufbliesen, und daß, wenn er sich zu dem Einathmen erweiterte, dieselben niedersunken. Diese besondre Art, welche die Vögel in ihrem Odemholen haben, kann durch die Schmiedeblasbälge erkläret werden, welche nach den Werkzeugen des Odemholens der Vögel scheinen nachgemacht zu seyn; denn diese Blasebälge haben eine doppelte Weite, die Luft in sich zu nehmen. Die erstere ist unten, welche die Luft aufnimmt, wenn der Blasebalg offen ist, und diese Weite stellt die oben in der Brust verschlossenen Blasen vor. Die andre Weite ist oben, welche die Blasen des Unterleibes vorstellt; denn wenn die untere Weite durch die Zusammenpressung des Blasebalgs enger geworden, so geht die Luft, welche sie aufgenommen, durch ein Loch, welches in sie gebohrt worden, hinein, und geht in die obere Weite. Dergestalt, daß die mit Gewalt getriebene Luft diese Weite erweitert, indem sie das darüber befindliche flatternde Brettgen aufhebt; indem dieses

ses Loch in der Mitten des Brettgens ist, welches gleichsam ein Zwerchfell zwischen den zwo Weiten ist, welche den Blasebalg ausmachen, und die von den Blasen der Lunge der Vögel, darinne verschieden ist, daß ihre Lage sich anders befindet; indem die Weite der Blasen, welche die Luft zuerst aufnehmen, bey den Vögeln in den obern Theil, und bey den Schmiedeblasbälgen in dem untern Theile ist. Die Gesellschaft hat noch von vielen andern Vögeln Bemerkungen angestellt, welche das Odemholen dieser Art Thiere betreffen, die man in ihren Beschreibungen finden wird.

Das Herz war beynahe rund, und betrug an dem Grundtheile sechs Zoll, und war fünf Zoll breit. Bey den Vögeln ist es nach Proportion gemeiniglich länger. Die Ohren waren klein, und die Kammern groß. Die Oeffnung der Hohlader war groß, und hatte keine Klappen: es war daselbst gleichsam nur ein Sack, davon die Seite, welche zwischen ihrer Höhle und der Oeffnung der Hohlader mitten inne war, als eine Klappe diente, welche die fleischichte Ceförmige Klappe könnte genennt werden. Diese Struktur ist bey dem Herz der Vögel gewöhnlich. Die andern Klappen waren bey den andern Gefässen des Herzens wie gewöhnlich. Die große Pulsader gieng längst der rechten Seite, wie bey andern Vögeln hinunter, und war in eine Kapsel eingeschlossen, so von der flechsichten Haut des Muskels der Lunge formiret war. Der Hirnschädel war sehr zart: man hat in selbigen bey einem von diesen Straußen einen

Bruch gefunden. Die Naturforscher haben angemerket, daß, wenn der Strauß einige Gefahr befürchtet, derselbe in Sicherheit zu seyn glaubt, wenn er seinen Kopf bedeckt hat. Das Gehirn nebst dem kleinen Gehirne, war nur zween und einen halben Zoll lang, und zwanzig Linien breit. Die harte Hirnhaut trennte das große Gehirne vermittelst des breiten Fortsatzes, den man den sichelförmigen nennt, nicht: sondern man sah nur in der Substanz des Gehirns einen kleinen etwas eingedrückten Streif, auf welchem die harte Hirnhaut, welche ein wenig verdickt war, und gleichsam eine Nath machte. Die erweiterte Sichelader gieng, wie gewöhnlich von dem Vordertheile des Kopfs nach dem Hintertheile zu, um sich in den entgegenstoßenden Seitenaderhöhlen, welche sich an dem Ort, wo die harte Hirnhaut das Gehirn von dem kleinen Gehirne scheidet, befanden, zu endigen. Diese beyden Höhlen giengen aus dem Hirnschädel durch besondre Löcher des Hinterhaupts, um sich in den innern Halsadern zu entledigen. Die vierte Aderhöhle, welche weit mehr hinterwärts als bey den Landthieren lag, stieg schief hinunter, theilte sich in zween Aeste, und gieng in die Kammern des Gehirns. Nachdem die harte Hirnhaut war weggenommen worden, sah man die Zirbeldrüse, welche an dem Orte lag, wo das kleine Gehirne mit dem Gehirne sich vereinigt: sie war so groß als eine kleine Erbse. Viele Aeste von den netzförmigen Blutgefäßen (Plex. choroid.) umhüllten sie. Die weiche Hirnhaut war mit einer großen Anzahl

Gefässe

Gefässe versehen. Die Oberfläche des Gehirns, so sie bedeckte, war nicht in viele Vertiefungen und Wendungen getheilt, sondern eben und gleich, so wie es gemeiniglich bey den Vögeln ist. Der ganze Vordertheil des großen Gehirns war in zween andre Theile getheilt, welche nur vermittelst sehr dünner kleiner Fasern mit einander vereinigt waren. Die Trennung dieser beyden Theile, welche in den Landthieren nur bis auf die Hirnschwüle geht, gieng durch das ganze Gehirn, welches sich nur vermittelst des hintern Theils nahe bey dem kleinen Gehirne mit einander vereinigte. Diese Trennung des Gehirns in zween Theile befindet sich in den meisten Vögeln; und es ist solches den Marktschreyern nicht unbekannt, welche ihrem Balsam einen Werth beybringen wollen, indem sie die Hüner damit heilen, nachdem sie ihnen den Kopf mit einem Messer durchschnitten, als welches zwischen diesen beyden Theilen des Gehirns hineingeht, ohne sie zu verletzen. In jedem von diesen beyden Theilen befand sich eine Höhle oder Kammer, welche mit einer weißen, markichten und halben Linie dicken Substanz bedeckt war, welche auch über den Ort hinaus gieng, wodurch diese beyden Theile mit einander vereinigt sind, und wo die beyden Vorderkammern sich miteinander vereinigen und die dritte ausmachen. In dieser dritten Höhle befand sich ein Spalt, welcher an dem Trichter und der Zirbeldrüse, so das Ende des Trichters genau verstopfte, und wie gewöhnlich auf dem Sattel des keilförmigen Beins lag, angränzte.

An

An dem hintern Theile der beyden Vorderkammern, sah man die netzförmigen Blutgefäße, welche von einem Aste der Schlafpulsader, und einem Aste der vierten Aderhöhle formirt war. Beynahe die ganze Substanz des Gehirns hatte eine aschgraue Farbe, und war, der rindenähnlichen Substanz des Gehirns eines Menschen ähnlich, dergestalt, daß sie nach Proportion der markichten Substanz zehnmal größer und dicker war. Die zehen Paar Nerven entstunden aus dem Hirnschädel auf eben die Weise, wie bey den Landthieren. Das Rückenmark, welches an dem Orte entstund, wo die beyden Theile des vordern Gehirns sich miteinander nebst dem kleinen Gehirn vereinigen, hatte auf seinen Seiten zwo runde Erhöhungen, welche so groß als eine kleine Nuß waren. Eine jede von selbigen hatte eine beträchtliche Höhle, und machte gleichsam zwey Kammern, welche sich in den untern Canal öffneten, welcher unter dem, was Pons Syluii genennet wird, und wodurch die wässerigen Feuchtigkeiten des kleinen Gehirns sich in den Trichter begeben, weggeht. In dem kleinen Gehirne befand sich die rindenartige und markiche Substanz, auf eben die Weise, wie man sie in den Landthieren sieht; indem diese verschiedenen Theile auswärts durch Blättchen, so mit einander zusammengefügt und durch gleichlaufende Linien unterschieden waren, schienen in Ordnung gebracht zu seyn. Es befanden sich daselbst zween wurmförmige Fortsätze, wie bey den Menschen. Auch war daselbst eine Höhle, so die Figur einer Schreibfeder

feder hatte, wie bey den meisten Landthieren. Das kleine Gehirn bestund inwendig, wie gewöhnlich, aus einer weißen Substanz, so die Form der Aeste eines Baums hatte, und aus einer röthlichen blaugelblichen Substanz.

Die Figur von den Augen, so sich eben so, wie bey andern Vögeln und Fischen verhielt, bestund aus zwo Halbkugeln, wovon die größte, so von der harten Hornhaut formirt war, vorne einen platten Theil hatte; die andre, so weit kleiner war, lag auf dem platten Theile der harten Hornhaut. Diese kleine Halbkugel war die durchsichtige Hornhaut, welche um und um einen erhabenen Zirkel hatte, welcher gleichsam einen Rand machte. Der Sehenerve gieng nicht durch die Mitten hinein, sondern ein wenig an der Seite nach dem Winkel zu, den der wölberunde Theil der harten Hornhaut mit dem platten Theile macht. Die crystallische Feuchtigkeit hatte keinen Kern, sondern ihre Substanz war einförmig: sie war innwendig mehr wölbenrund, als auswärts. Die netzförmige Haut war ganz und gar schwarz, ohne auf dem Grundtheile eine verschiedentlich gefärbte, und gleichsam goldfarbige Haut zu haben, die wir den Teppich nennen. Nachdem der Sehenerven die harte Hornhaut, und die netzförmige Hornhaut durchbort hatte, so erweiterte er sich, und machte gleichsam einen Trichter, der eine Substanz hatte, so der seinigen ähnlich war. Dieser Trichter ist gemeiniglich bey den Vögeln nicht rund, wo wir beynahe allezeit das Ende des Sehenervens platt, und innwendig

in

in dem Auge gedruckt gefunden haben. Aus diesem Trichter gieng eine faltige Haut heraus, welche gleichsam eine Tasche machte, so mit der Spitze gegen den Rand der crystallischen Feuchtigkeit zu, so den Eingang des Sehenervens am nächsten war, angränzte. Diese Tasche, welche unten bey dem Ausgange des Sehenervens sechs Linien breit war, und welche nach oben spitzig zugieng, hieng mit ihrer Spitze an dem Rande der crystallischen Feuchtigkeit, vermittelst einer Haut, die sie von der Seite von der glasartigen Feuchtigkeit bedeckte, und die auch die ganze Tasche umhüllte, die schwarz war, aber von einer andern Schwärze, als die Schwärze des netzförmigen Häutgens ist, so gleichsam mit einer Wasserfarbe, die sich an die Finger hängt, scheint überzogen zu seyn; denn es war eine Haut, so mit ihrer Farbe durchdrungen, und wovon die Ueberfläche vest war. Die obere Thränendrüse, welche gemeiniglich innwendig in dem äußern Winkel der Augenhöhle verborgen ist, lag in einer Höhle, welche in dem kranzartigen Theile, so den obern Theil der Augenhöhle ausmacht, eingedruckt ist: sie war acht Linien lang, und vier Linien breit. Ihre Canäle waren, wie gewöhnlich.

Die Nachricht, die wir itzt abgeschrieben, hat uns für die wirklichen Liebhaber der Anatomie so wichtig geschienen, daß wir geglaubt haben, nichts davon wegzulassen; und wir sind völlig überzeugt, daß, so lang sie auch ist, man sie doch nicht allzuweitläuftig finden wird.

Ohne

Ohne ein Naturforscher zu seyn, sagt Herr Reaumur in seinem neuen Buche, so folgenden Titel hat: Die Kunst, zu aller Zeit Hausvögel von allerley Art, entweder vermittelst der Wärme des Mistes, oder vermittelst der Wärme des gemeinen Feuers auszubreiten, und aufzuziehen, so würde man doch gerne bey uns diese Vögel, deren Federn unsern Soldaten eine Zierde darreichen, und welche zu vielen andern Zierden angewendet werden, wachsen sehen, diese Vögel, welche ihrer erstaunenden Größe wegen so merkwürdig sind, als die Kolibri es wegen ihrer wundersamen Kleinheit sind, die unter den andern Vögeln dasjenige sind, was der Elephant unter den vierfüßigen, und der Wallfisch unter den Fischen ist. Wer wollte nicht mit Vergnügen aus seinem Ey einen Vogel so groß herausgehen sehen, als der Strauß herausgeht? man hat uns viel fremde Dinge von der Art, wie ihre Eyer bebrütet werden, erzählet, welche, wenn sie auch nicht alle falsch sind, es doch größentheils sind, weil es deren giebt, so gerade einander entgegen gesetzt sind. Viel Reisende geben vor, daß das Weibchen sich begnüge, ihre Eyer in den Sand zu scharren, worauf sie dieselbigen verläßt, und sich des Ausbrütens der Jungen wegen, auf die Wärme der Sonne verläßt. Einige hingegen sagen, daß das Männchen und das Weibchen oft mit einander brüten, und daß die Eyer niemals, zum wenigsten von beyden nicht auf einmal, verlassen werden; allein es sind nur Augen, die sie bebrüten lassen; die Richtung ihres An-

blicks

blicks ist so wichtig, daß die Eyer, wenn sie einen Augenblick aufhörte, würden verlohren seyn, sie würden sogleich verderben. Unter denen, welche wollen, daß die Strauße ihre Eyer verlassen, giebt es deren, welche ihnen alles Gedächtniß deshalben wegnehmen, und die ihnen nach der gewöhnlichen Weise andre bebrüten lassen, welche sie auf ihrem Wege antreffen, und die sie nicht gelegt haben: einige hingegen geben ihnen ein Gedächtniß, so sie wieder zu ihren Eyern führt, wenn die Jungen zum Auskriechen bereit sind; von zehn mehr oder weniger Eyern, woraus die Brut besteht, lassen sie deren viere zerbrechen; sie opfert sie dem Wohl der Jungen auf, welche aus den andern Eyern auskriechen sollen, sie müssen ihnen eine Nahrung geben, ohne welche sie vor Hunger sterben würden; in den zerbrochnen Eyern wachsen Würmer, wovon sich die kleinen frisch ausgekrochnen Strauße ernähren, bis sie im Stande sind, Speise in der Ferne zu suchen. Man wird nicht glauben, daß diese Dinge und einige andre von eben der Art, die ihnen beygefügt werden könnten, von guten Beobachtern sind bestätiget worden. Diejenigen, welche vorgegeben, daß die Strauße nicht brüten, haben doch geglaubt, in der beträchtlichen Schwere ihres Körpers deshalben eine gute Ursache zu finden; sie haben geglaubt und gesagt, daß sie ihre Eyer, auf welchen ihre Körper gesetzt wären, zertreten würden: sie würden anders davon gedacht haben, wenn sie auf die Dicke und Vestigkeit der Schaale genugsame Aufmerksamkeit gehabt, als welche so beschaffen ist,

daß

daß man Gefäße daraus machen kann, deren man sich bedient, wie wir uns der porcellainen Gefässe bedienen. Nun muß sich vielmehr an den Herrn Kolben, als an eine Menge Schriftsteller halten, welche allzu große Liebhaber wunderbarer Dinge sind, und die von ihnen selbst nicht sind gesehen worden; er läßt die Strauße nur schlechtweg brüsten, auf die Art, wie die Hüner und die Vögel von so vielen andern Arten brüten, er ist nicht von der Zahl derjenigen Reisenden, welche uns Nachrichten von Ländern geben, die sie nur durchlaufen sind: er hat sich neun bis zehn Jahr lang auf dem Vorgebürge der guten Hoffung einzig und allein deswegen aufgehalten, um daselbst Bemerkungen anzustellen. Er versichert, daß er Gelegenheit gehabt, so gar sehr oft wahrzunehmen, daß das Männchen und Weibchen von dem Strauße wechselsweise die Sorgfalt auf sich nehmen, die Eyer, so auf den Sand gelegt worden, zu bebrüten; er fügt hinzu, daß die Jungen nur einige Tage, nachdem sie ausgekrochen, gehen können, und daß ihnen der Vater und die Mutter Pflanzen bringen, bis sie in dem Zustande sind, selbst Nahrung zu suchen. Doch kann man vielleicht die Erzählung der Reisenden, welche sich begnügt, zu sagen, daß die Eyer der Strauße von der Sonne ausgebrütet werden, mit dem, was Kolbe als ein Augenzeuge versichert, vereinigen. Es giebt in Africa weit wärmere Länder, als um das Vorgebürge der guten Hoffnung, in diesen von der überausgroßen Sonnenhitze verbrannten Ländern, haben die auf den Sand gelegten

legten Eyer nicht nöthig, von der Mutter einige Tage lang erhitzt zu werden; sie verlangen vielmehr, daß sie sie der Wirkung einer Wärme, welche sie zu kochen geschickt wäre, entziehe, welche sie machen kann, indem sie dieselbe in den Sand scharrt, wenn sie selbige alsdenn mit ihrem Körper bebrüten sollte, so würde solches nur deswegen geschehen, damit sie selbige abkühle, oder verhindere, daß sie nicht allzuviel Wärme haben. Die Strausse scheinen demnach in dergleichen Ländern sehr geneigt zu seyn, sich einige Tage lang auf ihren Eyern zu halten; allein es giebt in eben diesen Ländern Nächte, wo die Wärme des Tages unerträglich ist, welche für die Eyer allzu kalt seyn würden, und während welchen die Strauße genöthigt seyn müssen, auf ihren Eyern zu bleiben. Dieses sind nur Muthmaßungen: wir können uns versprechen, sie bald von einem der stärksten Liebhaber der natürlichen Geschichte bestätiget, oder vernichtet zu sehen.

Here Adamson, welcher in einem Alter, wo es beynahe erlaubt ist, sich den nichtigen Vergnügen zu überlassen, nur zu den Beobachtungen der Thiere und der Pflanzen eine Neigung hat, ist seit fünf Monaten mit dem heftigsten Verlangen, uns von der Geschichte der Strauße gut zu unterrichten, nach Seenegall verreist; er soll mir ihre Eyer mit aller der Behutsamkeit schicken, damit sie gut ankommen, und zur Bebrütung geschickt seyn. Herr Adamson hat nicht verweilt, die Verbindungen, die ich seinetwegen ohne sein Wissen mit dem Publico unternommen, zu erfüllen: wenig Monate darnach, als dieses Werk das

erste

erstemal zum Vorschein gekommen, habe ich einen Brief, der den funfzehnten August 1749 in Seenegall geschrieben war, erhalten; er erzählt darinne die muthigen Verrichtungen, die ihm die natürliche Geschichte unternehmen lassen.

Es ist hier der Ort nicht, von den wunderbaren Dingen, die sie ihm wahrnehmen lassen, Rechenschaft zu geben, sondern ich habe zu sagen, daß er mir gemeldet, daß er sehr gewiß sey, daß die Strausse zu Seenegall ihre Eyer aber nur des Nachts bebrüten. Was wir nur schlechtweg gemuthmaßet, das es seyn müßte, kann demnach itzo als eine Sache betrachtet werden, welche die Strauße von der Gleichgültigkeit gegen ihre Eyer rechtfertiget, welcher man sie beschuldiget, und die zur Ehre dieser Vögel ist, denen man eine Art der Schwachheit vorgeworfen; an statt, daß die andern sich beständig auf ihren Eyern aufhalten, so bebrüten die Strauße die ihrigen nur zu der Zeit, wo sie bebrütet werden müssen.

Da die Strauße, wie Belonius bemerket, sich auf den Feldern von Afrika aufhalten, so werden wir in unsern Gegenden keine sehen, außer, wenn man sie über das Meer zu uns kommen läßt. Die Bauern in Libyen und Afrika, welche wissen, daß sie Nutzen davon haben, fangen die wilden auf verschiedne Art, und nachdem sie dieselben zahm gemacht, so verkaufen sie solche an die Kaufleute, welche sie auf die Schiffe laden, um sie uns nach Europa zu bringen: außer dem, wenn sie sie tödten, und sie nicht lebendig bringen können, so liefern sie zum wenigsten von selbigen die Haut nebst allen ihren Federn; denn sie

ziehen sie sogleich ab, und schicken die Häute den Kaufleuten in den nahgelegenen Städten. Wenn man sie jagt, so bemühen sie sich, indem sie fliehen, mit den Füßen Steine gegen diejenigen zu werfen, die sie verfolgen. Wenn der Strauß von einem kleinen wilden Thiere angefallen wird, weshalben er nicht davon fliehen will, so vertheidigt er sich mit seinen Füßen dergestalt, daß er, wenn ein Mensch vor ihm flieht, die Kraft hat, ihn auf die Erde zu schlagen Der Strauß macht sein Nest in die Erde, und es ist kein Vogel, der so viel Eyer legt, als er, sie sind so groß, daß sie zwey Pfund Wasser halten könnten, und haben eine so harte Schaale, daß man sich deren bedienen kann, um Trinkgefäße daraus zu machen; ein großer Theil von den Eyern, die wir in den Kirchen aufgehangen sehen, sind Crocodillseyer; doch glauben wir, daß es Straußeyer sind.

Aelianus sagt auch, daß der Strauß auf achtzig Eyer bey einem einzigen Brüten lege, und so groß, daß viel Personen sich von einem einzigen seiner Eyer sättigen können: allein es ist merklich, daß er es zu sehr übertrieben. Der Strauß säuft niemals, wie die Araber vermelden. Er sieht einfältig aus; er frißt alles, was er antrifft ohne Unterschied: er ist aber nicht taub, wie man vorgegeben. Wir glauben auch ebenfalls nicht, daß er sich von hinten zu begatte, wie das Cameel thut. Nachdem Aldrovandus angemerkt, daß er der größte unter allen Vögeln ist, so fügt er hinzu, daß es drey Thiere gebe, welche aus sehr kleinen sehr große würden; nämlich unter den Thieren, so in dem Wasser und auf

dem

dem Lande zugleich leben, das Crocodill, unter den Vögeln der Strauß, und unter den vierfüßigen Thieren der Elephant. Laurentius Valle führt aus dem Herodotus an, daß sich in Afrika von der morgenländischen Seite unterirrdische Strauße befinden, welches viele Leute geängstiget hat; Allein es ist ein Fehler des Uebersetzers, welcher nicht verstanden hat, daß Herodotus den Strauß Struthios catagaios nennt, nicht deswegen, weil er unter der Erde sich aufhält, sondern weil er sich nicht von der Erde erhebt, und weil er nicht in die Luft fliegen kann, wie die andern Vögel thun. Geßner, dem wir diese Anmerkung schuldig sind, zeigt auch noch, daß, wenn Horatius von dem afrikanischen Vogel, als einem auserlesnen Vogel redet, so redet er nicht von dem Strauß, sondern von der Perlhenne, so in Frankreich Peintade genennet wird.

Der Strauß, der sonst im Französischen Cerf-oiseau genennet wird, heißt Griechisch Στρεθοκαμελος; Italiänisch Struzzo, oder Struzzelo; Spanisch Avesstruzi; Niederländisch Struis; Polnisch Strus; Englisch Ostriche. Das französische Wort Austruche; oder Autruche, kömmt, wie die Worte der andern europäischen Sprachen aus dem Griechischen Στρεθοκαμελος, oder aus dem lateinischen Struthocamelus, oder vielmehr, wenn man dem Nicot glauben will, von Struchocamelus.

Der Strauß ist als eine Speise nicht im Gebrauche, zum wenigsten nicht in diesem Lande; denn wie Belonius meldet, so essen die Bauern in Libyen dieselben, wie wir unsre Gänse und Enten essen:

diejenigen aber, welche gewohnt sind, das Fleisch des Straußes zu essen, sagen, daß es schlecht und übel zu verthauen ist: daher kömmt es, daß man gewisse Völker in Arabien Straußfresser genennt hat. Heliogabalus, das Ungeheuer in der Verschwendung, hat einsmals ein groß Gastmahl gegeben, wo er die Köpfe von sechshundert Straußen aufsetzen lassen, um das Gehirne von selbigen zu essen. Von den Strauseyern glaubt man, daß sie einen ziemlich guten Geschmack haben, und sehr nährend sind: Doch sagt Galenus, daß die Hüner- und Fasaneneyer die vortrefflichsten, und die Gänse- und Straußeyer die schlimmsten unter allen sind.

Was den Gebrauch dieses Vogels in der Medicin betrifft, so gebraucht man von selbigen das Fett, die Eyer, und die innere Haut des Magens. Das Fett ist erweichend und auflösend; es stärkt die nervichten Theile; es erweicht die Geschulst der Milz; und wenn man es in Form einer flüßigen Salbe auf die Gegend der Nieren streicht, so stillt es die Nierenschmerzen. Die Straußeyer haben eben die Kraft, wie die Hünereyer: man dörrt die Schaalen von selbigen, und nachdem sie fein zu Pulver gerieben worden, giebt man sie zu einer halben Drachme, um den Urin zu treiben, und den Grieß aus den Nieren und der Blase abzuführen. Alles, was wir von den Eyerschalen der Hüner deshalben gesagt haben, kann auch hier gelten: daher wir es nicht wiederholen wollen. Was die innere Haut des Magens betrifft, so wird sie für geschickt gehalten, den Magen zu stärken; man muß sie dürren, zu Pulver reiben,

und

und eine Drachme von selbigen früh nüchtern nehmen, nachdem man sie einige Stunden in einm Glas rothen Weine weichen lassen: allein, wir glauben nicht, daß dieses Mittel von großer Wirkung sey.

Turdus. Drossel.

Wir kennen vier Arten von Drosseln, welche in Frankreich mehr oder weniger gemein sind; nämlich 1) die Misteldrossel; 2) die Weindrossel, wovon in diesem Artikel wird geredet werden; 3) der Krammsvogel; 4) die rosenfarbige Ackerdrossel. Die beyden erstern, sind nur bleibende Vögel, denn die beyden andern sind Zugvögel, und machen ihr Nest in Frankreich nicht.

Die Weindrossel oder Gesangdrossel; Turdus, *Offic. Dal. Pharm.* 427. *Lemer.* 895. *Charlet. Exer.* 89. Turdus viscivorus minor, *Belon des Oiſ.* 326. Turdus minor alter, *Gesn. de Avib.* 690. Turdus musicus *Schwenckf. Aviar. Silef.* 361, Turdus simpliciter dictus, *Aldrov. Ornith.* 2. 600. *Ionst. de Avib.* 73. Turdus vulgaris, Merr, Pin. 176. Turdus simpliciter dictus, sive viscivorus .minor *Wilughb. Ornith.* 138. *Ray Synop. Method. Av.* 64. Turdus alis subtus ferrugineis linea supra oculos albicante *Linn. Faun. Suec.* 189. Turdus minimus nostras *Frischii, Klein. Prodr. Hist. Av.* 66. Palara forte seu Drosta, *Avtor. Philom.* Turdus vinearum; Turdus domesticus, seu Turdula domestica. *Nonnull.* Französisch Petite Grive de Guy, Grive de Vigne commune, oder Mauvis.

Sie ist im Französischen Grive de Gruy genennt worden, nicht deswegen, weil sie Mistelbeere frist, sondern weil sie der großen Misteldrossel ähnlich ist; sie ist kleiner als der Krammsvogel, und nicht viel größer als die rosenfarbne Drossel; sie wiegt drey Unzen. Sie ist vom Anfange des Schnabels bis zu Ende des Schwanzes oder der Pfoten, neun Zoll lang. Der Schnabel ist ein Zoll lang und braun. Die Zunge scheint in zwey gespalten zu seyn, wenn man sie aufmerksam betrachtet. Das Maul sieht innwendig gelb. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Die Farbe und die Flecken von der Brust und dem Bauche sind, wie bey der Misteldrossel, denn die Flecken von selbiger sind braun. Die Brust sieht gelblich, und der Bauch weiß; der obere Theil des Körpers sieht überall braun, oder vielmehr Olivengrün; an den Flügeln mit roth oder gelblich vermischt. Die kleinen Federn welche die Flügel unten bedecken, sehen rothgelblich. Die untern Federn in der Verdeckung sehen am Ende gelblich. Die kleinen Federn unter dem Schwanze sehen weißlich. Jeder Flügel hat achtzehn Schwungfedern, der Schwanz ist drey und einen Viertel Zoll lang, und besteht aus zwölf Federn. Die Dickbeine und die Schienbeine sehen blaßbraun, die Fußsohle sieht gelblich. Das hintere Gelenke von der äußern Zeehe hängt an der mittelsten Zeehe. Sie hat eine Gallenblase. Der Magen ist nicht so muskulös, wie bey den andern Vögeln von der Art. Sie unterscheidet sich schwerlich von der rosenfarbigen Drossel in Ansehung ihres äußerlichen Betragens, ausgenommen,

men, daß die Flecken auf der Brust und auf dem Bauche in größrer Anzahl und größer sind; Aldrovandus sagt, daß es dieser Art eigen sey, daß sie um die Augen Flecke habe. Sie nährt sich mehr von Insekten als von Beeren: überdies frißt sie Schnecken, die man auch vielleicht unter die Insekten zählen kann. Das Geschlecht unterscheidet sich nicht in Ansehung der Farben. Sie bleibt das ganze Jahr bey uns in England, und macht daselbst ihr Nest; sie baut es auswärts von Moos und Stroh, und überzieht es innwendig mit Koth; sie legt auf den Koth fünf oder sechs ganz bloße Eyer bey einem Brüten, welche eine blaugrünliche Farbe haben, und mit schwarzen dünnen Flecken besprengt sind. Sie singt im Frühlinge votrefflich, wenn sie auf den Bäumen sitzt; sie ist einsam so wie die Misteldrossel. Sie ist auch dumm, und läßt sich leicht fangen. Sie ist der delicateste Vogel von dieser Art (Willughby).

Die gemeine Weindrossel wie Schwenkfelt sagt, ist so groß wie ein Staar. Sie bleibt das ganze Jahr in Schlesien, und macht daselbst ihr Nest in den Wäldern, auf den Aesten der Sträucher im April und May; sie legt gemeiniglich vier Eyer. Sie sucht ihren Unterhalt mit den andern Drosseln, und ernährt sich wie sie, außerdem daß sie Gewürme und Käfer frißt. Es ist ein Vogel, welcher im Frühlinge musikalisch singt, und dessen Stimme sehr mannichfaltig ist; auch ernähren sie Leute in Käfichen, mit Brod, Fleisch, und in Milch eingetauchten Gerstenmehl. Im Herbst kommen diese Dros-

seln auch von entfernten Ländern, durch eine sonderbare Vorsicht des Schöpfers; denn oft fängt man deren in Schlesien eine so große Menge in den Bergen, und in den Wäldern, daß sie nicht alleine hinreichend seyn, die Einwohner zu derselben Zeit zu ernähren, sondern auch, daß sie sie halbgebraten zum folgenden Sommer in Weineßig aufheben, ohne daß sie verderben. Man fängt sie mit Schlingen von schwarzen Pferdehaaren, die sie erdrosseln, indem sie an dieselben wilde Vogelbeeren hängen.

Wir hatten anfangs geglaubt, daß Belonius, die vier Arten von Drosseln nicht genugsam unterscheide; und dieses deswegen, weil er Mauvis Weindrossel, nicht die gemeine Drossel wovon wir reden, sondern diejenige Art, die wir Roselle, rosenfarbige Drossel genennt, nennt. Diese kleine Drossel, sagt er, ist diejenige, die wir gemeiniglich in großen Haufen fliegen sehen, und die auf unsern Ebnen von Frankreich die gemeinste ist. Die Weindrossel Mauvis ist in unsern Lande von Manstouret genennt, welches ein Wort ist, so auf das Verminderungswort Tours passet. Die Mauvis würde der Weindrossel ähnlich seyn, wenn sie nicht dünner und auf der pomeranzengelben Farbe unten gelber wäre, und vornehmlich an den Falten der Flügel, und auch auf jeder Seite des Halses pomeranzenförmige Flecken hätte. Sie ist wie der Krammesvogel unter dem Bauche weiß, gerade den beyden Drosseln entgegen, bey dem er sprenglich ist. Die Weindrosseln haben die Gewohnheit, die Trauben zu genießen, und großen Schaden in den Weinbergen anzurichten,

wie

wie auch die Staare thun, daher fängt man deren in der Weinlese viel auf verschiedne Art, und vornämlich mit einem Instrumente, das sie in Frankreich Bret nennen. Man macht dieses nach Art einer Pfeife; denn ohne Nachteule richtet man nicht viel aus. Man fängt sie auch mit Leimruthen, bey großer Hitze im Sommer, und macht eine Hütte längst eines Pfuhls in einer Ebne nicht allzuweit von dem Wasser. Man fängt sie auch im Flug wie auf viele andre Arten, die wir wegen der Kürze nicht hersetzen wollen.

Es ist aus dieser Stelle klar, daß Belonius die vier Arten von Drosseln sehr wohl gekannt hat: allein, es bleibt uns ein Zweifel übrig; er bestehet darinne, daß wir ihn sagen hören, daß man die Weindrossel auf Leimruthen bey großer Hitze im Sommer fange, da wir wissen, daß die rosenfarbige Drossel, oder die Mauvis des Belonius den Sommer über nicht hierbleibt; denn es ist gewiß, daß diese letzte Art, die er auch Trasle oder Turet nennet, niemals anders als im Herbste wie der Krammsvogel zur Zeit der Weinlese zu uns kömmt: auch giebt es gewisse Jahre, wo man beynahe keine sieht. Man glaubt, daß diese Zugdrosseln ihr Nest in Böhmen, in Ungarn und in Nordländern machen. Frisch scheint die gemeine Weindrossel mit der rosenartigen Drossel verwirrt zu haben: eben dieser Schriftsteller vermuthet, daß aus der Vermischung einer Art mit der andern Bastartdrosseln hervorkommen können, diese Vermischung scheint uns nicht unmöglich zu seyn; aber viel-

vielleicht ist es niemals geschehen so lange die Welt steht. Zu Ende des Aprils und den ganzen May schlägt die Weindrossel nebst der Amsel aus vollem Halse, vornehmlich zur Regenzeit in Hölzern, wo man Holz macht, wo sie beyde gerne ihr Nest machen: bisweilen fängt diese Drossel im Julius und im August, auch später, wieder an zu schlagen, weil sie auf dreymal legt; und wir erinnern uns, zu Anfange des Monats September ein Nest Weindrosseln gefunden zu haben, wovon die Jungen noch nicht ausgekrochen waren. Man findet auch bisweilen in der letzten Jahrszeit Nester voll Amseln, Sperlinge, Fliegenschnäpper und einiger andrer Vögel. Ueberhaupt sind die Drosseln sehr gefräßig; sie gehen überaus stark nach den Weinbeeren, und füllen sich mit denselbigen über alle maaßen an: auch sind sie zur Zeit der Weinlese am allerfettesten. Man hat sich eingebildet, daß die Drosseln taub wären; und daher kommt es, wie Jonston sagt, daß man im Sprichwort sagt: taub wie eine Drossel; allein, es ist ein Irrthum. Es würde vernünftiger seyn zu sagen, wie man in gewissen Provinzen von Frankreich thut, satt wie eine Drossel. Man kann, wem es beliebt, beym Varro, Palladius und Columella, die Art, wie man die Drosseln in den darzu erbauten Vogelhäusern fett mache, nachsehen. Olaus Magnus sagt, daß in den mitternächtlichen Ländern weiße Drosseln hervorkommen. Aldrovandus zeichnet eine ab, bey der der Obertheil des Kopfs weiß gewesen; und Schwenkfelt gedenket einer Dros-

sel, welche einen weißen Kamm, beynahe wie eine Haubenlerche, und einen weißen Ring wie eine Dianenamsel getragen.

Die Weindrossel, welche sonst im Französischen Grivette, Grive de Vigne commune, Petite Tourt, Mauvis oder Mauviette hieß, heißt italiänisch Malviczio oder Malvizzo; englisch Mavis, Thrush oder Throstle; schwedisch Klera oder Klaetra. Indem Menage die Wortherleitung des französischen Worts Grive sucht, so sagt er, daß vielleicht dieses Wort durch die Worterdichtung von dem Schlage dieses Vogels sey gemacht worden, als welcher, wie Aristoteles sagt, einen scharfen und hellen Schlag hat; und in der That diese Worte Tri, Tri, oder Gri, Gri, stellen das Geschrey, welches die Drosseln machen, nicht übel vor. Allein, fügt er hinzu, ich will es lieber von den sprenklichten Federn des Vogels herleiten. Was den französischen Namen Mauvis oder Mauviette betrifft, so ist er, wenn man deshalben dem Herrn Lemery glauben darf, derselben deswegen gegeben worden, weil sie Pappelsaamen frißt: allein, diese Wortherleitung ist nicht gegründet. Johann Bruyere glaubt in seiner Abhandlung von den Speisen, daß die Misteldrossel im Französischen Mauvis genennet worden, gleich als wenn sie Malviscus hieße; allein, er irret sich; denn der Name Mauvis kommt der Weindrossel zu. Das Wort Mauvis kommt, wie Menage meldet, von dem italiänischen Malvigio her, welches von Malus kann gemacht worden seyn, wegen des Uebels, so die

diejenigen aber, welche gewohnt sind, das Fleisch des Straußes zu essen, sagen, daß es schlecht und übel zu verthauen ist: daher kömmt es, daß man gewisse Völker in Arabien Straußfresser genennt hat. Heliogabalus, das Ungeheuer in der Verschwendung, hat einsmals ein groß Gastmahl gegeben, wo er die Köpfe von sechshundert Straußen aufsetzen lassen, um das Gehirne von selbigen zu essen. Von den Strauseyern glaubt man, daß sie einen ziemlich guten Geschmack haben, und sehr nährend sind: Doch sagt Galenus, daß die Hüner- und Fasaneneyer die vortrefflichsten, und die Gänse- und Straußeyer die schlimmsten unter allen sind.

Was den Gebrauch dieses Vogels in der Medicin betrifft, so gebraucht man von selbigen das Fett, die Eyer, und die innere Haut des Magens. Das Fett ist erweichend und auflösend; es stärkt die nervichten Theile; es erweicht die Geschulst der Milz; und wenn man es in Form einer flüßigen Salbe auf die Gegend der Nieren streicht, so stillt es die Nierenschmerzen. Die Straußeyer haben eben die Kraft, wie die Hünereyer: man dörrt die Schaalen von selbigen, und nachdem sie fein zu Pulver gerieben worden, giebt man sie zu einer halben Drachme, um den Urin zu treiben, und den Grieß aus den Nieren und der Blase abzuführen. Alles, was wir von den Eyerschalen der Hüner deshalben gesagt haben, kann auch hier gelten: daher wir es nicht wiederholen wollen. Was die innere Haut des Magens betrifft, so wird sie für geschickt gehalten, den Magen zu stärken; man muß sie dürren, zu Pulver reiben,

und

und eine Drachme von selbigen früh nüchtern nehmen, nachdem man sie einige Stunden in einm Glas rothen Weine weichen lassen: allein, wir glauben nicht, daß dieses Mittel von großer Wirkung sey.

Turdus. Drossel.

Wir kennen vier Arten von Drosseln, welche in Frankreich mehr oder weniger gemein sind; nämlich 1) die Misteldrossel; 2) die Weindrossel, wovon in diesem Artikel wird geredet werden; 3) der Krammsvogel; 4) die rosenfarbige Ackerdrossel. Die beyden erstern, sind nur bleibende Vögel, denn die beyden andern sind Zugvögel, und machen ihr Nest in Frankreich nicht.

Die Weindrossel oder Gesangdrossel; Turdus, *Offic. Dal. Pharm.* 427. *Lemer.* 895. *Charlet. Exer.* 89. Turdus viscivorus minor, *Belon des Oiſ.* 326. Turdus minor alter, *Gesn. de Avib.* 690. Turdus musicus *Schwenckf. Aviar. Sileſ.* 361, Turdus simpliciter dictus, *Aldrov. Ornith.* 2. 600. *Ionst. de Avib.* 73. Turdus vulgaris, Merr, Pin. 176. Turdus simpliciter dictus, sive viscivorus .minor *Wilughb. Ornith.* 138. *Ray Synop. Method. Av.* 64. Turdus alis subtus ferrugineis linea supra oculos albicante *Linn. Faun. Suec.* 189. Turdus minimus nostras *Frischii, Klein. Prodr. Hist. Av.* 66. Palara forte seu Drosta, *Avtor. Philom.* Turdus vinearum; Turdus domesticus, seu Turdula domestica. *Nonnull.* Französisch Petite Grive de Guy, Grive de Vigne commune, oder Mauvis.

Sie ist im Französischen Grive de Gruy genennt worden, nicht deswegen, weil sie Mistelbeere frist, sondern weil sie der großen Misteldrossel ähnlich ist; sie ist kleiner als der Krammsvogel, und nicht viel größer als die rosenfarbne Drossel; sie wiegt drey Unzen. Sie ist vom Anfange des Schnabels bis zu Ende des Schwanzes oder der Pfoten, neun Zoll lang. Der Schnabel ist ein Zoll lang und braun. Die Zunge scheint in zwey gespalten zu seyn, wenn man sie aufmerksam betrachtet. Das Maul sieht innwendig gelb. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Die Farbe und die Flecken von der Brust und dem Bauche sind, wie bey der Misteldrossel, denn die Flecken von selbiger sind braun. Die Brust sieht gelblich, und der Bauch weiß; der obere Theil des Körpers sieht überall braun, oder vielmehr Olivengrün; an den Flügeln mit roth oder gelblich vermischt. Die kleinen Federn welche die Flügel unten bedecken, sehen rothgelblich. Die untern Federn in der Verdeckung sehen am Ende gelblich. Die kleinen Federn unter dem Schwanze sehen weißlich. Jeder Flügel hat achtzehn Schwungfedern, der Schwanz ist drey und einen Viertel Zoll lang, und besteht aus zwölf Federn. Die Dickbeine und die Schienbeine sehen blaßbraun, die Fußsohle sieht gelblich. Das hintere Gelenke von der äußern Zeehe hängt an der mittelsten Zeehe. Sie hat eine Gallenblase. Der Magen ist nicht so muskulös, wie bey den andern Vögeln von der Art. Sie unterscheidet sich schwerlich von der rosenfarbigen Drossel in Ansehung ihres äußerlichen Betragens, ausgenommen,

men, daß die Flecken auf der Brust und auf dem Bauche in größrer Anzahl und größer sind; Aldrovandus sagt, daß es dieser Art eigen sey, daß sie um die Augen Flecke habe. Sie nährt sich mehr von Insekten als von Beeren: überdies frißt sie Schnecken, die man auch vielleicht unter die Insekten zählen kann. Das Geschlecht unterscheidet sich nicht in Ansehung der Farben. Sie bleibt das ganze Jahr bey uns in England, und macht daselbst ihr Nest; sie baut es auswärts von Moos und Stroh, und überzieht es innwendig mit Koth; sie legt auf den Koth fünf oder sechs ganz bloße Eyer bey einem Brüten, welche eine blaugrünliche Farbe haben, und mit schwarzen dünnen Flecken besprengt sind. Sie singt im Frühlinge votrefflich, wenn sie auf den Bäumen sitzt; sie ist einsam so wie die Misteldrossel. Sie ist auch dumm, und läßt sich leicht fangen. Sie ist der delicateste Vogel von dieser Art (Willughby).

Die gemeine Weindrossel wie Schwenkfelt sagt, ist so groß wie ein Staar. Sie bleibt das ganze Jahr in Schlesien, und macht daselbst ihr Nest in den Wäldern, auf den Aesten der Sträucher im April und May; sie legt gemeiniglich vier Eyer. Sie sucht ihren Unterhalt mit den andern Drosseln, und ernährt sich wie sie, außerdem daß sie Gewürme und Käfer frißt. Es ist ein Vogel, welcher im Frühlinge musikalisch singt, und dessen Stimme sehr mannichfaltig ist; auch ernähren sie Leute in Käfichen, mit Brod, Fleisch, und in Milch eingetauchten Gerstenmehl. Im Herbst kommen diese Dros-

seln auch von entfernten Ländern, durch eine sonderbare Vorsicht des Schöpfers; denn oft fängt man deren in Schlesien eine so große Menge in den Bergen, und in den Wäldern, daß sie nicht alleine hinreichend seyn, die Einwohner zu derselben Zeit zu ernähren, sondern auch, daß sie sie halbgebraten zum folgenden Sommer in Weineßig aufheben, ohne daß sie verderben. Man fängt sie mit Schlingen von schwarzen Pferdehaaren, die sie erdrosseln, indem sie an dieselben wilde Vogelbeeren hängen.

Wir hatten anfangs geglaubt, daß Belonius, die vier Arten von Drosseln nicht genugsam unterscheide; und dieses deswegen, weil er Mauvis Weindrossel, nicht die gemeine Drossel wovon wir reden, sondern diejenige Art, die wir Roselle, rosenfarbige Drossel genennt, nennt. Diese kleine Drossel, sagt er, ist diejenige, die wir gemeiniglich in großen Haufen fliegen sehen, und die auf unsern Ebnen von Frankreich die gemeinste ist. Die Weindrossel Mauvis ist in unsern Lande von Manstouret genennt, welches ein Wort ist, so auf das Verminderungswort Tours passet. Die Mauvis würde der Weindrossel ähnlich seyn, wenn sie nicht dünner und auf der pomeranzengelben Farbe unten gelber wäre, und vornehmlich an den Falten der Flügel, und auch auf jeder Seite des Halses pomeranzenförmige Flecken hätte. Sie ist wie der Krammesvogel unter dem Bauche weiß, gerade den beyden Drosseln entgegen, bey dem er sprenglich ist. Die Weindrosseln haben die Gewohnheit, die Trauben zu genießen, und großen Schaden in den Weinbergen anzurichten,

wie

wie auch die Staare thun, daher fängt man deren in der Weinlese viel auf verschiedne Art, und vornämlich mit einem Instrumente, das sie in Frankreich Bret nennen. Man macht dieses nach Art einer Pfeife; denn ohne Nachteule richtet man nicht viel aus. Man fängt sie auch mit Leimruthen, bey großer Hitze im Sommer, und macht eine Hütte längst eines Pfuhls in einer Ebne nicht allzuweit von dem Wasser. Man fängt sie auch im Flug wie auf viele andre Arten, die wir wegen der Kürze nicht hersetzen wollen.

Es ist aus dieser Stelle klar, daß Belonius die vier Arten von Drosseln sehr wohl gekannt hat: allein, es bleibt uns ein Zweifel übrig; er bestehet darinne, daß wir ihn sagen hören, daß man die Weindrossel auf Leimruthen bey großer Hitze im Sommer fange, da wir wissen, daß die rosenfarbige Drossel, oder die Mauvis des Belonius den Sommer über nicht hierbleibt; denn es ist gewiß, daß diese letzte Art, die er auch Trasle oder Turet nennet, niemals anders als im Herbste wie der Krammsvogel zur Zeit der Weinlese zu uns kömmt: auch giebt es gewisse Jahre, wo man beynahe keine sieht. Man glaubt, daß diese Zugdrosseln ihr Nest in Böhmen, in Ungarn und in Nordländern machen. Frisch scheint die gemeine Weindrossel mit der rosenartigen Drossel verwirrt zu haben: eben dieser Schriftsteller vermuthet, daß aus der Vermischung einer Art mit der andern Bastartdrosseln hervorkommen können, diese Vermischung scheint uns nicht unmöglich zu seyn; aber viel-

vielleicht ist es niemals geschehen so lange die Welt steht. Zu Ende des Aprils und den ganzen May schlägt die Weindrossel nebst der Amsel aus vollem Halse, vornehmlich zur Regenzeit in Hölzern, wo man Holz macht, wo sie beyde gerne ihr Nest machen: bisweilen fängt diese Drossel im Julius und im August, auch später, wieder an zu schlagen, weil sie auf dreymal legt; und wir erinnern uns, zu Anfange des Monats September ein Nest Weindrosseln gefunden zu haben, wovon die Jungen noch nicht ausgekrochen waren. Man findet auch bisweilen in der letzten Jahrszeit Nester voll Amseln, Sperlinge, Fliegenschnäpper und einiger andrer Vögel. Ueberhaupt sind die Drosseln sehr gefräßig; sie gehen überaus stark nach den Weinbeeren, und füllen sich mit denselbigen über alle maaßen an: auch sind sie zur Zeit der Weinlese am allerfettesten. Man hat sich eingebildet, daß die Drosseln taub wären; und daher kommt es, wie Jonston sagt, daß man im Sprichwort sagt: taub wie eine Drossel; allein, es ist ein Irrthum. Es würde vernünftiger seyn zu sagen, wie man in gewissen Provinzen von Frankreich thut, satt wie eine Drossel. Man kann, wem es beliebt, beym Varro, Palladius und Columella, die Art, wie man die Drosseln in den darzu erbauten Vogelhäusern fett mache, nachsehen. Olaus Magnus sagt, daß in den mitternächtlichen Ländern weiße Drosseln hervorkommen. Aldrovandus zeichnet eine ab, bey der der Obertheil des Kopfs weiß gewesen; und Schwenkfelt gedenket einer Dros-

sel, welche einen weißen Kamm, beynahe wie eine Haubenlerche, und einen weißen Ring wie eine Dianenamsel getragen.

Die Weindrossel, welche sonst im Französischen Grivette, Grive de Vigne commune, Petite Tourt, Mauvis oder Mauviette hieß, heißt italiänisch Malviczio oder Malvizzo; englisch Mavis, Thrush oder Throstle; schwedisch Klera oder Klaetra. Indem Menage die Wortherleitung des französischen Worts Grive sucht, so sagt er, daß vielleicht dieses Wort durch die Worterdichtung von dem Schlage dieses Vogels sey gemacht worden, als welcher, wie Aristoteles sagt, einen scharfen und hellen Schlag hat; und in der That diese Worte Tri, Tri, oder Gri, Gri, stellen das Geschrey, welches die Drosseln machen, nicht übel vor. Allein, fügt er hinzu, ich will es lieber von den sprenklichten Federn des Vogels herleiten. Was den französischen Namen Mauvis oder Mauviette betrifft, so ist er, wenn man deshalben dem Herrn Lemery glauben darf, derselben deswegen gegeben worden, weil sie Pappelsaamen frißt: allein, diese Wortherleitung ist nicht gegründet. Johann Bruyere glaubt in seiner Abhandlung von den Speisen, daß die Misteldrossel im Französischen Mauvis genennet worden, gleich als wenn sie Malviscus hieße; allein, er irret sich; denn der Name Mauvis kommt der Weindrossel zu. Das Wort Mauvis kommt, wie Menage meldet, von dem italiänischen Malvigio her, welches von Malus kann gemacht worden seyn, wegen des Uebels, so die

Weindrosseln zufügen, indem sie die Trauben fressen. Das französische Wort Mauviette ist das Verminderungswort von Mauvis, und wir wissen nicht, warum die Einwohner zu Paris, diesen Namen der gemeinen Lerche gegeben haben.

Die Weindrossel enthält viel flüchtiges Salz und Oehl. Dieser Vogel kömmt wegen seines guten Geschmacks auf die vortrefflichsten Tafeln; und die Alten hielten ihn so hoch, daß Martialis keine Schwierigkeit macht, der Weindrossel den ersten Rang unter den Vögeln, so wie unter den vierfüssigen den Haasen zu geben. Die Weindrosseln müssen zart, jung, fett, gut genährt und die zu einer kalten Zeit gefangen worden, ausgesucht werden; denn sie sind alsdenn delicater, und haben einen auserlesenen Geschmack: sie erregen den Appetit, sie stärken den Magen, und bringen einen guten Saft hervor, und sind leicht zu verdauen; daher sie den Genesenden sehr heilsam sind. Man wird nicht gewahr, daß sie schlimme Wirkung erregen, als wenn man deren zu viel gegessen hat. Einige Schriftsteller geben den Rath, daß man von selbigen den Magen wegthue ehe man sie isset. Weil der Bilsenkrautsaamen, den diese Vögel gerne fressen, und womit sie sich bisweilen vollfüllen, diesen Theil ihres Körpers sehr ungesund, und zur Erzeugung schlimmer Wirkung geschickt machen, wie es sich bisweilen zugetragen. Es ist eine Fürsichtigkeit die nichts kostet, und die man nicht vernachläßigen soll. Was den Gebrauch der Drossel in der Medicin betrifft, so hält man sie in der

fallen-

fallenden Sucht für zuträglich, wenn sie auf eine Weise, es sey welche es sey, gegessen werden, und man gründet sich darauf, weil diese Vögel sich vornehmlich von Eichenmistel ernähren, welcher, da er ein sehr gutes Mittel wider die fallende Sucht ist, ihnen seine Kraft mittheilet.

Vanellus. Kiwitz.

Der Kiwitz, Vanellus, *offic. Dal. Pharm.* 417. *Lemer.* 902. *Charlet Exer.* 113. *Merr. Pin.* 182, *Gesn. de Avib.* 692. *Schwenckf. Aviar. Silef.* 365. Capella et Parcus, *Belon de Oif.* 210. Capella seu Vanellus, *Aldrov. Ornith.* 3. 523. Vanellus sive Capella, *Ionst. de Avib.* 113. Capella sive Vanellus, *Willughb. Ornith.* 228. *Raji Synop. Method. Av.* 110. *Alb. Ornith.* 70. Tringa crista dependente, pectore nigro, *Linn. Faun. Suec.* 148. Gavia vulgaris, *Klein Prodr. Hist. Av.* 19. Parra Plinii; Pavo Sylvestris; Kyvitta Germanorum; Capra, seu Capella coelestis, *Quorumd.* französisch Vanneau.

Dieser Vogel ist überall sehr bekannt und sehr gemein, er ist so groß als eine Haustaube, er wiegt acht Unzen. Er ist vom Ende des Schnabels bis zum Ende der Pfoten dreyzehn und einen halben Zoll lang, und ein und dreyßig Zoll breit. Der oberste Theil des Kopfs über den Kamm, hat eine schwarze glänzende Farbe. Er hat einen Kamm, der aus dem hintersten Theil des Kopfs geht, und aus zwanzig Federn besteht, davon die drey oder vier vördersten, welche länger als die andern sind, beynahe

nahe in der Länge vier Zoll betragen. Die Kinnbacken sind weiß, und haben eine schwärzliche Linie, welche unter den Augen durch die Ohren geht. Die Kehle ist von dem Schnabel bis zum Anfang der Brust ganz schwarz, wovon das schwarze sich als einen halben Ring, oder als einen halben Mond zeigt, der gleichsam aus den Seiten des Halses in zwey Hörner geendiget ist. Der Bauch und die Brust sehen weiß. Die untersten Federn, welche die Flügel bedecken, sind ebenfalls weiß. Unter dem Schwanz ist eine sehr schöne hellbraune Farbe. Die Federn des Schwanzes sehen bey der Zusammenfaltung braun, und diejenigen, welche unmittelbar darauf folgen, sehen braun, und haben einen weissen Glanz. Das mittelste von den Rücken und die längsten Federn, welche aus den Schultern gehen, haben eine schöne grüne glänzende Farbe, und sind auf jeder Seite längst der Flügel mit einem purpurfarbenen Fleck gezieret. Die Enden von den Spitzen, in der Mitte dieser längsten Federn, sehen etwas weißlich. Der Hals ist graulich, nahe bey dem Kamm mit roth vermischt, und mit kleinen schwärzlichen Linien versehen. Die drey oder vier ersten Federn der Flügel sehen schwarz, an den Enden weißlich. Die folgenden bis auf die eilfte sind schwarz. Von der eilften sind die hintersten unten an dem Grundtheil weißer als die vördersten. Diese Farbe kömmt oben auf den Flügeln nicht zum Vorschein; sondern ist unter den Federn verborgen, die ihn bedecken. Diejenigen, so dem Körper am nächsten, sind von der ein und zwanzigsten an grünlich;

die

die kleinsten bey der Bedeckung sind glänzend, und haben eine verschiedentlich vermischte purpur, blaue, und grüne Farbe. Die hinterste Feder des Schwanzes ist auf jeder Seite weiß, einen schwarzen Fleck ausgenommen, der sich am äußersten Rand befindet. Die Spitzen von alle den andern sind weiß. Unter den Spitzen ist die obere Helfte schwarz und die untere weiß. Der Schnabel ist schwarz, harte, rundlich, und einen Zoll lang. Die obere Kinnlade ragt ein wenig hervor. Die Zunge ist ganz, ihre Seiten aber, welche in die Höhe gebogen sind, machen in der Mitten einen Canal. Die Nasenlöcher sind länglich, und mit einem biegsamen Löchelchen versehen. Die Ohren scheinen tiefer als bey den andern Vögeln zu liegen. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Die Pfoten sind lang, röthlich oder braun. Die hintere Zeehe ist klein; in den vordersten hängt die äussere an der mittelsten, beym Anfang der Entfernung. Die Leber ist weit und in zween Lappen getheilt, und hat eine Gallenblase, welche daselbst herabhängt. Der Magen ist mit kleinern Muskeln versehen, als der Magen derjenigen Vögel ist, welche Körner fressen, und aus dem wir Käfer gezogen haben, welche den Käfern der Mehlwürmer ähnlich waren. Er wird von den Läusen wie das Birkhuhn beunruhiget. Das Weibchen ist ein wenig kleiner als das Männchen, welches itzt beschrieben worden; sie hat bis auf den Ring eine ganz weiße Kehle; und die Farbe, von der wir gesagt haben, daß sie unter dem Bürzel braun sey, ist heller; überdies so ist die hinterste

Feder des Schwanzes ganz weiß ohne einen braunen Fleck zu haben. Die Farben sind auch in etwas bey dem Männchen verschieden, und kommen nicht in allen mit der Beschreibung überein. Der Kiwitz legt bey jedesmahligen Brüten vier oder fünf Eyer, welche eine schmutzige gelbe Farbe haben, und überall mit ziemlich großen, schwarzen, und häufigen Flecken besprengt sind. Er macht sein Nest auf die Erde, mitten in die Felder und frey, dem ohngeachtet aber vermittelst einiger Stückchen Stroh, so er unter die Eyer legt, verborgen. So bald die Jungen ausgekrochen, so sind sie mit dicken Flaumfedern bedeckt, sie verlassen ihr Nest und folgen ihrer Mutter hier und da hin. Man sagt, daß der Kiwitz um soviel stärker schreye, je entfernter man von seinem Nest ist, und daß er um und umfliege, und eine klägliche Stimme von sich hören lasse, damit man glauben solle, daß sein Nest an diesem Ort sey, und damit er die Person von seinem würklichen Ort wegführe (Willughby).

Der Kiwitz, sagt **Belonius**, ist an allen Orten bekannt, **Gaza** nennt ihn Cupella, weil er indem er schreyt, wie eine Ziege so **Aix, Aix** schreyt, zu schreyen scheint. Die Italiäner nennen ihn Paonchallo, das ist, Paonneau, **kleiner Pfau**; aber die Franzosen sagen, statt Paonneau, Vanneau: auch hat er viele Kennzeichen von einem Pfau. Er hat einen Busch, der ein wenig ungleich ist; denn sein Kamm ist aus fünf oder sechs schwarzen, dünnen ungleich langen Federn gemacht, davon die beyden vördersten, welche fünf oder sechs Finger lang

sind

sind, die andern übertreffen. Das andere Kennzeichen, worinne er dem Pfau gleich ist, besteht darinne, daß er an dem Ort, wo der Hals sich bey dem Kopf endiget einen eben so dünnen Hals hat; das dritte Kennzeichen ist dieses, daß er auch Federn von einer verändernden Farbe hat. Der Kiwitz ernährt sich von Fliegen, die er nach Art der Schwalben in Flügen fängt: allein dieses ist nicht gewöhnlich, sondern nur bisweilen im Sommer; denn er bläßt in die Erde nach Art der Regenpfeiffer, und macht daß die Würmer heraus kriechen, um sie zu fressen. Zur Sommerszeit flügt er allein; und doch ist er den Winter in so großen Haufen, daß es eine Wolke zu seyn scheint: alsdenn begiebt er sich auf einer Wiese hinunter, welche weit und breit seyn muß. Viele nennen ihn in Frankreich verschiedentlich; einige Dixhuit, weil er Dixhuit zu schreyn scheint, andre nennen ihn Papegieu. Er fliegt leicht, und bisweilen macht er mit seinen Flügeln, indem er flügt ein großes Geräusch: und da er vor delikat gehalten wird, so wird er bisweilen so theuer als ein Kapaun verkauft; doch ist er nicht viel größer als der Regenpfeiffer. Er ist mit guten Federn, welche alle an der Wurzel schwarz sind, da wo sie den Körper berühren, sehr gut bedeckt. Die Farbe aber von selbigen ist von aussen ganz anders; denn wer ihn auf den Rücken legt, und ihn die Flügel ausstreckt, der findet bey ihm einen guten Theil von den Federn des Flügels und den Federn unter dem Bauch und die Dickbeine ganz weiß wie Schnee. Der untere Theil der Flügel ist ganz schwarz, und

der untere Theil des Schwanzes hat eine sehr schöne gleichsam bräunliche Farbe. Er hat ziemlich lange Schienbeine, und die Dickbeine sind über den Knien, deren Farbe roth ist, blos. Die Wurzeln der Federn von dem Busch sind gerade auf dem Oberstheil des Kopfs und nicht auf der Stirne wie bey der Lerche. Die Ursache, warum der Kiwitz einen so dünnen Hals zu haben scheint, ist dieser, weil er um den Hals wenig Federn hat, und seine Federn weit nachhinten zu gehen. Seine Flügel sind für einen so kleinen Körper sehr groß. Unter den Vögeln, welche einen Busch haben, wissen wir nur den Kiwitz, den bunten Reiger, den Wiedehopf, den Pfau, und die Lerche, bisweilen den kleinen weißen Reiger und den gemeinen Reiher: daher glauben wir, daß er vor diesem im Lateinischen Parcus genennt worden. Es giebt viel Vögel, welche den Büschen ähnliche Federn haben, wie z. E. der rothe Taucher, der Pelikan, und einige Taucher: allein es sind keine würklichen Büsche. Die Vögel, bey denen man nicht gewohnt ist, weder die Gedärme noch den Kropf herauszunehmen, um sie zu kochen, werden vorschmackhaft gehalten, eben so wie der Kiwitz. Man setzt ihn mit allen Recht auf einen hohen Preis, denn er ist klein und so fett, daß er ganz mit Fett ausgestopft zu seyn scheint. Er nährt sich von allen Arten Thieren, die er auf dem Getraide findet, er frißt auch Schnecken, Heuschrecken und Raupen. Er verschluckt auch kleine weiße Kieselsteine, wie ohne Unterschied alle Arten von Vögeln thun. Es ist kein großer Unterschied zwischen dem Männchen

und

und Weibchen; sondern sie haben einerley Farbe. Seine Leber ist groß, und in zween Theile getheilt, davon einer auf dieser, der andre auf jener Seite liegt. Es scheint, als wenn er keine Galle habe; Seine innern Theile sind sehr zart, so wie sein ganzes Fleisch. Man findet, daß er zwey lange Gedärme hat, welche von den fetten Gedärmen kommen, wie dergleichen die andern Vögel haben.

Diese Beschreibung des Kiwitzes scheint uns von einem geschickten Manne gemacht zu seyn: auch bemerkt Aldrovandus bey dieser Gelegenheit, daß er nichts gefunden, den Beschreibungen des Gesners und des Belonius etwas beyzufügen. Es giebt Schriftsteller, welche vorgegeben haben, daß, wenn der Kiwitz von weiten jemand sich seinem Neste nähern sieht, er sogleich herausgeht, um ihm entgegen zu gehen und zu schreyen, und daß er deshalben sehr thöricht sey, um den Menschen sein Nest durch sein Geschrey wahrnehmen zu lassen, da er doch gewollt, daß er sich von selbigen entfernen solle. Es ist aber nicht das Weibchen, welches sein Nest verläßt; es ist das Männchen, welches, da es daherum Wache hält, sich kühnlich den vorbeygehenden zeigt, als wollte es sich auf selbige werfen, und welches sie mit großem Geschrey verfolgt, bis sie von seinem Neste weit genug entfernt sind, damit es nichts mehr von seiner Seite zu befürchten habe. Im Frühlinge und im Sommer fliegen diese Vögel paarweise; im Herbste und im Winter fliegen sie zusammen zu tausenden, und die Vogelsteller, welche sie durch

Lockvögel und vermittelst einiger geflochtner Kiwitze, so wie lebendig scheinen, anzulocken wissen, fangen deren bisweilen auf sechzig und mehr auf einen einzigen Zug. Der Kiwitz ist ohne Widerrede einer der schönsten Vögel die wir kennen. Er hat nach Beschaffenheit seines Körpers aus der maßen große Augen, eben so wie die Regenpfeiffer. Er schreyt vornehmlich des Nachts, wie die meisten Wasservögel, oder die sich gern längst der Teiche und der sumpfichten Orte aufhalten. Er läuft ziemlich geschwind und mit vieler Anmuth. Er hat ein kühnes Ansehen; er wird leicht zahm. Die Engländer, wie Turner sagt, ernähren deren in ihren Gärten, um die Regenwürmer und die Raupen zu verwüsten; die Franzosen thun eben dieses. Er fürchtet sich nicht für die Katzen, oder zum wenigsten sobald er eine gewahr wird, so stößt er ein lautes und durchdringendes Geschrey von sich, welches macht, daß sie davon fliehen. Die Eyer von dem Kiwitz sind marmorirt, und größer als die Taubeneyer; er legt deren gemeiniglich bey jeder Brütung nur viere. In Sologne machen die Landleute Eyerkuchen daraus, die sie vortrefflich finden. Wir wissen auch, daß man in Holland, wo diese Vögel im Ueberfluß sind, viel auf die Kiwitzeyer als eine delicate Speise halte; dergestalt, daß in Anfang ein Paar von diesen Eyern bisweilen um ein Pistolet verkauft wird.

Der Kiwitz der im Französischen sonst, wie Vanelle sonst Jacobin genannt, sagt, Vanet oder

Vane

Vanereau genennt wird, heißt griechisch Λυξ oder Ταοσαγειος; italiänisch Vanello oder Pavoncello; deutsch Kyvitt, oder Feldpfau, englisch Tevvit, Lapwing, oder Baſtard Plover; ſchwediſch Wipa oder Kowipa. Dieſe verſchiednen Benennungen, kommen von ſeinem Geſchrey, ſeinen Federn, oder ſeiner Gleichheit mit dem Pfau, oder auch von ſeinem Fluge; denn wie Schwenkfelt ſagt, ſo wird er lateiniſch Vanellus genennt, weil dieſer Vogel indem er fliegt, mit ſeinen Flügeln ein Geräuſch macht, welches demjenigen nahe kömmt, ſo ein Fecher machen würde.

Der Kiwitz enthält viel Oel und flüchtiges Salz. Dieſer Vogel iſt als eine Speiſe im Gebrauch und wird hochgehalten; er erregt den Appetit, und wird leicht verdaut: er giebt aber keine ſonderlich veſte Nahrung; daher ſein Gebrauch denjenigen Perſonen welche an eine ſtarke Liebesübung gewöhnt ſind nicht bekömmt: man muß ihn jung, zart und gut genährt ausſuchen; er bekömmt zu aller Zeit jedem Alter und Temperament.

Was ſeinen Gebrauch in der Medicin betrifft, ſo wird der Kiwitz für geſchickt gehalten, das Blut zu reinigen, den Urin zu treiben, das Gehirne zu ſtärken und die fallende Sucht zu heilen. Man ißt ihn entweder gebraten oder gekocht, oder man dörrt, ihn auch, nachdem man ihn gerupft und ausgenommen, und nachdem er zu Pulver gerieben worden,

giebt man ſelbiges zu einer halben bis ganzen Drachme in einem Hauptſtärkenden Waſſer; welches einige Zeit fortgeſetzt wird.

Vpupa. Wiedehopf.

Der Wiedehopf, Vpupa, *Offic. Shroed.* 324. *Dal. Pharm.* 424. *Lemer.* 927. *Belon des Oiſ.* 193. *Geſn. de Av.* 703. *Aldrou. Ornith.* 2. 704. *Schwenkf. Aviar. Sileſ.* 368. *Jonſt. de Avib.* 85. *Charlet. Exer.* 98. *Alb. Ornith.* 39. *Linn. Faun. Suec.* 85. Vpupa *Aldrovandi* et *Geſneri, Willughb. Ornith.* 100. *Raji Synopſ. Method. Av.* 48. Vpupa ſimpliciter, *Klein. Prodr. Hiſt. Av.* 110. Gallus, ſiue Avis Paradiſi; Gallus ſilueſtris; Gallus lutoſus; Gallus ſtercoris; Gallinaceus ſtercorarius; Arguata ſtercoraria; Cucupha, *Nonnull.* franzöſiſch Huppe, oder Putput.

Dieſer Vogel wiegt drey Unzen, er iſt vom Ende des Schnabels bis zu Ende des Schwanzes zwölf und einen viertel Zoll lang, und bey den ausgebreiteten Flügeln neunzehn Zoll breit. Der Schnabel iſt zween und einen halben Zoll lang, ſchwarz, ſpitzig, und ein wenig gebogen. Die Zunge iſt klein, wie es Aldrovandus ſehr wohl bemerket, tief verborgen, dreyeckig, beym Anfang breit, an ihrem Ende ſpitzig, mit einem Worte, wie ein vollkommner gleichſeitiger Triangel gemacht. Die

Figur

Figur des Körpers gleicht der Figur eines Regenpfeiffers. Der Kopf ist mit einem sehr schönen Kamme gezieret, welcher zween Zoll hoch ist und aus einer doppelten Reihe kleiner Federn besteht, so von dem Schnabel bis zum Ende des hintersten Theils von dem Kopfe geht, welchen er nach seinem Belieben aufrichten, oder niederlassen kann. Dieser Kamm besteht aus vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Federn, davon einige länger als die andern sind, deren Ende schwärzlich, hernach weißlich, das übrige braun ist, und in das Gelbe fällt. Der Hals hat eine blaßröthliche Farbe; die Brust sieht weiß, und ist vermittelst schwarzer Streifen, welche von oben nach unten zugehen, bundfarbig. Wenn die Jungen etwas groß geworden, so haben sie an der Brust keinen Fleck, aber nur an den Seiten. Der Schwanz ist vier und einen viertel Zoll lang, (nach dem Aldrovandus sechs Zoll) und besteht nur aus zehn Federn, welche schwarz aber in ihrer Mitten mit einem breiten Merkmaal gezieret sind, so dem halben Monde gleicht, wovon der obere Theil nach den Wurzeln der Federn zugeht, und die Hörner nach ihren Enden zu; sie sind länger als die zusammengefaltnen Flügel. In jedem Flügel befinden sich achtzehn Schwungfedern, davon die zehn erstern schwarz sind, und einen queerlaufenden weißen Fleck haben, der bey der andern, dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenden, über einen halben Zoll breit, in den andern aber schmäler ist, da indessen bey den sieben

folgenden vier oder fünf weiße queerlaufende Streifen, und die Ränder der letztern ein wenig röthlich sind. Der Bürzel ist weis. Die Federn von den Schultern, welche sich längst des Rückens hin erstrecken, sind vermittelst kleiner weißer und schwarzer Flecken, eben so wie die Flügel bundscheckig. Der Regenbogen von den Augen hat eine Haselnußfarbe. Das untere Augenlied ist größer als das obere. Die Schienbeine sind kurz; die äußere Zehe hängt an der mittlern, ohne Beyhülfe einer Haut. Man findet in selbigen keine Anhänge von Blindärmen Seine Luftröhre zeigt nach der Beschreibung des Aldrovandus, beym Anfang der Trennung, vermittelst welcher sie an die Lungen anstößt, auswärts gleichsam zwo Oeffnungen, welche, die Stelle des Luftröhrenkopfs vertreten, und mit einer sehr dünnen Haut bedeckt sind. Und nach unsrer eignen Bemerkung machen die knorplichten Ringe der Luftröhre nur nach der Theilung einen halben Zirkel, wie bey den Reihern. Wir haben bey ihm in dem Magen Käfer gefunden; welches deutlich beweist, daß er sich von Insekten nährt; wir wissen aber nicht, ob er auch Weintrauben oder andre Beeren frißt, wie einige alte Schriftsteller vorgegeben haben. Aldrovandus sagt, daß er erfahren habe, daß der Wiedehopf unter andern Dingen sich von Ameisen nähre. Dieser Vogel hat der Anzahl der Federn des Schwanzes nach in Ansehung der fehlenden Anhänge in den Gedärmen, und wegen der queerlaufenden Flecke in den

Flü-

Flügeln eine Gleichheit mit den Spechten. Wir haben ihn oft um Cölln und sonst in dem obern Deutschland, wo er Wiedehuppe genennt wird, bemerkt. Er setzt sich die meiste Zeit auf die Erde, und bisweilen auf die Weiden. Turner sagt, daß er in ganz Großbritannien nirgends gefunden werde: allein er hat sich geirrt; denn wir wissen aus dem Bericht glaubwürdiger Zeugen, daß man deren bisweilen wiewohl selten in Nordhumberland und in Surrey sieht. Aristoteles versichert, daß der Wiedehopf sein Nest vornämlich von Menschenkoth mache, womit er es wie mit Lehm ganz und gar umzieht. Der Name, den er in der griechischen und lateinischen Sprache führt, ist ihm wegen seiner Stimme gegeben worden. Uebrigens, sagt Turner, nennen ihn beynahe alle Gelehrten von Großbritannien Huppe, den Vogel, den die Barbaren Vannellus, oder Küwitz, wegen des Geräusches seiner Flügel nennen, und den die Engländer selbst in ihrer Sprache Lappving heißen. Dieser alte Irrthum herrscht noch heut zu Tag in unsern Schulen. Man sagt, daß das Weibchen allezeit größer als das Männchen sey. (Willughby)

Wir sehen, sagt Belonius, den Wiedehopf nur im Sommer, denn so bald er seine Jungen zur Welt gebracht, so sucht er ein ander Land, welches wärmer als das unsrige ist, und hält sich daselbst den Winter über auf. Er hat im Französischen den Namen Huppe wegen seines Kamms bekommen; allein die

Grie-

Griechen haben ihn wegen seines Geschreys Εποπσ genennt. In Frankreich nennen sie ihn Puput; denn außer dem, daß er sein Nest von Koth macht, sagt er auch Puput. Er taugt nicht zum essen, und es ist keine Person in keinem Lande, welche ihn anrühren wollte, wiewohl die Erfahrung darthut, daß er wohl gespickt und gebraten, nicht weniger als eine Amsel delikat befunden worden. Er gleicht mit allen seinen Federn einer Taube, allein sein Fleisch scheint nicht viel dicker als eines Staars zu seyn. Er scheint uns nicht sehr wild zu seyn: wenn man ihn längst der großen Wege findet, so wird er bey dem Anblick der Menschen nicht sehr wild oder scheu. Da er nun mit Federn gut versehen ist, so fliegt er leicht, und schlägt die Luft mit seinen Flügeln nach Art der Kiwitze. Er hat ziemlich große Pfoten aber kurze Schienbeine. Sein Kamm ist fremder als irgend ein andrer Busch; denn da er aus zwanzig langen röthlichen Federn besteht, welche alle ordentlich, und paarweise gesetzt, und an dem Ende schwarz sind, so hebt er sie in die Höhe und läst sie nieder so wie er will. Der Wiedehopf, welcher einen langen Schnabel hat, hat eine sehr kleine Zunge. Er nährt sich von Würmern, und allerhand kleinen Holzzeug. Sein Nest ist in eine Höhle eines Baums gemacht, worein er nichts trägt, daß es weicher seyn könnte; allein es ist ihm hinreichend, seine Eyer auf verfault Holz zu legen, oder auch wie Aristoteles sagt, er trägt in sein Nest Menschenkoth. Er giebt eine heißere Stimme von sich, die man sehr vom weitem hört; und es ist nicht erstaunend, wenn er keine

deut-

deutliche Stimme hat, indem er beynah ohne Zunge ist; es würde mit einer so kurzen Zunge unmöglich seyn, daß er seinen Schlag besser ausdrücken könnte; denn das was man hört, ist ein Ton, der nicht sehr mannichfaltig ist. Der Fleiß und die Begierde nach seltnen Dingen, so Aristophanes gehabt hat, ermahnt uns, Fleiß auf unsre Werke zu wenden; denn dieser Schriftsteller hat ihn nach seinem Klange den er macht, also nachgeahmt: Epopoe, popopo, popoe, io, Io, ito, ito, ito, ito. Es wird gesagt, daß die Alten in ihre Fabeln gesetzt, daß Tereus in einem Wiedehopf verwandelt sey.

Wir finden den Belonius allezeit in seinen Beschreibungen vollkommen; und daher haben wir seine eignen Worte, so viel, als uns möglich gewesen, abgeschrieben, damit wir nichts von ihrer großen Aufrichtigkeit verlieren möchten. Wenn aber Belonius mit dem Willughby nicht übereinkömmt, dessen Genauigkeit uns sehr bekannt ist, so stehen wir nicht in Zweifel, uns an diesen letztern zu halten. Schwenkfeld ist auch ein schätzbarer Schriftsteller, wiewohl er das meiste mal Gesnern abschreibt, ohne ihn zu neñen. Er drückt sich von dem Wiedehopf folgender Gestalt aus: der Wiedehopf ist ein sehr schmutziger Vogel, und von einer melancholischen Beschaffenheit; er sucht die wüsten Orte, wie auch diejenigen, wo man in dem Wald nicht hinkommen kann; er ist traurig und klaglich, wie es die Nachtvögel sind, welche sich an der Finsterniß ergötzen. Seine Stimme ist von der Stimme des Kuckuks nicht unterschieden. Er macht sein

Nest

Nest von Menschenkoth in hohlen Bäumen, und umzieht selbiges mit diesen Excrementen, um die Menschen durch diesen Gestank davon zu entfernen. Dieses habe ich selbst erfahren, als ich noch ein Kind war. Denn als ich einsmals ein Nest in einer alten Eiche fand, und die Jungen aus selbigen ausnehmen wollte, so besudelte ich die Hände mit Unflat und Gestank. Er legt gemeiniglich bey jeden Brüten vier Eyer; er sucht in dem Misthaufen Gewürme; er ernährt sich auch von Käfern, Raupen, und andern Gewürmen. Im Winter schläft er in den hohlen Bäumen, aus welchem er um die Zeit wenn Tag und Nacht im Frühling einander gleich wird, herausgeht; er verändert die Farbe und auch die Art sowohl im Sommer als im Winter. Sein Fleisch ist harte, und taucht nicht zum essen. Man sagt, daß die Jungen ihren Vater und Mutter, wenn sie alt geworden, wieder erwärmen, und daß sie ihnen in die Augen blasen, bis sie das Gesicht wieder bekommen.

Diese Bemerkungen von Schwenkfelden sind nichts weniger als gewiß. Frisch sagt, daß man den Wiedehopf, wegen der Länge seines Schnabels wohl unter das Geschlecht der Schnepfen setzen, und ihn Baumschneppe nennen könne; daß er den ganzen Sommer über Insekten, in dem Koth von Menschen und Thieren suche; daß er deshalben und vornehmlich wegen des Menschenkoths im Deutschen den Namen der dreckige, oder stinkende Hahn habe; daß er, da er sein Nest in hohle Bäume wie die Spechte mache, er

sich

sich auch an die Rinde der Bäume anhängen, und um selbige herumlaufen könne, daß er die Ameisenhaufen suche, um die Eyer mit seinem langen Schnabel herauszuziehen; daß er die einsamen Orte liebe, daher man sein Nest nicht oft findet, und daß niemand, wenn man es gefunden, sich denselben wegen des übeln Geruchs und des Eckels, den man für seine Junge hat, nähern dürffe.

Aldrovandus, welcher gerne wissen mochte, wie der Wiedehopf seinen Kam̃ nach Belieben könnte aufhebenund sinken lassen, hat einen Muskel gefunden, der ihm einfach, in der Haut, und nach Art des Fleischfells faserich vorgekommen, welcher aus dem Grundtheil des Hirnschädels herausgegangen, in seinem Anfang nach den untern Theilen, nach der Stirne zu fleischigter, und an dem obern Theil nach der Spitze des Kopfs zu, in welchen die Federn des Kamms ziemlich tief eingesetzt gewesen, häutichter erschienen: wenn man diesen Muskel nach dem obern Theil des Kopfs zu gezogen, so hat er den Kamm aufgerichtet; und wenn man ihn nach der entgegengesetzten Seite zu, das ist, nach dem Schnabel zu gezogen, so hat er ihn niedergedrückt.

Gesner sagt, wie er habe sagen hören, daß der Wiedehopf beynah allezeit drey Eyer lege. Aldrovandus sagt hiervon eben so viel, wie auch Jonston, welcher hinzufügt, daß seine Eyer den Rebhünereyern ähnlich, aber kleiner, härter, von Figur schlechter, und am Geruch stärker sind. Aelianus giebt vor, daß

der

der Wiedehopf vermittelst einer Pflanze sein Loch, wenn es aus Bosheit oder sonst ist mit Koth verstopft worden, wie es der Grünspecht macht, zu eröffnen wisse. Es würde überflüßig seyn zu erinnern, daß man dieses nur vorgeben. Der Wiedehopf muß als einer der schönsten Vögel die in Europa sind, angesehen werden; er wird leicht zahm; er frißt gerne in Faden geschnittnes Fleisch; er durchsucht gerne die Würmer in den Misthaufen, oder in Kleyen, wo man sie mit Fleiß hingethan. Man kann ihn daselbst in einer Kammer frey herumlaufen lassen; er ist alsdenn munter, lustiger, und reinlicher, er geht ziemlich schwer und nicht anmuthig, weil er allzukurze Schienbeine hat; hingegen fliegt er ziemlich gut, wiewohl ein wenig langsam und niedrig; und da er große Flügel hat, so scheint er, indem er fliegt, weit größer, als er es in der That ist. Wenn er zahm gemacht worden, so muß man mit Vergnügen sehen, wie er sich legt, indem er seine Flügel vor dem Feuer ausbreitet, und wie er seinen schönen Kamm spielen läst. Denn er wärmt sich gern, und ist bey der Kälte sehr empfindlich. Im Herbst zur Zeit der Weinlese wird er auf dem Lande aus der Maßen fett, und erlangt einen so guten Geschmack, daß es Jäger giebt, die ihn über eine Wachtel schätzen, wenn man nur Acht hat, ihm den Kopf wegzuschneiden, wenn er getödtet worden, und noch ganz warm ist; denn sonst würde sein Fleisch so viel man vorgiebt, allzusehr nach Biesam riechen. Aldrovandus merkt auch an, daß er in Italien oft Wiedehopfe gesehen, welche auf dem Markt feil gewesen, und daß viel Leute selbige gekauft,

als

als wenn sie viel auf diesen Vogel gehalten, diejenigen, welche vorgegeben haben, daß das Weibchen allezeit größer als das Männchen sey, wie in den meisten sowohl Tage als Nachtraubvögeln, haben die Erfahrung nicht zu rathe gezogen. Olaus Magnus sagt, daß der Wiedehopf mit der Schwalbe, mit dem Grünspecht, mit der Dole Krieg führe, und daß er sein Nest in die Dämme längst der Sümpfe mache; wir haben aber niemals etwas ähnliches bemerkt, und was dasjenige betrifft, was er von dem Wiedehopf sagt, daß derselbe durch sein Gluchzen wie der Grünspecht den Regen ankündige, und daß er, wenn er zahm gemacht worden, die Fliegen sowohl als die Mäuse jage, wovon er das Haus reiniget, so können wir es nicht läugnen; so viel ist gewiß, daß wir in einem Wiedehopfsnest viele Köpfe vom Hamstern gefunden, deren sich die Katzen sogleich, als sie selbige gerochen hatten, bemächtigten. Zinanni gedenket weder des Nests noch der Eyer dieses Vogels. Die gemeine Meynung will, daß der Wiedehopf sein Nest aus Menschenkoth mache: andre sagen, daß er dasselbe ziemlich oft von Wolfs, Fuchs, oder Hundekoth, bisweilen auch von Pferde oder Mauleselsmist mache: aber unter vielen Nestern die wir zu untersuchen Gelegenheit gehabt, hat sich keines gefunden, welches den mindesten Koth enthalten. Es ist wahr, daß der Vogel mitten in einem Haufen Koth zu legen und zu brüten scheint; denn das Nest, die Eyer, die Mutter, und die Jungen, stinken erstaunend: aber ohnerachtet dieses Gestanks haben wir nur einige Insekten wahrgenommen, z. E. Würmer, welche den Meelwürmern ähnlich waren, Kellerwürmer, Ohr-

würmer und einige Käfer. Eigentlich zu reden, macht der Wiedehopf kein Nest; er begnügt sich, seine Eyer in einem hohlen Baum auf verfault oder wurmstichig Holz zu legen. Linnäus sagt, daß er bey einem einzigen Brüten nur zwey aschgraue Eyer lege: allein er ist gewohnt, deren zum wenigsten viere zu legen: seine Eyer sind länglich, und nach Proportion seiner Größe sehr dünn.

Der Wiedehopf, der sonst im Französischen Putput, Puput, Pupu, Pepu, oder Pipu, vor diesem Pupe genennt worden, heißt in Languedoc Lupege, oder Lupoge, griechisch Εποψ; italiänisch Bubbola, Gallodi Paradiso, oder Gallerto di Maggio; spanisch Abuwilla; portugiesisch Popa; deutsch **Wiedehopfe**; niederländisch Hoppe; englisch Hoop, oder Hoopov; schwedisch Haerfogel, oder Popp. **Menage** giebt vor, wie es außer Zweifel sey, daß, da das französische Wort Huppe, da es einen Busch Federn auf dem Kopf bedeutet, wegen des Vogels Huppe genannt, der auf dem Kopf diesen Busch Federn trägt, also genennt worden, und daß **Belonius** sich ganz und gar geirrt, wenn er sagt, daß der Vogel seinen Namen von seinem Busch bekommen. Es scheint in der That gewiß zu seyn, daß die meisten Namen, die ihm in verschiednen Sprachen von Europa gegeben worden, aus der Nahmendichtung, oder wegen seines gewöhnlichen Geschreyes gegeben worden.

Die Schriftsteller geben dem Wiedehopf nur eine einzige merkwürdige Eigenschaft, welche darinnen besteht, daß er wider die Colik gut seyn soll. Man ißt ihn deshalben in Substanz, oder man macht auch

Brü-

Brühen von selbigem, welche in dieser Krankheit sehr angepriesen werden. Man findet in den Epheme-rid. Germ. Decur. 2. Ann. 9. p. 354. eine Bemerkung vom D. Paullini, welcher erzählt, daß als einer von den Landleuten seit einiger Zeit mit einer heftigen Kolik befallen worden, ohne daß er in verschiednen Mitteln, die er gebraucht, Hülfe gefunden, sich mit folgender Brühe geheilt habe. Er hat einen Wiedehopf genommen, und nachdem er ihn von den Eingeweiden befreyt, hat er den Körper mit Wacholderbeeren und Fenchelsaamen ausgestopft; er hat ihn hernach in einer genugsamen Menge Wasser kochen lassen, um zwo Brühen davon zu erhalten, die er in einiger Entfernung von einander genommen, und die ihm die Schmerzen in den Eingeweiden gestillt. D. Paullini endiget seine Erzählung durch eine ganz natürliche Betrachtung, daß in der Natur nichts so schlecht, noch so geringe sey, wovon die Menschen nicht einigen Nutzen ziehen könnten, und welches nicht das Merkmaal der Güte Gottes habe; daher wir vielen Dank schuldig sind, daß er seine Gaben und seine Wohlthaten zu unsern Nutzen bis zu den Dingen, die uns die verächtlichsten zu seyn scheinen, ausgetheilet.

Ende des siebenden Theils.

Alphabethisches Verzeichniß
von den Thieren,
welche
in diesem Theile enthalten sind.

Dritte Klasse.
Von den Thieren, so im Wasser und auf dem Lande zugleich leben.

Coluber. Schlange S. 5
Lacertus. Eyder 67
Rana. Frosch 91
Salamandra. Salamander 162
Testudo. Schildkröte 207

Vierte Klasse.
Von den Vögeln.

Accipiter. Habicht oder Sperber 273
Alauda. Lerche 282

Alphabethisches Verzeichniß.

Alcedo. Eisvogel 290

Anas. Ente 299

Anser. Gans 310

Aquila. Adler 321

Ardea. Reiher 348

Carduelis. Stieglitz 380

Columba. Taube 386

Corvus. Rabe 402

Coturnix. Wachtel 412

Cuculus. Kukuck. 423

Cygnus. Schwan 439

Gallus. Haushahn 448

Hirundo. Schwalbe 525

Merula. Amsel 544

Motacilla. Bachstelze 551

Noctua. Nachteule 556

Otis. Trappe 565

Parus. Meise. 585

Passer. Sperling 593

Pavo. Pfau 609

Perdix. Rebhuhn 625

Alphabetisches Verzeichniß.

Phasianus.	Fasan.	633
Pica.	Elster	646
Picus.	Specht	655
Struthio.	Strauß	673
Turdus.	Drossel	741
Vanellus.	Kiwitz	749
Upupa.	Wiedehopf	758

Phal

Pica.

Picus

Strut

Turc

Vane

Upup

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geoffroy, Etienne-François, 1672-1731 / Arnault de Nobleville, Louis Daniel, 1701-1778 / Salerne, François

Stephan Franz Geoffroy, der Arzneygelahrheit Doctor, der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, und der Königlichen Gesellschaft zu London Mitglied, wie auch Professor der Chemie in dem Königlichen Garten, und der Medicin in dem Königlich-französischen Collegio, Abhandlung von der Materia Medica, oder von der Kenntniß, der Kraft, der Wahl, und dem
Bd.: 7

Leipzig 1764

M.med. 353 b-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10286585-2
VD18 80512569